This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

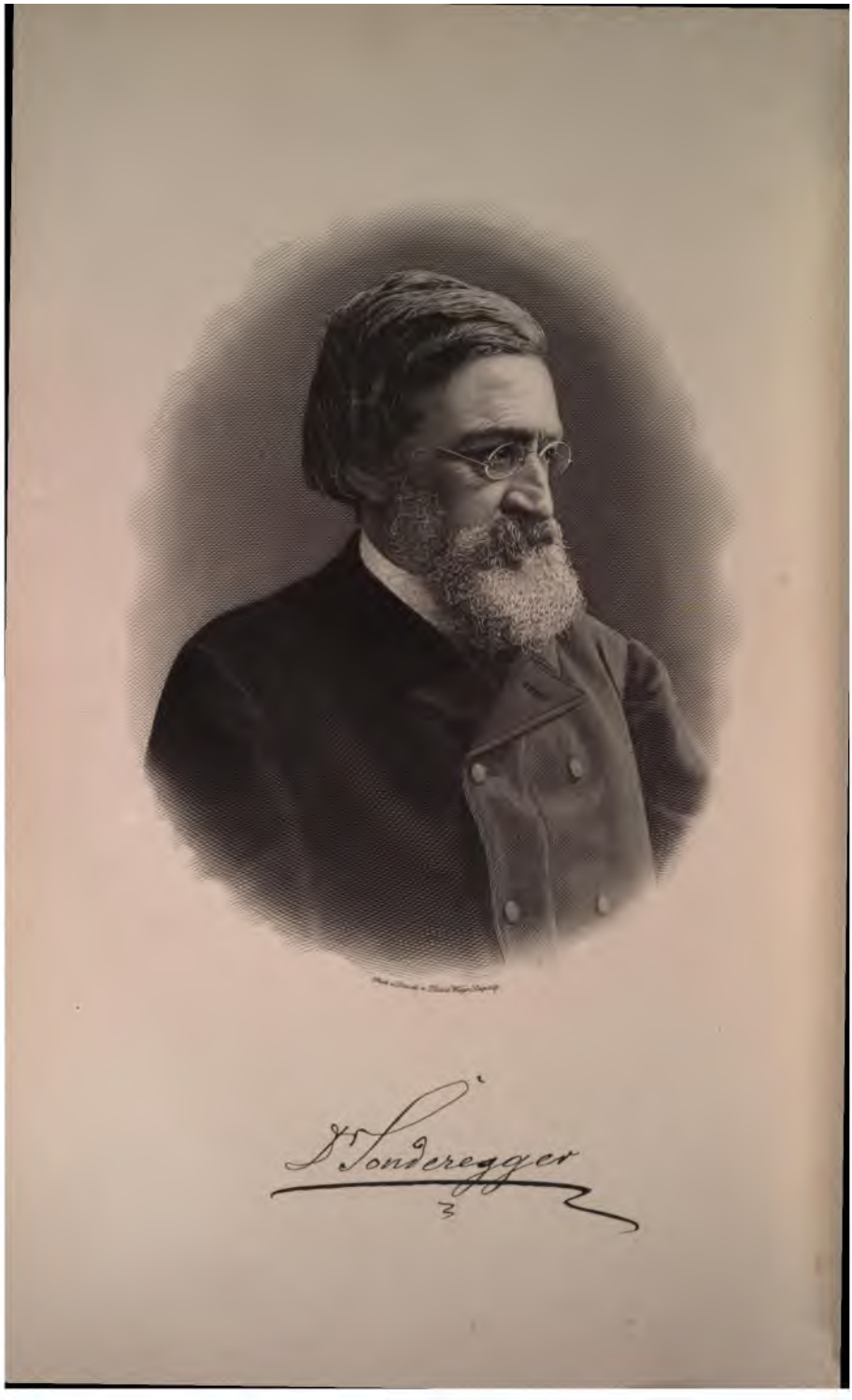
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

LANE MEDICAL LIBRARY STANFORD
2 45 0270 1202

Dr. L. Sonderegger

in seiner Selbstbiographie und seinen Briefen

J. Hubers Verlag in Frauenfeld



A. Sonderegger

Dr. L. Sonderegger

in seiner Selbstbiographie und seinen Briefen.

Herausgegeben

von

Dr. Elias Haffter.

Mit dem Porträt Sondereggers.

Frauenfeld.
Verlag von J. Huber.
1898

LAKE LIBRARY

LANE LIBR

Printed in Germany

S7H1
1898

Vorwort.

Das vorliegende Buch sei in erster Linie den Aerzten gewidmet, vor allem den schweizerischen Aerzten, deren Führer und begeisterter Bannerträger Dr. Sonderegger während Jahrzehnten gewesen ist.

Arzt war er ja mit Leib und Seele und mit der ganzen Kraft seiner edlen Gesinnung; dafür besaß er alle Eigenschaften des Geistes und Gemütes in reichem Maße und das Charakteristikum des Arztes von Gottes Gnaden — die innere Freudigkeit am Berufe, die Empfindung fast wunschloser Befriedigung bei Ausübung desselben, die hat ihn bis in die letzten Lebenstage nicht verlassen.

Sonderegger war es, der das ärztliche Pflichtenheft erweiterte, indem sich ihm — dem wohlwollenden Menschenfreunde — im Verkehr mit der seufzenden Kreatur die Ueberzeugung aufdrängte, daß der Arzt mit seiner kurativen Medizin nicht alles getan hat, sondern daß ihm, als dem natürlichen Anwalte des Armen, Kranken und Hülflosen, die herrliche Aufgabe zufällt, mit Wort und Tat an den sozialen Fragen mitzuhelfen — namentlich durch Propaganda für Volksgesundheitslehre und Krankenversorgung. Wie manches große Werk der Wohltätigkeit hat er durch seine selbstlose, energische Initiative, durch seine von glühender Begeisterung

76929

getragenen Schriften und Worte ins Leben gerufen, nicht beim ersten Anlaufe, sondern — getreu seinem Wahlspruche: sincere et constanter — meist erst nach langem, unausgesetztem Kampfe mit Manchestertum, Bureaukratie und engherzigen Vorurteilen aller Art sein Ziel erreichend!

Der Name Sonderegger bleibt in die Herzen seiner zeitgenössischen schweizerischen Aerzte tief eingegraben; mit dem Schwungrad seines hervorragenden Geistes und der Kraft seines gesprochenen und geschriebenen Wortes hat er wohl jedem, der mit ihm in Berührung getreten, manchen frischen und idealen Impuls erteilt. Um aber die Macht seines Beispiels weit über das Grab hinaus wirken zu lassen, habe ich es unternommen, die Briefe des seltenen Mannes zu sammeln und in einer nach bestimmten Gesichtspunkten getroffenen Auswahl zu publizieren. Sie bilden gewissermaßen die Belege zu der klassischen Autobiographie, welche der Verstorbene hinterlassen und deren Veröffentlichung seine Familie gütigst gestattet hat. Mit der Weisheit des Vielerfahrenen und mit dem Herzen des Junggebliebenen sind darin von dem Siebzigjährigen die Hauptzüge seines reichen Lebens gezeichnet. Dadurch erhält das Buch einen Wert nicht nur für die Aerzte und für die zahllosen durch Bande der Liebe und Dankbarkeit mit Sonderegger verbundenen Persönlichkeiten, sondern auch für Fernerstehende. Denn wer immer das herrlich geschriebene autobiographische Lebensbild gelesen, für den ist der Verfasser kein Fremdling mehr, sondern ein dem Herzen naheſtehender Mensch und er wird mit liebevollem Interesse sich in den Briefen weiter und intimer mit ihm beschäftigen.

Ich hatte ursprünglich die Absicht, die Briefe in chronologischer Reihenfolge zu gruppieren, jeweils im Anschluß an den dazu gehörenden Abschnitt aus der Autobiographie. Aber schließlich überwog der Wunsch, die letztere als ungeteiltes Ganzes zu geben, und es erfolgte dann eine Anordnung der Briefe nach den Adressaten. Auf diese Weise wird der Leser allerdings gelegentlich plötzlich aus dem Zeitalter des betagten Weisen in die noch gährende Gymnasial- und Studentenzeit zurückversetzt; im Stil jedoch ist dieser Kontrast

oft kaum fühlbar, da bei dem in allen Beziehungen sich treu bleibenden und schon in der Jugend zu geistiger Selbständigkeit gelangten Manne auch seine charakteristische Schreibweise — sein Stil — sehr früh entwickelt war.

Bei einzelnen kleineren Briefen hat der Leser vielleicht anfangs das Gefühl, daß sie ohne Schaden hätten wegbleiben können; oft aber ist es ein charakteristischer Sondereggerscher Kernspruch, ein den Nagel auf den Kopf treffender Ausdruck, der dem Schriftstück seinen Wert verleiht, oder aber dasselbe zeigt sich dem mit Aufmerksamkeit die Sammlung Durchgehenden als notwendiger kleiner Baustein zu einem größern organischen Gefüge.

Leider müssen viele der schönsten und intimsten Briefe an einige Freunde, namentlich auch solche an den Herausgeber, vorläufig ungedruckt bleiben, manche besonders auch deshalb, weil Sonderegger in seiner großen und durchaus waschechten und ungekünstelten Bescheidenheit für Andere nur Anerkennung und unbegrenztes Lob hatte, oft in einer für den Empfänger beschämenden Weise, während er seine eigenen Leistungen zu gering taxierte. Dieser Charakterzug begleitete den lieben Mann durchs ganze Leben. Unter diesem Gesichtspunkte sind vor allem auch einige der publizierten Briefe an den Herausgeber aufzufassen. Der Rotstift konnte nicht ohne Schaden am Wesentlichen alles derartige ausmerzen.

Die Gedanken über Gott und Unsterblichkeit, die in einem „Anhang" mitgeteilt werden, hat Sonderegger als Siebzigjähriger niedergeschrieben; der Umschlag, welcher die Blätter enthielt, trug die Aufschrift „Schulaufsätze des Gymnasiasten J. Laur. Sonderegger." Das darin ausgesprochene Glaubensbekenntnis vervollständigt das Bild des so groß und harmonisch angelegten Menschen; die Entwicklung der christlichen Lebensphilosophie des reifen Mannes aus dem von der trefflichen Mutter auf den Knaben überpflanzten kindlichen Bibelglauben ist in den Briefen zu verfolgen.

Die Dankbarkeit für das große Glück, einem Manne von den geistigen und gemütlichen Eigenschaften Sondereggers nahe gestanden zu sein, seine reine Seele kennen gelernt und aus ihr

ſo manches geſchöpft zu haben, gab mir Kraft und Mut, die vorliegende Sammelarbeit zu tun und auf dieſe Weiſe das Andenken des lieben Freundes lebendig erhalten und weit über das Grab hinaus ſegensreich — zum Guten und Schönen anregend — geſtalten zu helfen.

Frauenfeld — an Sondereggers Geburtstag —
22. Oktober 1898.

Dr. E. Haffter.

Inhaltsübersicht.

Seite

Vorwort.

Lebensbild 1

Briefe:

An seinen Vater (Nr. 1—16) 109
" seine Frau (Nr. 17—25) 170
" Herrn Dr. Pestalozzi in Zürich (Nr. 26—76) . . . 182
" seine Tochter Frau Wiget-Sonderegger (Nr. 77) . . 268
" seinen Enkel Hans Wiget (Nr. 78 und 79) . . . 269
" Frau Prof. Dr. Ruge-Bänziger in Amsterdam (Nr. 80—83) 271
" Herrn Dr. Bänziger, z. Zt. in Amsterdam (Nr. 84) . . 276
" Frau Dr. Bänziger in St. Gallen (Nr. 85) . . . 277
" Herrn Dr. Niederer in Rehtobel (Nr. 86—93) . . . 278
" Fräulein Köppel in St. Gallen (Nr. 94 und 95) . . 298
" Herrn Prof. Dr. Hasse in Hannover (Nr. 96—98) . . 300
" " Prof. Dr. Jos. Engel in Wien (Nr. 99—103) . . 303
" " Oberingenieur F. Engel in Wien (Nr. 104) . . 310
" einen praktischen Arzt (Nr. 105) 311
" Herrn Dr. Zinn, Direktor der Irrenheilanstalt Neustadt-Eberswalde (Nr. 106—109) 312
" Frau Dr. Zehnder in Zürich (Nr. 110) 318
" " Prof. Escher-Zehnder in Zürich (Nr. 111—114) . 319
" Herrn Prof. Hagenbach-Burckhardt in Basel (Nr. 115) . 321
" " Dr. Killias in Taraspe (Nr. 116) 322
Der ärztliche Berater an eine Familie X. (Nr. 117—127) . 323
An Herrn Dr. Schelling in Berneck (Nr. 128 und 129) . . 334
" " Dr. Seitz in St. Gallen (Nr. 130—132) . . . 336
" " Dr. Rahn in Zürich (Nr. 133—135) . . . 339
" " Pfarrer Bion in Zürich (Nr. 136—150) . . 341
" " Sanitätsrat Dr. Jung in Wyl (Nr. 151—174) . 352
" " Spitaldirektor Dr. O. Kappeler in Münsterlingen (Nr. 175—179) 375

Seite

An Herrn Dr. Schuler, eidgenössischer Fabrikinspektor in Mollis (Nr. 180—182) 378
" " Dr. Schiller, Direktor des Asyls in Wyl (Nr. 183 und 184) 383
" " Prof. Dr. Wartmann, Rektor der Kantonsschule in St. Gallen (Nr. 185 und 186) 384
" " Dr. Häberlin in Zürich (Nr. 187) 387
" " Dr. Haegler sen. in Basel (Nr. 188—190) . . . 387
" " Dr. Bruggisser, Nationalrat in Wohlen (Nr. 191—193) 390
" " Dr. L. Kaufmann, Dozent für Chirurgie in Zürich (Nr. 194) 392
" " Dr. Rager in Luzern (Nr. 195) 393
" " Dr. Wilhelm Dock, auf der Waid (Nr. 196 und 197) 395
" " Dr. Kürsteiner in Gais (Nr. 198—202) 396
" " Prof. Dr. de Cérenville in Lausanne (Nr. 203—209) 401
" " Dr. Schmid, z. Zt. Direktor des eidg. Gesundheitsamtes in Bern (Nr. 210—242) 411
" den Herausgeber (Nr. 243—302) 439

Anhang:

„Gott und Unsterblichkeit" 493

Lebensbild,

von Dr. L. Sonderegger selbst geschrieben

und seinen Freunden gewidmet.

Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben

von

G. Wiget-Sonderegger.

Das nachstehende Lebensbild hat der liebe Verstorbene im Juli 1888 zu schreiben begonnen, als er nach knapp überstandener Krankheit zu seiner Erholung auf Schönberg[1] weilte und „den Wink des Schicksals verstehend, einen Strich unter seine Lebensrechnung[2] machte".

Er schrieb am Tage und las dann am Abend einzelne Bruchstücke vor, um sich zu vergewissern, ob der angeschlagene Ton gefiele.

Wir lauschten mit Andacht und Rührung. Das freute ihn und bestärkte ihn, in seinem Lebensbilde fortzufahren, und so schrieb er es in einem Zuge bis zum vorläufigen Abschluß in Nr. 45. Später hat er es noch fortgeführt bis zu seinem 70. Geburtstage, und die „Bilanz" ist das letzte, was er in seinem Leben geschrieben hat.

War das Ganze auch für die Freunde bestimmt, so trug er doch Bedenken, es drucken zu lassen, und nachdem er die Zusage dazu bereits erteilt hatte, machte er noch mancherlei Einschränkungen, und das noch in den letzten Tagen seines Lebens. Ja selbst bei dem Manuskript lag noch ein Brief, in welchem er seine Bedenken wiederholte und — für den Fall, daß sein

---

[1] Erziehungsanstalt seines Schwiegersohnes Wiget in Rorschach, von S. scherzweise seine „Reparaturwerkstätte Rorschach" genannt. E. H.

[2] Cf. Nr. 44.

Lebensbild doch gedruckt würde — andeutete, in welchem Sinne er es aufgefaßt wissen möchte.

Der Brief gehört darum auch zum Lebensbild; er bildet dessen passendstes Vorwort und lautet:

An den Herausgeber,
meinen lieben Schwiegersohn Gustav.

Ich habe das Gefühl, daß es eigentlich ein Unsinn und eine Eitelkeit ist, sein „Lebenslaufli„ extra zu beschreiben.

Wenn dieses Manuskript nicht gedruckt wird, ist's wohlgetan, vielleicht besser. Sollte es gedruckt werden, so bitte ich dringend um Deiner Freundschaft willen, genau nachzusehen und überall zu streichen oder gründlich zu ändern, wo mir die Eitelkeit herausgeschlüpft wäre. Ich möchte aber weder eitel noch hochmütig-bescheiden sein.

Zum Stolz-sein langt's nicht, also bewahre mich vor der üblen Nachrede, ein eitler alter Narr gewesen zu sein.

Diese Biographie möchte sein wie ein Landschaftsbild, wo die Gegend die Hauptsache ist und nicht die Figur im Vordergrunde, welche die ganze Umgebung zu betrachten scheint.

Also nochmals: streiche alle Eitelkeiten weg und arbeite mit Kritik, nicht aber mit Pietät.

Gott befohlen!

Der Alte.

Wanderer, stehe still; hier liegt ein Glücklicher! Glücklich ist ja immer, wer das Leben hinter sich hat, in welchem wir den Schmerz so viel tiefer empfinden als die Freude, das Böse so viel länger als das Gute. Glücklich ist ja immer der Unzufriedene, dem es auf Erden recht wohl ergangen, wenn er von seiner Unverschämtheit ausruhen darf; doch auch der Arme ists, der fast nichts als Elend erlebt und sich dennoch mit Verzweiflung an sein Leben angeklammert hat!

So aber ist's diesmal nicht gemeint. Der hier ruht, war wirklich ein Glücklicher und ist mit warmem, herzlichem Danke geschieden, denn er hat in seinem Leben eine Unsumme von Liebe und Wohlwollen seiner Mitmenschen genossen und hat sich den größten Teil seiner Jahre einer einheitlichen, widerspruchlosen Lebensanschauung erfreut. Diese hat er mit Schmerzen erkämpft. Seelenruhe war ihm nicht beschieden, aber er hat, wie eine ordentliche Magnetnadel, wenn auch unter fortwährenden, oft ungebührlich großen Abirrungen, immer um denselben festen Punkt herumgeschwankt. Er hat an Leben, Familie, Ehre und Gut viel mehr erreicht, als er je erwartet, denn er erwartete fast nichts. Sein Leben ist köstlich gewesen, denn es war Mühe und Arbeit.

Nach Beendigung dieser vorsorglichen Leichenpredigt versuche ich mein Lebensbild zu zeichnen.

1.

Ich bin geboren den 22. Oktober 1825, Samstag abends, im Schlößchen Grünenstein, im st. gallischen Rheintale, ein Kind des Gutsverwalters Ulrich Sonderegger. Meine Vorfahren

lassen sich im pfarramtlichen Register verfolgen bis auf Jeremias, der um 1580 lebte. Von da bis auf meinen Vater herab waren mehrere „Hofammann" von Balgach, alle Bauern, alle Verwalter von Grünenstein unter verschiedenen „Dynastien", kein Herr und kein Bettler dabei, kein Berühmter und kein Beschimpfter:

Volk im gesunden Sinne des Wortes.

Vor mir waren zwei Kinder gestorben, und nach mir folgten noch ihrer neun, von denen allen nur drei aufgekommen und dann zu braven, brauchbaren Männern geworden sind: Paul, August und Ulrich. Ich führte mit zwei meiner Brüderchen ein idyllisches Leben, entfernt vom Dorfe und von andern Gespielen, hochvergnügt in Wald, Wiese und Weinbergen, ganz besonders aber im großen Hofe und unter den riesigen Linden. In ihren Kronen der süße Blütengeruch, Bienensummen und Vogelgesang; an ihren Stämmen jedes Jahr eine kunstvoll angehängte Früchteausstellung, und im Schatten dieser Patriarchen ein rauschender Brunnen, ein fröhliches Stillleben, nur am Sonntage durch Scharen lustwandelnder Landleute unterbrochen. Grünenstein steht an der Grenze zwischen Rebberg und Wald, hat eine lange Geschichte und eine weite Aussicht. Zu unsern Füßen lag das vieltausendfach zerteilte und reichbebaute „Eisenriet". Den fernen Horizont umsäumten die Gebirge des Vorarlberg, deren für uns unsichtbare Häuser beim Untergang der Sonne, die eben recht in ihre kleinen Fenster fiel, uns blitzende Grüße zusandten. Dann kam die Rhätikonkette, auf deren Gipfel auch im höchsten Sommer ein Schneefeld schimmert; darauf folgten die Grauen Hörner und zuletzt der „hohe Säntis" mit seinen lieblichen Vorgebirgen Kamor und Fähnern. Im Rücken hatten wir die Berglehne, in der das hügelige Hochland zum Rheintal abfällt. An ihrem Fuße reihten sich Höfe an Höfe und ein Dorf ans andere, alle im Obstbaumwalde halb versteckt. Das streckenweise aufleuchtende, silberne Band, welches sich durch das weite Tal schlängelte, war der Rhein, und es gereichte uns Kindern zum großen Troste, daß er so weit weg, und daß wir so hoch über ihm waren; denn wir hörten von ihm nur als von einem Räuber, der unversehens einzubrechen und großes Unglück anzurichten pflegte.

Weit und unendlich wölbte sich über uns der Himmel, und

an manchem hellen Abend hat uns die Mutter herausgerufen und uns jubelnd die Sterne gezeigt. „Zeugen der Allmacht Gottes, Welten, wie wir eine bewohnen, aber noch viel schöner und größer", hat die liebe Mutter gesagt. Das Glück, welches sie empfunden und auch auf uns Kinder übergetragen beim Anblicke des Himmels oder der blühenden Fluren oder selbst in der bänglichen Stimmung bei Gewittern, die hier besonders großartig erschienen: ich habe es zeitlebens nie vergessen. Ebensowenig habe ich die stille Freude vergessen, mit welcher sie, als wir Knaben größer geworden waren, uns Lebensmittel zusammenpackte, die wir in der Abenddämmerung Armen oder Kranken zutragen durften. Wer nicht brav gewesen, hatte das Ehrenamt jeweilen verscherzt. Eine kurze Hausandacht wurde gewissenhaft abgehalten, und ich habe selten wieder eine so fröhliche Frömmigkeit, eine solche Liederstimmung gesehen wie die meiner Mutter. Sie dachte gut von den Menschen und erzog ihre Kinder zur Achtung vor allem, zumal vor den Unglücklichen.

Große Respektspersonen waren aber auch alle Glieder der Familie Custer, welche den Sommer in ihrem Schlosse zubrachte, und deren Stammherr Jakob Laurenz, mit dessen Namen ich beehrt wurde, ein bedeutender und in großem Stile wohltätiger Mann gewesen. Ganz selbstverständlich war alles weise, was von der „Herrschaft" kam oder mit ihr zusammenhing. Ich brauchte später lange Zeit, mich von der angebornen und anerzogenen Ergebenheit frei zu machen, um zu einer gesunden Hochachtung zu gelangen, und ich habe den Zug des Herzens, die Macht der Legende und den Druck der Verhältnisse begreifen gelernt, der Völker an Fürstenhäuser bindet. Die nüchterne Achtung ist allerdings leistungsfähiger als die schwärmerische. Unglücklich aber ist der Mensch, der von Hause aus gewöhnt worden, keine Autorität zu anerkennen; ihm fehlt die Bescheidenheit, die zur strengen Pflichterfüllung treibt; ihm fehlt das Ideal, das ihn zieht und hebt; sein Ende ist die Versumpfung. Und noch eine Macht hat mein Kinderherz mit Ehrfurcht erfüllt: die Regierung. Mein Vater war lange Jahre Gemeindammann und hatte öfter Gelder zu verschicken: „an die Regierung"; auch hatte er manchmal Weisungen zu erteilen: „wegen der Ordnung und im Namen der Regierung".

Ich habe niemals anders als mit heiliger Scheu an die Regierung gedacht. „O, daß sie immer grünen bliebe — Die schöne Zeit der jungen Liebe."

Der Vater war ein derber, rechtschaffener Mann mit gesundem Verstand, aber sehr wenig Schule. Größere Berichte und schwierigere Eingaben hat er der Mutter erzählt, und diese brachte dann die Sache zu Papier, in zierlicher Schrift und gewandtem Stil. Die unermüdliche Bauersfrau war nebenbei ziemlich belesen und hatte bei aller Herzensgüte Anlage zur Ironie; neben Gellerts Liedern waren ihr auch dessen Fabeln und viele äsopische Fabeln sehr geläufig. Sie war von Rheineck und hieß Elsbeth Pfeiffer; ihr Vater war Hutmacher und „Stadtrat".

Unter diesen Verhältnissen wuchs ich fröhlich heran — so weit es möglich war, denn ich bin meistens krank gewesen und der sehr gewissenhafte, vielgeliebte Arzt des Dorfes, der mir unzählige Brechmittel verordnet, machte mich damit wahrscheinlich noch kränker.

Mein Großvater war immer krank und verschluckte immer die „vortrefflichen Mittel", welche er vom regelmäßig eintreffenden Theriakkrämer, einem riesigen Tyroler, einzukaufen pflegte. Aderlässe wurden in jedem anständigen Bauernhause jährlich mehrmals gemacht, und alle Augenblicke lag ein Grund vor, „Reinigungsmittel" zu nehmen, auch bei den Dienstboten. Heutzutage gibt es doch viele Familien, die jahrelang keine Medikamente nehmen und keinen Arzt gebrauchen. Damals war immer Belagerungszustand, und das in dem stillen, altmodigen Dorfe, wo kaum alle acht Tage eine Zeitung anlangte.

2.

Die Schule war mein Mißgeschick. Ich muß sagen: die reformierte. Die Schulen waren konfessionell streng getrennt, weder Lehrer noch Schüler verkehrten je miteinander; diese betrachteten sich gegenseitig wie von verschiedener Rasse, und wenn man sich nicht prügelte und kratzte, tat man sich viel zu gute auf seine „Toleranz". Dieses Wort war sehr im Schwung bei den Alten, die sich gegenseitig schlau anlächelten. Der eine sprach dem andern grundsätzlich Religion, Gewissenhaftigkeit und Vater-

landsliebe ab, tatsächlich aber anvertrauten sie sich Leib und Gut und Ehre. So groß war die göttliche Komödie der Konfessionen.

Die reformierte Schule war so gut wie die katholische. Enge, vollgepfropfte Stuben, niedrig, dunkel und übelriechend. Der Lehrer, ein herzensguter Mann, war nebenbei Schreiner und Sargmacher, und seine Frau wurde eine sehr gesuchte Taglöhnerin für Hauswäsche. Der Oberlehrer hatte kein besseres Lokal, war ein herkulischer Mensch und nebenbei Bauer. Er las in der Schule viel für sich, besonders theologische Streitschriften und übergab dann mir die Schule, weil ich des Ammanns Sohn war, oder weil ich am geläufigsten las. Das Neue Testament war unser Lesebuch und in den obern Klassen die ganze Bibel. „Die Unschuld vom Lande" hat uns leider nicht verhindert, durch das Aufsuchen längst angestrichener, höchst unpassender Stellen das heilige Buch zu entweihen, und ich habe in späteren Jahren die Dummheit der Zeit angestaunt, die sich an ihren Kindern so salbungsvoll versündigte. Zu diesem Lehrstoffe kam dann noch Wurst's deutsche Sprachlehre, eine unfehlbare Anleitung zur Gedankenlosigkeit und zur sprachlichen Unbeholfenheit.

Den ganzen Herbst hindurch hatte ich allerdings noch eine andere Schulstube: die Weide, wo ich das Vieh hütete, Kartoffeln briet und unter einem mächtigen Apfelbaum den Robinson mit Andacht las und wieder las, bis ich mich ganz in ihn hineingelebt hatte. Auch Christoph Schmids Geschichten bewegten mich sehr; insbesondere ergriff mich das Bild Wallers, der noch als Räuberhauptmann seinen Homer las und wie das Gespenst eines verunglückten Studenten vor mir stand. Als Mann konnte ich den Robinson mit Genuß wieder lesen, nicht aber Christoph Schmid. Er predigt zu viel, ist unanständig untertänig, und seine Gestalten sind nur schneeweiß oder brandschwarz. Aber Kinder stört das nicht, sie ziehen schematische Figuren dem Naturgetreuen weit vor. Das wiederholt sich leider auch beim erwachsenen Volke, das mit Vorliebe Schundromane verschlingt, die von den hohen Vorzügen Christoph Schmids keinen einzigen, dessen Fehler aber in hundertfältigem Maße besitzen. Man gibt sich darüber zu wenig Rechenschaft und verliert deshalb bei gemeinnützigen Unternehmungen sehr oft den erhofften bildenden Einfluß.

Bei meinem stellvertretenden Schulmeistern wurde ich sehr hochmütig und kam auf den Weg, der so oft die Jungen von Beamten, Geistlichen und Aerzten ins Verderben führt. Sie spielen die Erbprinzen im Dorfe und werden Taugenichtse. Bei den meisten meiner Mitschüler hat harte Arbeit und die Not des Lebens gut gemacht, was die Schule verdorben, und mich hat die Mutter geweckt, die an Wissen und Können so hoch über meinen Lehrern stand.

3.

Es war seit meiner ersten Kindheit meine Sehnsucht, Arzt zu werden, und ich ahnte, daß ich nicht auf dem Wege dazu sei. Mit dem Einmaleins stand ich auf sehr gespanntem Fuße, und meine Schrift sah aus wie arabisch. Den 13. Geburtstag feierte ich mit Jammern und Heulen und erreichte damit, daß ich sofort in die Realschule nach Rheineck gebracht wurde. Ich kam sogar in die Familie meines Lehrers und Erziehers J. J. Arbenz. Das war ein Mann von der Gestalt und auch vom Geiste Joh. Peter Hebels, ursprünglich Theologe, durch eigene Arbeit in neueren Sprachen und in Mathematik ein sehr gelehrter Mann, gütig und ernst, ein feiner Beobachter und Kenner der Menschen. Die Disziplin verstand sich von selber; denn es war immer unterhaltend und interessant in der Schule. Von Bekanntem ausgehend und alles Verständliche herbeiziehend, gab der freundliche Mann neue Begriffe immer dann, wenn man deren dringend bedurfte, um weiter zu kommen, und sehr oft glaubte der Schüler, alles selber gefunden zu haben. Wer irgend etwas gut gemacht und verstanden hatte, der wurde zu einem andern hingesetzt, der es noch nicht begriff. „Wenn du es diesem verständlich machen kannst, dann weißt du es, sonst aber hast du es bloß auswendig gelernt." Das gab ein ernstes Ringen auch mit der Sprache; der Gedanke suchte den Ausdruck. Und während er so den kleinen Lehrer lehrte, war jeder andere wieder besonders beschäftigt; er schien alle zugleich zu sehen, und wer müßig saß, dem flog ein ernstes Wort, oft ein feiner Witz an den Kopf. Er erklärte seiner obersten Klasse die Verfassung des Kantons und der Eidgenossenschaft und ließ uns allerlei geschichtliche und geographische Va-

rianten ſuchen, ſo weit wir ſie verſtanden. Parteiwörter und -Phraſen, welche bekanntlich die Unreifen am meiſten entzücken, ſchnitt er kurz ab mit dem Worte: „Der Menſch iſt immer beſſer als ſein Syſtem.“ Es iſt bezeichnend, daß die Schüler ein einziges Buch gebrauchten: das franzöſiſche Leſebuch, und ein einziges Diktierheft hatten — für die franzöſiſchen dictées. Nicht das Buch war der Lehrer, ſondern der Lehrer war das Buch: daher ſein Anſehen und ſein Erfolg. Man hat ihn nicht nur geliebt, ſondern verehrt, und wo nach Jahrzehnten ſich Leute trafen, die überhaupt einmal ſeine Schüler geweſen, da begrüßten ſie ſich wie Freunde und prieſen den unvergeßlichen Mann. Er blieb mein väterlicher Freund während meiner ganzen Studienzeit und bereitete mir im Anfange meiner ärztlichen Praxis den ungeheuren Schmerz, ihn an einer, damals noch unbedingt tödlichen Krankheit behandeln zu müſſen. Er ſtarb im Dezember 1852.

4.

Nach drei glücklichen Jahren wurde ich in das Obergymnaſium der Stadt St. Gallen aufgenommen. Die Anſtalt hatte den althergebrachten philologiſch-hiſtoriſchen Zuſchnitt: Griechiſch, Latein und Geſchichte, Mathematik und Philoſophie. Daneben aber regte ſich, von begabten Männern getragen, auch ein ſehr lebendiger naturwiſſenſchaftlicher Unterricht und entſtand eine „Induſtrielle Abteilung“, zum großen Aerger der Philologen. Ich kam in einen Flug begabter und fleißiger Leute. Wenn ich aber jetzt, in alten Tagen, meine damaligen Mitſchüler und mich ſelber betrachte, ſo muß ich geſtehen, daß wir trotz ſehr vieler Stunden ganz und gar nicht „in den Geiſt des klaſſiſchen Altertums eingeführt“, ſondern bloß zu Grammatikfuchſern erzogen wurden. Es war mir ſpäter bequem, die naturwiſſenſchaftlichen Wörter leicht zu verſtehen, und es machte uns allen Spaß, mit Horaziſchen Sentenzen und Homeriſchen Verſen um uns zu werfen, oder eine lateiniſche Bier-Rede auszuſtoßen, aber auf den Geiſt der Alten haben wir vergeblich gewartet. Der Engel kam nicht, das Waſſer zu bewegen, und wir verließen ungeheilt den Wunderquell der alten Philologie. Später ſtieg mir die frevelhafte Frage

auf, ob wir eigentlich den Geist längst entschwundener Jahrtausende, die weder besser noch weiser gewesen als unsere Zeit, überhaupt noch verstehen und gebrauchen können? Es ist ein bischen schwer, die angeborne geistige Konstitution abzustreifen, und die wenigen Aerzte, die ich im alten Hellas und Rom leben und weben gesehen, haben mir den Eindruck gemacht, in unserer modernen Welt und Naturwissenschaft Fremdlinge zu sein. Zwei berühmte ärztliche Philologen haben sich im parlamentarischen Leben gegen sanitäre Verbesserungen in ihren Kantonen mit Erbitterung gewehrt. Daß auch aus streng philologischen Schulen Männer hervorgegangen sind, die in der Wissenschaft unserer Tage als Sterne erster Größe glänzen, das beweist gar nichts, denn es ist fast mathematisch sicher, daß aus so und so vielen Millionen eines Kulturvolkes einzelne große Geister aufsteigen, ob sie so oder anders geschult worden seien. Der Durchschnitt aber spricht heutzutage — und sprach besonders auch zur Zeit unserer Großväter, vor und während der Helvetik — ganz und gar nicht für die Wahrheit einer allein seligmachenden Philologie. Diese hat ihre Zeit und ihre Verdienste als unbedingtes Bildungsmittel gehabt. Beim Zusammenbruche der alten Eidgenossenschaft hat die philologische Schulung der Berner und anderer Patrizier sich schlecht bewährt, besonders auch in Hinsicht auf die antike Charaktergröße, welche als ein Hauptsegen erwartet wurde.

Unser guter alter Philologe rühmte uns die schöne Zeit, da die Bildung noch etwas galt, und jeder deutsche Staatsbürgerssohn die Lateinschule besuchte. „Da war mein ehemaliger Schulkamerad, ein Sattlermeister, der taufte seine Söhne: Primus, Secundus und Tertius, Quartus, Quintus und Sextus.“ Also alles Nummern, wie im neuen Zuchthause zu St. Gallen. Das sollte schön sein. Und wir begriffen's nicht, beim besten Willen nicht.

Ein gutes Geschick führte uns in die Industrieabteilung, wo Wartmann beschreibende Naturgeschichte lehrte, und wo der feine Selinger uns in die Geheimnisse der elementaren Physik und Chemie einführte, uns zugleich erleuchtete und erwärmte. Es war umsonst, daß der Philologe einen Schüler, der eine Stunde Griechisch an eine Stunde Mathematik vertauscht hatte, mit einer langen Rede über den Text: „Der Mensch lebt nicht von a + b“

andonnerte; wir donnerten ihn dafür mit Knallgas-Seifenblasen an, die im kleinen Laboratorium „zufällig“ explodierten.

Die Seele unserer Schule war aber der liebe Peter Scheitlin in Silberhaaren, die an Bilder von Chamisso und von Rückert erinnerten, ein geschätzter Schriftsteller, Naturkundiger und Polyhistor, einst ein gefeierter Prediger und immer noch, trotz mancher Altersschwachheit, ein begeisterter und begeisternder Lehrer. Er gab Religion, Logik und Geschichte der Philosophie. Zum Examen langte das knapp, aber sein Unterricht brachte jeden aus dem Gleichgewichte der Trägheit, machte Hunger und Durst zum Lernen und flößte Hochachtung ein vor der Wissenschaft und vor der religiösen Wahrheit. Anregen, lehren lernen, das Ebenbild Gottes im Menschen verehren; das war seine Kunst. Die Stadt hat ihm ein marmornes Denkmal errichtet; er selber aber hat sich ein Denkmal im Herzen aller gestiftet, die ihn kannten.

Bei diesem Manne ist mir klar geworden, was ich später sehr oft bestätigt gefunden: daß junge Leute Aristokraten des Geistes sind. Sie verlangen durchaus, daß ihr Lehrer ihnen durch seine geistige und sittliche Ueberlegenheit Achtung einflöße; kann er ihnen diese Wohltat nicht erweisen, so rächen sie sich instinktmäßig. Später stumpft sich dieses moralische Gefühl ab, besonders in der Politik. An Gymnasien sollten nur ganz bedeutende Männer Religionslehrer sein; sehr oft nimmt man aber dazu Lückenbüßer, die dann sich mitsamt ihrem Fache lächerlich machen und bleibenden Schaden stiften.

In unserm bescheidenen Gymnasiastenvereine, welcher das Studentenleben noch nicht vorweg nahm, wurde mit Andacht das Lied gesungen: „Ein Schweizer das bin ich, ein fröhlicher Hirt — Für Freiheit und Alpen geboren — Den Felsgrat, wo einsam die Gemse nur irrt — Den hab' ich zur Heimat erkoren — Hab' an die äußerste Grenze der Welt — Hoch über die Wolken mein Hüttlein gestellt.“ Und ferner in einem sehr feierlichen Gesange der oft wiederkehrende Vers: „Die Natur ist ewig frei!“ Das sangen mit Andacht Jünglinge, die von Humboldt, Karl Ritter und Liebig, von Aristoteles, Spinoza und Kant reden hörten. Was will man da zu alten Jungfrauen sagen, die an Gespenster glauben, oder zu den gewöhnlichen Festrednern, die doch keinen

aller schönen Künste Unkundigen? Nicht einmal sprechen konnte ich so, daß Fremde mich verstanden, und ich mußte oft meinen Namen schreiben, um ihn zu nennen. Ich litt, nach einer Diphtherie der Kinderzeit, an teilweiser Lähmung der Zunge, so daß ich wohl das Zungen-R, aber nicht die Buchstaben C, S, Z, X auszusprechen vermochte und dafür nur ein schnaubendes Geräusch aus der Nase stieß. Nachdem ich hiefür viele Medizin genommen, kam mir in der Realschule, als von Demosthenes die Rede war, der Gedanke, es möchte wohl Uebung am besten sein, und ich habe durch sieben volle Jahre jeden Tag vielmal das schöne Wort exercitium dekliniert und mich, wenn ich allein war, im Sprechen nach meiner Methode geübt. Es ging noch schlecht und mühsam. Am neuen Orte, wo mich niemand kannte, beschloß ich, trotz früherer Mißerfolge nach der neuen Weise zu sprechen. Jeder Satz kostete mich Mühe und Gewalt. Ich muß sehr klug geschienen haben, denn ich sprach wenig. Aber es ging, und nach kurzer Zeit war ich endlich in der Reihe der gewöhnlichen Schwätzer. Auch die Studenten waren gar nicht so grimmig, im Gegenteile so liebenswürdig als möglich, und meine geringe Kneipfähigkeit tat meiner Stellung keinen Eintrag. Ich genoß nämlich das Glück, einen schlechten Magen zu haben. Viele brave junge Leute sah ich an ihrem guten Magen zu Grunde gehen; mir war die Tugend leicht gemacht. Man anvertraute mir später sogar die Abschiedsrede beim Fackelzuge Köllikers und das Präsidium des Studentenvereins. Es war schön in Zürich: die Berge, der See, die lachenden Ufer, die betriebsame Stadt, die großartigen akademischen Anstalten, vorzügliche Lehrer und ein fleißiges Studentenleben machten jeden Tag genußreich. Deshalb waren auch die nicht allzuhäufigen Kneipabende brausend lustig. Der zurückgezogene stille Sünder, sowie der Wirtshaus-Simpel, welcher die Erholung als Geschäft betreibt, die waren ziemlich seltene Species und wenig bewundert. Das Studentenleben ist mit Recht besungen: das sorgenlose Dasein eines Kindes und zugleich das Kraftgefühl eines Mannes; ein Siegeszug in wissenschaftliche und soziale Gebiete, wo andere die Schlachten geschlagen und sich verblutet haben! Aber auch da ist's nur ein Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen, von der Poesie zum Blödsinn. Hier der Geck im uner-

schwinglich kostbaren Wix, dort der wilde Ehemann du quartier latin, der nach zehn Jahren ein altes Weib sein wird, dort der himmelstürmende Titane, der meeraustrinkende Riese, der entsetzlich brüllende Löwe: sie sind doch nur die Säuglinge ihrer Eltern, und müßten ohne diese bald verhungern; sie sitzen alle noch auf dem Boden und können nicht auf eigenen Beinen stehen. Der große Lärm ist nicht so böse gemeint und denen gefährlicher, die ihn machen, als denen, die ihn hören. Viele zählen auf eine Rangloge im Leben und sammeln sich kaum das Eintrittsgeld für einen schlechten Stehplatz; viele glauben poetisch zu schwärmen und schwärmen böotisch, und den wenigsten, die beim Maitrank jubeln, fällt es ein, daß von der ganzen Blütenpracht des Frühlings kaum fünf Prozent zu Früchten werden.

Ein liederliches Studentenleben verträgt nur das Genie, und wer sich selber für ein solches hält, hat den Beweis geleistet, daß er ein Narr ist. Ein guter Kopf wird in der Regel von der Wissenschaft viel stärker angezogen als von der Lumperei. Ausnahmen zu folgen ist gefährlich. Der Rückblick in die Studienzeit wird jedem verbittert, der in alten Tagen zählt und sieht, wie viele seiner Freunde früh gestorben sind oder ruhmlos verstümmelt auf der Wahlstatt des Lebens liegen. Nicht nur vor die Pforte der Ehren, auch vor die Thüre des akademischen Jubels setzten die Götter den Schweiß. Alle rechte Poesie steht auf prosaischen Füßen, auch in der Studentenzeit.

Ein junger Mediziner konnte zu Zürich in Wonne schwelgen: Botanik bei Oswald Heer und bei Nägeli, Chemie und Laboratorium bei Loewig, Physik bei Mousson, beschreibende Naturgeschichte mit ganz Darwinscher Naturphilosophie bei Oken, Anatomie bei Josef Engel, dem kritischen, sarkastischen Manne mit dem guten Herzen, das sich aller Lernbegierigen väterlich annahm, Physiologie bei Kölliker, dem Künstler in Wort und Bild. — Die Gesellschaft war nicht groß, 12—30 auf ein Kolleg. Jeder einzelne stand in persönlichem Verkehr mit seinen Lehrern; unvermutete Examinatoria kamen nicht selten vor; wer lernen wollte, hatte gute Zeiten und alle mögliche Nachhilfe, ganz besonders auch durch Hermann Meyer, den unvergleichlichen Prosektor. Die Universität besaß ein großes Mikroskop von Schiek, die Professoren

hatten ihre eigenen Instrumente und überließen sie den Schülern beim Unterrichte, und endlich gab es sogar zwei Studenten: Steinlin von St. Gallen und Müller von Oldenburg, welche ihre „Oberhäuser" besaßen; sie waren aber auch angestaunt und beneidet. Ich bin erst im dritten Jahre meiner Praxis zu einem eigenen Mikroskope gekommen. Glückliches Geschlecht unserer Tage, in welchen jeder Mediziner so gut sein Mikroskop hat wie seine Taschenuhr!

Anatomie und Physiologie, diese Grundlagen aller Medizin, waren glänzend bestellt; es fehlte nicht an Experimenten und nicht an Material. Entwicklungsgeschichte, vergleichende, chirurgische und pathologische Anatomie wurden eifrig betrieben. Liebigs Sonne war aufgestiegen und versprach Licht über weite Gebiete; parasitäre Krankheiten, die Muscardine und das Achorion Schönleini, wurden durch Henle bekannt, und man stand ahnungsvoll vor den neuen Methoden und Erfolgen, welche später durch Pasteur, durch Lister und durch Robert Koch die ganze Krankenbehandlung und Krankheitsverhütung großartig umgestaltet und verbessert haben.

Hier sei auch einer Dummheit gedacht, die aber ein ziemlich weises Ende genommen. Es wurde 1846 in Zürich ein Raubmörder hingerichtet. Das hatte ich zum Glück noch nie gesehen, mich interessierte auch die Guillotine; ja, ich war noch so unwissend, etwas medizinisch Merkwürdiges zu erwarten. Der Mensch wurde abgetan. Dann trat neben der Maschine der Geistliche auf, ein Mann von gewaltiger Größe, der wegen seiner Kanonenstiefel und seiner resoluten Strenggläubigkeit „der Himmelsdragoner" hieß, und hielt eine mir unvergeßliche Standrede von kaum 10 Minuten. I. Teil: Guten Morgen! Wäret ihr auch so frühe aufgestanden und herausgelaufen, wenn es gegolten hätte, etwas Gutes zu tun oder eine Seele vor Sünde und Verderben zu bewahren? II. Teil: Diesen armen Kerl hat die menschliche Gerechtigkeit erreicht. Nach göttlicher Gerechtigkeit gibt es aber viele unter uns, die um kein Haar besser, viele, die erheblich schlechter sind, als der Gerichtete. III. Teil: Geht nach Hause, schämt euch und bessert euch. Auf Nimmerwiedersehen bei solchem Anlasse!

Im Sommer machte ich mit zwei Freunden botanische Schweizerreisen, einmal nach Bündten und an den Comersee, und ein andermal über den Gotthard und den Simplon nach Zermatt, von wo wir nach mehrtägigen Exkursionen schwerbeladen zurückkehrten. In Visp übergaben wir unsere botanischen Schätze der Post und zogen über Leuk und Gemmi ins Berner Oberland und auf dem Touristenwege nach Hause, alles zu Fuße, täglich 12—14 Wegstunden und bei ganz guter Verpflegung um einen Fünflivre Tageskosten! Nach meiner Heimkehr badete ich im See, schwamm, bekam Krampf, sank, tauchte auf, sank wieder, sah flammende Blitze, hörte Donnern, Brausen und Krachen und gewärtigte mit der Apathie eines Seekranken mein Ende. John Abraham, mein Studiengenosse aus Alt-England, holte mich mit starkem Arm heraus, und als er mich zurecht gerüttelt hatte, war sein erstes Wort die angelegentliche Entschuldigung, daß er mich an den Haaren gefaßt und gerissen. Vielbewährte, edle Seele, warum mußtest du in der Flut deines Reichtums untergehen, ohne einen rettenden Freund!

Ich blieb sechs Semester in Zürich und machte den ganzen medizinischen Kursus einmal durch, mit dem Vorsatze, nachher dann die klinischen Fächer und Spezialitäten an andern Schulen wieder zu betreiben. Alle paar Semester die Universität zu wechseln, ist schädlich; es geht dabei viel Zeit und Arbeitslust verloren; auch ist es eine sehr unnötige Eitelkeit, wenn der Anfänger den Celebritäten nachläuft; jeder tüchtige Professor bietet ihm überflüssig genug. Es muß einmal geschanzt sein, lange und tapfer, bis man nur das Allergewöhnlichste beisamen hat. — Nach den allgemeinen Fächern kam die Klinik. Der alte Locher-Zwingli war ein vortrefflicher Chirurg und ein Lehrer ersten Ranges; er bot nicht vieles, aber alles gründlich; seine großen Erfolge bei Operationen und Wundbehandlungen verdankte er, wie später Spencer-Wells, wesentlich seiner peinlichen Reinlichkeit und Genauigkeit, zu der er auch die Praktikanten anhielt. Das Lister'sche Verfahren, das große medizinische Ereignis des Jahrhunderts, hat auch hier seinen Schatten vor sich hervorgeworfen. Die Narkose war noch unbekannt, und die rasche, elegante Operationsweise Lochers war noch ein Verdienst. Erst im

letzten Semester sah ich den Aether öfters und das Chloroform einmal im Gebrauche.

„Streben Sie nie nach Außergewöhnlichem, ehe Sie das Alltägliche sicher beherrschen! Ein einfacher Beinbruch ist eine ordinäre Sache, aber wenn Sie ihn nicht schön kurieren, wird Ihnen später der Hinkende an jeder Straßenecke begegnen!" So energisch der Mann seiner ganzen Natur nach war, so zart war er mit Hand und Wort seinen Kranken gegenüber.

Derselbe liebenswürdige und ernste Geist waltete auch in den Sälen der medizinischen Klinik, bei C. E. Hasse, dem treuen und hochbegabten Lehrer, der die noch junge physikalische, auch die mikroskopische und chemische Diagnostik und die Verwertung der pathologisch-anatomischen Tatsachen in so anregender Weise lehrte, daß selten einer wegblieb. Dabei leitete er seine Schüler zu selbständigem Beobachten und Arbeiten an und blieb ihr Freund und Berater oft für Jahrzehnte.

Im November 1847 wurde ich als ein ärztlicher Begleiter beim Transporte Verwundeter im Sonderbundskriege verwendet. Privatleute hatten ihre Kutschen, Pferde und Wagen hergegeben. Die Kasten wurden aus den C-Federn ausgehoben und dafür andere eingehängt, die für zweimal zwei Liegende eingerichtet, mit guten Betten versehen, mit Zelttuch überdacht und mit allerlei nützlichem Geräte ausgestattet waren. Der ganze Wagenzug reichte für 50 Verwundete. Ich sah das Treffen von Gislikon aus kurzer Entfernung und hatte dann 20 Mann unter dem Schutze einiger Scharfschützen nach Muri zu begleiten, wo wir um Mitternacht anlangten. Das aufgehobene, große Kloster war zur Ambulance eingerichtet, aber nicht von ferne so gut wie die bereitgestellten und leer gelassenen Spitäler zu Zürich.

Es war, zum Glück fürs Vaterland, ja keine „Schlacht"; aber die wenigen Toten, die herumlagen, die Verwundeten, deren manche im Schulhause Klein-Dietwil sofort amputiert wurden, die brennenden Häuser, wenn auch nur zwei, die aufgefangenen Sensenmänner, welche von den Soldaten niedergestochen worden wären, wenn sich die Offiziere nicht energisch ins Mittel gelegt hätten, der Bürgerkrieg mit der drohenden Gefahr französischer und österreichischer Intervention: das alles war doch bitter. Man

war dem sicheren Verderben entronnen und fürchtete das mögliche. Niemand konnte voraussehen, daß aus all' diesem Wirrsal eine kräftige Wiedergeburt der Eidgenossenschaft entstehen und eine Geschichtsperiode anbrechen werde, die selbst nach dem Urteile der damals Besiegten zu unsern glücklichsten und ehrenvollsten gehört. Die oft bestrittene Behauptung, Robert Peel habe in Palmerstons Auftrag den Eidgenossen geraten, durch ein schnelles Vorgehen der Intervention zuvorzukommen, habe ich schon am Abend des Haupttreffens bei Gislikon vernommen. Der gute Rat wäre aber doch zu spät gekommen, wenn Dufour nicht von Anfang an dieser Meinung gewesen wäre und nicht weislich vorgesorgt hätte.

Einen Monat später war ich dabei beteiligt, Verwundete aus dem Notspitale von Aarau nach Zürich überzuführen, wo alles von langer Hand vorbereitet und gut war. Ich sah mit Schrecken, wie wenig sich auch bei aller Bildung, mit Geld und Begeisterung, die in Aarau nicht fehlten — wie wenig sich improvisieren läßt. Die Leute starben wegen Kleinigkeiten am Wundfieber hinweg, und die ganze Verpflegung war schlecht. Dessen ungeachtet haben viele von unsern großen Politikern nichts davon gelernt und für alle sanitären Fragen sich wieder das Improvisieren vorbehalten!

6.

Im sogenannten Völkerfrühling 1848 ging ich nach Würzburg, und in den Pfingstfeiertagen besuchte ich mit Christian Heusser, dem künftigen Zürcher Professor-Kandidaten und nachmaligen Nabob von Argentinien, die Parlamentsstadt Frankfurt. Wir staunten in der Paulskirche große, weise Redner an, die in den Wolken stritten und sich gar nicht darum kümmerten, daß sie keinen Boden unter den Füßen hatten. Wir prosaischen Schweizer erinnerten uns an Bürgers: „Ha, lachte der Kaiser, vortrefflicher Haber, Ihr füttert die Pferde mit Wenn und mit Aber!"

Nach diesem Abstecher half ich in Würzburg bei einem Doktorexamen. Es wurden nämlich sechs Clausurarbeiten von sechs guten Freunden des Doktoranden flugs gemacht und dem p. t. Decanus Dr. Münz eingereicht. Der Rector magnificus

hieß Johannes Narr; deshalb schien der akademische Scherz berechtigt.

Im übrigen war ich gekommen, bei Kölliker, dem Großmeister des Faches, Mikroskopie zu treiben. Unter seiner Leitung hatte ich längere Zeit Nervenendigungen im Froschherzen gesucht, eine Reihe sorgfältiger Bilder nach dem Mikroskope gezeichnet und den Text dazu geschrieben, so daß es eine anständige Doktordissertation werden sollte. Da erschien in Joh. Müllers Archiv ganz dieselbe Arbeit mit denselben Bildern. Ein schneidiger Berliner war mir zuvorgekommen.

Ferner hatte ich bei Scherer, Liebigs würdigem Schüler, einen Kurs für organische Analysen, besonders des Blutes; dann Gynäkologie bei Kiwisch, der Zeit und der Bedeutung nach einem der ersten Lehrer dieser jungen Wissenschaft. Das alles war dankbare und volle Arbeit. Die andern Kliniken kamen nur so nebenbei. Der Interne war beinahe blind, aber ein großer Redner, und deshalb ein gefährlicher Lehrer. Der Chirurg, eine gealterte Größe, operierte viel und grausam, hielt — auch bei Nichtchloroformierten! — inne, um zu docieren, und sagte dennoch wenig; zum Beispiel über Nachblutungen: „Ab und zu blut's, ab und zu blut's auch nicht!" Am Anfange des Sommersemesters 1848 rief er in das vollgepfropfte Amphitheater des Operationssaales hinein: „Jscribieren Sie sich, meine Herren! und dann kommen Sie fleißig; Sie können hier was lernen; wir machen hier alles, wie man es in Wien und Paris macht; wir stehen auf der Höhe der Zeit!" Ich vermißte nur noch einen Trompeter und schämte mich für den Professor.

Obschon ich mir schmeichelte, fleißig zu sein, habe ich doch in Zürich zwei Fechtkurse und in Würzburg zwei Reitkurse genommen und es niemals bereut. Das Duell hielt ich für einen Unsinn und wurde deswegen nicht einmal angefochten. Wenn ich das gewesen bin, was man einen soliden Studenten heißt, so kam es wesentlich davon, daß ich nicht viel vertragen konnte, und daß ich sehr oft von der Sorge bedrückt war, nichts Rechtes zu werden. Ich wußte, daß ich keine Kräfte zu vergeuden hatte, weder leibliche noch geistige. Wer nur nicht anfängt zu lumpen, für den ist es gar kein Kunststück, im Geleise zu bleiben. Im

späteren Leben bin ich allerdings nicht aus dem Erstaunen hinausgekommen, daß es sehr gebildete und brave Männer gibt, die meinen, ein paar liederliche Semester seien eine Ableitung für allen Unsinn und eine Grundlage für nachträgliche Lebensweisheit. Der gewöhnliche Mensch geht aber dabei zu Grunde, wird beruflich untüchtig und persönlich charakterlos, sogar dann noch, wenn er nicht in den Sumpf des Alkoholismus hineingeraten ist, in welchem so viele Studierte später zu Grunde gehen.

7.

Im Herbste gings nach Wien, zu den berühmten Privatkursen, die auch damals glänzend bestellt waren.

„Das „allgemeine Krankenhaus" hatte denselben Umfang wie jetzt und beherbergte gleichzeitig 2000—2500 Kranke.

Ueber Hautkrankheiten lehrte Hebra selber so plastisch, so geistvoll und unvergeßlich, daß jeder es als ein Glück empfand, sein Schüler zu sein. Linhardt gab Operationskurse, und der Assistenzarzt Ignaz Semmelweis Geburtshülfe mit reichlicher Praxis. Ich erlangte ein Internat, d. h. Aufenthalt in der Anstalt selber. Er war ein klarer, anregender Lehrer und feiner Beobachter. Die althergebrachte ungeheure Sterblichkeit der Wöchnerinnen beunruhigte ihn. Von den 3—4 Tausend in jedem Jahre auf der Abteilung Entbundenen starben zeitweise 15—20 %, alle an Pyämie, trotz sonst regelrechter Behandlung. „Wir machen dieses Unglück selber. Die Frauen werden durch die pflegenden Hände, durch Betten und Geräte inficiert." Das war seine, durch massenhafte Erfahrung gewonnene Ansicht. Seife, Chlorkalk, Nagelbürsten und alle möglichen Reinlichkeitsmaßregeln hielten ihren Einzug, und nach wenigen Wochen ging die Sterblichkeit bis auf 5 %, ja auf 1 % herab und die seuchefreien Zeiten wurden länger. Wir fremden Kursteilnehmer befolgten die Vorschriften gläubig und strenge, der alte Kliniker aber verhöhnte sie bei jedem Anlasse. Es war ein Jammer-Professor. Seine Schilderung des Kindbettfiebers tönte wie ein Drama: Dialoge zwischen den einzelnen Organen, Rache des Bauchfells gegen den zornig sich aufbäumenden Uterus, Exekution durch das Fieber, Standrecht bei

den Schüttelfröſten und dergleichen Unſinn ohne Ende. Wenn wir nicht zu Neſtroy ins Karltheater gehen konnten, hörten wir einen ſolchen Vortrag des an Geld und Einfluß reichen Alten. Mit ganzem Herzen aber hingen wir am „Semmel-Nazi", der nicht nur von ſeinem Vorgeſetzten ſchnöde behandelt, ſondern auch von bedeutenden Männern und hervorragenden Aerzten beſpöttelt wurde — ſo lange es anging. Er war zum Märtyrer der Wiſſenſchaft beſtimmt, wurde im Laufe der Jahre ſehr gereizt, dann gehirnkrank und ſtarb als Profeſſor zu Peſt an progreſſiver Paralyſe. Seine Anſichten aber ſind ſpäter zum Gemeingut aller Aerzte geworden und haben eine ungeahnte wiſſenſchaftliche Revolution angeregt, welche nach Jahrzehnten zu Liſters aſeptiſcher Wundbehandlung führte, die nun auch den Wöchnerinnen ſo ſegensreich geworden iſt. Die Grundgedanken ſind dieſelben geblieben, die Hülfsmittel ſind durch die Arbeiten des deutſchen Reichsgeſundheitsamtes ſehr vervollkommnet und die Methode iſt ſelbſtbewußter geworden. Was Semmelweis ahnte, haben Paſteur, Robert Koch und ſeine bakteriologiſche Schule gefunden, zur Anſchauung gebracht und mit Experimenten, die ſie an Tieren, die „alte Schule" aber wider Willen am Menſchen gemacht, unanfechtbar bewieſen.

Selbſtverſtändlich wurden auch die vortrefflichen Abteilungen von Schuh und Dumreicher oft beſucht, ganz beſonders aber die Klinik von Scoda, dem Haupte der phyſikaliſchen und anatomiſchen Diagnoſtik. In freien Stunden hörten wir auch Joſ. Hyrtl. Wir hörten alle dieſe Größen; geſehen haben wir beinahe nichts von dem, was ſie uns zeigen ſollten und wollten. Es waren wenigſtens 200 Studenten um ein Bett oder um einen Operationstiſch herum. Wer etwas ſehen und lernen wollte, der mußte Privatkurſe nehmen. An ſolche Uebelſtände denken diejenigen nicht, welche meinen, für die Schweiz wäre eine einzige Bundesuniverſität ein großes Glück; ſie vergeſſen, daß man es ſelbſt in Wien nicht erzwingen kann, das Beobachtungsmaterial und die Lehrkräfte entſprechend der Studentenzahl zu vermehren. Für die erſten drei Jahre iſt der Mediziner an einer kleinen Schule beſſer aufgehoben als an einer großen, und dieſe wird erſt für den Gereiften recht nutzbar, inſofern er Geld genug hat, Privatkurſe

zu nehmen. Man kann alle sogenannten Geisteswissenschaften predigend lehren und es kommt auf hundert Zuhörer mehr oder weniger nicht an. Bei den Erfahrungswissenschaften ist's umgekehrt.

8.

Diese Schilderung ist übrigens vorweg genommen, denn ich war kaum 14 Tage in Wien und bei der Arbeit, als eine kleine Unterbrechung eintrat. Wir waren bei Linhardt und operierten an der Leiche. „Was ist das? Generalmarsch!" Alles stob auseinander. Man ging aufs Glacis; da sammelten sich rechts und links eine Menge Nationalgarden und Militär und zogen dann zum Nordbahnhof. Dort war ein Militäraufstand ausgebrochen. Die Regimenter Rabowsky und Deutschmeister sollten nach Ungarn abziehen und wollten als Deutsche nur in Deutsch-Oesterreich dienen, gestützt auf kaiserliche Zusagen der glorreichen Märztage. Am Bahnhof kämpften Militär, Nationalgarde und Volk gegen die gehorsam gebliebenen Truppen, und es entspann sich ein mörderisches Handgemenge, welches sich in die Stadt hineinzog und zum Straßenkampfe wurde. Am wildesten war das Morden im Stephans-Dom und vor dem Kriegsministerium. Welden, ein tüchtiger General und guter Mensch, war Platzkommandant von Wien, und da ein Niederschlagen des in allen Straßen auflodernden Kampfes ihm wegen zu kleiner Truppenzahl nicht möglich war, zog er sich in den Schwarzenberg-Garten zurück und ließ nur im Zeughause und im Kriegsgebäude eine Besatzung. Die frühe Nacht brach an. Von allen Türmen Sturmgeläute, dazwischen häufiger Generalmarsch, Gewehrsalven und Kanonenschläge; alle Häuser beleuchtet und die Straßen taghell, vollgedrängt von stillschweigendem Volke, durch welches sich ab und zu ein Zug Nationalgarden durchzwängte. Niemand kannte den Zweck des wogenden Kampfes. — Da fuhr plötzlich ein böses Wort durch die Massen. „Er hängt!" „Er hängt!" Wer hängt? Der Kriegsminister Latour, an der Laterne seines Palastes. Sie sind hineingedrungen; die wachehabenden Grenadiere ließen sie ziehen; sie haben ihn erschlagen, hinausgeschleppt, an die Laterne gehängt und mit Bajonetten zerstochen.

„Gott, was ist das? Jetzt geht's Wien schlecht. Hinaus nach Schönbrunn, den Kaiser zu holen; er wird als Geisel die Stadt schützen!" So murmelte die entsetzte Menge, welche ratlos die Folgen der Untat ahnte. Ich arbeitete mich mit meinen Freunden: Dr. Zehnder-Zürich, Dr. Pfiffer-Luzern und Dr. Kollmann-Leipzig, wieder ins allgemeine Krankenhaus zurück, wo alles in Bewegung, und jeder ärztliche Gehülfe willkommen war. Ein Verwundetentransport um den andern langte an, alle Höfe und Säle füllten sich: zerschmetterte, blutbedeckte Menschen, geschwärzte, zuckende Klumpen, Lebende und Sterbende, alles drängte sich zusammen. Wohin man sich wendete, gab es Notverbände und Not-Amputationen. Dabei kein Laut der Klage, überall stumme Resignation. So zerfleischt das Raubtier seine eigene Rasse! Mir schauderte, ein Mensch zu sein. Das Krachen der groben Geschütze kam näher; das Zeughaus wurde in Brand geschossen, schließlich geöffnet und aus den Toren ein Kartätschenfeuer in die Menschenmassen geschleudert, welche in der Wipplingerstraße festgekeilt waren. Die Zahl der Verwundeten schwoll wieder mächtig an, obschon die Nationalgarden möglichst in Privathäuser getragen wurden. Die Sturmglocken heulten die ganze Nacht. Im Leichenhofe des Spitales lagen über 200 unbekannte Tote, vom polnischen Fürsten bis zur Waschfrau, und in das grell beleuchtete Wirrsal hinein klangen aus dem nahen „Narrenturme" die endlosen Arien und Triller einer wahnsinnigen Opernsängerin. Nachts 3 Uhr brachte man in die Totenkammer Latours Leiche; sie hatte 47 Wunden. Rokitanskys Assistent hat sie mit mir gezählt. Später mußte er aus Oesterreich verschwinden, um nicht „erhöht" zu werden, und lebte als Lauthner-Bey in ärzlicher Stellung am egyptischen Hofe. Es wurde Morgen. Seine Majestät hatte keine Lust gezeigt, nach Wien zu kommen, sondern war in der Nacht nach Olmütz aufgebrochen, begleitet von einem Regiment Artillerie und Husaren. Die Wiener konnten sich nun an ihren Gemeinderat halten und an den Reichstag, der sich fast täglich versammelte. Das Nötigste war vor der Hand, sich vor den eigenen Leuten sicher zu stellen, welche das Zeughaus geplündert hatten und, in Waffen starrend, eine Menge Unglück und Unvorsichtigkeit anrichteten; besonders begegnete solches den Schneider- und den Schustergesellen. Bei

Schönbrunn lag Weldens Heer; von Ungarn her zog der Ban Jellachich mit etwa 50,000 Mann und von Böhmen her der grimmige Windischgrätz, dieser als Oberfeldherr der nunmehr fertigen Belagerungsarmee, welche die Stadt langsam umklammerte. Hier ging es bunt her: Sendungen an den Kaiser und an Windischgrätz, Sitzungen der Studentenliga, des Gemeinderates und des Reichstages. Auf der Zuhörertribüne des letztern habe ich eine stürmische Sitzung erlebt. Die „tapferen Generäle Moya und Leszinsky" verkündeten stolz ihre nahe Ankunft zum Entsatze Wiens. Der allein noch vorhandene k. k. Finanzminister Kraus verlangte Vollmacht zur Aushingabe neuen Papiergeldes, welches übrigens täglich im Kurse fiel und dessen kleine Zettel „Krausenmünze genannt wurden. General Bem, „der Sieger von Ostrolenka", galt als der leitende Dämon der Verteidigung. Platzkommandant war der ehemalige Lieutenant Messenhauser, ein braver Mann, der aber jeden Tag wenigstens eine schwungvoll geschriebene Proklamation anschlagen ließ: Festredner statt Feldherr. Die Reichen und die Vorsichtigen verließen Wien; Baden und Krems, sowie alle andern erreichbaren Orte wimmelten von Ausgewanderten, die man auf 20—25,000 Familien schätzte. Ganze Häuser und Paläste standen leer bis auf den Pförtner; eine Menge Magazine blieben geschlossen, und an manchem Laden stand schön geschrieben: „Heilig ist das Eigentum", was der Wiener zu lesen pflegte: „Heilig ist das Eigen-Dumm". Dumm und unnötig waren diese Ueberschriften wirklich; denn trotzdem das Militär und die Besitzenden fort waren, trotzdem der Erwerb stillstand, und das Proletariat bewaffnet ging, hat mit Ausnahme eines einzigen Bäckerladens gar keine Plünderung stattgefunden; man ging so sicher wie im tiefsten Frieden, zahlte höchstens an den Barrikaden „einen Kreuzer für die Hinterbliebenen". Auch hörte ich von keinem Fremden, der zur Nationalgarde gepreßt worden wäre; dagegen von vielen Einheimischen, welche in der Märzbegeisterung sich einschreiben, jetzt aber sich krank melden ließen. Ich war zufällig Zeuge, wie ein solcher aus dem Bette geholt und auf die Linie geführt wurde. Um den 20. Oktober war die Einschließung der Stadt vollendet; kein Bahnzug, keine Post und kein Fuhrwerk ging mehr ein noch aus; die Viehherden,

welche das Glacis abgeweidet, waren verzehrt, das „Geselchte" schwand und Milch fehlte gänzlich. Hunger litt niemand. Die Armen speiste die Stadt, und die Zahlenden fanden in den Restaurants alles, was überhaupt noch zu haben war, zu gewöhnlichen Preisen, aber „Belagerungsportionen"; man mußte deren zwei bis drei, schließlich fünf nehmen, um eine gewöhnliche Portion zu haben. Schlimm waren nur die militärischen Operationen. Jeden Tag Vorposten und Scheingefechte an der weitläufigen Linie und jede Nacht Beschießungen und Feuersbrünste, mit Sturmgeläute und Generalmarsch, mit aufreibendem Wachdienste und allgemeinem Schrecken. Wir bargen, wie andere, unsere Habe im Keller und blieben die Nächte durch auf, weil ja da und dort einer von einer Granate oder Kanonenkugel im Bette erschlagen wurde. Nach kurzer Zeit erwies sich aber das Wachbleiben als unausführbar; man war ja auch nicht sicher, und darum schlief man wieder und hörte dem Schießen zu wie einem Gewitter. Alles Glockengeläute hörte nun auf, auch für den Gottesdienst. Den ganzen Tag war ich mit meinen Freunden im allgemeinen Krankenhause vollauf beschäftigt; anstatt der vielen Hunderte einheimischer und fremder Mediziner waren wir jetzt unser fünf. Der sechste lag am „Kohlmarkte" pockenkrank und wäre beinahe von einer Granate erschlagen worden, die durch sein Bett fuhr. Am Abend ging man nur noch in ein gewölbtes Lokal zum Biere, z. B. in die „große Tabakspfeife". Da wurden die Tagesneuigkeiten geholt, ganz besonders auch die Aufforderung von Windischgrätz studiert, welche unter drakonischen Bedingungen die Stadt, „in welcher der Schrecken und das Verbrechen herrschen", zu übergeben befahl und den Gesandten riet, sich zu flüchten. Alle taten das, mit Ausnahme des Türken, der, trotzdem er in der gefährlichsten Straße wohnte, unversehrt blieb und seinem Fatalismus alle Ehre machte. An den Türen der Gesandten waren gedruckte Zettel angeklebt, zuerst z. B.: „Schweizerische Gesandtschaft, unter dem Schutze des Reichstags"; ein paar Tage später: „unter dem Schutze der Nation"; und wieder nach ein paar Tagen: „unter dem Schutze des Völkerrechtes"; es fehlte nur noch das: „Helf dir Gott!" Nun kam ein Tag schwerer als der andere und eine Nacht schrecklicher als die andere. Riesige Feuersbrünste: einmal

die Holzlager, dann eine große Zuckerfabrik, deren Kalk die Flammen orange färbte, dann ganze Häuserviertel, meistens in mehreren Gassen zugleich; auch jede Nacht mehr Verwundete und Tote von der Linie. Die Ungarn waren wirklich gekommen, aber nur etwa 20,000 Mann, zusammengelaufenes und schlecht geführtes Volk, und anstatt Wien zu entsetzen, wurden sie bei Kaisersebersdorf vom Ban entsetzlich geschlagen und heimgeschickt. Durch acht Tage glaubte man jeden Tag, daß die Entscheidung käme und hoffte schließlich darauf. Am 29. Oktober, sobald der Morgennebel sich verzogen hatte, begann wieder die alltägliche Beschießung, doch heute wilder als je und an vielen Punkten zugleich. Einer Deputation des allgemeinen Krankenhauses, die um Schonung bat, wurde diese gewährt, „soweit es strategische Rücksichten erlauben". Es flogen zahlreiche Geschosse, sausend oder brummend, je nachdem sie schnell waren, und viele Brandraketen prasselnd über den Spital hinweg, aber 48 Kugeln (eben die Jahrzahl!) schlugen ins Haus selber. Der alte Rokitansky machte seine Sektionen, als wäre nichts, bis eine Kugel durch die Decke seines Lokales fuhr. Der schwerkranken Frau Professor v. Dumreicher flog eine Kanonenkugel durch die Wand in die Matraze, und eine Granate krepierte hart vor einem Krankensaal, in welchem 45 Schwerverwundete lagen und wo ich eben einer Operation beiwohnte. Es krachte und zitterte, ganz wie wenn der Blitz in ein Haus einschlägt. In der Nähe brannte ein großes Kaffeehaus. Die Kanonen schwiegen, und man begann zu löschen. Da fuhr ein Kartätschenhagel in die Feuerwehr, von welcher nur wenige entkamen. Die große Schlacht wurde in der Jägerzeil geschlagen, wo Bem, die Hände in den Taschen, den ganzen Tag auf der Barrikade gestanden sei und im Kugelregen ruhig kommandiert habe, was die Volksmeinung von seiner Unverletzbarkeit bestätigte. Die prächtige Straße wurde förmlich zerfasert, die untersten Häuser waren fast zusammen geschossen, alle schwer beschädigt. Die Armee nahm die Vorstädte, rückte bis auf das Glacis vor und bivouakierte hier. Am folgenden Tage wurde auch die innere Stadt genommen, nachdem das Dach der Augustinerkirche — Maria Theresia und Josef II. ruhen in ihrem Gewölbe — und das angrenzende naturhistorische Museum in Brand geschossen worden, und am verbarrikadierten

Burgtor eine mörderische Kanonade stattgefunden hatte, welcher ich mit tausenden zuschaute, bis man unser Glacis mit Kartätschen zu säubern anfing. Das war ein Laufen! Nach der ungeheuren Aufregung kam die Ermüdung, der physische, moralische und politische Katzenjammer. Alle Morgen standrechtliche Hinrichtungen, zuerst mit Pulver und Blei, für Messenhauser und für Robert Blum, dem sein deutsches Reichstagsmandat den erhofften Schutz versagte, dann ins Ungemessene auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege des Galgens. Ferdinand hat resigniert und Franz Josef den Tron bestiegen; ein trauriger Anfang. Während der Revolution und der Belagerung war man seines Lebens und Eigentums sicher gewesen, aber jetzt war Rauben und Morden ein Hauptgeschäft der Truppen, die im Namen Gottes und des Kaisers gekommen waren, Ordnung zu schaffen. Ich sah in der Leichenkammer eines Tages die ganze Bevölkerung eines kleinen Greisenasyls: 16 Männer und Frauen. Die Ohren, die Nasen abgehauen, die Schädel eingeschlagen, die alten wehrlosen Leiber gräßlich verstümmelt: das war eine der vielen Heldentaten der Eroberer. Rokitansky hat das alles genau protokolliert, wie einen pathologischen Befund. Gemeinderäten, welche sich bei Windischgrätz wegen Räuberei beklagten, sagte dieser höhnisch: „Sperrt eure Schätze ein. Ihr wißt ja, daß die Kroaten stehlen!" Das Heer von Jellachich war, wie das von weiland Wallenstein, aus allen möglichen Nationen und Uniformen zusammengesetzt; die Gefürchtetsten waren die „Rotmäntel", die Sereschaner. Wer verstand das „Werda!" dieser wachestehenden „Asiaten"? Viele harmlose Wanderer, auch Frauen und Kinder, wurden zusammengeschossen, weil sie nicht geantwortet hatten, manche auch aus Mutwillen, dessen sich viele junge Lieutenants in den Kaffeehäusern rühmten. Die Hauptleute waren durchwegs sehr respektable Männer, bei welchen wir fremden Aerzte manchmal Schutz suchten und fanden, wenn die Herren Lieutenants uns mit Schmähungen überschütteten. Die belagerungszuständlichen Mahlzeiten mit der Aussicht auf standrechtliche Behandlung eines unbesonnenen Wortes sind mir sehr in Erinnerung geblieben. Wie bekanntlich „jeder französische Soldat den Marschallstab im Torniſter trägt", so trug jeder Wiener am Halse den Strick, der sich oft recht unvermutet

zusammenzog. Diese Standrechtszeiten waren wenigstens den Studien sehr günstig. Wir sechs fremden Doktoren durften bleiben, nachdem der liebenswürdige Direktor Helm unsere ungeheuren Verdienste um die Pflege der Verwundeten einer hohen Polizei amtlich bescheinigt hatte. Wir sahen vieles, ohne vieles zu lernen. Es war eben noch lange Vor-Lister'sche Zeit, die Wundspritze ging von Bett zu Bett und infizierte, im Verein von Charpie und Watte, möglichst viele Wunden, sogar alte „gewaschene" Kompressen wurden regelmäßig verwendet; die hohe Reinlichkeit von Zürich war hier noch fremd, und die Sterblichkeit am Wundfieber (Pyämie) war ungeheuer. Man muß diese Verheerungen mit erlebt haben, um den Segen der modernen Wundbehandlung zu verstehen und zu genießen. Den jungen Aerzten unserer Zeit erscheint das alles so selbstverständlich wie Eisenbahn und Telegraph.

9.

Im Mai gings nach Prag, dem damaligen Mekka jedes richtigen Mediziners. Da lehrte der berühmteste Chirurg Pitha, welcher den Guerin'schen Luftabschluß der Wunden, den Baumwollverband, mit großem Erfolge anwandte, ohne noch die abzuhaltende Schädlichkeit zu kennen, deren Entdeckung erst spätern Jahrzehnten und den reformatorischen Arbeiten von Pasteur und von Koch beschieden war. Da lehrte einer der feinsten Diagnostiker: Hamernjik und ferner Dittrich, der Vertreter der pathologischen Anatomie, welche durch Virchow neu belebt und mit der Physiologie in Fühlung gebracht worden war. Sein Privatkurs über pathologische Anatomie gehört zum allerbesten, was ich als Student genossen hatte. Vor allen aber glänzte Arlt, ein Arzt und Okulist und Lehrer von Gottes Gnaden, der seine vielen Schüler und Praktikanten so begeisterte, daß fast ausnahmslos ein jeder sich vornahm, alles andere im Stiche zu lassen und Augenarzt zu werden. Früher war dieses Fach ein armes Anhängsel der Chirurgie, jetzt wurde es der vornehmste Teil derselben und selbständig, erleuchtet durch die pathologische Anatomie und durch die Physiologie. Wir sahen den liebenswürdigen Meister zu St. Johannistag auf dem Hradschin achtzig Star-

operationen in ununterbrochener Folge machen, die letzte so ruhig und schön, so individualisierend und überlegt wie die erste. Chloroformiert wurde in diesen Fällen noch nicht, und das Cocain schlummerte im Schoße der Zukunft. Das größte blieb seinem großen Schüler und Freunde vorbehalten, Albrecht von Gräfe, der den Helmholtz'schen Augenspiegel in die Praxis einführte und in dem dunklen Augengrunde auch die dunkelsten und gefahrvollsten Vorgänge beleuchtete. Seit Gräfe macht der Augenarzt die Section seines Patienten, ehe er ihn behandelt; er durchforscht das lebende Auge mit dem Lichtstrahl, und dieser offenbart ihm reichlich so viel, als dem Anatomen seine Scalpell.

Mancher glaubte bisher fleißig gewesen zu sein; bei Arlt wurde er aber fleißiger. Den allerwenigsten war es beschieden, in ihrem Leben dem großen Vorbilde folgen zu können, aber allen hat dieses wie ein guter Stern geleuchtet.

Sehr interessant war auch eine kurze aber heftige Cholera-epidemie im Sommer 1849. Mir graute vor dem Würgengel, bis ich die ersten Kranken sah und den ersten Leichenöffnungen beiwohnte. Nachher wurde die Sache mit aller Seelenruhe behandelt. Jeden Abend 5 Uhr wurden Choleraleichen von Dittrich seciert und dabei auch der anatomische Befund vieler Krankheiten studiert, an denen man sonst nicht stirbt und welche die Cholera abgeschnitten hatte. Einmal trafen wir einen Tischgenossen, mit dem wir noch zu Mittag gegessen, als Fall von foudroyanter Cholera abends auf dem Leichentische. Memento mori! Die Cholera galt damals als durchaus nicht ansteckend; die Kontagiosität wurde nur von Hamernjik behauptet, und ich vergesse nie, mit welchem Jubel der Cyniker uns verkündete: „Der Rachenkatarrh hat Cholera bekommen und ist daran gestorben!" Ein blühender Jüngling war in ein Bett gelegt worden, das früher ein Cholerakranker benützte, und lieferte nun ohne jemandes Absicht und Verschulden einen Beweis für die Wahrscheinlichkeit der Ansteckung.

Die Behandlung der Cholera war auf jeder Spitalabteilung anders, überall fleißig und gewissenhaft, auch bei Hamernjik; überall war sie nutzlos; es starben gut die Hälfte.

10.

Im Herbste besuchte ich Leipzig und hörte Oppolzer, den hochberühmten Arzt und Lehrer. Am meisten fiel mir der alte Günther auf, welcher die vielen Verletzten vom Brande des Hôtel de Pologne statt in den überfüllten Krankensälen bloß in einem offenen, leicht vergitterten Holzschuppen verpflegt und ganz unerwartet günstige Erfolge erreicht hatte. Das war der bescheidene, aber deutsche Anfang der Barackenbehandlung, die im amerikanischen Secessionskriege in größtem Maßstabe betrieben wurde und jetzt zum Gemeingut der ganzen Chirurgie geworden ist.

Als ich zu Leipzig eines Morgens mich rasierte, sah ich im Spiegel einen Bummler und las ihm den Text: Er könnte jetzt wohl einmal nach Hause gehen und nach 10 Semestern sein Examen machen und zeigen, daß er etwas gelernt habe. Sein Vater, ein ungelehrter Landmann, habe ihm immer ohne Murren und Vorwurf und in liebenswürdigster Weise Geld geschickt, so viel er verlangte; den guten Mann zu mißbrauchen, wäre Schlechtigkeit! — In diesem moralischen Anfall nahm ich ein Eisenbahnbillet nach Kaufbeuren, von da an Post nach Lindau und reiste heim wie ein durchgebrannter Kassier. Es war ein Unsinn, den ich später bitter bereute. Berlin und Hamburg waren noch auf dem Programm gestanden!

11.

Die Präparationen zum Examen — damals war alles noch kantonal — vollzogen sich in gewohnter Weise im stillen Kämmerlein. Ich machte, die moderne Pädagogik würde sagen: Ueberschriften, d. h. Schemata zur Abwandlung anatomischer, physiologischer 2c. Fragen, als müßte ich Vorträge darüber halten. Es schien mir, und das war richtig, daß das Examenunglück nur zum Teil vom Nichtwissen, zum Teil aber vom Nichteinfallen herkommt. Damit mir das wenige, was ich wußte, doch zur rechten Zeit einfalle, dazu halfen diese Schemata. Ich habe das auch andern anempfohlen und würde es selber wieder so machen. Aber doch kam mir beim Repetieren die Angst; ich fühlte mich jeden Tag unwissender und sah überall gähnende Löcher. Die letzten

acht Tage vor dem Examen las ich nur noch Jeremias Gotthelf. Der hat mich beruhigt und gerettet. Mit dem Paſſe in der Taſche, um im ſchlimmen Falle ſogleich durchzubrennen, machte ich mein Examen zu St. Gallen nach Geſetz und Regel und kam mit der erſten Note davon. Als Luxus und zur Verzierung ſollte nun noch der Doktor dazu kommen, und da man ihn zu Bern innert Monatsfriſt und ohne die Komödie der feierlichen Disputation und Promotion erwerben konnte, zog ich dorthin. Das Examen war erheblich ſtrenger als das Staatsexamen, auch länger, die Schlußprüfung öffentlich und vor vielen lachluſtigen Studenten. „Summa cum laude“ war das Ergebnis. Der Fremdling hatte Glück gehabt. Dafür war ich — ganz angebracht — ſofort undankbar und habe ich in übermütiger Stimmung eine Diſſertation über Cholera geſchrieben, deren ich mich zeitlebens ſchämte. So oberflächlich ſollte man auch im Spaß nicht ſchreiben, und es iſt mir unerklärlich, wie dieſelben Profeſſoren, die mich mit ehrlicher Strenge examinierten, dieſem Wiſch ihr Placet erteilen mochten.

12.

Und jetzt: „Mit züchtigen verſchämten Wangen — Sieht er die Praxis vor ſich ſteh'n.“ Jetzt wollte ich mich in meinem Dorfe als Arzt niederlaſſen. Die Aſſiſtentenſtellen an den kliniſchen Anſtalten waren damals noch viel weniger zahlreich als jetzt und ſchwer zu erlangen; daß ich keine geſucht und gefunden, war gewiß ein großer Fehler, und daß ich die Privataſſiſtentenſtelle bei Locher-Zwingli, die mir angeboten wurde, nicht annahm, war vielleicht auch ein Fehler, aber kein zufälliger. Nach Zürich zu gehen, hatte für mich die Bedeutung, mich auf eine akademiſche Laufbahn vorzubereiten. Der Bibelſpruch: „Die Lehrer leuchten wie des Himmels Glanz“, war mein Glaubensbekenntnis, und ich konnte mir nichts Schöneres und Größeres denken, als zu lehren, die Saat für eine Generation von Aerzten ausſtreuen zu helfen, junge Männer für den Beruf heranzuziehen, den ich glühend liebte. Aber meine guten Lehrer waren groß geweſen, und ich konnte nicht hoffen, ſie zu erreichen. „In meines

Nichts durchbohrendem Gefühle" blieb ich daheim, um wenigstens ein ärztlicher Mensch zu sein, so gut es mir möglich wäre.

Am 1. Januar 1850 fing ich meine Praxis in Balgach an. Ein Glückspilz wie ich war, hatte ich schon nach einem Monat täglich meine 20—30 Kranke, und von da an hat der Strom durch 44 Jahre angedauert. Ich trieb alles, wie der Landarzt es tun muß, und selbstverständlich waren es die Fälle der Augenheilkunde, die Chirurgie und der Geburtshülfe, welche mich am meisten einführten und beglaubigten. Die Unheilbaren, die auf jeden neuen Doktor losstürzen, desertierten wieder oder starben und wurden durch die Schar der gewöhnlichen Fälle ersetzt, von denen der Arzt schließlich lebt. Wichtiges ist Ausnahme; wissenschaftlich ist alles, wenn man es sorgfältig betreibt, und menschlich bedeutungsvoll alles, wenn man nicht Maschinen-Reparateur, sondern Arzt sein will.

Ich bin nicht mit großen Ansprüchen ins Leben gegangen; Nahrung und Kleidung nnd etwa die Stellung eines Lehrers oder Landpfarrers, das war alles, was ich erwartete; deshalb war ich angenehm überascht, als sich mir bald manche Honoratioren der Gegend, selbst aus dem damals noch fernen St. Gallen, anvertrauten.

Zum Respekt-haben geboren, begrüßte ich die seßhaften Kollegen der umliegenden Orte — in Balgach war kein zweiter — mit aufrichtiger Hochachtung, und den angesehensten derselben konsultierte ich in jedem wichtigen Falle. Dafür entwickelte dieser hinter meinem Rücken einen Neid und Zorn gegen mich, der förmlich Reklame für mich machte. Die übrigen waren ohne Ausnahme angenehm und ehrlich. Das Ideal eines Arztes, dessen Bild mir auch im Alter nicht abgeblaßt ist, der wissenschaftlich hochstehende, praktisch gewandte, großartig wohltätige und wahrhaft kollegiale Mann, der beste Christ unter uns Aerzten, das war der alte Jude Dr. Steinach in Hohenems. Als er 1867 auf seinem Sterbebette lag, hat die katholische Gemeinde in der Kirche für ihn gebetet! Er war die oberste Instanz weit herum, und ein Druck seines Fingers hätte genügt, den jungen Sperling von Konkurrenten tot zu machen. Er hat mich väterlich geführt und gehoben und mir die Ehrenschuld auferlegt, später seinem

Beispiele zu folgen. Es ist viel leichter, mit Anstand Konkurrenz zu machen, als diese mit Anstand zu ertragen, aber ich bin überzeugt, daß bei schlechten kollegialen Verhältnissen, welche immer die Kranken und die Aerzte zugleich schädigen, in den meisten Fällen die Alten schuld sind. Ist der junge Kollege bescheiden, so verbittert man ihn; ist er unbescheiden, so macht man ihn hochmütig, wenn man ihn nicht gut aufnimmt. Einzelne Unheilbare giebt es unter Jungen und Alten; ich schlage nach langer Erfahrung ihre Zahl zu beiläufig 2 % an, und diese muß man „in ihrer eigenen Brühe mürbe werden lassen". Die erste Leichenöffnung meiner Praxis war die des alten Collega Dr. G. Custer, eines sehr angesehenen Botanikers und Arztes. Er war an Perforation eines Darmes gestorben, nachdem er ungeheure Schmerzen schweigend ertragen und sein Sterben ruhig beobachtet hatte: „Jetzt muß ich die Arme zum Atmen anstemmen. Die Lähmung des Darmes ist perfekt; das Zwerchfell außer Funktion. Ich erkalte. Mein Puls flattert — ist weg. Mußt die Section machen lassen, mein lieber Sohn! Es ist ein Loch im S.-romanum. Wird interessant." Dazwischen nahm er würdig Abschied von seiner Familie. Der Mann hat ganz genau diagnostiziert. Ich habe seither viele Aerzte behandelt, manche sterben gesehen und von noch mehreren gehört; sie haben fast ausnahmlos Geduld im Leiden und Ergebung im Sterben bewiesen. Ich rechne das dem Berufe hoch an und wünsche sehr, daß es sich auch bei mir bewähren möchte. Der wohlthätige Mann war nicht populär und hatte einen winzig kleinen Leichenzug. Tags darauf wurde ein alter Säufer begraben, der tragisch verunglückte, und die Kirche vermochte das Leichengeleite kaum zu fassen. Die Komödie am Grabesrand ist mir eindrücklich geblieben und hat mir die Meinung befestigt, das derjenige mein Freund ist, welcher meine guten Zwecke fördert, nicht aber der, welcher nur hinter meinem Sarge hergeht. Das Sterben und Begrabenwerden macht man am besten mit seinem Gotte unter vier Augen ab.

Wer hätte wohl gedacht, daß mein bescheidener Vater mich zum Großtun verleitete? „Du mußt dir Pferd und Chaise halten", hat er gesagt, und die Sachen dann besorgt, so sehr ich auch darüber erschrak. Er hatte recht. Meine Leistungsfähigkeit wurde

dadurch sehr vermehrt; ich bestrich weite Strecken in einem Tage und war überall zu haben. Ich würde, nach langer Erfahrung, jedem Landarzte raten, es möglichst bald so zu machen. Es bezahlt sich durch Vergrößerung der Praxis, ganz besonders aber dadurch, daß man nicht ins Wirtshaus gehen muß, „sich zu stärken", und daß man für den Abend noch Zeit und Lust behält, etwas zu lesen. Die Stadtärzte sind gewiß nicht bessern Geistes als die Landärzte; ich muß es wissen, denn ich gehörte zu beiden! Dennoch gibt es unter jenen äußerst selten, unter diesen öfters Trinker. Sie fangen an aus Not und Ermüdung, ganz bescheiden; nach 15—20 Jahren treiben sie es zum Vergnügen und versumpfen dabei. Dem Pferd seinen Hafer, wo man es hinstellt; der Mann aber soll nur drei Mal essen und trinken und das zu Hause, dann bleibt er gesund und es geht ihm gut selbst bei uneinträglicher Praxis. Am allermeisten sind die alten Lateinschüler und Hexametermacher vom Gotte Bacchus bedroht. Sie haben viel zu wenig Bildung und Interesse für die naturwissenschaftlichen und sozialen Fragen ihres Berufes und sind zur Erholung auf die sogenannte Gesellschaft angewiesen, die nur im Wirtshaus lebt und zum Trinken ein Spiel macht: „das Zeichen gegenseitiger Beziehungslosigkeit", wie Lichtenberg sagt.

In meinem Dorfe ging ich nie zur Kneipe und in Altstädten nur einmal des Jahres. Dafür hatte ich oft eine kleine fidele Gesellschaft bei Hause: Kandidaten der Medizin, welche ich vorläufig examinierte, daraufhin relegierte oder aber zum Repetieren annahm. Dieses erstreckte sich auf alle Fächer und nicht ohne Bosheit, so daß die Kandidaten sich schließlich im wirklichen Staatsexamen viel behaglicher fühlten. Keiner ist durchgefallen.

Es ist ein schwerer Fehler, von der Schule weg gleich in die Praxis zu gehen. Da lernt man mit Mühe und Kummer manches, was man als Spitalassistent ganz gemächlich erworben hätte. Insbesondere lernt man — wenn man das Glück hat, einen guten Chefarzt zu finden — wie man die Krankheitsfälle auch wissenschaftlich verwertet. Es geht eine Unsumme wichtiger Beobachtungen verloren, weil man niemals praktisch gelernt hat, sie kurz und brauchbar zu buchen. Man wird alt und hat viel

erlebt, aber wenig erfahren! Vor diesem Unglück bewahrt ein guter Spitaldienst. Ich habe in den 24 Jahren meiner Rheintaler Praxis etwas über 400 größere chirurgische Operationen gemacht, erheblich weniger, als auf der chirurgischen Abteilung des Kantons-Spitales in einem Jahre gemacht werden. Hiezu kommen im Spitale noch über 200 gynäkologische Operationen und gegen 100 augenärztliche. Da wird ein junger Mann bälder reif als in der Praxis.

Zu diesen „Leistungen" kamen noch 540 geburtshülfliche Operationen, zum Teil unter erschütternden Verhältnissen, in kalten Kammern, bei grinsendem Mangel. Ferner habe ich drei Star-Extraktionen mit Erfolg gemacht und ungezählte Zähne ausgezogen. Ich war das „Mädchen für alles", in der Not ruhig und kühn, sonst aber verzagt und äußerst unzufrieden mit meinen Leistungen. Ich hatte in der Tat zu wenig praktische Schulung und mußte oft Autodidakt sein, wo ich hätte ein Gelernter sein sollen. Wer keine Assistentenstelle bekleidet hat, riskiert immer, ein Quacksalber zu werden. Der Student sieht sich die Sache an; der Assistent ist für den kranken Menschen mit verantwortlich. Das ist ein viel stärkeres Interesse, und deshalb auch viel bildender. Der Student wird mit Medizin lackiert, der Assistent aber wird in derselben gebeizt.

Das Schlimmste, was dem nicht praktisch geschulten Arzte in der Praxis begegnet, ist nicht selten sein Privatfleiß und die Lektüre. Da geht Wahrheit und Dichtung, Strebertum und wissenschaftliche Ehrlichkeit oft durcheinander wie Zettel und Einschlag; ja manche glänzende Werke, wie seiner Zeit der famose Marion Sims, sind bühnengerechte Dramen mit wahrer Grundlage und ausgesuchtem Aufputz. Wehe dem Armen, der ohne reichliche, eigene Erfahrung und ohne Kritik liest! Die Auswahl der Lektüre ist schwerer als man denkt.

Das beste, was der geplagte Praktiker tun kann, ist ab und zu einen Spital zu besuchen, Ferienkurse zu nehmen, ärztliche Vereine zu pflegen und gute Konsultationen zu benutzen: kurz, sich an das lebendige Wort und an die Beobachtung zu halten, erst in zweiter Linie an die Lektüre. Diese nützt nur dem Wissenden, den Unwissenden verwirrt sie.

Ich habe, dank dem schlechten Magen, den mir Gott gegeben, auch bei strenger Praxis noch viele Zeit gefunden zum Lesen und mir in langem Laufe der Jahre ein ziemliche Bibliothek angelegt, die von vorne anwuchs und von hinten abstarb. Es gab z. B. drei Generationen von Physiologien: Johannes Müller, J. Ranke und Hermann, oder von Pathologien: Cannstadt, Felix Niemeyer und Eichhorst, oder Rokitansky, Virchow, Billroth; ferner eine Menge Handbücher und Zeitschriften der Hygieine und andere, deutsche und ausländische Klassiker. Nach meiner Meinung ist die Bibliothek meistens ein treues Bildnis ihres Besitzers; sie zeigt nicht, was er gewesen ist, aber was er gewollt hat, und ebenso, ob sie Dekoration oder Werkzeug war. Den Menschen erkennt man an seinen Bestrebungen, den Mann an seinen Erfolgen. Hätte ich das Zeug dazu gehabt, ein großer Gelehrter oder ein bedeutender Mann zu werden, so hätte ich auch meinen Scheffel durchgebrannt. Der kleine Kreis, den ich zu erhellen versuchte, entsprach genau meiner Lichtstärke. Unrecht geschehen ist mir gar nicht.

Mein liebstes Fortbildungsmittel waren die Leichenöffnungen. Ich habe deren eine große Zahl vorgenommen, meist mit Eröffnung der Schädelhöhle, oft auch der Wirbelsäule. Immer wurde ich belehrt. Auch beim armseligsten Schwindsüchtigen war noch etwas neues zu finden oder altes besser zu verstehen. Und wenn ich, unglücklich in einer Familie, der es grausam schlecht ergangen, den Leichnam konsultierte, hat mir dieser so oft seine großen Schäden und massenhaften Zerstörungen gezeigt, mich getröstet und mir eine erdrückende Verantwortlichkeit in aller Form abgenommen! Ich konnte bei Wohlhabenden wie bei Armen Sectionen machen, so oft ich wollte, weil diese niemals etwas kosteten, und weil ich Sorge trug, daß die Leiche nachher so gut geschmückt sei und besser aussehe als vorher. Ab und zu nahm ich einen angesehenen Mann mit, dem ich den Mechanismus der Herzklappen oder sonst etwas Schönes zeigte. Der hat dann bei Gelegenheit solche „interessante Untersuchungen" immer befürwortet. Ich habe oft und lange mit meiner Unwissenheit gerungen — und bin schließlich unterlegen. Das Schlimmste am Greisenalter ist die Abnahme der Lernfähigkeit.

„Mein Haus ist meine Burg.“ Das gilt ganz besonders vom Arzte, und ganz besonders auf dem Lande. Dennoch war es nicht diese Betrachtung, sondern alte Liebe, die mich bestimmte, mich zu Ende 1851 zu verehelichen. Sophie Bärlocher die Pfarrerstochter von Rheineck wurde meine Frau, und wahrlich, sie hat ihrem Stande Ehre gemacht; eine treue Seele, von unbeschränkter Arbeitsfähigkeit für den Gatten, die Familie und den Beruf. Sie hat mir das Haus zur Burg gemacht, in der ich sicher wohnte, und aus welcher ich mutig ausbrechen konnte in die Welt voll Arbeit und Sorge, oft auch voll Kampf. Und wie oft war sie meine aufopfernde liebenswürdige Krankenpflegerin! Es war eine strenge Zeit. Ich wohnte im Mittelpunkte einer Linie, die sich von Oberriet bis Rheineck erstreckte und in 12 Gemeinden über 20,000 Einwohner zählte, und war sehr viel auf der Fahrt, weil ich nachgerade den größten Teil der chirurgischen und geburtshülflichen Fälle zu besorgen bekam, und es gab oft halbe und ganze Monate, in denen ich nicht eine Nacht ungestört schlief; in den meisten Fällen mußte eingespannt und ½—1½ Stunden gefahren werden, was besonders in Winternächten sehr ungemütlich und nicht ohne Gefahr war. Die Industrie war noch sehr wenig entwickelt und beschränkte sich auf die Arbeiten eines einzigen großen Hauses: Bänziger an der Dorfhalde und ferner auf einige Grobstickerei. Die Landwirtschaft hatte eine Reihe geringer Jahre, und der Rhein versumpfte und überschwemmte viel bebautes Land. Alle Gemeinden besaßen Bürgergut: an die Haushaltungen verteilte Aecker und Wiesen, zu viel zum Sterben und zu wenig zum Leben, eine Ursache dummer Seßhaftigkeit und großer Armut. Ich habe später wohl auch arme Fabrikbevölkerung gesehen, aber so arm, so schlecht genährt, gekleidet und logiert war sie nicht, wie das Ackerbauproletariat. Wie manche Monate muß überhaupt der Bauer, zumal der Weinbauer, arbeiten, auch wenn er zum voraus weiß, daß es keinen Zahltag gibt, und wie manchmal stellt auch ein glänzender Jahrgang noch im Herbste seine Zahlungen ein! Der kleine Bauer leidet weit mehr als der Fabrikarbeiter, ist auch tapferer und resignierter als dieser. Selbst in unsern kleinbürgerlichen und republikanischen Verhältnissen haben eine Menge tonangebender Männer gar keine Einsicht in die Lage

des Volkes, und deshalb auch keine werktätige Teilnahme für dasselbe; sie lassen sich von denen schieben, die am lautesten schreien, und die sie am meisten zu fürchten haben.

Ich sah viel Armut und Elend, und wenn ich von Krankenbetten zurückkehrte, an denen sogar das fehlte, was ein anständiger Mann seinem Tiere gewährt — und dabei hörte, wie die Sonntagsglocken von allen Seiten feierlich erklangen: dann wurde ich nicht andächtig, sondern zornig, und was man so Staat und Kirche nannte, erschien mir wie eine Heuchelei. Wir verehren Gott in Wort und Bild; wenn er aber selber zu uns kommt, nur in Lumpen anstatt im Talar, dann geben wir ihm einen Fußtritt. Der „christliche Staat" ist eine Ironie, tatsächlich herrscht nur der Stärkste wie bei den Büffeln der Prärien. Das Interesse einzelner Personen und einzelner Gruppen, nicht der Patriotismus führt in der Regel das große Wort in den Parlamenten. Wie lange haben wir Schweizer nicht debattiert über den Dreideziliter und den Vierdeziliter, über Jagdgesetze, über gemalte Scheiben und Ofenkacheln, während wir die großen Fragen der Krankenkassen, der Bundes-Bank und der Eisenbahnen liegen ließen, weil wir zu engherzig und zu uneinig waren, sie anzufassen! Es gibt ja ganz gewiß ein persönliches Christentum, eine millionenfache und aufopfernde Nächstenliebe, gleichmäßig verteilt unter alle Konfessionen, Juden und Parsen nicht ausgenommen, aber der Staat ist noch oft ein Heide, und wer an seine innere und äußere Politik den Maßstab eines gebildeten und ehrlichen Menschen anlegen will, der gilt als ein Narr.

Ich habe in meinem ganzen Lebenslaufe die unangenehme Ansicht gewonnen, daß an vielen sozialen Notständen die Wohlhabenden und die Gebildeten schuld sind. Sie alle gehen gar nicht immer mit gutem Beispiel voran und verwerten ihren Einfluß öfter zu ihrem Privatnutzen als fürs Gemeinwohl und sind meistens unglaublich feige. Souveräne, unverantwortliche Herrscherin in vielen Gemeinden und Kantonen ist die Feigheit, die nach allen Seiten umschaut, ob sie auch keinen Gönner erzürne, aber gegenüber Wehrlosen mit der Macht des Gesetzes auftritt und zermalmt. Seine Majestät das Volk füttert mehr Speichellecker als irgend ein Monarch und gehorcht ihnen mit Biederkeit. Hier

verwüsten ein paar Holzhändler den Wald, dort ein paar Wirte das Familienleben einer Gemeinde; diese schaut lächelnd zu und ist nachher ganz erstaunt, daß sie von Wuhrlasten und von Armensteuern fast erdrückt wird. „Arme habt ihr allezeit bei euch," sagt der größte und edelste aller Menschenkenner. Nicht nur die Einfältigen und die Faulen werden arm, sondern auch recht viele, die „nichts so schwer ertragen — als eine Reihe von guten Tagen". Ich sah in Altstädten eine ganze Gruppe von Handwerkern, die, arm angefangen, sich durch Fleiß und Tüchtigkeit emporgeschwungen hatten und zu nicht geringem Wohlstande gekommen waren. Aber alsobald fing der Frühschoppen an, der Kaffee-Jaß und die Abendgesellschaft. Alle sind zu Grunde gegangen — ohne andere zu belehren.

Ich sah immer, daß die Not des Lebens nicht von einzelnen Menschen und Klassen, sondern von allen gemeinsam verschuldet ist, und daß auch die Armen keine Heiligen und Märtyrer, sondern oft an ihrem Elende selber schuld sind. Die grausamste Armut und Verlassenheit fand ich unter den Handwerkern, nicht bei den von der Großindustrie erdrückten Schneidern und Schuhmachern, sondern bei den mit Fr. 5—8 Taglohn bezahlten Steinhauern, die auch im Winter noch beschäftigt waren, und bei den üppigen Stickern von 1870—1880. Am schonungslosesten und unnötiger Weise bei Nacht wurde ich immer von denen gerufen, die zum voraus wußten, daß sie nichts bezahlten. Die Zahlenden waren viel rücksichtsvoller. Die Welt hat in der Regel keinen Begriff von den körperlichen Strapazen und den ökonomischen Schwierigkeiten eines Landarztes.

Ich verkehrte oft mit einem alten Kollegen, der bei äußerst billigen Taxen die Schrulle hatte, das, was ihm gehörte, auch hereinzubringen. Er ging trotz guter Talente und Studien geistig zu Grunde, denn 100 kleine Pöstchen einzuziehen, braucht so viele Arbeit und Sorge, wie der Inkasso von 100 großen Summen, und vollends mit dem schuldentriebrechtlichen Einzug einer armen Familie ihre kleinen Vorräte verkaufen zu lassen: das ist kein Geschäft für den Arzt. Ich war egoistisch genug, meine Seele nicht für solches Jammergeld wegzugeben, und ich kam in den Ruf eines gutherzigen Mannes. Zu meiner großen Ueberraschung

war das sogar nützlich. Würdige Arme zahlen den Arzt in sozialer Währung und gar nicht schlecht.

In diese Zeit fiel mir die Behandlung eines alten Lebemannes im Appenzellergebirge, der zum Sterben ging. Er war einmal Militärarzt in Kroatien gewesen, dann lange Zeit „Wasserbeschauer" und hatte Scharen von Klienten: Schweizer, Oesterreicher, Schwaben, ja Elsäßer, welche alle ihre Nierenprodukte schickten, um sich dann die Flasche mit Medizin füllen zu lassen. Er wollte mich mit seiner Praxis beschenken; ich mochte sie nicht, aber sein Geheimnis mußte ich doch anhören. „Nichts bequemer als solche Praxis: keine Reisen, keine Arbeit, immer bare Bezahlung. Es kommt ja nur darauf an, daß Sie möglichst viele haben, da müssen eine große Anzahl doch wieder gesund werden, wenn Sie nur ganz indifferent verfahren. Und wenn die Kranken oder ihre Leute selber kommen, dann schauen Sie das Wässerli an und sprechen von allerlei Leiden; bei dem Punkte, wo es gilt, verändert der Ueberbringer seine Züge — denn diesen müssen Sie eigentlich beobachten — und Sie lassen dann los mit Ihrer Weisheit, nur recht bunt, daß niemand etwas damit anfangen kann; das imponiert. Die Welt ist dumm, ganz dumm." Mir schwindelte wie an einem Abgrund.

Der alte Herr hat seine Jammerpraxis mit viel Ironie betrieben. Ueber der Türe seiner Hausapotheke und Audienzstube stand außen in goldenen Buchstaben: „Contra vim mortis", und wenn man hineingekommen war, las man über der Türe: „Herbæ non crescunt in hortis." Der Mann starb den Tod des Gerechten. Das Gewissen nimmt Dressur an.

13.

Warum sollte es auch nicht? „Es gibt ja keine ärztliche Wissenschaft; Schwindel ist alles!" Mit dieser Betrachtung hatte ein sehr gebildeter Jurist im Großen Rate das Gesuch der Sanitätsbehörde zu Fall gebracht, welches bezweckte, die kantonalen Examina aufzuheben und einem *Eidgenössischen Konkordate* mit gemeinsamer Prüfung und Patentierung beizutreten. Ich wollte dem höchstgestellten Manne seine schlechten Witze mit Ent-

rüstung zurückgeben, und meine von allen Aerzten des Kantons an den Großen Rat eingereichte Petition hatte den gewünschten Erfolg. Das war mein erster Versuch, öffentlich unartig zu sein.

Später habe ich einmal einen Spieß in den Krieg wider die Wilden getragen und als Antwort auf eine Abhandlung des Berner Professor Edw. Klebs ein Schriftchen geschrieben: „Freiheit, Patent und Schwindel im Medizinalwesen." Es galt mir vor allem, verschiedene liebe Freunde, die in gerechtem Zorn, wie die Berliner, für Freigebung der Praxis sprachen, auf ihrem abschüssigen Wege anzuhalten.

14.

Im Jahre 1855 hatte ich eine hierzulande sehr seltene Epidemie von Flecktyphus in der Gemeinde Diepoldsau. Der erste Kranke war ein Zugereister, dann kamen seine Hausgenossen, die Besuchenden, die Wärter, kurz, in ununterbrochener Reihe 96 Personen, von denen 16 starben. Fast alle Leichen habe ich seziert und mich überzeugt, daß Unterleibstyphus nicht vorlag. Es war nicht Hungertyphus; die Leute lebten genüglich, manche gut, wohl aber haben Schmutz und Einpferchung ausgiebig gewirkt. Es ließ sich kein Notspital einrichten; der Einfall war zu neu und zu abenteuerlich, und eine staatliche Krankenpflege gab es nicht. Im ganzen Kanton war kein Krankenasyl, ausgenommen in St. Gallen, und dieses nur für die Stadt. Daß ich in der Tagespresse Lärm geschlagen und Hülfe erzwungen hätte, dazu war ich noch zu einfältig und zu loyal. Ich hatte viel Anatomie gelernt, auch einiges andere, aber die öffentliche und private Gesundheitspflege mußte ich mir aus der Physiologie selber abstrahieren, und von Epidemienpolizei hatte ich auch in der sogenannten Medicina forensis nichts gehört. Der Mensch wird mit dem Alter nicht besser; aber in diesem Falle würde ich jetzt richtiger und energischer handeln als damals. Von den Fleckfieberkranken sah ich viele, wie sonst auch so zahlreiche Verwundete, Operierte und Entbundene, aus Mangel an häuslicher Pflege und wegen großer Entfernung vom Arzte zu Grunde gehen und fühlte mich oft bodenlos unglücklich in meinem Berufe.

15.

Da kam die frohe Botschaft, daß St. Gallen ein neues Fremdenspital zu bauen gedenke und den Vorschlag mache, dasselbe zum Kantonsspitale zu erweitern, insofern das Land sich entsprechend beteilige. Meine lieben Freunde, die Stadtärzte Steinlin und Wegelin, hatten die Frage gründlich studiert und ihre Vorschläge mit allem nötigen statistischen Material und mit allen ärztlichen und sozialen Begründungen, auch mit Plänen und Kostenberechnungen, in einer mustergültigen Denkschrift dem Großen Rate vorgelegt. Der war ja ein guter „Landesvater", aber ärztliche Fragen lagen ihm weit abwegs. Ein Unglücksvogel vom Lande behauptete kühn, „der Kantonsspital sei bloß eine Grille junger Stadtärzte, und in kranken Tagen sei jeder am besten zu Hause, getragen von den Händen der Lieben." Die Phrase wirkte; der Kantonsspital ward abgelehnt, und die Stadt baute ihr Krankenhaus für sich.

16.

Das Gewissen der Aerzte war aber nicht so leicht zu beschwichtigen; ihr sittlicher Ernst wurde durch die Frivolität der Spitalgegner aufgestachelt, und es erwachte das Bewußtsein, daß die Aerzte die natürlichen Anwälte der Kranken seien. Es sollte bewiesen werden, daß der Spital keine Grille, und wieder, daß er nicht die Idee von nur einzelnen sei. Es bildete sich der kantonale Aerzteverein 1862, an welchem alle 148 Aerzte des Kantons teilnahmen, und dieser Verein wollte, in breiten Kolonnen aufmarschierend, die Forderung des Kantonsspitales erneuern. Kreisschreiben und Fragebogen gingen nun an alle Aerzte, Geistliche und Lehrer, an Industrielle und Beamte, an angesehene Frauen und Männer. Ich war Präses und Schriftführer des Vereins und habe meine Vollmachten redlich, aber rücksichtslos ausgenützt.

17.

Im Frühling 1863 lag ich wieder einmal brustkrank zu Bette. Mein Freund Bänziger, der mich behandelte, schalt mich

grimmig aus und behauptete, daß ich bei meiner aufreibenden Praxis bald zu Grunde gehe; ich soll nach Altstädten übersiedeln, wo ich ja seit 14 Jahren schon eine regelmäßige Praxis habe. Ehe ich mich recht besinnen konnte, hatte er mir ein Haus gekauft, und im Herbst übersiedelte ich. Das war meine Lebensrettung. Von da an erholte sich meine Gesundheit und mein Lebensmut.

Mein Haus stand schön im Garten, der Blumen und Früchte, Trauben und Feigen reichlich gewährte, und unter mächtigen Bäumen plätscherte ein Brunnen. Von allen Seiten strömte Luft und Licht herbei, und der Ausblick war großartig schön. Das war eine fröhliche Heimat für mich und die Meinigen. Ich brachte zwei Kinder mit: Bertha und Albert, denen die rühmlich bekannten Schulen des Städtchens wohl bekamen. Meine Kollegen nahmen mich sehr liebenswürdig auf, und von einem Manne ließ ich mich bescheinen wie von einer Sonne, das war der Vater meines Freundes und mein väterlicher Freund: Dekan Bänziger, durch mehr als 50 Jahre der gute Genius seiner Gemeinde, ein vortrefflicher Kanzelredner, ein von allen seinen Lehrern geliebter Schulmann, ein Freund der Armen und der Kranken, eine jener seltenen Persönlichkeiten, die unter diplomatisch gewandten Umgangsformen einen glühenden Idealismus und kindliche Herzensgüte bis ins Greisenalter zu bewahren vermögen. Der Sohn Bänziger war seit 1857 praktizierender Arzt in Altstädten, Bezirksarzt und überhaupt ein vielbeschäftigter, angesehener Mann, vor allem aber Augenarzt. Er gehörte zu dem engern Freundeskreise des großen Albrecht von Gräfe und hatte diesen nach Heiden geführt, wo sich dann jeden Sommer augenkranke Notabilitäten aus der halben Welt zusammen fanden; er empfing ihn auch oft als seinen Gast. Da lernte ich Gräfe kennen, diese Christusgestalt, von der ein Glanz ausging. Ich begriff es, wie die galiläischen Fischer ihren ganzen Plunder im Stiche gelassen haben und dem großen Propheten nachgefolgt sind. Ich wäre diesem Propheten auch gerne nachgefolgt, wenn ich die Fähigkeit dazu gehabt hätte. Daß ich und all mein Tun und Wissen ganz und gar nichts sei vor diesem Manne, das wurde mir erdrückend klar, obschon er nicht drückte, sondern anspruchlos und liebens-

war. Da sah ich ihn, wie er seinem Freunde und Schüler Bänziger bei zwei Star-Extraktionen, einer Pupillenbildung und einer Schieloperation assistierte. Daß er seine Sache schön gemacht, war selbstverständlich: erstaunlicher war nur, daß Bänziger so elegant und ruhig arbeitete, als wäre nur ich dabei sein gewöhnlicher Assistent.

Ich hatte in Altstädten erheblich weniger Jammerpraxis und sehr viel weniger Nachtpraxis als früher, mehr Konsultationen, zumal auswärtige, und eine viel größere Sprechstunde.

Ohne persönliche Untersuchung habe ich nie jemanden behandelt und mich immer angestrengt, meinen Klienten das Widersinnige des Dispensierens auf bloßen Bericht hin klar zu machen. Es half aber nicht viel. Der Mensch hat Bedürfnisse für Unklares wie für Unverdauliches, und ich galt einfach für sonderbar, wo ich ehrlich gewesen. Ich mußte in meiner Medizinstube immer an den Medizinmann der Indianer denken. Er macht einen Heidenlärm, die Sonnenfinsternis zu vertreiben, und sie vergeht auch richtig! Einen solchen Medizinmann will das Publikum haben, und ein solcher darf der Arzt nicht sein: da steckt der Haken! Ich gab Gebildeten sehr oft gar nichts, Ungebildeten etwas Milchzucker, den ich en gros kaufte, damit sie stille halten und mir nicht mit Aderlassen und Pillen den ruhigen Ablauf des Prozesses stören. Wo eine runde, klare Aufgabe vorlag, da verordnete ich, was zur Zeit gebräuchlich war. In Erfahrungssachen und auf anderer Kosten originell zu sein, ist eine Schlechtigkeit. Gott bewahre mich vor einem originellen Arzte! „Ein Quidam sagt: Ich bin von keiner Schule — Kein Meister lebt, mit dem ich buhle — Auch bin ich weit davon entfernt — Daß ich von Toten was gelernt! — Er sagt, wenn ich ihn recht verstand: — Ich bin ein Narr auf eigne Hand." Dieses Wort von Goethe ist noch viel zu gelinde für den eitlen Tropf, der einen Patienten zu seinem Versuchstier macht. Sehr oft drängte sich mir die Ueberzeugung auf, daß meine Klienten infolge schlechter Wohnung, Nahrung oder Kleidung, durch ihre Berufsbetreibung oder ihre Lebensgewohnheiten krank geworden seien, und daß die Behandlung dort einsetzen müsse, nicht mit dem Medizinkasten; ich wurde Schulmeister und Gesundheitspfleger und las mit An-

dacht, was von Pettenkofer und Voit aufzutreiben war, ſtudierte Parkes Handbuch, Kirchner, ſowie Rankes Phyſiologie mit hygieiniſchen Nutzanwendungen. Ich ſtand an der Pforte eines Gartens, in welchem manches Kraut für meine Schmerzen zu finden war. Der Unglaube an das handwerksmäßige Mixturvergeben war leicht zu begründen, aber der Glaube, daß der Menſch dennoch ſein Leben und ſeine Geſundheit mehren und beſſern könne, der war ſchwer zu erringen, aber er war ſchön und hat mich erwärmt. Manche gingen ganz verſtändnisvoll auf hygieiniſche Räte ein, manche brauchten etwas Milchzucker zur Nachhülfe, und manche gingen empört von dannen und wandten ſich an ſolche, die mehr wußten und auch etwas verordneten. „So iſt das Landvolk!“ Der Vorwurf iſt ungenau. Städter und Gebildete ſind in dieſen Angelegenheiten ganz und gar nicht aufgeklärter als das Landvolk, und ein geſunder Schwindler, der Geld machen will, tut gut, ſich in einer Stadt niederzulaſſen: vornehme Welt wird ihm nicht ausbleiben, und auch Studierte, Lehrer, Advokaten und Geiſtlichkeiten werden ihm nicht fehlen. Der Bauer arbeitet mit einem kleinern Gedanken-Kapital als der Gebildete, aber nicht ſchlechter. Die Dümmſten zu Stadt und zu Land ſind immer die Schlauen. Dieſe mißtrauen jedem, ausgenommen einem Schelmen.

Man ſpricht viel von Hygieine. Der Arzt muß ſchon gute Praxis haben, um die Ehrlichkeit auszuhalten; die Welt will betrogen ſein und nimmt es ihm ſehr übel, wenn er ſie nicht betrügt.

Selbſtverſtändlich blieben mir viele Fälle für die Behandlung mit dem Meſſer, mit der Zange, mit dem Gips und mit Medikamenten, und ich kam, trotz vielen und tiefen mediziniſchen Unglaubens, gar nicht zur Anſicht, daß dieſe zu entbehren wären. Ich verordnete immer nur allopathiſch und niemals in ſo großen Doſen, wie ich es bei Homöopathen geſehen. Dieſe blieben mir in jeder Beziehung unverſtändlich; am unverſtändlichſten war mir ihre Ehrlichkeit. Ich war wohl befreundet mit manchen, deren politiſche, religiöſe oder mediziniſche Anſchauungen den meinigen entgegengeſetzt waren, aber nie mit einem Homöopathen.

Der beſte Kompaß, zwiſchen Aberglauben und Unglauben hindurchzurudern, war für mich der Nihilismus von Scoda und Hamernjik. Was nicht eine ſcharfe Kritik aushält, iſt gar nichts

wert; aber frivol darf die Kritik nicht sein, sie muß ernsthaft bleiben. Meine Liebhaberei waren die chronisch Kranken. Ursache, Verlauf, Heilung oder Tod, alles schreitet langsam einher, und der einfältige Mensch vermag zu folgen, kann mit recht verbissener Beharrlichkeit vieles erreichen, ändern, bessern. Eine akute Krankheit ist sehr oft wie eine Feuersbrunst bei Sturmwind: bis die Löschapparate spielen, ist schon alles am Boden. Ich nehme hier die Augenheilkunde, Chirurgie und Geburtshülfe selbstverständlich aus, da hat uns Gott einen größeren Kredit eröffnet und gibt sich den Anschein, als dürfen wir mitsprechen.

In den Jahren 1863 bis 1865 habe ich mich viel mit Farren-Impfungen beschäftigt und animale Lymphe gezüchtet, wobei Tierarzt Kobelt von Marbach, ein gebildeter und feiner Mann, sehr behülflich war. Im Durchgange durch Wiederkäuer wurde die Lymphe abgeschwächt, und dritte Generation war meistens wirkungslos!

18.

Ich habe vorhin schon vom kantonalen Aerzteverein gesprochen; demselben ist aber der kleine rheintalische Aerzteverein um manche Jahre vorangegangen. Er sollte wenigstens einen großen Namen haben, und das Titelblatt seines Protokolls besagte alles, was nötig schien. „Johann-Lebrecht-Congressus. Acta societatis medicorum ignorantium, statuta et leges non habentium, ad edificandum sese in sanctam fidem Anatomiæ, sine qua salus nulla in medicina.“ Es wurde recht ernsthaft repetiert und diskutiert; man brachte Präparate mit, verfolgte im Laufe der Jahre die Siegesbahn der Pathologie, von Rokitansky bis Virchow, ließ sich von Freund Bänziger die neuen Entdeckungen Albrecht von Gräfes erklären, trieb Kehlkopfspiegelübungen, mikroskopierte und nachdem, ja eben weil man einige Stunden freudig gearbeitet, saß man dann eben so freudig beim Mahle. Es waren sprühende Nachmittage, jedes Jahr einer bis zwei! Ich habe dieses studentisch fröhliche Kränzchen durch 15 Jahre präsidiert. Schwerer fiel es mir aufs Herz, daß ich auch zum Vorstande des kantonalen Aerztevereins gewählt wurde und die Verpflichtung hatte, öfters „etwas zu behaupten“. Die Stellung

wurde mir dennoch sehr lieb, und ich behielt sie ebenfalls 15 Jahre; denn ich war ja zum Regimentstrompeter befördert und durfte Sturm blasen im zehnjährigen Kampfe um das Kantonsspital.

19.

Der kantonale Aerzteverein hatte zahlreiche und schwerwiegende Antworten auf seine Kreisschreiben erhalten und suchte sie zu verwerten. Ich schrieb in seinem Auftrage eine Flugschrift: „Die Spitalfrage im Kanton St. Gallen. Ein Wort an alle Gebildeten und Barmherzigen. 1865." Die Antwort des Großen Rates war die Dotation von Fr. 300,000, die der Behörde alle Ehre, dem Kanton aber noch keinen Spital machte.

Die Regierung verhielt sich beharrlich ablehnend, und ich habe bei achtjährigem Antichambrieren und Bitten meine bittersten Lebenserfahrungen gemacht. Ich stellte mir vor, daß ein Kollegium, das auch damals aus gebildeten, teilweise sogar aus sehr verdienstvollen Männern bestand, daß ein solches Kollegium eine so dringende, in andern Kantonen so ernst behandelte und längst geordnete Frage wohlwollend aufnähme und nach Kräften förderte. Statt dessen fand ich beim einen Departemente schlechte Witze, beim andern überlegenes Lächeln, beim andern salbungsvolle Vertröstungen auf andere Zeiten, bei allen Widerwillen, ausgenommen allerdings das Baudepartement, dessen Chef, Landammann Aepli, seine scharfe Verwahrung gegen die Abweisung des Spitalprojektes ins regierungsrätliche Protokoll niederlegte.[1] Die Papiermenschen des ganzen Kantons haben den Spital als unnötig und als unmöglich bekämpft. Der Bureaukratie sind soziale Fragen Thorheiten, das wußte ich damals noch nicht; sie liebt weder Gott noch die Menschen, wohl aber fürchtet sie die Druckerschwärze, das fing ich an zu verstehen, und zum zweiten Male ergriff ich die Erlaubnis des kantonalen Aerztevereins, in seinem Namen zu sammeln und zu schreiben. Ich war im Berufe abgehetzt,

[1] Den aktenmäßigen Beleg zu obiger Darstellung gab ich in der dem Großen Rate vorgelegten Flugschrift: „Asyl für Unheilbare", pag. 6—8. St. Gallen bei Zollikofer. 1885.

krank und unanständig mager, wegen Lungentuberkulose aus dem Militärdienste entlassen, stieß bei zunehmender Praxis auf immer mehr Not und Verwahrlosung. „Der Mensch muß sterben, darum eilen", dachte ich mit Lenau, und schrieb in warmer, rücksichtsloser Weise meine zweite Flugschrift: „Der arme Lazarus im Kulturstaate." 1867. Hier widmete ich ein paar Zeilen einem würdevollen Spitalgegner und gab ihn dem Gespötte preis. Da ich einen Einfältigen und Faulen gezeichnet hatte, erriet ihn jedermann. Die Opposition gegen den Spital fing an unangenehm zu werden. Mehr verlangte ich nicht. Zu den Redlichen sprach ich von Herzen. Zugleich versuchte ich das für mich schwere Kunststück, vier verschiedene Zeitungen mit Spitalartikeln zu bedienen, die ihren gemeinsamen Ursprung verleugnen sollten. Ich wollte durchdringen oder mich unmöglich machen, so ungerne ich auch die Stelle eines Sanitätsrates verloren hätte, an der ich einiges zu arbeiten hoffte. „Es war ihm zum Heile, es riß ihn nach oben." Mein Klient sollte gewinnen. Der Große Rat, dieses Kollegium von Landwirten, Fabrikanten, Beamten und allerlei Männern aus dem Volke, meistens von hervorragenden Juristen geführt, die keine Staatsbeamte waren, zeigte aufs neue Fühlung mit dem Volke und ein Herz für dasselbe. Der Kantonsspital wurde beschlossen mit 110 gegen 12 Stimmen den 8. Juni 1869. Verdienste um diesen Beschluß hatten ganz besonders: Landammann Aevli, Dr. jur. Hoffmann-Steinlin, Dr. med. Eduard Jung und Dr. jur. Josef Morel. Die Stadt überließ ihren Spital dem Staate, unter Wahrung aller ihrer bisherigen Benutzungsrechte, und der Kanton baute drei Pavillons hinzu. Da sie vor 10 Jahren schnöde abgewiesen worden war, als sie einen Vertrag machen wollte, machte sie nun ein Geschäft und zwar ein sehr gutes. Ein Kantonsspital unter harten Bedingungen war aber immer noch besser als gar keiner, und man muß es der Stadt nachrühmen, daß sie ihre ungebührlich günstige Stellung niemals mißbraucht, und daß sie dem Kantonsspital alle mögliche Güte und Freundschaft erwiesen hat.

20.

Außer der Spitalfrage beschäftigten mich in Altstädten auch einige litterarische Versuche. Zuerst eine kleine illegitime Badeschrift: „Fideris, Federzeichnung eines Arztes“ und dann hauptsächlich die „Vorposten“. Ich mußte ausschlagen und mich wehren gegen die Unbill des Lebens, gegen die anständige Lüge der Politik, gegen die trockene Guillotine eines gedankenlosen Manchestertums, bei welchem der Große den Kleinen, und der Größte den Großen zerreißt, und „der Mensch erst beim Baron anfängt,“ ganz nach Windischgrätz, auch in der Republik. Ich mußte einer verzweiflungsvollen Stimmung los werden. Hätte ich einen guten Magen gehabt, hätte ich vielleicht getrunken; wäre ich musikalisch gewesen, hätte ich gesungen; so aber blieb mir nichts übrig als die Tinte, um meinen Kummer abzuwaschen. Auch bei diesem Anlasse fand ich ein ungeheures Maß von Wohlwollen. Man verzieh mir alle Schwachheiten des Büchleins, und vergnügte sich mit der guten Absicht, die klar lag. Ja Freunde und Gönner hat mir mein Herzenserguß erworben. Man hat mir vorgeworfen, Vitalist zu sein, aber ich konnte nicht anders. Seit langen Jahren war ich gewohnt, ja psychologisch gezwungen, das Menschenleben naturwissenschaftlich aufzufassen und die Welt als eine Offenbarung Gottes zu betrachten, ein Wort Gottes, das durch das Universum schallt und auf der Erde lebt, das in unendlicher Mannigfaltigkeit als Körper und als Geist erscheint und in Ewigkeit vom Allmächtigen ausgeht, wie das Licht von der Sonne, wahrnehmbar für jedes Geschöpf je nach den ihm verliehenen Organen der Empfindung und der Beurteilung. Ich verstehe und verehre den alten großen Astronomen Kepler, der da sagte: „Im Weltall greife ich Gott gleichsam mit Händen.“ Der berühmte Laplace, der Napoleon I. erklärte: „In meinem Sternenhimmel wohnt kein Gott“ — ist mir unverständlich. Die stolzen Materialisten unserer Tage erinnern mich an ein geistreiches Gespräch auf der neueröffneten Rheintaler Eisenbahn anno 1857, wo sich die Passagiere über den Bau der Lokomotive unterhielten. „Ich kann mir das alles ganz klar vorstellen“, — sagte ein k. k. österreichischer Dorfmagnat, „das kommt nur von der Schnellig-

keit der Räder!" Damit war der Mann beruhigt. War er weniger im Recht als die, welche Himmel und Erde, ja sogar Professoren „aus den Gesetzen der Materie" entstehen lassen? Gibt es ein Gesetz ohne Gesetzgeber?

Ich bin nur mit Zagen an meine Schreibereien gegangen. Die Spitalbroschüren waren unausweichliche Kampfmittel, deren Erfolg mich kühner machte, als klug war. Wer schreibt, muß entweder stichhaltige wissenschaftliche Arbeiten oder aber eine lange Reihe von Erfahrungen gemacht haben, wenn er nicht ins Schwatzen hineingeraten soll. Für mich bestand nur eine praktische Berechtigung; deshalb wagte ich mich erst mit 40 Jahren an die Druckerschwärze; auch hatte ich 48 Jahre gelebt und 24 Jahre hart gearbeitet, als ich die „Vorposten" ausrücken ließ. Was später kam, das waren Früchte schmerzlicher Erinnerungen, nach dem 60. Jahre Betrachtungen „sub specie æternitatis", wie Spinoza sagt, also Worte eines Mannes, der schon seinen Fahrschein in der Tasche hat und sich um Gegnerschaften wenig kümmert. Daß mir auch Aufmunterungen gleichgültig gewesen wären — so weit reichte meine Philosophie nicht.

21.

Und wie könnte ich von Altstädten reden, ohne der großen Ehre und Freude zu gedenken, die ich dort erlebt! Man anvertraute mir ein Kapital, um damit ein kleines Gemeindekrankenhaus zu bauen. Ein kinderloser Menschenfreund, der zum Sterben ging, hat neben andern großartigen Vergabungen unter dem Beirate Bänzigers auch dieses Asyl gestiftet, das nun seinen Namen trägt: Marolanis Krankenhaus. Es liegt an sonniger Halde, ist für 26 Kranke bequem eingerichtet und hat für die öffentliche Krankenpflege Propaganda gemacht. Die ersten 5 Jahre habe ich die Anstalt auch betrieben und in derselben beinahe 1000 Kranke behandelt.

Der Bau des Hauses, massiv Ziegel, samt Einrichtung (Badekabinetten 2c.) und ganz gutem Mobiliar kostete Fr. 44,000 und hat bisher noch keine großen oder ausnahmsweisen Reparaturen nötig gemacht. Die Rücksichtslosigkeit und stilgerechte

Grandezza mancher Architekten ist ein Unglück für die öffentliche Krankenpflege, erschöpft die Hülfsquellen und verdirbt die Teilnahme. Man will den Kranken helfen, nicht aber dem Baukünstler und seinen Unternehmern.

Auch der zu Marolanis Krankenhause gehörige Krankenkassenverein überwand die vorhandenen Schwierigkeiten und gedieh vortrefflich.

Im Februar 1871 hatte Altstädten auch seine Bourbakis, und den Spital voll Schwerkranker. Da machte ich nebenbei folgende Erfahrung: Die Soldaten erhielten ganz nett geschriebene und leidlich stilisierte Briefe von ihren Vätern, wirklich von diesen. Die Söhne aber konnten nicht schreiben — hatten es niemals gelernt; Advokat Sturzenegger oder ich besorgten die Antworten. „Das ließ tief blicken", und war keine Ehre für die Regierung Napoleons III.

Zu dieser Bourbakizeit hatte ich auch schwarze Pocken im Hause mit mehreren Todesfällen. Ich schloß diese Kranken mitsamt dem Warteperſonale fest ab; ihr Eßgeschirr wurde in Kübel kochenden Wassers geworfen, wann es herauskam, und was sonst noch kam: Kleider, Betten oder Menschen, wurde sehr scharf und lange Chlordämpfen ausgesetzt — die man in meinem Schilderhäuschen mit Mundfenster dennoch aushielt. Von den übrigen 16 Spitalkranken und allen Spitalleuten erkrankte niemand, auch kam keine Verschleppung ins Städtchen vor. Ich war überhaupt glücklich im Spital und mit demselben.

Und dennoch ging ich von Altstädten weg. Ich war zu viel unterwegs und fand die Befriedigung einer geordneten und gewissenhaften Arbeit nicht mehr.

In Altstädten war alles katholisch oder reformiert. Diese bis zum Blödsinn durchgeführte Unterscheidung lähmte die besten Kräfte einer sonst sehr gutmütigen und intelligenten Bürgerschaft. Alt werden konnte ich hier nicht, ohne der Verbitterung oder der Ironie anheimzufallen.

Ich wurde in liebenswürdigster Weise verabschiedet und zog gerührt von dannen.

22.

Ich ging nun nach St. Gallen, wo ich seit 22 Jahren jede Woche ein bis zwei Mal als konsultierender Arzt und als Frauenarzt tätig gewesen, aber niemals allein, sondern immer in Verbindung mit dem Hausarzte, um den Patienten niemals ratlos zu lassen. Ich fand dort befreundete Kollegen, unter diesen auch intime Freunde: Bänziger, Seitz und Karl Wegelin. Dieser praktizierte seit 1857, und sein Hinschied 1878 war ein erschütterndes Ereignis für die ganze Stadt. Hervorragende Gelehrsamkeit und außergewöhnliche praktische Begabung, Begeisterung für den Beruf und Klugheit im Umgang, vor allem aber seine unwandelbare Pflichttreue hatten ihm eine beneidenswerte Stellung verschafft.

Mein Studienfreund, Dr. Karl Wild, ein Mann von Geist und Charakter, starb kurz vor meiner Uebersiedelung.

Es mutet mich an wie ein Traum, daß ich 1850 zuerst zu einer Konsultation nach St. Gallen kam — um zu auskultieren und zu perkutieren, weil außer dem zufällig abwesenden Dr. Seitz sich noch niemand damit beschäftigte. Nachher vertrat ich mit Wegelin die Laryngoskopie und war operierender Gynäkologe, was damals wesentlich einen Fibroid-Ausschäler bedeutete. Vergangene Zeiten! Fröhliches Bewußtsein, daß die Nachfolgenden so viel Größeres leisten, als damals zu leisten möglich war. Welche lange Reihe von Kranken mußte ich erst verderben und dann sterben lassen, die jetzt und seit Lister ausnahmslos geheilt werden!

In St. Gallen war's vorbei mit meiner Chirurgie, Gynäkologie und Geburtshülfe; das wußte und wollte ich. Nachdem ich 24 Jahre praktiziert, sah ich neidlos meine ausgezeichnet geschulten, jungen Kollegen, anfangs Züblin und nach dessen frühem Tode Kuhn und Feurer, alle drei Männer erster Güte, ins Treffen vorrücken und zog mich zurück, noch unverwundet und kampffähig.

23.

Im Mai 1873 wurde der Kantonsspital eröffnet. Anfangs war der mittlere Tagesbestand 100 Kranke, später bleibend 260

und mehr. Fünf Oberärzte, mit drei bis vier Assistenten, die diplomierte Aerzte sein müssen, wirkten in schönster Eintracht und mit all den glänzenden Erfolgen, welche die moderne Medizin, ganz besonders die Chirurgie, die Gynäkologie und die Augenheilkunde den Besten ihrer Vertreter gewährt.

Die Anstalt erwarb sich bald das Vertrauen des Kantons, so daß die Krankenzahl und die Krankentage der Bezirke diejenigen der Stadt überwogen und jährlich beiläufig 3000 Aufnahmen stattfanden. Die als unnötig erklärte Anstalt hat seit Mai 1873 bis 31. Dezember 1895 aufgenommen: 56,766 Kranke über deren nähere Verhältnisse die jährlichen Spitalberichte Auskunft geben. Bis 1888 war ich Inspektor der Anstalt, der Puffer zwischen dem Staatswagen und dem Krankenwagen.

Die Verwaltung war immer eine redliche, aber anfangs sehr mangelhafte. Nach langem Bemühen gelang es mir, 1888 eine Organisation durchzubringen, bei welcher der Inspektor durch einen in der Anstalt wohnenden Direktor ersetzt wurde, der zugleich Oberarzt einer Abteilung sein soll.

Am Anfang war die Wärterfrage schwierig. Die guten Wärterinnen nahmen besser besoldete Stellen oder auch Ehemänner, die schlechten schickten wir fort und die mittelmäßigen waren — wie alle Mittelmäßigkeiten — sehr unverträglich. Die Männerwärter wurden auch bei uns auf eine möglichst kleine Zahl beschränkt. Ein ernster und würdiger Geist kam erst mit den Berufswärterinnen. Es war leicht, den reformierten Kranken katholische Schwestern, aber weniger rätlich, der katholischen Bevölkerung Diakonissen anzubieten, und deshalb berief man theodosianische Schwestern von Ingenbohl. Sie bilden die Hälfte der Wärterschaft und haben sich in allen Beziehungen vortrefflich bewährt, auch in konfessionellen Fragen einen liebenswürdigen Takt bewiesen. Die Mischung mit dem Laienelement tut allen wohl, und ist grundsätzlich festzuhalten. Jede Kirche ist heilig, so lange sie Werke der Nächstenliebe übt, und schrecklich, wenn sie zur Herrschaft gelangt. Menschliche Schwachheiten mit der Autorität Gottes zu bekleiden, das hat der Reihe nach die stärksten Staaten zu Grunde gerichtet; warum sollte es einem bloßen Spitale besser ergehen?

Ich bin in meinem Leben mit den Geistlichen aller Kon-

fessionen und Richtungen sehr gut ausgekommen und habe ihrer viele lieben und hochachten gelernt. Wer Liebe übt, nach Leib und Seele Samariterdienste tut, ist wohlehrwürdig; wer bloß distinguiert und disputiert, ist unerträglich. Ich kenne nicht den mindesten Unterschied zwischen katholischen und reformierten, orthodoxen und reformerischen, pietistischen und atheistischen Hetzkaplänen: sie sind alle hochmütig und erbarmungslos.

24.

Ich kehre in mein berufliches Geleise zurück und rede von den Freibetten.

Die Tagestaxen des Kantonsspitals wurden billig gestellt, nicht nur für Armengenössige, sondern auch für Unvermögliche: Erwachsene 1 Fr. und Kinder 50 Cts. Dennoch gab es so manchen Fremdling und so manchen halbarmen, in kranken Tagen ganz armen Mann, der auch diese Taxe nicht aufbringen konnte. Warum sollte die Handelsstadt St. Gallen, in der so viel Geld und Geist zirkuliert, nicht auch Freibetten stiften, für welche die gesetzliche Taxe anstatt vom Kranken oder als Armenunterstützung von der Gemeinde nun auch von einer Privatkasse bezahlt wird, vom Freibettenfonds, der aus freiwilligen Vergabungen gesammelt und von der Staatskasse verwaltet wird?

Man täuscht sich niemals, wenn man die Menschen für gut nimmt. Die Stadt zum weitaus größten Teile, aber auch die Bezirke, Fröhliche und Trauernde, Lebende und Sterbende haben seit 1881 fortwährend zu dem guten Werke beigetragen, bis Ende 1895 sind Fr. 231,579 gesammelt, davon Fr. 173,475 fest angelegt und 1700 Kranke unentgeltlich verpflegt und behandelt worden. Die vorhandenen Fonds reichen für 17 Freibetten; in der Tat ist aber stets die doppelte Anzahl belegt, und wird ein großer Teil der Vergabungen für die Mitlebenden sofort verwendet. „Der Lebende hat Recht." Wer mit uns und für uns arbeitet, darf nicht auf spätere Jahrzehnte verwiesen werden. Jedermann gibt am liebsten da, wo er sieht, was er tut, und wo er den Notleidenden unmittelbar helfen kann. Stiftungen an öffentliche Fonds, die staatliche Aufgaben erfüllen und das Recht zur Steuer-

erhebung haben, sind unverständlich, nicht Hülfe für den Armen, sondern thatsächlich Vergabungen für die Steuerzahler, von denen wieder nur die größeren merklich entlastet werden.

Die Freiwilligen sind Pioniere, welche Gebiete urbarisiren, die bisher im Argen gelegen. Haben sie ihr Werk getan, so geht es an den Staat über: die öffentliche Moral hat die Arbeit der privaten übernommen, und diese wendet sich wieder zu anderen Aufgaben.

Jeden Winter hielt einer der Spitalärzte, oft auch ich, einen öffentlichen Vortrag, um die Herzen und Hände warm zu erhalten.[1] Wenn die Vorträge für eine Zeit lang abgewirtschaftet waren, wurden von verschiedenen angesehenen Vereinen Konzerte gegeben: kurz, in St. Gallen war noch niemals Mangel an Gebildeten und Barmherzigen.

Die ganze Einrichtung hat niemandem weh und vielen wohlgetan, am besten gewiß der öffentlichen Moral; denn das Wohlwollen ist die einzige Grundlage eines glücklichen Staatslebens; ohne Liebe ist der Mensch ein gemeines Raubtier; mit dem Hammer und mit dem Kurszettel, mit dem Doktorhut und mit dem Helm, im Talar und in der Toga: immer Raubtier.

In der Tat haben solche die Freibetten von jeher bekämpft, und es muß hier für alle Fälle darauf hingewiesen werden, daß sämtliche bisherigen Vergabungen unter den Bedingungen und Voraussetzungen des regierungsrätlichen Reglementes vom 13. Mai 1882 gemacht worden sind, und nicht nachträglich anders verwendet werden können! Der Staat ist hier nur der Verwalter von Privatvergabungen.

---

[1] Von den Vorträgen, die Sonderegger zu Gunsten des Freibettenfonds gehalten hat, sind folgende im Druck erschienen:

1) Die Luft im Wohnhause und im Blute des Menschen. Separatabzug aus den Verhandlungen der St. Gallischen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft 1878/79.

2) Das Herz. Vortrag mit Demonstrationen und Experimenten ibid. 1880/81.

3) Die erste Hülfe bei Unglücksfällen. St. Gallen: Scheitlin und Zollikofer.

4) Von den Kleidern. Separatabzug aus dem Jahresbericht der St. Gallischen Naturwissenschaftl. Gesellschaft 1886/87.

25.

Nach dem Gesetze der Attration, das ja auch für den Geist gilt, hat der Kantonsspital die Gründung einer schönen Entbindungsanstalt nach sich gezogen. Sie steht auf seinem Areal und ist eine freiwillige Leistung des Regierungsrates von 1886, welcher die Kräfte des Staates und der Gemeinde weislich kombinierte.

26.

Mit meinen Kollegen bin ich, nach meiner Meinung, immer auf gutem Fuße gestanden und habe mit sehr seltenen Ausnahmen nach dem Grundsatze gehandelt: unter vier Augen die rücksichtsloseste Diskussion, vor der Welt aber vollkommene Eintracht. Warum sollen wir auch Streitfragen vor eine Instanz ziehen, die nichts daraus zu machen vermag, als einen Skandal! Wir Aerzte müssen von den Offizieren und von den Geistlichen Methode lernen. Wer seinen Stand schlecht macht, ist immer ein Narr. Andere besorgen das billiger und gefahrloser.

Sehr gut bin ich auch überall mit meinen Patienten ausgekommen, und sie haben mich selten angelogen, weil sie wußten, daß ich den Wechsel des Arztes nicht wie ein Verbrechen behandle, sondern ihren freien Willen gebührend respektiere. Wenn ich allwissend und allweise wäre, dann müßte ich dem Kranken zürnen, daß er diesen seinen Gott verlassen und einem Götzen geopfert. Aber ich war zufällig kein Gott und die andern waren keine Götzen; wozu also der Hochmut einer beleidigten Majestät! Ich war möglichst liebenswürdig gegen meine Abtrünnigen und später wieder dienstbereit, wie wenn nichts vorgefallen wäre. Sie nahmen das in ihrer Eitelkeit für Edelmut, während es sehr oft bloß Egoismus war, die stille Freude, einer Verantwortlichkeit, eines Jammers oder einer Mühsal losgeworden zu sein. Kein Mensch darf sich einbilden, daß sein Abschied überall als ein Unglück empfunden werde. Gegenrecht für Kranke und für Aerzte! Diese einfache und gesunde Anschauung lernte ich von dem feinfühlenden und gütigen Kollegen Seitz, meinem langjährigen Freunde, dem Begründer und Förderer schöner kollegialer Verhältnisse zu

St. Gallen. Er war auch der älteſte, aufopferndſte, dabei der liebenswürdigſte Freund der Armen und Kranken. Dennoch haben Arbeiter, bei denen er ſeit Jahrzehnten der Familienarzt geweſen, im Frühling 1882, als er im Schützengartenſaale für das eidg. Epidemiengeſetz ſprechen wollte — ihn einfach niedergebrüllt. Er mußte ſchweigen! Nicht der Undank hat mich betrübt (was heißt Dank?), ſondern der Mangel an Autorität hat mich verblüfft. Für ſo dumm hatte ich auch den unterſten Handlanger nicht gehalten.

27.

Während das bisher aus meinem ärztlichen Leben Erzählte vor ſich ging, kletterte ich langſam auf der Leiter amtsärztlicher Würden empor. Ich war 7 Jahre Adjunkt, dann 7 Jahre Bezirksarzt; 1863 wurde ich Mitglied des Sanitätsrates, 1873 Mitglied der Sanitäts-Kommiſſion und blieb das bis .....[1] Ich war mit ganzem Herzen dabei, galt als fleißig und lebte mit meinen Kollegen in ſchönſter Eintracht; ich genoß das Vertrauen der Regierung und des Großen Rates, der Aerzte und der ganzen Bevölkerung in reichlichem Maße, aber ich war weder weiſe noch ſtark genug, es wirklich zu verdienen und zu vergelten. Bei meinem Weggang war das ſt. galliſche Sanitätsweſen etwas beſſer, als es geweſen, da ich kam: das iſt alles. Sehr viel haben die Ortsgeſundheitskommiſſionen geleiſtet, angefeuert und geleitet durch die Wandervorträge des Kantonschemikers und durch manche Bezirksärzte. Die Hygieine fing an, in das öffentliche Bewußtſein langſam einzudringen und als etwas Wichtiges betrachtet zu werden, nicht bloß als eine „Grille der Aerzte".

28.

Ich war ſeit Jahren Delegierter zu den ärztlichen Konkordats-Examen in Zürich, ſpäter zu den daraus hervorgegangenen eidg. Medizinalprüfungen und empfand es anfangs als ſehr widerſinnig, daß ein praktiſcher Arzt ſich neben Profeſſoren

[1] bis zu ſeinem Tode.

ſetzen und prüfen ſollte; ſpäter ſah ich zuweilen auch im Examen und beim Kandidaten: „es ſchwankt ſein Bild, durch der Parteien Gunſt und Haß verzerrt“ und blieb als neutraler Fremdling ſelbſtbewußt ſitzen. Ich bekam zu prüfen, was niemand wollte: Heilmittellehre und gerichtliche Medizin; und dann noch das, was niemand wußte: Hygieine. Kein Examinand hatte darüber ein Kolleg gehört noch hören können; von Experimenten und Beobachtungen war ſchon gar keine Rede: nicht eine Milchprüfung, wie man ſie jetzt in jedem Dorfe macht, war dem Kandidaten geläufig. Manche hatten den Humor, mir zu ſagen, daß ſie doch „die Vorpoſten“ ſtudiert hätten. Es iſt ſchwerer, gut zu examinieren, als ein gutes Examen zu machen. Der Examinator ſoll ſein Fach beherrſchen, den Examinanden ausſchwärmen laſſen, wohin er will und ihn dann dort feſthalten und nachſehen, ob er ſeine Sache bloß hinuntergewürgt, oder ob er ſie in Fleiſch und Blut verwandelt habe. Ein Examen iſt ein Rundtanz und, wenn keines das andere ſchleppen muß, ſehr vergnüglich.

In der Regel hat ein Durchgefallener gar keine Ahnung von dem Schmerz, den er ſeinen Examinatoren bereitet. Dieſe ſehen den unglücklichen Vater, der wie Banquos Geiſt hinter dem Stuhle des Schwitzenden ſteht und geſpenſterhaft jammert. Tote ſecieren iſt ſchön, aber Lebende — ſcheußlich! Dennoch muß es ſein, wenn es nicht anders geht. Alles laufen laſſen, heißt die Liederlichkeit belohnen und ſchädigt die öffentliche Sicherheit. Ich habe niemals erlebt, daß Leute, die man „aus Barmherzigkeit“ hatte durchſchlüpfen laſſen, nachher noch gelernt hätten: regelmäßig wurden ſie ſtille Mixturenkrämer oder lärmende Quackſalber oder auch — Trinker.

29.

Weniger leicht habe ich mich in eine andere Stellung hineingelebt, in die nicht mehr ungewöhnliche eines Großratsmitgliedes. „Hic Rhodos; hic salta!“ Da konnte ich ja ein bischen am Steuerruder mitzerren. Ich habe das langſam gelernt und war ſchüchtern; meine ganze Kraft beſtand darin, mich auf das zu beſchränken, was ich wußte: auf ſanitäre Fragen. Wer

überall mitſchwatzt, bewundert nur ſich ſelber und das ohne Nebenbuhler. Des Menſchen Hirn iſt eine einplätzige Chaiſe: zwei Paſſagiere zuſammen ſitzen immer ſchlecht und fahren langſam. Mancher aber hält ſeinen Kopf für einen Omnibus, läßt alle 9 Muſen einſteigen und merkt nicht, daß er unter der allgemeinſten Teilnahme und Hochachtung — gar nicht vom Fleck kommt. Es iſt ein würdiger und ernſter Ton in den kleinen ſchweizeriſchen Parlamenten, und ich war ganz verblüfft, als ich zum erſten Male die italieniſche, dann die franzöſiſche Kammer und dann den preußiſchen Landtag debattieren hörte: dieſe Unterbrechungen, dieſes Hohngelächter, dieſes Scharren!

30.

Ich hatte das Glück, ein Geſetz über Lebensmittelpolizei, dann ein zweites über öffentliche Geſundheitspflege (ſamt einem Kantons-Chemiker) durchzubringen (1874), und ſpäter auch ein ſolches zur Bildung von obligatoriſchen Orts-Kranken-Kaſſen (1884). Ein Gutachten „Ueber Organiſation der öffentlichen Krankenpflege", enthielt eine ſehr beherzigenswerte Zuſammenſtellung aller Kranken-Kaſſen-Vereine des Kantons. Pſychologiſch intereſſant war mir, daß einer der geſcheiteſten und gelehrteſten Männer mich wegen dieſer — gewiß zeitgemäßen — Beſtrebungen einen Humanitätsfanatiker nannte. Das tat mir leid für den Mann. Wer ſich's nicht verdrießen läßt, viel Material zu ſammeln, um in jedem Winkel einer Frage Beſcheid zu wiſſen, der kommt meiſtens zum Ziele. Ich habe dann durch lange Jahre die Berichte der 15 Phyſikate und der 93 Ortsgeſundheitskommiſſionen durchgearbeitet und zu einem Sanitätsberichte zuſammengefaßt, der ſich an die ſtatiſtiſchen Arbeiten der Sanitätskommiſſion anſchloß. Dieſer und die Veröffentlichung der Lebensmittelbefunde in den Gemeinden waren die einzigen Waffen, um auf dem neuen Gebiete der Geſundheitspflege vorzudringen. Es ging langſam genug, aber mit allſeitigem gutem Willen und Verſtändnis. Druckerſchwärze ſtärkt das Gewiſſen.

Nicht für die Grundſätze, aber für die Methode der öffentlichen Geſundheitspflege gilt das Wort von Pacchiotti: „Les

progrès s'établissent beaucoup mieux par la tolérance que par la violence, par la liberté que par l'autorité, par l'instruction que par la discipline.“ Dennoch hat auch das seine Grenzen. Ohne ihre Parlamentsakten wären die Engländer niemals zu ihrer großartigen öffentlichen Gesundheitspflege gekommen, und ohne gesetzlichen Zwang — wenn auch freiwillig übernommenen — gibt es keine Volksschule, keine Volksgesundheitspflege, keine Ordnung.

31.

Zu meinen kantonalen Aemtern gehörte auch das Inspektorat von St. Pirminsberg, das ich seit 1855 fortwährend bekleidete, anfangs zu meinem großen Schmerz; denn der Direktor war ein ganz unfähiger Mensch, der seine Stelle nur als politischer Treiber und Festredner verdient hatte. Später war mein Amt eine Freude; denn der Direktor Zinn,[1] ein strammer Deutscher, „wie er im Buche steht“, war liebenswürdig gegen die Kranken, gewissenhaft in Pflege und Behandlung und energisch, wo es sich um Verbesserungen handelte. Ich verdanke ihm alles, was ich überhaupt von Geisteskranken weiß. Trotz der Kurse, die ich als Student gehört, war ich doch auf diesem Gebiete nicht zu Hause. Ein Nachfolger von Zinn war Weller, ein gelehrter, wohlwollender, gemütlich weicher und deshalb verwundeter Mann. Die Anstalt hatte gute Zeiten unter seiner Leitung. Ihm folgte Laufer, ein liebenswürdiger und vortrefflicher Psychiater.

Ist überhaupt der Irrenhausdirektor gut, so ist auch die ganze Organisation und Regierung gut; ist der Direktor schlecht, so macht ihn der ganze amtliche Apparat nicht besser. Man macht sich viel zu breit mit Reglementen und Instruktionen; sie nützen durchschnittlich alle zu nichts als zum Schutze der Dummen und zur Qual der Begabten! Das ist die Bilanz meiner Beobachtungen im Irrenhause und im Kantonsspitale sowie in vielen andern Anstalten.

---

[1] gestorben Nov. 1897 als Direktor der preuß. Irrenheilanstalt Neustadt-Eberswalde.

32.

Ich war allmählich in den Ruf eines eifrigen Gesundheitspflegers gekommen und wurde als solcher auch wirklich verwendet zu Expertisen: in Olten, Aarau, Trogen, Herisau, Solothurn, Altdorf, Schaffhausen, Münsterlingen 2c., besonders auch vom h. Bundesrate im Jahre 1875, da ich, gemeinsam mit dem Ingenieur Hektor Egger, die Gotthardtunnelarbeiterwohnungen zu Göschenen zu untersuchen hatte. Diese waren so schlecht als möglich, manche große Mietwohnungen wahre Schweineställe, in denen man menschliche Exkremente mit der Schaufel zusammenscharrte. An einem großen Miethause flossen diese von den Fenstern an der Außenwand herab; in einem andern Hause waren alle Fenster verklebt und gar nicht zu öffnen und in dem centralen Gange war eine richtige Mistlege mit Jauchepfützen. Louis Favre hatte die Freiheit, „so viele Arbeiterwohnungen einzurichten, als er für gut fand", und trotzdem er einst selber ein Arbeiter gewesen, fand er es nur für gut, in Göschenen eine Arbeiterwohnung für 300 Mann einzurichten und die übrigen 1000—1200 Arbeiter der Station ihrem Schicksal zu überlassen. In Airolo, wo ebenfalls 1400—1500 Arbeiter hausten, baute er nur für die Ingenieure ein Haus. Das Favre'sche Arbeiterhaus zu Göschenen hatte seinen Hausmeister, der für Reinlichkeit und Ordnung sorgte, und war sehr gut geplant. Es war nämlich der dunkle schmutzige Centralgang vermieden; alle einzelnen Gelasse, in denen meistens zwei Personen wohnten, glichen den Nischen in einem Columbarium; das Fenster war auch die Türe, jedes Ein- und Ausgehen eine Lüftung. Die Treppen lagen an der Außenwand des Hauses und erinnerten an Kanzeltreppen. Diese ordentlichen Logis kosteten, Hausmeister, Miete und Amortisation zusammengerechnet, monatlich 7 Fr.; die elenden Spelunken, welche die Privatspekulation anbot, aber kosteten monatlich 15 Fr. Es schien der Unternehmung nur an gutem Willen zu fehlen. Die Mont-Cenisgesellschaft hatte ja längst bewiesen, daß gute Arbeiterquartiere möglich sind und sich bezahlen. Zu allem dem kam in Göschenen noch ein gelindes Truck-System, ein Lebensmittelverkauf. Gut gebaut und betrieben war nur der

Spital in Göschenen, elend und schmutzig in allen Stücken derjenige in Airolo. Es fehlte den Arbeiterquartieren in Göschenen Wasser, Straßenpolizei u. s. w. — kurz alles, was zu einem ordentlichen Unterkommen gehört.

Ich war auch im Tunnel, sah die Bohrer, wie sie in den Granit eindrangen, als wäre es Tannenholz, sah die schwitzenden, nackten Gestalten bei ihren Grubenlampen hämmern und drückte mich mit ihnen in den Graben, wenn eine Mine mit dumpfem Krachen losging und Steine schleuderte, oder wenn leise die Luftlokomotive daher kam. Die Temperatur im Tunnel war 30° C. und die Feuchtigkeit 100 %.

Der hohe Stand Uri erließ, jedoch erst im letzten Baujahre, einige leidliche Vorschriften, aber führte sie nicht aus. In Uri und Tessin hat sich die Einsicht und Tatkraft der Kantone sehr schlecht bewährt. Die einzige Leistung bestand darin, daß in Göschenen bei einem Arbeiteraufstande ein paar Italiener von der Miliz totgeschossen wurden.

Der Bundesrat war durch den Vertrag mit Louis Favre um sein Einspruchsrecht gebracht worden. Es war mir beruhigend, zu sehen, daß der Ingenieur Hektor Egger, der nach Louis Favre am meisten schweizerische Tunnels gebaut hatte (Jurabahn), ganz zu denselben Forderungen kam wie ich und sie ebenso scharf feststellte. Genützt hat es freilich nichts, gar nichts. Im Frühling 1880 kam ich wieder an den Gotthard, um Airolo und Göschenen zu besuchen und meine Meinung über die Minenkrankheit , die Anämie der Tunnelarbeiter abzugeben. Ich schlug im Anfang die abscheulichen sanitären Verhältnisse zu hoch und den Wurm zu gering an, hatte aber bald nachher Grund und Anlaß, mich zu korrigieren, als ich einen Tunnel-Ingenieur in Behandlung bekam, der bei guter Lebenshaltung dennoch aussah wie ein Arbeiter und reichliche Ankylostomen beherbergte. Der Schlußsatz des Gutachtens (cf. Schweiz. Aerzt. Corresp.-Blatt 1880 pag. 437) heißt: „Das Ankylostoma kommt erwiesenermaßen vor; aber in weit gefährlicherem Grade wirkt die menschliche Fahrlässigkeit." Das nützte abermals nichts. Der Tunnel war durchgeschlagen; die Arbeit wurde leichter, und der Bundesrat mußte sich notgedrungen damit begnügen, der Gesellschaft, welche die Tallinien

und die Kehrtunnels baute, schärfere Vorschriften ins Pflichtenheft zu setzen.

An der Landesausstellung hat Velas Relief: „Die Opfer der Arbeit", eine Gruppe Tunnelmänner, die einen verwundeten Mitarbeiter wegtragen, sehr viel Teilnahme erregt und sehr gerührt. „Es ist so viel leichter, christlich schwärmen als gut handeln!" sagt der böse Lessing — der für seinen Nathan den Scheiterhaufen verdient hätte.

33.

Mit der Entwicklung der Volksgesundheitspflege in den verschiedenen Kantonen entstand notwendigerweise auch das Bewußtsein von deren Unzulänglichkeit, ja Wirkungslosigkeit, so lange als jeder unserer 25 Großstaaten auch in ärztlichen Fragen „nach seiner Façon selig werden" will. Die schweizerischen Aerzte erinnerten sich ihres gemeinsamen Vaterlandes und organisierten sich ein bischen. Jeder gute Bürger muß darauf sehen, das Ackerfeld seines Berufes so zu bestellen, daß es etwas weniger Unkraut trägt, wenn er geht, als es hatte, da er kam; ganz besonders muß das der schweizerische Arzt tun. Sein Privatgärtchen sieht so stattlich aus als irgend eines; sein Anteil am allgemeinen Garten aber ist noch gar nicht urbarisiert; da wächst noch der Schwindelhafer und die Gänsedistel, weiden noch viele Schafsköpfe, und heulen die Wölfe der wilden Medizin. Es liegt dem stillen Berufe des Arztes ferne, die modernen Mittel im Kampfe ums Dasein anzuwenden; aber kennen muß er sie alle, und so wie zur Postwagenzeit kann er nicht mehr für sich allein leben. Wer sich abkapselt, geht zu Grunde, je blasierter er ist, desto sicherer. Dieses Bewußtsein hat die kantonalen Aerztevereine geschaffen und, seit die Eisenbahn die Kantone zu Bezirken zusammengedrückt hat, auch die schweizerischen.

Die Société médicale de la Suisse romande bestand schon mehrere Jahre, als 1872 sich auch die deutschredenden Kantone zum ärztlichen Centralvereine verbanden. Anfangs waren die einzelnen Kantonalgesellschaften der Reihe nach Vorort; dann aber wurde auf Burckhardt-Merians[1] Anregung ein ständiger Aus-

[1] Prof. der Otiatrie in Basel, † 43 Jahre alt, 1886.

schuß gebildet, um für länger dauernde Geschäfte eine stetige Behandlung zu sichern. Als ich eben unwohl zu Bette lag, im Dezember 1874, wurde ich von der Delegiertenversammlung zu Olten als Vorstand des Ausschusses gewählt, und da dieser durch Herbeiziehung von Repräsentanten der Société romande zur „Schweizerischen Aerztekommission" gedieh, war ich auch hier Präsident. Diese Würde ist mir durch 19 Jahre anvertraut worden; es ist die höchste, die ich in meinem Leben erreichen konnte, und die es überhaupt für einen schweizerischen Arzt im Vereinsleben gibt. Das Urteil der Berufsgenossen ist immer von Wert. Selbstverständlich ist der Vorstand eines Vereins weder der gelehrteste, noch der weiseste, noch der beste von allen; vielleicht ist er nur der zungenfertigste und rücksichtsloseste; aber jedenfalls ist er ein Mann, dessen sich die Mehrzahl nicht schämt. Das ist schon etwas.

34.

Dennoch können auch Kollegen ihren Mann idealisieren und das glauben, was sie hoffen und wünschen. Auf diesem psychologischen Wege bin ich zu der Ehre gekommen, welche mir von den Aerzten der Stadt Basel bei der dortigen Hauptversammlung im Mai 1880 erwiesen wurde. Sie hielten mir eine liebenswürdige Rede und überreichten mir einen kunstvollen, goldenen Becher. Er hat die Gestalt einer großen Ananas; auf dem Deckel steht ein Vorposten mit Schild und Lanze; am Schafte haut ein strammes Männchen Schlinggewächse weg, und am Fuße steht eingegraben: Viro egregio ac summe merito, Jacobo Laurentio Sonderegger, Med. Dr. Junctorum Helvetiæ medicorum consociationis præsidi honoratissimo, Curandorum non modo sed etiam prohibendorum morborum peritissimo, Salutis salubritatisque publice pugnatori fortissimo ac tenacissimo D. D. D. Medicorum Basiliensium cœtus a. D. 1880 Mense Majo. Ich war mehr als erstaunt, ich war erdrückt und konnte mich erst später recht freuen. Ich habe den Becher bei allen wichtigen Anlässen in der Familie und in Freundeskreisen glänzen lassen, und wenn er, wie ich hoffe, bei meinen Nachkommen weiter vererbt wird, müssen die wohl glauben, einen ganz namhaften Ahnen

gehabt zu haben. Schöne Illusion! Ich habe sie nicht gehabt und mache nur Anspruch auf das Lob des Wappenschildes: „Sincere et constanter.“ Ehrlich und beharrlich habe ich gehandelt.

Ich gedenke hier in Liebe und Dankbarkeit meiner Kollegen in der Aerztekommission, des energischen Zehender (Zürich),[1] des klugen Burckhardt-Merian, des begeisterten Arnold Baader.[2] Diese beiden Basler haben die Hülfskasse für schweizerische Aerzte ins Leben gerufen, und alle waren treue Söhne ihres Vaterlandes und ihres Berufes.

35.

Der schweizerische Bundesrat hat die Aerztekommission als beratendes Organ anerkannt, ihr eine freimütige Initiative eingeräumt und ihr seit 1874 eine Reihe wichtiger Begutachtungen zugewiesen, überhaupt viele Beweise des Wohlwollens und Vertrauens gegeben. Ganz besonders hat sich unser Ressort-Minister, Herr Bundesrat Schenk, immer als ein Mann von feinem Verständnis für die soziale Medizin bewährt; sein Hinschied im Juli 1895 war auch für die schweizerische Volksgesundheitspflege ein Unglück. Was wir überhaupt erreicht, das verdanken wir ihm und seiner freiwilligen Hülfe bis an die Grenze des gesetzlich Zulässigen.

Wenn unser eidgenössisches Sanitätswesen bisher nicht vorwärts gekommen ist, liegen die Gründe in unserer mehr kantonalen als eidgenössischen Politik und ganz besonders auch darin, daß alles, was Medizinalwesen und Volksgesundheitspflege heißt, in der Bundesversammlung sehr selten Vertretung fand. Die meisten Aerzte, welche in derselben saßen, ließen ihr schwächliches Berufsbewußtsein mitsamt dem Ueberzieher im Korridor zurück und waren eitel darauf, mit Reden über Zölle, Militär und alles mögliche, was sie sonst noch verstanden, die gewohnte Bewunderung zu erregen; ja einzelne Demagogen unter denselben benützten sogar jeden Anlaß, die Medizin als einen Schwindel zu behandeln. Außer Bundesrat Deucher und Ständerat Reali ist bis 1888

[1] Bezirksarzt in Zürich, † 1896.

[2] Redaktor des Corr.-Bl. f. schweiz. Aerzte, † 1888 in Basel.

keiner unserer Kollegen für eine sanitäre Angelegenheit ins Feuer gegangen. Später, etwa von 1890 an, kam es besser. Recht gerne wäre ich in der Bundesversammlung gesessen, um dort, wie im Großen Rate zu St. Gallen, wenigstens einen kleinen Anfang von Volksgesundheitspflege durchzubringen. Es langte nicht, und ich wurde „gerade wegen meiner ärztlichen Liebhabereien" ferne gehalten. Im Jahre 1886 wurde mir dennoch eine Kandidatur für den Nationalrat angeboten, und — ich schlug sie aus, was mich nachher bitter reute. Wozu aber der Schmerz über diese Dummheit? War es etwa die einzige, die ich begangen?

Die erste große Arbeit der schweizerischen Aerztekommission waren Vorschläge und Begutachtungen für Erhebung der Todesursachen im Civilstandsgesetze und ferner für die gesundheitspolizeilichen Paragraphen des Fabrikgesetzes. Daß dieses überhaupt lebendig und nützlich geworden, das ist ein persönliches Verdienst des eidgenössischen Fabrikinspektors Dr. Fridolin Schuler. Das ist der Kollege, der wenig spricht, viel denkt und Großes tut — ein unerreichtes Vorbild! Eine fernere Arbeit war die Vorbereitung und Begutachtung des Gesetzes über Geheimmittel. Die Ausbeutung des Volkes war offenkundig und groß, groß auch das ökonomische Interesse vieler Tagesblätter. Ich suchte die Frage in der Broschüre: „Der Geheimmittelmarkt" zu besprechen. Im Ständerat wurde das Gesetz angenommen; im Nationalrat erlitt es eine gänzliche Niederlage, und zu dieser verhalf nicht wenig der ausgeteilte Abdruck eines elenden Reklamezettels, den ein Apotheker, Mitglied der vorberatenden Kommission, mit einem Geheimmittel selber verkaufen ließ. Ferner half dazu Karl Vogt mit einem Lobe der wilden Medizin und einer zwerchfellerschütternden Spottrede auf die wissenschaftliche. Witzig wie seiner Zeit in der Paulskirche[1] hat er hier mit der Jobsiade und anderem die Annoncen und Einkünfte aller Journale gerettet.

Wenige Jahre später haben schweizerische und ausländische Regierungen den Kampf gegen das Raubzeug wieder aufgenommen, und jene Niederlage hat dem Sieger moralisch geschadet.

---

[1] cf. H. Laube, Allg. Zeitung Augsburg, 1881. Nr. 364.

36.

Viel tiefer berührte mich die Frage des eidgenössischen Epidemiengesetzes. Ich arbeitete mitsamt der Aerztekommission lange daran und war bei der Redaktion wie bei der Motivierung lebhaft beteiligt. Meine persönlichen Ansichten suchte ich in der Broschüre: „Das eidgenössische Epidemiengesetz, eine Humanitätsfrage. Zürich 1881" geltend zu machen.[1] Bei den Gebildeten aller Parteien fand ich gute Aufnahme; das Volk, verhetzt und sklavisch einigen Demagogen folgend, glaubte mit der Abweisung aller Epidemienvorkehr auch die Volksgesundheit zu fördern. „Es ist das Unglück der Könige, daß man ihnen die Wahrheit nicht sagt." Dieses Unglück trifft auch seine Majestät das souveräne Volk. Ich war durchaus der Meinung, daß zuerst ein Epidemiengesetz im allgemeinen und später ein Impfgesetz im besondern vorgelegt und jedes für sich erlassen werden sollte. Der ganze epidemische Fanatismus gegen die Impfung, welcher kurzweg alle Krankheits- und Todesfälle der Kinder aufgebürdet wurden, war nicht mit Gründen zu bekämpfen; man mußte mit ihm rechnen, ihm ausweichen und ihm nicht auch das Epidemiengesetz mit seinen weitgehenden Forderungen für Prophylaxis und öffentliche Gesundheitspflege überantworten. Ich stand ganz allein. Liebe alte Freunde sahen in der von mir vorgeschlagenen Trennung der Materien eine Unwissenschaftlichkeit und Unehrlichkeit! Unter meinem lebhaftesten Proteste und der Voraussage des gänzlichen Mißerfolges wurde das Epidemiengesetz mit dem roten Tuche der Impfparagraphen geschmückt. Daß die Niederlage aber gar so glänzend würde, 254 340 Verwerfende gegen 68 027 Annehmende, das hatte auch ich nicht erwartet. Im Volke und in der Tagespresse galt ich kurzweg als der Vater des Gesetzes; bei der Referendumsgemeinde St. Gallen wurde ich ausgepfiffen, auch von Impfgegnern mehrmals nachts aufgeweckt und mit Schimpfwörtern überschüttet. Ich war nicht weise genug, das ganz ruhig hinzunehmen, und wurde stolz auf die erlittene Kränkung; aber ich schwieg wenigstens und hütete mich wohl, die nächsten vier

[1] Ursprünglich Artikel der „Neuen Zürcher-Zeitung".

Jahre jemandem zu sagen, wie ich zu dem verworfenen Gesetze gestanden. Warum trat ich seiner Zeit nicht lieber aus der Kommission aus? Weil ich alsdann in den Reihen der Impfgegner mitgezählt worden wäre. Das verbot mir mein ärztliches Gewissen. Wiederkommen! war die Losung.

Bei diesem Anlasse zwei Impfanekdoten! Die pockenkranken Bourbakis von 1871 im Marolanispitale hatten alle im Livret eingetragen: „vacciné"; alle schworen hoch und teuer, man habe sie niemals geimpft. Der Militärarzt habe gesagt, das sei ein Unsinn und habe allen eingeschrieben, ohne einen einzigen anzurühren. Diese „vaccinés" hatten Pocken und starben daran! So macht man Statistik.

Ein alter Naturarzt und Aerztefeind, der an Carcinom starb, verfaßte sich selber folgende, in gewohnter Form gedruckte und verschärfte Todesanzeige: „Am 3. März 1883 starb nach langen unsäglichen Leiden infolge erlittener Impfvergiftung und darnach während 23 Jahren von Seiten seiner Aerzte an ihm geübter Medizinvergiftung, im 59. Lebensjahre Herm. Theod. Hahn."

Nach zwei Jahren (2. November 1884) reichte die Aerztekommission dem Bundesrate einen neuen Entwurf eines Epidemiengesetzes ein, dieses Mal ohne alle Impfparagraphen, aber mit der Bestimmung, daß der Bund die Hälfte der Auslagen für Schutzmaßregeln bezahle. Wenn ein einzelner junger Mann Medizin studieren will, kostet das viel Zeit und Geld; wenn ein ganzes Volk Medizin studieren und Experimente anstellen will, muß es wohl entsprechend mehr kosten. Im Mai 1885 wurde die Motion eines Epidemiengesetzes auch im Nationalrate wieder gestellt, und jetzt ging's durch, ohne daß das Referendum anbegehrt worden wäre. Es war ein Kompromiß, bei dem der treue Freund der Volksgesundheitspflege, Bundesrat Dr. Deucher, leider das Beste preisgeben mußte — die Anordnung einer ausgibigen Prophylaxis. Die Geldbeiträge aber waren gerettet. Die Kostennoten werden für bessere Einrichtungen arbeiten!

Nachdem das neue Epidemiengesetz in Kraft erwachsen war, fiel mir die Aufgabe zu, die verschiedenen kantonalen Vollzugsverordnungen zu Handen des Bundesrates zu begutachten. Ich zog selbstverständlich jeweilen zwei Kollegen der Aerztekommission

zu Rate, um nicht bloß subjektiv zu urteilen. Es war eine ganz schöne Arbeit, bei welcher die Einsicht und der gute Wille der Kantone überall zum Vorscheine kam. Es scheint, daß die Kantonalregierungen mit dem Bundesrate und mit den Aerzten sehr einig gehen, und daß die Schwierigkeiten einer vernünftigen Centralisation der Volksgesundheitspflege nur im Mechanismus der Bundesversammlung, in der Kombination verschiedener Parteiinteressen liegen und ganz besonders im Mangel ärztlicher Repräsentanten in der Bundesversammlung. Im Frühling 1887 gab sich die Aerztekommission, nachdem sie 14 Jahre gearbeitet hatte, endlich eine Organisation, welche von den drei großen Aerztevereinen: Centralverein, Société médicale de la Suisse romande und Società medica della Svizzera italiana gutgeheißen wurde. Die Vertretung wird eine ganz gleichmäßige nach der Mitgliederzahl, und der Präsident des Centralvereins ist nicht mehr selbstverständlich auch Präses der Aerztekommission; diese wählt ihr Bureau selber. Die drei Vereine umfassen 76 % aller Schweizerärzte, und ihre Kommission hat deshalb eine moralische Berechtigung. Ich hielt mich verpflichtet, bei der Aerztekommission zu verbleiben, so lange ich noch ein Vertrauensmann des Bundesrates war, um den sehr angenehmen Verkehr der Regierung mit den Aerzten nicht zu unterbrechen; dagegen war es geboten, dem großen Centralverein einen frischen Vorstand zu geben, der wieder nicht eine Universität, sondern die Masse der Mitglieder, die praktischen Aerzte, repräsentieren sollte. Diese rivalisieren selbstverständlich nicht mit den akademischen Größen und lieben sie neidlos. Es sollte vermieden werden, daß sich eine geschlossene Priesterschaft bilde, die durch ein akademisches Gitter von der Gemeinde getrennt wäre; es muß die demokratische Grundlage auch hier festgehalten werden. Ich habe das unbestreitbare Verdienst, dem ausgezeichneten Elias Haffter Platz gemacht zu haben. Ein rechter Verein muß frische Präsidenten wählen, und alte müssen freiwillig gehen und nicht warten, bis man sie ohne weitere Komplimente entläßt.

37.

Das Jahr 1883 brachte die Schweizerische Landesausstellung zu Zürich. Ich wurde Gruppenchef der hygieinischen Sektion, und hatte trotz aller Liebenswürdigkeit der Oberleitung dennoch den schlimmsten Posten angetreten, den ich je bekleidet. „Hygieinisch Lied, ein garstig Lied." Niemand wollte bei dieser Abteilung sein. Der Oberfeldarzt machte seine Ausstellung für sich, so bescheiden sie auch war; die Schullehrer stellten ihre Schulbänke und Turngeräte lieber in den entferntesten Winkel des weitläufigen Gebäudes als in die gut gelegene hygieinische Abteilung; die gesunden Arbeiterwohnungen glänzten beim Bauwesen, die Schutzvorrichtungen des Fabrikbetriebes beim Maschinenwesen; die Lebensmittel- und Getränke-Männer machten gar keinen Anspruch auf gesundheitliche Leistungen und taten sich landwirtschaftlich zusammen; kurz, ich hatte ungeheure Mühe, mehr zu bekommen als zahllose Bandagen, Krankentische und Mineralwassersammlungen, Medikamente und Leichenverbrennungsmodelle. Das Beste, was ich bieten konnte, war außer einer Sammlung von Spitalplänen eine Bibliothek von 500 alten und neuen Werken hygieinischen Inhaltes, die von Schweizern geschrieben oder in der Schweiz erschienen waren, und endlich die mir vom eidgenössischen statistischen Bureau freundlich überlassene wertvolle Bevölkerungsstatistik von 1876 an, die Berichte der eidgenössischen Fabrikinspektoren und kantonale Sanitätsverordnungen und Jahresberichte. Der Katalog, in welchem ich alles zusammenstellte, was auf allen Abteilungen von hygieinisch Bemerkenswertem vorhanden war, und der eine Art „Hygieine-Ausstellung auf dem Papier" war, fand keine Abnehmer. Nachdem ich meine Ausstellung vollendet, schlich ich davon und überließ die glänzenden Feste den Glücklichen. Als ich darauf die prachtvolle Hygieine-Ausstellung zu Berlin sah, fand ich allerdings, daß man dort einen großen Teil der schweizerischen Landesausstellung hätte unterbringen können, und daß ich einen Fehler gemacht, die Decentralisation nicht vorauszusehen.

38.

In den Jahren 1883 und 1884 rief der Bundesrat eine Cholera-Kommission zusammen und bestellte sie größtenteils aus den Mitgliedern der schweizerischen Aerztekommission. Es wurden manche Regulative ausgearbeitet und mit dem Departement des Innern vereinbart. Ich gedenke dankbar der ebenso einsichtsvollen wie wohlwollenden Ratschläge, mit denen Herr Bundesrat Schenk die Arbeit erleichterte. Später hatte ich als „Choleravogt" mehrere der östlichen Kantone zu besuchen. Ich wurde überall sehr freundeidgenössisch aufgenommen, außer in Inner-Rhoden, und fand große Bereitwilligkeit. Unvergeßlich bleibt mir das Wort eines st. gallischen Gemeinderates im Unter-Rheintal, der mir einen alten Schafstall als Notspital vorschlug. „Was würden wir wohl sagen, wenn wir cholerakrank in fremdem Lande so einquartiert wären?" „Ja, Herr Doktor," war die Antwort, „wenn man die Dinge so anschauen wollte, dann müßte noch sehr vieles im Staate anders gemacht werden. Uns beide trifft's ja nicht. Nehmen wir nun unsern Abendschoppen!" Das ist der Schlüssel zum Verständnisse aller sozialen Not. Sie wird nur gehoben nach dem Worte: „Was du willst, daß andere dir tun, das tue auch ihnen!"

Die Cholera drohte, aber sie kam nicht und verschob für uns Schweizer das Staatsexamen über Volksgesundheitspflege und Epidemienpolizei. Gebe Gott, daß wir nicht allzu schlecht bestehen, wenn es einmal sein muß!

39.

Nun ein anderes Bild, meine Reisen, so weit sie nicht sonst schon zur Sprache kommen! Die Hochzeitsreise war kurz und bescheiden. Manche Sommerferien habe ich hustend an Kurorten zugebracht, besonders im Appenzellerlande und mit bestem Erfolge sehr oft in Fideris. Wenn möglich, ging ich auf Reisen. Im Laufe der Jahre habe ich mit meiner Frau so ziemlich alle Kantone besucht und einen großen Teil der Naturschönheiten unseres Vaterlandes genossen. Es waren selige Tage für uns beide. Meine Frau schwärmte ganz besonders für die Alpenpässe.

Viel schöner als die erste Hochzeitsreise war die silberne. Wir hatten gesundheitlich und sozial die schlimmsten Steigungen überwunden und bewegten uns auf glatteren Wegen. Fort gings über den Splügen und an die Seen, wo für den Nordländer ein Kabinett südlicher Pflanzenwelt und italienischen Naturgenusses extra zusammengestellt ist, ganz wie am Vierwaldstätterse und im Berneroberland das großartige Museum der Alpenwelt. Nachher kam der Dom, in welchem der Mensch katholisch fühlt, und sein Dach, das „Dach der Dächer", auf dem man schwärmt. Wir sahen Verona, dann Venedig, die einbalsamierte Königin der Meere. Wir lebten im Traume, staunten die gewaltigen Behausungen eines großen und überwundenen Staatsgedankens an, genossen den Zauber der Gondel, die Pracht des Lido und nahmen etwas später ein Billet nach Genua.

Heiliges Mittelmeer, Wiege aller unserer Kultur! Wir erbebten bei dem herrlichen Anblick wie kleine Kinder beim ersten Christbaum. Diese Fluten bespülen Palästina und Griechenland; der Oelbaum, einst Minervas Baum und dann geweiht durch das Leben Jesu, alles predigte Weltgeschichte und weckte liebliche Erinnerungen. Wir ließen uns vom Meere schaukeln, bewunderten das Getriebe im Hafen und grüßten Christoph Columbus, den größten Genuesen. Im Heimweg wurde ein Tag dem Stillleben in St. Bernardino gewidmet und von da gings zur alltäglichen Arbeit, von welcher mein „Silberbräutchen" längst alles auf sich genommen hatte, was eine Doktorsfrau nur leisten kann, und dessen ist viel, zumal auf dem Lande und mit der Hausapotheke.

Es wäre weder angenehm noch lehrreich, von meiner Gesundheit zu reden. „Was lange kracht, bricht nicht." Nur dem Morphinismus seien einige Worte gewidmet. Ich litt oft schwer an Magenweh, so daß ich kaum atmen und stehen konnte. Nicht selten zerrte aber gerade dann ein Notfall an der Hausglocke. Bis zum nächsten Arzte war in Balgach eine Stunde Weges. So viele Zeit durfte nicht verloren werden, und ich ging, nachdem ich es mir mit einem Morphiumpulver, später mit einer Injektion überhaupt möglich gemacht hatte. Alle Schmerzen schwanden; die Glieder wurden leicht, der Kopf hell, die Seele mit Gott und der Welt versöhnt, unsagbar glücklich. Aber wenn ich eben keine

Schmerzen hatte oder bei solchen nicht funktionieren mußte, dann fiel es mir gar nicht ein, zum Morphium zu greifen; ich ließ es liegen wie ein fremdes Geldstück, ohne Versuchung, ohne Kampf, ohne Tugend. War ich besser als die armen Menschen mit unendlichem Durste nach dem stillen Glücke der Narkose? Man muß milde urteilen. Es ist nicht alles Laster und nicht alles Tugend, was so scheint.

Im Jahre 1879 besuchte ich Paris und wohnte Charcots Vorträgen und Demonstrationen bei und sah seine hypnotischen Experimente.

Der Besuch der Spitäler stimmte mich traurig. Bei großen Hülfsmitteln viel Unsauberkeit und bei vielen Spitalvisiten, denen ich beiwohnte, sehr rohe Umgangsformen. Da möchte ich nicht krank liegen.

Zwei Jahre später benutzte ich den Anlaß des VII. internationalen medizinischen Kongresses, um London zu sehen. Ich genoß die liebe Gesellschaft meines Schwiegersohnes Direktor G. Wiget und beutete mit ihm die glänzende Gelegenheit aus, vieles zu sehen. Wer wagt es, diese Riesenstadt, dieses Zentrum des Kulturlebens, die Wiederholung des alten kaiserlichen Rom zu schildern, ohne gleich ein großes Buch zu schreiben! In den vielen Spitälern, die ich gesehen, haben mir die große Reinlichkeit, der wissenschaftliche Ernst und die freundlichen Umgangsformen Vertrauen und Achtung eingeflößt. Im Spitale für hüftkranke Kinder am Viktoria-Square darf aber nicht operiert werden. Das war wahrscheinlich weise zur Zeit der Stiftung; heute ist es ein Beleg für Goethes Wort: „Weisheit wird Unsinn, Wohltat Plage.“ In den Straßen sind mir die sehr zahlreichen zerlumpten Gestalten und die noch viel zahlreicheren totblassen Gesichter aufgefallen, und schließlich, bei aller Ehrfurcht vor dem gewaltigen Volke, dessen Namen auf allen Blättern der Kulturgeschichte glänzen: die unvermittelten Gegensätze und die systematische Heuchelei!

In Berlin hatte ich 1883 die große Ehre, Robert Koch näher kennen zu lernen und auch einem deutschen Aerztetage beizuwohnen, bei dessen Bankett Kollege Graf von Elberfeld mich als den Vorstand der schweizerischen Aerztekommission in liebens-

würdigster Weise begrüßte. Ich besah mir mit Muße vieles Merkwürdige. Bei den Spitälern fiel mir auf, daß der Mensch bei den Konfessionen besser gebettet ist als beim Staate, also z. B. in der Charité nicht so gut wie in Bethanien und wie im israelitischen Krankenhause. Der Augusta-Spital, Moabit, Friedrichshain und das Militär-Spital auf dem Tempelhofer Felde sind aber würdige Repräsentanten der modernen Krankenpflege, die klinischen Anstalten sind musterhaft und sogar prachtvoll. Uebrigens scheint mir, daß alles, was in Berlin und in den neuen Universitätsspitälern zu Heidelberg gut ist, im neuen Insel-Spital zu Bern verwertet worden sei. Ich kenne kein Krankenhaus, welches schöner und zweckmäßiger eingerichtet wäre, ja es entwickelt in vielen Stücken den ganzen Komfort, den wir im Eder'schen Privatkrankenhause zu Wien bewundern.

In Berlin haben mir zwei Dinge mächtig imponiert: einmal die gewaltige Tatze des Löwen, die der ganzen Stadt ein kriegerisches Ansehen gibt und dann die erdrückenden Standesunterschiede, die vielleicht dem Fremdling mehr auffallen als dem daran Gewöhnten.

Ein paar Jahre später besuchte ich das hygieinische Institut zu München und kam mit dem liebenswürdigen Pettenkofer in persönlichen Verkehr. Die Hochachtung vor diesem großen Manne tut meiner ebenso großen Hochachtung vor Koch keinen Abbruch; ich sehe diesen als des Altmeisters gesetzmäßigen Erben an, der durch geniale Arbeit das geistige Nationalvermögen bedeutend gemehrt hat. Die Streitpunkte, welche beide trennen, schrumpfen jährlich mehr zusammen.

40.

Im Mai 1885 war die große Cholera-Konferenz in Rom und ich hatte die Ehre, zu derselben delegiert zu werden, gemeinsam mit Kollege Reali und unter der Aegide des schweizerischen Gesandten Bavier, der sich als feiner Diplomat und als liebenswürdiger Mann auch hier bewährte. Wir betraten mit Andacht die „Ewige Stadt", wo der Geist der Weltgeschichte am hellen Tage umgeht und genossen reichlich trotz aller Eile. Alle möglichen Permessi lagen für uns bereit. Kaum waren wir im

Gasthofe abgestiegen, als wir die Ehre hatten, von einem römischen Senator begrüßt zu werden, der uns dann eindringlich mahnte, ja nicht den Präsidenten des italienischen Sanitätsrates zum Vorsitzenden der internationalen Konferenz zu wählen, sondern einen andern; jener Präsident sei nämlich: „senza scienza, senza prudenza, senza coscienza.“ Das schien uns etwas stark. Andere hatten denselben Besuch und Rat empfangen. Der krumme Weg führte zum Ziele, welches aber gut war. Der italienische Würdenträger war an Weisheit, Wissen und Gewissen seinem Widersacher vielleicht überlegen, stand aber weit unter ihm an Sprachkenntnissen und in der Rücksichtslosigkeit einer zielbewußten Geschäftsleitung.

Der Eröffnung der Konferenz, welche in den Sälen der Consulta prächtig wohnte, und nach der Mitteilung des Arbeits-Programmes durch den Minister Cadorna folgte die Bildung einer technischen Kommission, die aus allen delegierten Medizinalbeamten bestand, während die Diplomaten, die in Rom residierenden Gesandten der verschiedenen Länder, zuwarten zu wollen erklärten, bis die medizinalpolizeilichen Forderungen beraten und formuliert wären, um sie dann ihren Regierungen zur Benutzung vorzulegen. Daß das schwer wäre für Laien, welche die ganze Begründung und Beratung nicht kannten, schien außer Betracht zu fallen. Die Sitzungen fanden täglich statt, auch am Fronleichnamstage, von 1—7 Uhr nachmittags. Keiner ist je weggeblieben, und keiner ist zu spät gekommen. An Eifer hat es nicht gefehlt. Fast alle Kulturstaaten der Erde waren vertreten, Italien durch 8 Abgeordnete, alle übrigen Staaten je durch zwei. Man stimmte nach Staaten. Moleschott führte das Präsidium, polyglott und schneidig. Die Verhandlungssprache war die französische, aber einige sprachen nur italienisch, englisch oder spanisch, die Deutschen meistens und aus Grundsatz deutsch. Am schlimmsten war ein Pester dran, der, ein geborener Deutsch-Oesterreicher, wenig französisch konnte, ungarisch nicht sprechen wollte, weil es niemand verstand und deutsch nicht sprechen durfte, weil er sonst sein neues Vaterland „verraten“ hätte. Das große Wort hatte Robert Koch, im Umgang ein liebenswürdiger und anspruchsloser akademischer Mitbürger, bei den Verhandlungen ein Fürst, durch sein staunen-

erregendes Wissen überall siegreich. Kein Schiff und keine Lokalepidemie und keine statistische Angabe kam zur Sprache, worüber er den genauen Bescheid nicht im Kopfe oder literarisch zur Hand gehabt hätte. Sein persönlicher und wissenschaftlicher Freund und Kampfgenosse war der Delegierte der Unionsstaaten: Sternberg; mit ihnen votierten Brouardel und Proust von Paris, die Oesterreicher Hofmann und Straßer und die Italiener Bacelli und Semmola, ebenso wir Schweizer. Alt-England: Hunter und Thorne-Thorne, sowie das Kaisertum Indien: Fayrer und Lewis, waren häufig in Opposition und verteidigten die Cuningham'schen Ansichten von der Nichtansteckungsfähigkeit und Nichtverschleppbarkeit der Cholera. Es hat allgemeines Aufsehen erregt, als gezeigt wurde, daß die für eingeborne und fremde Truppen in Indien geltenden Schutzmaßregeln dessenungeachtet so kontagionistisch gefärbt waren, wie wenn sie Koch verfaßt hätte. (cf. Amtl. Protokoll pag. 267 ꝛc.) Es wurde sehr viel von Schiffspolizei und vom Roten Meere verhandelt, und wir Schweizer hüteten uns wohl, da mitzusprechen, wo wir keine Erfahrung hatten. Ruysch von Haag und Reali führten das Sekretariat in vortrefflicher Weise und hatten immer bis Mitternacht strenge Arbeit, weil jeden Morgen die Protokolle gedruckt vorgelegt wurden. Reali erwarb sich überdies das Verdienst, einen heftig auflodernden Hausstreit der Italiener von einer Sitzung zur andern geschlichtet zu haben, so daß die Verhandlungen kaum eine Viertelstunde gestört wurden, nicht aber bleibend, wie die Zeitungen berichteten.

Ich hatte die Ehre, die Subkommission für „den Verkehr zu Lande" zu präsidieren und gut durchzukommen; dagegen hatte ich nicht das Glück, in der großen Konferenz den Vorschlag eines internationalen Sanitätsbureau durchzubringen. Deutschland war allen weiteren internationalen Unternehmungen grundsätzlich abgeneigt und scheint ganz gemessene Instruktionen gehabt zu haben. England und Indien beriefen sich auf ihre Unabhängigkeit und Größe, die sich nichts einreden lasse; Amerika erinnerte mit Humor, aber nicht so wörtlich, an die Monroe-Doctrin. Rußland war in fast allen Fragen auf der Seite von Deutschland und Frankreich. Zoèros Pascha, der Türke (der von seinen Frauen acht mitgenommen und im Hotel eingesperrt hatte), ein in Paris er-

zogener Arzt, war immer in Opposition und immer dem Alten, zumal der Landquarantäne zugetan.

Charakteristisch war, daß gleich in der ersten Sitzung die Frage der Landquarantänen besprochen und diese dann, wie selbstverständlich, als vollständig unnütz, ja als schädlich erklärt wurden. Ich glaube, es war der Zweck der ganzen Konferenz, dem italienischen Ministerium den Rücken zu decken, wenn es bei wiederausbrechender Cholera die von der öffentlichen Meinung so stürmisch verlangten Sperrmaßregeln von 1884 nicht wiederholte.

Bei diesen Cholera-Diskussionen klang noch oft die Ansicht durch, daß der Bazillus nicht mehr als eine bloße Begleit-Erscheinung der Cholera sei, wie ein Schädling, der sich nur in der Rinde kranker Bäume einzunisten pflege. Das X des Choleramiasma schien verständlicher als der sichtbare Bazillus und dem Y und Z der „zeitlichen und örtlichen Disposition" rechnete man es gar nicht an, daß sie nur Umschreibungen von Thatsachen, aber keine Erklärungen waren. Alles schon dagewesen! Als ich 1845 zur Universität zog, hörte ich mit Andacht dem wogenden Streite zu, ob der Acarus wirklich die Ursache der Krätze oder nicht viel eher ein Schmarotzer sei, der sich auf einem mit Krätz-Dyskrasie behafteten Menschen mit Vorliebe ansiedle. An dem ganzen, langen Jammer eines Krätzekranken konnte doch die lumpige Milbe nicht schuld sein! Jetzt dasselbe Plaidoyer zur Entkräftung des Cholerabazillus. Cuningham, der große Lokalist in Indien, mußte mit seiner Autorität alle diese Träume von Miasma rechtfertigen.

Ganz derselbe Gedankenablauf fand auch zur Zeit des guten Semmelweis statt. Das Kindbettfieber sollte durchaus von atmosphärischen Einflüssen abhangen; der „Schmutz" konnte höchstens eine Hilfsursache sein. Alles wie ehedem!

Nebenbei kam ein Diner beim König Humbert, der im Vorsaale einen langen Rundgang machte und sich von den verschiedenen Gesandten ihre Landsleute vorstellen ließ. Mit 30 solcher Gruppen hat der freundliche Monarch kurze Gespräche geführt und ist auf die verschiedensten Bemerkungen elegant und witzig eingetreten, eine strenge Arbeit, die auch gelernt sein will. In dem Meer von Lichtern (über 1200 Wachskerzen) und in dem

Sternenhimmel hoher und höchster Orden und Dekorationen aller Art blieben nur wir Schweizer „dunkle Ehrenmänner", sogar der Amerikaner trug eine große Militär-Medaille vom Sezessionskriege, und am auffallendsten blieb der sehr gewandte Chinese Tscheng-Ki-Tong, damals noch General, Diplomat, Schriftsteller u. s. w., der sehr gut deutsch, französisch und englisch sprach.

Während der schließlichen Redaktion der Protokolle lud uns das Ministerium zu einer Fahrt nach Neapel ein. Da kamen die Diplomaten mit. Ein Extrazug und königliche Bewirtung im Hotel Royal. Wir besuchten Dorns Aquarium und zootomische Anstalt, das Nationalmuseum, nicht viel minder großartig als die vatikanischen Sammlungen, machten eine Fahrt nach Capri, Sorrent und Castellamare, sahen die großartige Wasserleitung von Neapel und die alten, schmutzigen Choleragäßchen, hörten ein großes Konzert im Theater San Carlo, fuhren in der stillen Nacht auf den Vesuv, von welchem ein Lavastrom glühend herabhing und der eben einen giorno forte hatte, d. h. alle 5 Minuten ein bischen brüllte und ausspie. Einmal bebten wir um Koch, der von einem herabfallenden Lavastück beinahe in den Krater hinabgestoßen wurde. Am Nachmittag beschritten wir die stillen Straßen von Pompeji. Es waren zwei aufreibende, aber unvergeßliche Tage! Bahnzüge, Dampfschiffe und Karrossen standen hier überall zur Verfügung des Kongresses, und jede Mahlzeit war ein glänzendes Gelage. Oft allerdings schauderte ich einen Augenblick; ich sah Gespenster vorüberhuschen: Kinder aus den Schwefelgruben, Bauern, die um 50 Centimes den Tag in den Reisfeldern arbeiten müssen, hungrig und fieberkrank; ab und zu zog ein feiner Strich von Bettlergeruch und sozialem Elend durch den vornehm duftenden Saal. Mit einem Glase „Lagrima Cristi" wurde die Seele beschwichtigt. Ein altes Rezept.

Bei der Schlußsitzung der Konferenz wurde eine Wiedereröffnung im November festgesetzt, die aus guten Gründen nicht zu stande kam. Was sollten wir weiteres? Die Aerzte hatten ihr Sprüchlein gesagt, und es stand nun ausschließlich bei den hohen Regierungen, ob sie unsern weisen Räten folgen wollten oder nicht.

41.

Zwei Jahre später besuchte ich den VI. internationalen Hygieine-Kongreß zu Wien, zum zweitenmale Delegierter des Bundesrates, d. h. mit Taggeld und Reisespesen, während die zahlreichen Arbeiten und Gutachten seit 14 Jahren grundsätzlich gratis gemacht wurden, um jeden Schein des Strebertums fernzuhalten. Die Beschickung solcher Kongresse in aller Welt gehört zu den Anstandsausgaben aller modernen Staaten, welche bei diesen Anlässen Grundsätze bekennen und verteidigen lassen, die sie selber nicht beobachten. Es ist ganz, wie wenn der Kneipwirt und der Wucherer am hohen Feiertage zur Kirche gehen: es gehört zum Anstand, hat aber weiters nichts auf sich. So haben denn alle diese Kongresse, die ich bisher gesehen, auch zwei in Genf, nach ihren Resultaten wenig zu bedeuten. Die große Arbeit wird immer von einzelnen gemacht, niemals gemeinsam. Das allein Wertvolle an diesen Versammlungen sind die Mitglieder, deren manche man nach jahrelanger litterarischer Bekanntschaft nun persönlich kennen lernt. Die Großen tauschen sehr oft bedeutende Anregungen aus, vermehren meistens ihre freundschaftlichen und vermindern selten ihre feindschaftlichen Beziehungen und bilden eine aufrichtig verehrte Hierarchie. Der Menge bleibt die Andacht und das gehobene Bewußtsein. Die meisten Debatten sind langweilig, weil sie ein Konzert verschiedenartig gestimmter Instrumente darstellen; ehe alle auf den gleichen Ton gestimmt sind, ist die Musik vorbei. So ist auch im Wiener Kongresse für uns Schweizer nichts Neues herausgekommen als Modelle von Desinfektionsapparaten und Spitalbaracken, deren Zeichnung und Beschreibung wir dem Bundesrate zur Beschwerung seines Archives einsandten. Wer sich zeigen durfte, das war unsere eidgenössische Fabrikinspektion und ihre Seele, unser Schuler, der sehr gefeiert wurde. Mein neuer Anlauf, bei Bearbeitung einer übernommenen These ein internationales Sanitätsbureau beliebt zu machen, siegte formell und bei der Abstimmung in der Sektion, die ich zu präsidieren hatte; tatsächlich wird sie unter das Eis gehen, unter das Eis der allgemeinen Gleichgültigkeit. Die großen Herren haben ausnahmsweise guten Willen für die Volks-

gesundheitspflege; ihre Ratgeber, Juristen und Politiker, haben einen Abscheu davor. Ohne die Armeeverwaltungen gäbe es auf unserm Kontinent gar keine Hygieine. Wie bei Kriegern, so wird auch im sozialen Leben jede Stufe aufwärts oder abwärts durch Leichensteine gebildet. Ob die treibenden Kräfte Kanonen seien oder Epidemien, ob Schießpulver oder Bazillen, hängt vom Zufall ab; sicher ist, daß freiwillig gar nichts geschieht. Was für Leben und Gesundheit der Völker getan wird, ist ein Spott gegen das, was man für das Heerwesen leistet und ein Almosen gegen das, was man für Künste, Musik und Theater, schließlich auch für den Zeitvertreib der Regierenden aufwendet. Ueberall liegen die Schwefelfäden herum, die zu den Pulvertonnen der Revolution führen, und nur der Leichtsinn macht das Leben genießbar. Darum aber sollen diesen weder hygieinische noch demographische Kongresse stören! An Zerstreuungen fehlte es wahrlich nicht. „Excelsior" im Opernhause, glänzender Empfang beim löblichen Gemeinderate der Stadt Wien im Rathause und schweißtriefende Vorstellung bei Hofe. Da staken 2500 Mann in einem Saale, der für 500 sehr schön wäre, und als Kronprinz Rudolf kam, sich die Delegierten der verschiedenen Staaten vorstellen zu lassen, mußte ihm Graf Harrach, ein zweiter Winkelried, eine Gasse machen; mit Drücken und Stoßen wurden zwei Quadratfuß frei, auf welchen man das Frage- und Antwortspiel mit dem freundlichen Tronfolger abwickelte. Nachher entspann sich eine häßliche Szene. Eine Menge stürzte sich an die Buffet-Tische, verschlang, was da war, und steckte Eßwaren in ihre Taschen wie Kinder. Es war ein wüster Jahrmarkt und der helle Gegensatz zu dem feinen und wohlgeordneten Empfang im Rathause. Auch die übrigen Zusammenkünfte, wie z. B. der „Kneipabend" der Wiener Aerzte, wurden erdrückt durch die Menschenmenge.

Die Sitzungen fanden in dem prachtvollen Universitätsgebäude statt, und im Parterre war eine schöne Hygieine-Ausstellung. Wir besuchten gewissenhaft alle größeren Spitäler und ganz besonders das alte allgemeine Krankenhaus, welches etwas reinlicher gehalten ist, als es früher gewesen, auch einige Operationssäle ganz notdürftig nach den Forderungen der Neuzeit umgebaut hat, sonst aber noch genau so aussieht wie vor 45 Jahren: eine hohe

Ehre für Josef II., aber ein Vorwurf für Franz Josef. Der Rudolfiner-Spital, welchen Billroth mit großer Anstrengung und vieler Weihrauchaufwendung begründet und betreibt, ist sehr schön und gut, aber erbärmlich klein gegenüber dem großen Namen des schützenden Kronprinzen und den riesigen Summen, die im Staatshaushalte überhaupt verbraucht werden. Größer und würdiger ist der Rudolf-Spital, vom glücklichen Vater bei der Geburt seines Kronprinzen gestiftet, ein etwas ineinandergeschachtelter, aber sehr guter Bau, in welchem Reinlichkeit und Ordnung herrscht, ein freundliches Krankenasyl.

Ich war schon 8 Tage vor Beginn des Kongresses in Wien, um mir die alte Stadt und die neugebaute Herrlichkeit mit Muße anzusehen. Schöner als Paris, sagten selbst die Genfer, drum muß es wahr sein; weniger lebhaft ist's dennoch.

Ernst und wehmütig waren meine mehrmaligen Besuche bei meinem lieben alten Lehrer Josef Engel; er ist verwitwet und allein, seine Söhne stehen in hohen Stellungen; er ist fast ganz blind, läßt sich vorlesen und besucht täglich Kollegien, um sich zu beschäftigen und zu zerstreuen. Ja Schiller! „Sterben ist nichts, aber leben und nicht sehen, das ist ein Unglück!" Wir schieden bewegt und auf Nimmerwiedersehen! Nach einem Jahre schrieb er mir — er nimmt noch ungefähr das weiße Blatt wahr und die dunkeln Linien des Geschriebenen —: „Ich lebe noch, doch ich wollte, es wäre Schlafenszeit und alles wäre vorüber. Ich sitze wieder den ganzen Tag auf der Schulbank. Mathematik, Physik und Chemie sind die Gegenstände, die mich beschäftigen. Die Schulbänke finde ich leider hart."

Zum Schlusse des Kongresses gab es einen Ausflug nach Buda-Pest, an welchem etwa 400 Mitglieder teilnahmen. Interessante Dampfschifffahrt auf der Donau, aber 14 Stunden lang. Ankunft bei magischer Beleuchtung. Wir besichtigten neben vielem andern ganz besonders die alte Asiatenstadt Ofen und die königliche Burg, auch die feierliche Auffahrt der Magnaten zu Kaisers Namenstag. Pelze, Gold und Edelsteine, ungeheure Pracht — aber alles in Mietwagen! So wird die Vergangenheit von der rauhen Gegenwart verhöhnt. Im Putz der modernen Großstadt sahen wir gewissenhaft alles, was zu sehen war, auch die ungarische

Landesausstellung, an Naturprodukten sehr reich, an Industrie bekanntlich arm. Wir besuchten den großen leeren Spital vom „Roten Kreuz" und das hübsche Universitäts-Spital, wo uns allerlei uralte Sachen, wie z. B. ein Augenspiegelzimmer, als große Leistungen gezeigt wurden, ferner Fodors Hygieinisches Institut. So sehr der Mann allen Erwartungen entsprach — wir kannten ihn aus der Litteratur und hatten ihn eben in Wien gehört — so sehr bleibt die kärglich ausgestattete Anstalt hinter den großen Beschreibungen und Bildern zurück, mit welchen die Berliner Hygieine-Ausstellung 1883 förmlich überschwemmt wurde. Auch ein türkisches Bad vornehmen Stiles (Rudas-füred) ließen wir uns wohl behagen. Dann ging's heimwärts. Niemals habe ich eine Expedition angenehmer und fröhlicher gemacht wie diese; denn wir waren eine festgeschlossene Gesellschaft alter Freunde: Schuler,[1] Guillaume[2] und ich, denen sich unser Kantonschemiker Ambühl anschloß. Auf dem Rückweg besuchte ich das Salzbergwerk zu Hallein.

42.

Vom Jahre 1884 an hatte ich im Großen Rate und in der Presse die Gründung eines Asyles für Altersschwache und Unheilbare zu befürworten. Die ganze Idee und Anregung ging von Regierungsrat Dr. Curti aus, der auch das von mir gesammelte reichliche Material zu einer guten Broschüre „Der barmherzige Samariter" verarbeitete. Er übernahm das Erziehungsdepartement, nachdem dieser Feldzug kaum eröffnet war, und ich wurde wieder Regimentstrompeter. Bei den Budgetberatungen blies ich Sturm, sonst ein adagio nach der Melodie von Rückert: „Willst du in einem Menschenherzen — Rühren alle Saiten an — So stimme du den Ton der Schmerzen — und nicht den Ton der Freude an." Dieser Ton entsprach allenthalben der Wahrheit und wurde deswegen beherzigt. Ein Referat, das ich unter der Aegide des kantonalen ärztlichen Vereins verfaßte und in alle Gemeinden hinauswarf, „Das Asyl für Unheilbare und Altersschwache" tat seinen Dienst. Es enthielt

[1] Eidgenössischer Fabrikinspektor.
[2] Direktor des eidg. statistischen Bureaus.

nebenbei die traurige Entwicklungsgeschichte des Kantonsspitals, die zur Warnung dienen sollte. Man übergab die Sache einem Unbeholfenen, der mit endlosen Verhandlungen, Versprechungen, Augenscheinen und vorläufigen Verträgen sehr viel Zeit vertrödelte und doch schließlich das Verdienst erwarb, vor einem schweren Fehltritte bewahrt zu haben. Anfangs wäre alle Welt einmütig nach Oberkirch[1] gegangen, das idyllisch gelegen und mit prächtigen Obstbäumen besetzt war, und wo die Kühe bis an den Bauch im saftigen Grase standen. Aber die Idylle war sehr abgelegen und der Baugrund uneben, kaum für den ersten Bedarf und in keiner Weise für die weitere Entwicklung der Anstalt genügend. Aus etwa 40 anderen Projekten trat auch Altstätten hervor, gut gelegen, leicht zugänglich, Wasserversorgung noch etwas fraglich, Bodenpreise aber fabelhaft. Der schönste Platz war Wil, gut gelegen, mit prächtigem Baugrund und genüglichem Wasser aus der vortrefflichen Wasserversorgung der Gemeinde. Es lagen 96 Juchart zu wenigstens annehmbaren Preisen bereit und gewährten die Möglichkeit weiterer Entwicklung der Anstalt nach jeder wünschenswerten Richtung. Die Alten und Unheilbaren werden wohl immer in Wil bleiben. Die unheilbaren Irren werden St. Pirminsberg gänzlich anfüllen, und Wil wird sich zum Irrenhause weiter entwickeln, wohl auch einen Pavillon für Epileptiker und einen Pavillon für Alkoholisten erhalten; Raum ist für alles. Doch das ist Zukunftsmusik! Einstweilen fehlt das nötige Kleingeld. Zuzuwarten wäre grausam gewesen; also schuf man die hybride Anstalt. Am 23. November 1888 war die große Redeschlacht im Großen Rate. Für Oberkirch schwärmten alle Landwirte, und stimmten manche, die eine weitere Entwicklung der Anstalt verhindern wollten. Hätte der beleidigende Eifer eines großen Oekonomen nicht viele erzürnt, so wäre Oberkirch siegreich aus der Wahl hervorgegangen. Nun machte anfangs Altstätten 39, Wil 61 und Oberkirch 62 Stimmen; im zweiten Gange stand Wil mit 89 gegen Oberkirch mit 75 Stimmen.

Am 21. November 1889 fand die endgültige Abstimmung statt und es wurde das Gesetz über Gründung einer Anstalt für Altersschwache und Unheilbare nahezu einstimmig an-

[1] in der Nähe von Uznach.

genommen. Der Große Rat, von jeher wohlwollend in Humanitätsfragen ohne alle Parteipolitik, war grundsätzlich zu jedem Opfer entschlossen. Nebenbei mochte er auch seine und seiner Verfassung zu Ende gehende Aera gerne mit einer guten Tat abschließen. Die Aerzte nennen das: Euthanasie.

Die Ausführung des Werkes war eine solide, aber unnötig kostspielige. Ein Architekt, der mit dem anvertrauten Gelde sorgfältig umgeht, ist ein weißer Rabe. In Pirminsberg, beim Kantonsspital und in Wil haben wir schlechte Erfahrungen gemacht, sowohl was diese Gewissenhaftigkeit der Architekten, als was die staatliche Aufsicht anbetrifft. Die ungeheuerliche Budget-Ueberschreitung — mehr als ½ Million — ist ein schweres Unglück für die öffentliche Krankenpflege, die nun lange schweigen muß. Auch die öffentliche Moral kam zu Schaden. Wenn der Staat nicht besser haushält, bekommt der Steuer-Defraudant einen Schein von Recht.

43.

Ich habe bei diesen biographischen Notizen seit langem versäumt, von meiner Familie zu sprechen.

Meine Tochter hat sich 1877 mit ihrem Jugendfreunde Gustav Wiget verehelicht, und zwei glücklich beanlagte, fröhlich heranwachsende Kinder erfreuen die Elternherzen, wo möglich noch mehr die Großeltern. Alles Glück, was in guten und in bösen, in gesunden und in kranken Tagen ein Vater erleben kann, das habe ich im Hause meiner Tochter und meines Schwiegersohnes reichlich, und von keinem fliegenden Schatten getrübt, erfahren.

Mein Sohn, durch Studium und Praxis zum Maschinen-Ingenieur ausgebildet, hat sein Glück in Amerika gesucht und nach Ueberwindung der landesüblichen Schwierigkeiten in Milwaukee gefunden.

44.

So wurde es Juli 1888. Nach einigen Tagen Unwohlseins erkrankte ich plötzlich an einer kleinen rechtseitigen Pneumonie, die aber mit akutem Lungenödem eingesetzt und mich in den ersten paar Stunden in große Gefahr gebracht hatte. Ich lag, in Liebe

gepflegt und überschüttet von Teilnahme und Güte der Meinigen, sowie meiner Kollegen und meiner Patienten. Nachher ging ich zu meinen Kindern nach Schönberg, um bei guter Pflege und behaglicher Ruhe zu genesen — soweit möglich. Es war nämlich bei dieser Krankheit an den Tag gekommen, daß ich ein schlechtes Herz besitze, und ich hatte nun den längst erwarteten Wink des Schicksals, nach fast 38 Jahren sehr angestrengter Tätigkeit einen dicken Strich unter meine Lebensrechnung zu machen und abzuschließen. Was jetzt noch kommen mag, das nehme ich, wie alles, was ich schon empfangen, als eine unverdiente Güte Gottes. Verdient habe ich von Rechtes wegen „sechs Bretter und zwei Brettchen". Damit schließe ich meine Biographie, der weitere abgerissene Notizen angehängt werden mögen, und zähle noch die äußeren Dekorationen auf, die mir beschieden waren.

45.

Die größte ist und bleibt das:

Präsidium der Schweiz. Aerzte-Kommission.

Dann kommen:

Aerztliches Diplom von St. Gallen 1849; später das eidg. Diplom laut Gesetz.

Doktor-Diplom summa cum laude Bern 1849.

Mediz.-Chir. Gesellschaft Zürich Ehrenmitglied 1872.

Breslau. Schles. Gesellsch. f. vaterl. Kultur. Korrespond. Mitglied 1878.

Würzburg. Physik.-mediz. Gesellsch. Korresp. Mitgl. 1879.

Paris. Société de Médec. publique. Korresp. Mitgl. 1882.

Erlangen. Physik.-mediz. Gesellsch. Korresp. Mitgl. 1883.

Berlin. Hygieine-Ausstellung. Diplom 1883.

Zürich. Landesausstellung. Diplom 1883.

Bruxelles. Soc. roy. de Médec. Korresp. Mitgl. 1885.

Rom. Acad. Reale di Medic. Ehrenmitglied 1885.

Dankschreiben vom Eidgen. Departement des Innern 31. Dez. 1892.

Bruxelles. Association pour le progrès de l'Hygiène. Ehrenmitglied April 1895.

46.

Hier ist „Eben Ezer", der Denkstein: „Bis hieher hat uns Gott geholfen." Was ferner noch geschrieben werden mag, ist, wohl wie der Rest meines Lebens selber, ohne innere Notwendigkeit und Ordnung, nur durch den Zufall der Zeitfolge aneinander gereiht. Im Januar 1889 ließ mich Bundesrat Schenk nach Bern kommen und trug mir auf, ein Gutachten über die Errichtung eines eidgenössischen Hygieine-Institutes auszuarbeiten, welches er neben andern Gutachten über Staatswissenschaften, Veterinärmedizin und Kunstschule den Räten vorlegen werde, wenn die Subvention der Universitäten zur Sprache komme. Nachdem ich gesehen, wie sehr vornehm und kühl die Hygieine am Polytechnikum abgewiesen und wie sehr sie an den Universitäten hintangesetzt worden, war mir alles gelegen, was Bewegung in die Frage bringen konnte. Ich sammelte einiges Material, fand besonders bei Pettenkofer und bei Koch die liebenswürdigste Unterstützung und schrieb mein Schriftchen: „Das Hygieine-Institut, eine schweizerische Hochschule für Volksgesundheitspflege." Es war eine Volksrede und nicht ein feierlich gemessenes Gutachten. Da die schweizerische Aerztekommission 1878, 1886 und 1887 für ein Institut am Polytechnikum petitioniert hatte und erst nachher auf die Unterstützung aller Universitäten hoffte, frug ich meine Kollegen an und erhielt bei dem Probeabzug 11 Ja, 1 Nein, 1 Zuwarten. Dessenungeachtet bekam ich nachher in der Aerztekommission bittere Vorwürfe, und sollte ich desavouiert werden. So ablehnend sich die Universitäten früher verhalten, so feurig bemühten sie sich jetzt um die Hygieine, insofern sie unentgeltlich zu kommen versprach. Ich beabsichtigte, die vornehme Abweisung durch die Eifersucht auf ein zentrales Institut zu bekämpfen und habe den Zweck vielleicht erreicht. Die Bewegung ist im Gange, und was dabei auch herauskommen mag, ist besser als das, was wir haben.

47.

Im April fand die Neu-Organisierung der Departemente des Bundesrates statt, und nach langen Verhandlungen und Korre-

spondenzen entschloß sich Herr Bundesrat Schenk, in seinem statistischen Bureau einen eidgenössischen Sanitäts-Referenten anzustellen, dem die jährlich steigende Menge von Arbeiten zufallen sollte, welche das Epidemiengesetz nach sich zog, und die bisher alle gratis durch die Aerztekommission, d. h. fast ausschließlich durch mich allein besorgt worden waren. Während man in der Assemblée réunie zu Lausanne sehr doctrinär über die Sache disputierte und sogar eine Verfassungsrevision in Betracht zog, mußte gehandelt sein, wenn die Stelle überhaupt zugestanden und mit einem Arzte besetzt werden sollte. Der Bundesrat konnte die Sachen machen ohne uns, aber wir konnten nichts ohne den Bundesrat, und so präsentierte ich Kollege Schmid, einen gelehrten, fleißigen und klugen Mann, und erreichte das Ziel. Da ich aus Not, nicht aus Herrschsucht die Gelegenheit beim Schopfe genommen, ließen mich alle Vorwürfe über Vergewaltigung kühl.

Mitten in diese Verhandlungen fiel Schenks 25jähriges Bundesrats-Jubiläum. Wie gerne hätte ich teilgenommen und dem treuen Freunde der Volksgesundheitspflege gedankt für alles, was er seit Jahren getan, freiwillig und aus gebildeter Humanität, aber ich durfte es nicht; ich hätte ihn in Verlegenheit gebracht und ihn gehindert, dem Sanitätswesen nützlich zu sein. So tief steht der ärztliche Beruf bei unsern großen Politikern. Nicht mit Unrecht! Die Aerzte haben das selber verschuldet, großenteils durch ihre vornehme Gleichgültigkeit, zum Teil auch durch ihr Lied vom „Cöntli", z. B. in Genf die „Gesellschaft für die ökonomischen Berufsinteressen". Die Medizin ist nur dann auch ein gutes Geschäft, wenn sie nicht als Geschäft betrieben wird.

Eine Sanitäts-Kommission konnte der Bundesrat nicht wählen. Er hatte ja eine solche von 1879—1882, und dann wurde sie auf dem Budgetwege abgetan. Nugae! sagten die großen Politiker. Für Hochjagd und Flugjagd, für Patent- oder Revier-system können unsere Landjunker wochenlange Debatten loslassen, und für ganz alte Glasscheiben können unsere Aristokraten Hunderttausende gewähren — aber für Volksgesundheitspflege und für brennende Fragen der Sozialpolitik sind sie noch zu jung, noch

ohne Interesse und ohne Verständnis. Zuerst verschieben sie solche Dinge so lange als möglich, schließlich tut ihnen die Wahl weh und als feine Köpfe machen sie lieber gar nichts. Darum ist die Schweiz nicht in allen Stücken ein wohlverwaltetes Land. Vor der französischen Bestechlichkeit sind wir bewahrt geblieben, nicht aber vor der kopflosen Interessenpolitik des österreichischen Reichstages.

Die schweizerische Aerztekommission blieb als beratendes Kollegium des eidgenössischen Departements des Innern eine verschämte Aerztekammer, arbeitend, aber nicht kodifiziert.

48.

Im Frühling 1890 ließ ich, verführt durch den Buchhändler, einen intelligenten und rechtschaffenen Mann, die „Vorposten" wieder erscheinen.

Ich entsetzte mich über die Liederlichkeit, mit der ich früher geschrieben und glaubte meine Sache nun erheblich besser zu machen. Ich habe in meinem Leben manches verbrochen, aber mit der Druckerschwärze wissentlich gar nichts, die Doktordissertation ausgenommen. Ich habe die Presse immer mit Andacht behandelt, d. h. sie nur meine innerste Ueberzeugung verkünden lassen. Nicht die Einsicht, sondern der Wille hat das Buch geschrieben, nicht der Kopf, sondern das Herz; kurz, es ist unanständig subjektiv geraten. Da es aber an manchen Schmerz und manchen Zorn anklingt, den auch viele andere fühlen, fand es abermals recht gute Aufnahme. Ich habe die Frechheit gehabt, auch an meine hohen Freunde und Gönner Billroth, Pettenkofer und Koch je ein Exemplar zu schicken und die Freude erlebt, von ihnen aufgemuntert zu werden. Meine Mitbürger Garré, Ambühl, Haffter und viele andere haben mich mit rührender Sorgfalt und Liebe aufgenommen und der Welt vorgestellt. Da die Auflage fast ganz in der Schweiz verkauft wurde, hoffte ich in meiner Bescheidenheit schon auf eine vierte für das „erstaunte" Deutschland. Sie erschien 1892 bei Jul. Springer in Berlin. „Durch diese hohle Gasse muß er kommen, es führt kein anderer Weg nach Deutschland", sonst wäre ich bei meinem liebenswürdigen Verleger Eugen Fehr in St. Gallen verblieben.

49.

Im Sommer 1890 ging mein Wunsch von 1849 in fröhliche Erfüllung: ich konnte Hamburg und Helgoland besuchen. Vorher besah ich mir allerdings wieder den deutschen Rhein, das Niederwald-Denkmal und Köln, welches bekanntlich in der Nähe des Domes liegt. Daß ich in Wallraffs Museum Gemälde genossen, im Dom andächtig gewesen und auf der Rheinbrücke Geschichte repetiert habe, gehörte zur Bildung. Ich besuchte Amsterdam und wohnte im Hause von Professor Ruge-Bänziger bei meinen lieben Freunden, besuchte Forster und sein Hygieine-Institut, suchte Anschauungen über die schöne Dünenwasserversorgung, die Grachten-Spülung und den schwer zu findenden Liernurapparat, besah auch Schulbaracken mit trefflicher Lüftung, Diamantschleifereien u. s. w., badete in Sandfort, reiste nach Texel und nach Marken und schließlich nach Hamburg, wo ich außer dem großartigen Gewöhnlichen, dem Hafen, den Museen und Denkmälern, ganz besonders das große neue Spitalbarackenquartier Eppendorf besuchte und bewunderte, ausgenommen allerdings die noch sehr schlimme Wasserversorgung. Ueberhaupt war ich verblüfft, zu sehen, wie sehr viel schlechter das durch Selbstreinigung und Sedimentierung verbesserte Elbewasser war, als es nach den Versicherungen mancher großer Männer hätte sein sollen. Helgoland, damals noch englisch, ist jedenfalls das wildeste, robusteste Seebad, welches ich gesehen. Doch hat mein altes, schlechtes Herz den heftigen Wellenschlag gut ausgehalten und ist ruhiger geworden. In Wyk auf Föhr war ich glücklich in dem prächtigen Kinderasyl, der maritimen Ferien-Kolonie für je 100 berliner und schleswiger Kinder. Ich traf nur einen Schweizer in Helgoland, aber es war Kummer von Bern, das Urbild eines „gesunden" Gelehrten, ideal angelegt, aber sehr real geschult und von strenger Logik.

Nach 14 Tagen besuchte ich im Heimweg meinen alten Freund und Lehrer Hasse zu Hannover. Er war sehr gebrechlich, aber geistesfrisch und liebenswürdig wie je und hat mich in alter Liebe aufgenommen.

In Frankfurt war ein Tag den großartigen Klärbassins gewidmet, die übrige Zeit aber dem Goethehaus und anderen

klassischen Stätten. Gott sei Dank auch für diese Reise! Ich sah sehr viel mehr und sah genauer, als ich vor 40 Jahren gesehen hätte.

50.

Im Sommer 1890 hat Fabrikinspektor Dr. Schuler in aller Stille, nicht mit lärmenden Broschüren, sondern in klugen persönlichen Unterhandlungen mit den maßgebenden Männern ein Institut für Gewerbehygieine am eidgenössischen Polytechnikum zu stande gebracht: Sammlungen, Laboratorien und einen Lehrstuhl, der durch Professor Dr. Roth, einen Freund und Schüler von Koch, vortrefflich besetzt ist. In Deutschland hat man mit der Militärhygieine angefangen, in der Schweiz mit der Gewerbehygieine; das Ergebnis ist dennoch: Volksgesundheitspflege. Dieser große Erfolg hat mich sehr glücklich gemacht, und daß Schuler ihn errungen, hat mich für allerlei Widerwärtigkeiten reichlich entschädigt. Ich bin ein Trompeter, Schuler aber ein Feldherr: still, umsichtig und im richtigen Augenblicke rasch zur Tat. Wir verdanken ihm die schweizerische Fabriken-Ordnung und werden ihm auch die schweizerische Hygieine verdanken. Dennoch hatte auch Schuler nichts zu stande gebracht, so lange der Schulratspräsident Kappeler regierte, ein edler Charakter und feingebildeter Jurist, der sich für alle Geisteswissenschaften und dann auch noch für Mechanik, Physik und Chemie warm interessierte. Aber Hygieine schien ihm nur Medizin zu sein, und die war ihm ein Greuel. Wenn Juristen die Medizin bekämpfen, geht's dieser schlecht, und wenn sie sie fördern wollen, geht's ihnen selber schlecht. Der brave Goßler weiß davon zu erzählen.

51.

Im November 1890 beschloß die alte Regierung ihre legislatorische Thätigkeit mit einem vom Großen Rate verlangten Gesetze zur Versorgung von Gewohnheitstrinkern. Ich hatte als Präsident der großrätlichen Kommission das Vergnügen, dabei mitzuarbeiten, im Februar 1891 den Kommissionalbericht dem Rate vorzulegen und die Sache zu verteidigen. Es ging glatt. Das Gesetzchen hat einiges geholfen, aber sich langsam

eingelebt. Ellikon[1] wurde viel spärlicher benützt als recht war, weil die Gemeindebehörden meistens zu feige sind, liederliche Familienväter zur rechten Zeit zu versorgen. Der Mut kommt ihnen erst, wenn der Mensch an Leib und Seele kaput und gewiß nicht mehr zu fürchten ist. Es giebt Ausnahmen, aber nicht viele.

52.

November 1892. Motion im Großen Rate, die Lage der 699 in Armenhäusern untergebrachten Kinder zu untersuchen und zu bessern. Sie wurde einstimmig angenommen. Im Dezember 1893 verschickte ich eine Flugschrift: „Waisenkinder im Kanton St. Gallen", die ich in redlicher Absicht, vielleicht zu heiß, geschrieben. Vom lauen Wasser habe ich bisher so wenige Wirkung gesehen, daß ich rücksichtsloser wurde als klug war. Als Gegner erhoben sich nur: ein Kneipwirt, ein Manchesterherr und ein träumerischer Konservativer. Aber im Volke tönte es anders. In vielen Gemeinden war die Eitelkeit beleidigt, die nicht unfehlbar gewesen sein sollte, der Geiz erschreckt, der trotz aller „Gegenbeweise" eine Mehrausgabe fürchtete, und die Faulheit schwer erzürnt, der man zumutete, sehr viel mehr Arbeit an die bisher so bequem versorgten Bettlerkinder zu verwenden. Solche Würdenträger waren der Sache abhold: sie führte in keinen Ratssaal, weder nach St. Gallen, noch nach Bern, machte überhaupt nicht populär. Bei Bauten und Straßen fahrlässige Ausgaben von hunderttausenden, für Waisenpflege keinen Rappen. Die Lüge unseres sozialen Lebens trat unverhüllt hervor und ohne Erröten.[2]

53.

Im Mai und Oktober 1893 Sitzungen der 42köpfigen Kommission in Bern, einberufen vom eidg. Handels- und Industrie-

[1] Trinkerheilanstalt im Canton Zürich.

[2] Es ist anders und besser gekommen. Mit 119 gegen keine Stimme hat der Große Rat am 18 Nov. 1896 das Gesetz über Versorgung armer Kinder und Waisen angenommen; und am 28. Dez. trat das Gesetz in Kraft, ohne daß ein einziges Referendumsbegehren gegen dasselbe eingereicht worden war.

Departement zur Begutachtung eines eidgenössischen Kranken- und Unfallversicherungs-Gesetzes. (Cf. Korr.-Blatt vom 1. Juli 1893 und vom 15. Juni 1894 meine Referate.) Das waren interessante Tage. Aufrichtiges Wohlwollen bei den vielen liberalen und konservativen Männern, herausfordernder Hochmut bei Greulich, dem Wortführer der Arbeiterpartei. Er geberdete sich, wie wenn er Bismarck zu Frankfurt im Mai 1871 wäre. Seine Arbeiten sind eitel Weisheit und Tugend, unfehlbar und auch allmächtig. Man soll es nur darauf ankommen lassen. Er sprach sehr viel, oft lange, in angelerntem, allerbreitestem Zürcherdialekt, der den Sachsen verbergen sollte, gescheit und einseitig bis zum Wahnsinn. Im gegebenen Falle müssen solche Menschen, ohne alle persönliche Grausamkeit, mit einem Robespierre um die Wette Köpfe abschlagen lassen. Ich habe mir den Mann viel menschlicher vorgestellt. Er ist ein Dogma mit Hörnern. Die katholische Sozialpolitik hat ihre Geschäfte unter der Firma der Demokratie betrieben, schlau unschuldig, aber sehr viel psychologischer und also auch viel nützlicher als die Sozialdemokraten, die Gott und der Welt den Krieg erklären.

Sulzer von Winterthur hat mir imponiert durch Klugheit und Güte, durch Gewandtheit und Energie. Lieb und hochachtbar geworden ist mir Forrer, der Vater der vorgelegten Gesetzesentwürfe, ein Menschenfreund und Patriot, welterfahren und ideal, friedlich und schlagfertig, wieder einmal ein Politiker nach so vielen Kannegießern im Ratssaal und in der Tagespresse. Er kann mit seinem Programme bei einer Volksabstimmung unterliegen, die Geschichte des Vaterlandes wird ihn glänzend rechtfertigen!

54.

Im Sommer 1893 stand wieder Cholera in Sicht. Die internationale Konferenz zu Dresden, wo Dr. Schmid die Schweiz vertrat, setzte die Arbeit von Rom fort und erreichte mehr, weil das Gespenst von Hamburg noch in allen Ratssälen umging. „Jetzt kann ich vielleicht Ihre Wünsche erfüllen", schrieb mir Bundesrat Schenk, den ich im Namen der Aerzte-Kommission und

persönlich so oft gebeten hatte, dem Sanitäts-Referenten Gehülfen zu geben und ein eigenes Amt einzurichten.

Großartige Programme für ein stolzes Reichsgesundheitsamt mit verschiedenen Laboratorien und mit Notabilitäten der Wissenschaft und der Verwaltung, wenigstens nach dem Muster von Berlin, hatte ich mehrfache, von sonst sehr gescheiten Männern empfangen — und mit Gewissenhaftigkeit verschwiegen, um nicht das ganze Volk und seine Räte in Schrecken zu jagen und unwillig zu machen. Die bescheidene Bitte dagegen wurde nun ordentlich formuliert und begründet, vom Chef kräftig unterstützt und empfohlen. Es gelang. Dem eidgenössischen Sanitäts-Referenten wurde ein ärztlicher Gehülfe beigegeben und wenigstens ein Sekretär; sein Verwaltungszweig soll nun eine selbständige Abteilung beim eidgenössischen Departement des Innern sein: am 28. Juni wurde das eidgenössische Gesundheitsamt geschaffen.

Nun haben wir einen festen Ausgangspunkt für alle sanitären Arbeiten, in denen uns England und Deutschland mit rühmlichem Beispiele vorangehen. Bisher war die schweizerische Volksgesundheitspflege abhängig von der Stimmung der Bundesversammlung (Kreirung und Aufhebung der eidgen. Sanitäts-Kommission 1879—82) und vom persönlichen Wohlwollen des Departements-Chefs. Dieser war zum Glück ein sehr gebildeter Mann und tat, ohne zu wanken, seit 20 Jahren für das Sanitätswesen alles, was er überhaupt tun konnte und gesetzlich tun durfte. Nun aber steht der Sanitätsdienst auf gesetzlichem Boden, und wenn er sich nicht leistungsfähig entwickelt, so liegt die Schuld an den Aerzten.

Bei diesem Anlasse sind auch zum ersten Male die Aerzte der Bundesversammlung zu ihrer Fahne gestanden und haben, mehr durch persönliche Unterredungen als durch Parlamentsreden, den Erfolg vorbereitet. Der eidgenössische Sanitätsreferent hat sich als ein umsichtiger und einsichtiger Mann bewiesen und wird als Vorstand des Gesundheitsamtes erfolgreich wirken. „Chef du bureau sanitaire suisse“ hat ihn der schweizerische Gesandte Dr. Roth in Dresden eingeschrieben. Er schämte sich zu sagen, daß die Schweiz, ganz allein, noch kein Gesundheitsamt besitze.

Ich danke Gott, daß ich das noch erlebt. Nun ist mein Programm erfüllt. Ich kann gehen. „Vivat sequens! Laboret sequens.“

55.

Den 28. Oktober ließ ich mich in Olten recht gerne wieder in die Aerzte-Kommission wählen; das Präsidium aber legte ich nieder. Nach 18 Jahren war es wohl geboten, zu gehen. De Cérenville wurde gewählt, hatte mir aber auf Ehrenwort erklärt, nicht anzunehmen, was ich dann mitteilen mußte. Ein Romane hätte so gut getan, hätte die allzu lockere Verbindung befestigt! Ein Unglück für die schweizerische Aerzte-Kommission, daß er nicht wollte. Haffter war der Mann. Aber diesen hohen Trumpf müssen wir für spätere Zeiten in der Hand behalten! Also Kocher, der bedeutendste Kopf und der berühmteste Mann! Der löst auch die schwierigste Aufgabe.

56.

Im Mai 1894 erkrankte ich wieder, hatte große Bronchitis, 10 Tage und 10 Nächte schwere Bangigkeiten, Pleuritis, Herzschwäche und das Gefühl des nahenden Todes. Meine gute Frau und die lieben Kinder von Rorschach leisteten das Unmögliche und mit wahrer Begeisterung. Meine Kollegen und meine Patienten erwiesen mir so ungemessene Teilnahme, dabei so zart und rücksichtsvoll, daß ich mich unglücklich fühlte, niemals ordentlich danken zu können. Feurer behandelte mich. Meine Genesung vollendete ich bei meinen Kindern auf Schönberg, unter Aufsicht meiner sehr erschöpften und durch meine Krankheit geschädigten Frau. Und dann war's zu Ende mit der Praxis. Die Treppen wurden allzu anstrengend. Schweren Herzens nahm ich Abschied von so manchen lieben Familien, deren Hausarzt ich gewesen. Noch ein bischen Sprechstunde blieb als das dünne Ende einer einstmals großen Praxis. Ich durfte sehr zufrieden und sehr dankbar sein. Vor 45 Jahren, da ich anfing, hätte ich mit viel weniger akkordiert. Was der Mensch über 60 Jahre hat, ist Gottes Trinkgeld. Ein unverschämter Kerl, wer es lange abschätzt und in der Hand umkehrt. Einstecken und sich höflich bedanken!

57.

Als ich wieder schreiben konnte, wagte ich mich an eine von Bion[1] gestellte Aufgabe und versuchte mich in: „Tuberkulose und Heilstätten für Brustkranke in der Schweiz." Es war meine alte Melodie. Da ich aber mit voller Ueberzeugung sprach, wurde ich schon wieder freundlich aufgenommen. Ich bin nach allen Seiten zu Dank verpflichtet.

58.

Den 22. Oktober 1895 erlebte ich meinen siebenzigsten Geburtstag im Kreise meiner Familie zu Rorschach, wo ich mit einem Aufwande von Liebe und ausgesuchtester Aufmerksamkeit empfangen und gefeiert wurde. Es war zugleich auch die 44. Wiederkehr des Hochzeitstages, und meine gute Frau war damit auch selbständig am Festtage beteiligt. Ich hatte 40 Telegramme und ca. 360 Briefe und Karten erhalten, auch manche schöne Zeitungsartikel wurden mir gewidmet; zudem wurde ich überschüttet mit Geschenken und fast erdrückt von Güte und Teilnahme. Mein Selbstbewußtsein bäumte sich ironisch auf, und über all dem Lobe schwebte eine Wolke, die wie ein Fragezeichen aussah und sich durchaus nicht verziehen wollte. Uebrigens bin ich mir an diesem Greisentage vorgekommen wie ein Nachtwandler, der, angerufen und aufgeweckt, seiner gefährlichen Stellung sich bewußt wird und strauchelt. Ich habe Mut verloren und könnte mich überhaupt entschuldigen, noch da zu sein, nachdem man mir so schöne Leichenreden gehalten.

[1] Der bekannte Philanthrop und Pfarrer in Zürich.

Meine Bilanz.

Ich habe sehr viel Glück erlebt und fast alles ohne mein Verdienst. Ich war glücklich als Arzt, allerdings nicht durch das, was ich, sondern durch das, was andere geleistet. Ich habe in dem mit großer Mühe erworbenen und behaupteten Parterresitze des ärztlichen Berufes ein erhebendes Schauspiel des Kulturlebens, ja der ärztlichen Moral an mir vorüberziehen sehen. Vor allen erschien mir Ignaz Semmelweis, der Johannes Huß unserer jetzigen Epidemienlehre, Listers gemarterter Vorläufer, der das feste Contagium geahnt und siegreich bekämpft hat. Ich genieße nach bald einem halben Jahrhundert noch ungeschwächt die Freude, die ich empfunden, als ich die Todesfälle des Kindbettfiebers gewaltig abnehmen sah, und als ich, ohne mit der menschlichen Trägheit zu rechnen, auf das Verschwinden dieses Elendes hoffte. Ich durfte es erleben, daß die kühnsten Hoffnungen jener Zeit dann später in der Chirurgie und in der Gynäkologie in Erfüllung gingen. Wohl mag da und dort unnötig viele gynäkologische Lokalbehandlung getrieben werden, aber was heißt das gegenüber den vielen Frauen, die ich früher langsam verbluten gesehen und die man jetzt rettet; was will das sagen gegenüber den zahlreichen Ovariengeschwülsten, die fast ausnahmslos zum Tode führten, und die jetzt fast ausnahmslos geheilt werden! Ich habe jene traurige Zeit noch mit durchgelebt und deshalb mit Jubel meine jungen Kollegen begrüßt, die der leidenden Menschheit so vieles bezahlen, was ich ihr schuldig geblieben.

Als ich studierte, war der schwarze Star „eine Krankheit, bei der der Kranke nichts sah und der Arzt auch nichts". Während meiner Praxis erlebte ich einen großen Sieg auch auf diesem

Gebiete, die Entdeckung und den Gebrauch des Augenspiegels, später des Kehlkopfspiegels mit allen weitgehenden Folgen.

Ich habe den Anfang der schmerzlosen Operationen gesehen, die Einführung des Aethers und des Chloroforms; ich habe es selbsthandelnd mit erlebt, wie die Schrecken der Chirurgie: der Schmerz, der Blutverlust und das Wundfieber bekämpft und besiegt wurden.

Ich gehörte zu der ersten Generation, der es beschieden war, die anatomische und physiologische Auffassung am Krankenbette zu verwerten und die physikalische Diagnostik zu handhaben, wobei man allerdings weiter kam, als bei der hergebrachten Hufeland'schen Praxis. Ich überflügelte den alten Doktor, wie ich später von dem modernen Chirurgen und Gynäkologen überflügelt wurde, den ich wohl begriff, mit dem ich aber nicht mehr konkurrenzfähig war. Alles hat seine Zeit.

In den ersten Jahren meiner Praxis lernte ich die Anwendung des Thermometers am Krankenbette sowie den wissenschaftlichen Gebrauch des Wassers als Heilmittel und war glücklich, anstatt des künstlerischen Selbstbewußtseins, das mir gänzlich fehlte, eine gute naturwissenschaftliche Grundlage zu finden.

Als Student habe ich Rokitansky's Pathologie und Krasenlehre lieb gehabt, und als sie begraben wurde, hätte ich mich an einem Fackelzuge bei der fürstlichen Leiche beteiligen mögen. Als Arzt habe ich Virchows Cellularpathologie verschlungen und, wenn auch leider langsam, verdaut; schließlich ist sie mir doch in Fleisch und Blut übergegangen und ich freute mich der besseren Erkenntnis.

Mit einem gelinden Schauer habe ich noch als Student Schönleins Entdeckung einer parasitären Hautkrankheit und Henles Abhandlung über die auf einem Pilze beruhende Muscardinseuche der Seidenwürmer kennen gelernt. Später — allerdings 30 Jahre später — sind die Eroberungen Schlag auf Schlag gekommen; ich verfolgte sie mit der ängstlich frohen Spannung, wie ich 1870/71 die Siegestelegramme der Deutschen verfolgte, und daß ich die großen Feldherren dieses folgenschweren wissenschaftlichen Kampfes: Pasteur, Pettenkofer und Robert Koch, persönlich kennen gelernt und von den Deutschen oftmals ihres Wohl-

wollens gewürdigt worden, zähle ich zu den Glücksfällen meines Lebens.

Also gehörte auch ich zu den Glücklichen, die durch die Hygieine aus dem Hause der pharmazeutischen Knechtschaft entronnen, nach langen Irrfahrten und nach manchem unnötigen Apisdienste das gelobte Land der Volksgesundheitspflege wenigstens erspähen und seine äußerste Grenze betreten durften. Ich will ganz gerne mein graues, oft recht unklares Haupt zur ewigen Ruhe legen, denn ich bin überzeugt, daß, wenn auch nicht schon morgen, dennoch eine bessere Zeit anbricht, in welcher die Naturwissenschaft im Dienste der Humanität viel ausgiebiger arbeitet als jetzt und die Hygieine ein Stück Religion sein wird.

Als Bürger hatte ich eine schöne Lebenszeit. Die Periode von 1847 bis 1896 gehört wohl zu den besten in der Schweizergeschichte. Unser Vaterland ist stärker und geachteter, reicher und glücklicher geworden.

Und welche mächtigen Umwälzungen im ganzen Kulturleben überhaupt! Eisenbahnen überall, wo ich früher den seltenen Postwagen sah, Telegraphen und Telephone, wo ich ehedem eine schleppende Korrespondenz geführt. Raum und Zeit sind zwar nicht besiegt, aber sie haben dem Menschengeschlechte weitgehende Zugeständnisse gemacht. Eine Flut von Licht erfüllt jetzt unsere, in meiner Jugend noch halbdunklen Wohnräume, wo das Talglicht schmauchte, und freundliche Laternen bezeichnen jetzt die damals noch stockdunklen Gassen der Dörfer — vom nächtlichen Glanz der Städte gar nicht zu reden. Ich habe die Aera des Dampfes und der Elektrizität anbrechen gesehen. Noch auf der Hochzeitsreise im Oktober 1851 zeigte ich meiner Frau in München ein Telegraphen-Bureau und staunte mit ihr über ein gütiges Probegespräch des Telegraphisten mit Augsburg; er hatte damals noch vollauf Muße dazu. Auch die Lebenshaltung der Leute hat sich gehoben. Als ich 1850 zu praktizieren anfing, wohnte und aß der kleine Mann erheblich schlechter als jetzt — und trank nicht viel weniger. Kleider und allerlei nötige und unnötige Dinge sind besser und billiger geworden, als sie damals gewesen. Wahrlich, es war eine interessante Zeit und oft ein Vergnügen, zu leben.

Auch als Mensch war ich glücklich und vergnügt, wenn ich mit Hunger aß oder mit Durst trank, ganz besonders aber, wenn ein großer Schmerz eben nachgelassen hatte, was etwa 40 Jahre lang oft vorkam. Ich war glücklich im stillen Arbeitszimmer und ebenso auf Reisen, glücklich sehr oft im Familienleben oder bei Freunden, glücklich ganz besonders, wenn ich einem Kranken sein Lager so zurecht gemacht hatte, daß er es lobte, ferner wenn ich eine Unterstützung erbettelt oder gegeben hatte.

Zu den Leuten, welchen viel Unrecht zugefügt worden, gehörte ich gar nicht. Sehr viel Unangenehmes oder Unglückliches habe ich selber gemacht und redlich verdient; vieles, was mir nicht gefiel, war natürliche Notwendigkeit und ganz gesetzmäßig. Ein Neger darf sich nicht beklagen, wenn sein Kind schwarz ist.

Alles Gute, was ich im Leben genossen, hatte für mich den Reiz der Ueberraschung. Von Haus aus war ich ängstlich und von der Jugend bis ins Alter ohne Hoffnung auf eine längere Zukunft. Ich studierte in der Meinung, daß ich niemals eine Praxis erlebe oder erlange, und kaum hatte ich mich verehelicht, als mich die Sorge quälte um diejenigen, welche ich hülflos zurücklassen könnte. Man nahm mich für bescheiden, während ich resigniert und hoffnungslos war und mich eine tiefe Unzufriedenheit mit meinen Leistungen quälte. Diese Bescheidenheit war leider ächt, denn nach jedem Auftreten in Versammlungen bekam ich moralischen Katzenjammer; erst im Alter wurde ich selbstbewußter. Diese Gemütslage war gar kein Glück, aber mein Weg zum Glücke; sie machte mich mitleidig gegen alle, die es schlechter hatten als ich, und trotzig gegen alle, welche dem im Wege standen, was ich für gemeinnützig hielt.

Für mich persönlich war ich kein Streber, sonst wäre ich nicht so lange Jahre bei der bescheidensten Landpraxis geblieben und ohne alle politischen Aemter und Würden. Für das Sanitätswesen wie für Krankenpflege aber war ich ein Streber aus Grundsatz und mit Rücksichtslosigkeit, verwendete jedoch dabei viel zu wenig Honig und zu viel Galle. Meines Lebens unerreichtes Ideal war der Jagdhund, der mit Wonne sein Gewild verfolgt, ohne sich dabei zu fragen, ob für ihn auch ein paar gute Knochen abfallen oder ein bischen Belobungsbrühe. Mein Ideal war der

Esel in Kaulbachs Bilde der Zerstörung Jerusalems, der bekanntlich mitten unter Greueln und Schreckniſſen dennoch die Diſtel nimmt, die ihm am Wege blüht, auch die unwürdige Chriſtenheit, die ſich auf ſeinen Rücken geſetzt hat, gar nicht abſchüttelt. Ob einer im Unglück mit ſeinem Schöpfer hadere, ob einer ſich ſeinen Sperrſitz im Himmel beſtelle, ob einer mit ſeinem Glauben oder mit ſeinem Unglauben groß tue: es ſcheint mir alles Eitelkeit und Unverſchämtheit zu ſein.

Wenn ich mir einen Menſchen denke, der ſeinen Glauben und ſeine Hoffnung niemals gefunden oder gänzlich verloren hätte, ſo könnte ich ihm doch nichts beſſeres raten, als ein Chriſt zu ſein. „Des Menſchen Seele iſt zur chriſtlichen Lebensanſchauung veranlagt", ſagt der heilige Auguſtin.[1] Das Chriſtentum iſt wie die Mathematik eine Anſchauungsform des Menſchengeiſtes und deshalb nicht auf eine Konfeſſion beſchränkt. Nur wer ſich einen dreieckigen Kreis vorſtellen kann oder einſehen kann, daß $3 \times 3 = 17$ iſt, der kann auch ohne die Ideen des Chriſtentums ein richtiger Menſch ſein. Ohne dieſe Lebensanſchauung wird der Menſch im Glücke übermütig, im Unglücke verzagt und immerdar ein armer Narr.[2]

Ich habe immer ſehr viel mehr Gutes empfangen, als ich gegeben, und ſcheide ich aus dieſem Leben als ein Schuldner, der nur noch um die Vergünſtigung bittet, „ſich in der Stille zu drücken", ohne die Ironie einer Grabrede und ohne die Apotheoſe des Steinhauers.

Wenn ich in den Himmel komme, werde ich mich für die erſten fünftauſend Jahre als Student der Medizin einſchreiben laſſen. Mit himmliſchen Einſichten und Hülfsmitteln die alten Rätſel zu löſen — das müßte eine Seligkeit ſein!

Am Ende des Lebens heißt aber der letzte Schluß menſchlicher Weisheit: Bedingungsloſe Ergebung in den Willen Gottes.

---

[1] „Omnis anima naturaliter christiana."

[2] „Dii nos habent sicut pilas." Sallust.

Die letzten Tage.

Mit „bedingungsloser Ergebung in den Willen Gottes“ ist der seltene Mann auch in den Tod gegangen.

Ein Magenleiden, dessen Natur er von Anfang an mit ziemlicher Sicherheit erkannte, ertrug er lange Zeit still für sich, um den Seinigen nicht schwer zu machen. Er freute sich noch des neuen Frühlings; aber durch die herzliche Freude hindurch klang doch ein weicher Ton stiller Wehmut, als ob er eine Ahnung hätte, daß sich die Erde für ihn zum letzten Mal erneue. Mit heimlicher Sorge blickten die Seinen der Zeit des höchsten Sonnenstandes, der in den letzten Jahren immer so kritisch für ihn gewesen, entgegen.

Am 31. Mai zog es ihn nochmals mit aller Macht zu seinen Kindern nach Rorschach. Es war ein stiller Sonntag. Die Heiterkeit des Geistes vermochte nicht aufzukommen gegen die Gebrechlichkeit des Körpers. Er kehrte heim mit dem klaren Bewußtsein, daß das wohl sein letzter Besuch auf seinem lieben Schönberg gewesen sei. So war es auch.

Am andern Morgen stand er nicht mehr auf. Es kamen peinliche Tage und oft noch peinlichere Nächte. Was er auch zu sich nahm, er konnte es nicht behalten und mußte künstlich ernährt werden.

Er fühlte sich schwach und elend; aber er ertrug diesen peinlichen Zustand mit unerschütterlicher Geduld, als ob sich das von selbst verstünde.

Immer noch suchte er liebevoll die ernste Natur seines Leidens vor den Seinigen zu verschleiern. Es sei freilich, sagte er, ein anderes Magenleiden als sonst; wenn er noch jünger wäre,

würde er sich vielleicht einer Operation unterziehen; aber jetzt, fürchte er, hielte der Faden nicht mehr im alten Zeug.

So vergingen zwei Wochen. Ab und zu leuchtete ein Hoffnungsfunke auf. Der Patient schien die genossene Nahrung wieder behalten zu können. Trügerische Hoffnung! Das Erbrechen stellte sich immer und immer wieder ein.

Die Konsultation auswärtiger Professoren lehnte er in seiner Bescheidenheit des bestimmtesten ab; er habe, sagte er, unbedingtes Vertrauen zu seinen Freunden Feurer und Kuhn, die mit rührender Treue alles für ihn täten, was überhaupt getan werden könne.

Vom 15. Juni an ließ sich die Natur des Uebels den Seinen nicht länger verhehlen, und die Notwendigkeit eines operativen Eingriffs drängte gebieterisch zu einem ernsten Entschluß.

Während die Seinigen kummervollen Herzens sich noch berieten, nahm der teure Kranke in seiner liebevollen Weise ihnen die Qualen der Verantwortung ab und schlug am 16. selbst die Operation vor. Der 17. war ein verhältnismäßig guter Tag; die darauf folgende Nacht aber nahm jegliche Hoffnung, daß seine zähe Natur noch irgend ein Wunder bewirke. Am Morgen des 18. sagte er selbst, es sei Zeit; wenn man etwas tun wolle, müsse man es schnell tun. Es wurde beschlossen, noch am Abend den Kantonsspital zu beziehen.

Die vollzogene Magenspülung hatte seinen Zustand erträglich gemacht. Mit heiterer Ruhe ordnete er nun noch dieses und jenes — sein Haus hatte er schon längst weise bestellt — er unterzeichnete einen warmen Aufruf zu tatkräftiger Förderung der Sache der armen Waisenkinder im Kanton St. Gallen, schrieb einen englischen Brief an seine Enkel in Amerika und setzte unter eine Schenkung zum letzten Mal seinen Namen; langsam aber sicher schrieb er Buchstaben um Buchstaben, betrachtete sie eine Weile, vollendete kräftig den Namenszug und legte die Feder für immer nieder.

Die übrigen Stunden verbrachte er, wenn er nicht schlummerte, in traulichem Gespräche mit dem Familiengliede, das an seinem Bette saß, und wie ein Wanderer im Abendgold des entschwundenen Tages mit ruhigem Gemüte die vor ihm ausgebreitete Landschaft betrachtet, so überblickte er „vom Berg der

aufgetürmten Jahre" in inniger Dankbarkeit gegen Gott und die Menschen die zurückgelegten Stationen seines Lebens.

Um 4 Uhr stand er auf und kleidete sich an. Dann ging er in sein Audienzzimmer, grüßte die Bilder der verstorbenen Freunde an der Wand über seinem Pulte, trat hinaus auf den Balkon und nahm noch einmal den ihm so lieben Blick auf die Stadt und die Türme in seine Seele auf. Dann fuhr er hinaus in den Spital, still und ernst, aber vollkommen ruhig. „Nun mache ich vielleicht noch drei Fahrten", hatte er gesagt, „eine in den Spital, eine heim und die dritte und letzte ins „Feldle"[1] hinaus."

Und als ihm entgegnet wurde, es sei gewiß eine Fügung des Himmels, daß er in dem Spital, den er mit Sorgen und Mühe habe gründen helfen, nun selber noch Heilung und Rettung finde, da lächelte er nur still vor sich hin.

Am Abend erhielt er noch den lieben Besuch seines teuren Freundes Dr. Hafter. In lebhafter Unterhaltung schien er Ort und Stunde gänzlich zu vergessen.

In der Nacht schlief er ruhig, und gestärkt sah er am Morgen der Operation entgegen.

Sie wurde von Dr. Feurer unter Assistenz von Dr. Kuhn vortrefflich ausgeführt und verlief glatt und ohne jeglichen Zwischenfall. Auch nach der Operation war das objektive Befinden des lieben Patienten durchaus befriedigend,[2] sein subjektives aber tief herabgestimmt durch schwere Bangigkeiten. Er schlummerte viel, mehr als den Aerzten lieb war. So verging der Tag leidlich, die Nacht streng, und am Samstag fühlte er sich sehr müde. Um 5 Uhr abends wurde ihm die erste Milch gereicht; sie war ihm ein wahres Labsal. Man fing wieder leise zu hoffen an. Da, um 6 Uhr, begann plötzlich der Puls zu verfallen. Die Aerzte waren sofort zur Stelle. Man tat, was in solchem Falle noch getan werden kann. Bei voller Klarheit des Geistes und ungebrochener Stärke des Willens ordnete der teure Patient noch alles selber an. Umsonst, der Zerfall der Kräfte trat rasch und unaufhaltsam ein. Da fühlte auch der Sterbende die Nähe des

[1] Friedhof in St. Gallen.

[2] Cf. Korrespondenzblatt für Schweizer-Aerzte. XXVI. Jahrg. 1896. Nr. 13, pag. 428.

Todes, denn plötzlich sprach er aus der Tiefe seines frommen Gemütes, in der Stille des Sterbezimmers deutlich vernehmbar:

Πάτερ ἡμῶν ὁ ἐν τοῖς οὐρανοῖς, ἁγιασθήτω τὸ ὄνομά σου· ἐλθέτω ἡ βασιλεία σου· γενηθήτω το θέλημά σου ὡς ἐν οὐρανῷ καὶ ἐπὶ γῆς. —[1]

Dann legte er die Hände über dem Haupte zusammen, richtete den Blick unverwandt gegen das Fenster, dem Lichte entgegen und harrte in dieser Stellung ruhig und ergeben aus, bis ihn der Tod erlöste. Um halb 9 Uhr hatte er ausgerungen.

---

[1] Matth. 6, 9–11.

Briefe.

An seinen Vater. (Nr. 1—16.)

1. St. Gallen, Sonntags den 14. Jan. 1844.

Bester, theuerster Vater.

Noch nie war es mir mehr Bedürfniß nach Hause zu schreiben, als jetzt, und noch nie war es mir so unangenehm, kostete mich so viele Ueberwindung, wie dieses Mal: denn ich fühle mich zu schwach, mit Euch zu reden, ohne die schmerzliche tiefe Wunde, die Gott Euerm Herzen geschlagen, wieder aufs Neue bluten zu machen, ohne Euch den bittern Schmerz auch meiner Seele zu klagen; ich fühle mich zu schwach, mit einem einzigen Tropfen Balsam Euer Leiden zu lindern, auch nur ein Wort des Trostes darzubringen. Aber länger kann und will ich nicht warten. Als ich vor 8 Tagen noch bei Euch war, schien mir Alles so öde und leer, so traurig und so verlassen. Dieses Gefühl der Leere, dieses schmerzliche Missen einer theuren, vielgeliebten Mutter ist mit mir nach St. Gallen gezogen, überall schwebt ihr theures Bild mir vor, überall erblicke ich die freundlichen, wohlbekannten Züge, und meine Seele ergreift die Wehmuth, ergreift ein Heimweh, — weiß nicht, wonach. Aber in diesem Sehnen, diesem Heimweh blickt der Mensch zum Himmel empor, es führt ihn näher zu Gott, dem ewig unerforschlichen, und das Auge, in welchem Abschiedsthränen glänzen, liest am sternenbesäeten Himmel, liest in dem innersten Heiligthum des Herzens, liest ganz besonders in dem Worte Gottes das große Wort: Unsterblichkeit. An diesen Fels der Hoffnung klammert sich die trauernde Seele so gerne an; dieses Wort ertönt uns als eine freudenreiche Botschaft.

Wie kurz ist ein Menschenleben, wie hinfällig und armselig; wie groß, wie erhaben und tröstlich aber der Gedanke: Noch eine kleine Weile, einige — wie bald durchlebte! — Jahrzehnde, dann finden wir die Ersehnte wieder, um uns nie mehr von ihr zu trennen. „Selig Alle, die im Herrn entschliefen, — Selig, Mutter, bist auch du, — Engel brachten dir den Kranz, und riefen — Und du gingest ein in Gottes Ruh'!" So hat ein Dichter einst gesungen. — Ja sie ruhe sanft und wohl, die fromme Mutter, wir können sie nicht zurückwünschen, nicht zurückbeten, sie kommt nicht wieder zu uns, wir müssen unser Möglichstes thun, zu ihr zu kommen. Wunderbar allerdings sind Gottes Wege, und uns Menschen unverständlich. Wir müssen uns fügen, denn er ist Alles, wir sind Nichts; wir sollen uns fügen, den er ist unser allgütige und allweise Vater, der für die Lilien des Feldes und die Sperlinge auf dem Dache sorgt, und also auch eine Familie, die auf ihn traut, deren Schutz und Hort er ist, nicht verlassen wird. Den Grund dieser schweren Prüfung sehen wir wohl jetzt noch nicht ein, vielleicht werden wir ihn noch auf dieser Erde kennen lernen, gewiß aber im Jenseits. Auch zu uns spricht Christus das Wort, das er einst an seine Jünger richtete: „Ich hätte euch — sagt er — noch vieles zu offenbaren, aber ihr könnt mich noch nicht verstehen!" Möge es doch Gott nach seiner Weisheit und Güte gefallen, Euch, theuerster Vater, die Jahre zu den übrigen hinzuzulegen, welche noch für die selige Mutter bestimmt zu sein schienen, — Euch noch recht lange Gesundheit und Leben zu schenken. Er tröste Euer tief verwundetes Herz, und gebe Euch seine Ruhe und seinen Frieden! Wie meine lieben Brüder, so will auch ich es mir zur heiligsten Pflicht machen, Euch Eure Tage bestmöglichst zu verschönern, Eurer und meiner seligen Mutter würdig zu sein! —

Verzeiht mir, daß ich so weitläufig dieses unser Familienunglück berührte, Euch mehr Schmerz als Beruhigung bereitend; ich konnte nicht anders, und der Gedanke, der dem Geiste immer vorschwebt, kehrt immer unwillkürlich wieder. Ich schließe nun noch einige, mich betreffende Nachrichten an.

Nachdem ich letzten Sonntag meinen Weg von Staad zu Fuß fortsetzte, und eilenden Schrittes durch das gewaltige und wilde

Schneegestöber, und den vom Winde getriebenen Regen dahinzog, traf ich unweit der Goldacher Brücke einen Knecht, der mit einem leeren Chaischen nach St. Gallen zurückfuhr. Nach kurzer Unterhandlung saß ich auf, und kam eine Stunde darauf ziemlich durchnäßt, aber gesund und wohlbehalten hier an, wo der liebreichste und freundlichste Empfang meiner wartete. Herr Hildebrand begrüßte mich mit Thränen, die auch ich nicht zurückzuhalten vermochte. Er bot mir Alles an, was mich aufheitern, beruhigen könnte, und seine Frau that ein Gleiches. Die Neujahrsgeschenke erfreuten sie ebensosehr als sie sie überraschten, und ich habe Euch in ihrem Namen recht sehr dafür zu danken und besonders noch aufs freundlichste zu grüßen und Euch ihrer Theilnahme zu versichern. Gleiche Grüße und Kondolationen auch von Herrn Rektor. Ernst und liebevoll empfingen mich meine Mitschüler; viele bezeugten mir ihr Beileid; besonders Traugott Zollikofer, der mich letzten Sonntag schon mit einem schönen Trostbriefe und einem Neujahrsgeschenke überraschte, das ich bei meiner Zurückkunft auf meinem Pulte fand.

Ich habe diese Woche nun wieder die Lehrstunden alle besucht, und das Versäumte bereits eingeholt. Die gehörige Ruhe und Sammlung der Gedanken wird, wie ich hoffe, bald wieder zurückkehren, und die Folgen dieses traurigen Familienereignisses sich mehr auf die gemüthlich-moralische Seite einschränken, wo sie nur wohlthätig sein können. Uebrigens befinde ich mich wohl, und bitte Gott, daß er auch Euch mit Gesundheit und Kraft segne.

. . . . Empfanget noch die freundlichsten Grüße an meine Verwandten, an Herrn Pfarrer und Herrn Doktor, besonders aber an meine Hausgenossen und an meine lieben Brüder. Dem lieben Ulrich einen Bruderkuß von „Motatraz“[1] und Euch, theuerster Vater, tausend herzliche Grüße nebst der Versicherung meiner steten Hochachtung und Liebe.

Euer dankbarer Sohn

J. Laurenz Sonderegger.

---

[1] Kosename des kleinen Ulrich für seinen älteren Bruder.

2. St. Gallen, den 15. Februar 1844. Abends.

Bester, theuerster Vater!

Mit Schrecken, ja mit Entsetzen habe ich heute die traurige, niederschlagende Kunde von dem Tode unsers guten Paulus Ritz[1] erhalten. Mein erster Gedanke war: „Ach Gott, ist es noch nicht genug!“ Aber wie mein Herz, niedergebeugt von herbem Schmerze, dieses neue große Unglück vernimmt, so schlägt es auch wieder froh, und ich danke Gott von Grund meiner Seele, daß er Euch noch verschonte, daß er sich der armen Kinder erbarmte und Euer Leben erhielt. Theuerster Vater, ich habe Euch schon oft mit warmem Herzen Glück und Segen gewünscht, aber so konnte ich es noch nie, wie jetzt. Ja Gott sei mit Euch und bei Euch, er segne und behüte Euch gnädig vor fernerem Unglück, und gebe Euch seine Kraft, das gegenwärtige Elend zu ertragen! —

Ich kann mir den ungeheuren Schreck wohl denken, den dieser traurige Fall Euch wieder auf's Neue erregte, und bin sehr besorgt, er möchte Euch, zumal im gegenwärtigen, leidenden Zustand, geschadet haben. Ja Gottes Hand liegt schwer auf uns, seine Wege sind dunkel und ewig unerforschlich. Aber Gott hat es gethan. Ihm sind wir todt und lebendig: — wir leben oder wir sterben so sind wir des Herrn. Im Unglück und Leiden fühlen wir die tiefe Bedeutsamkeit dieser Worte, und wenn nach kurzen Jahren des Glückes das Leben uns neuerdings seine furchtbar ernsten Seiten zeigt, und die Tage kommen, von denen wir so gerne sagen möchten, sie gefallen uns nicht, dann ist unser einziger Trost: Gott hat es gethan. Liebe Kinder sind von Euch geschieden, die ewig theure Mutter hat uns verlassen, ein treuer Arbeiter und Hausgenosse ist auf eine erschreckende Weise ins Jenseits hinübergegangen, — wir weinen, schauen kummererfüllt in die Zukunft, und klagen Gott unser Leid; aber hoffen wir auf ihn, der nicht weicht, ob auch Alles zusammenbreche. Seht, theurer Vater, wir haben, wenn wir lange leben, noch einige Jahrzehnde hier zu weilen, und die sind nichts, im Verhältnisse zur Ewigkeit.

[1] Alters- und Schulgenosse Sondereggers und treuer Knecht in dessen elterlichem Hause, wurde hart neben seinem Meister durch einen stürzenden Baum erschlagen.

Früher oder später ist dann auch unser Tagewerk vollendet, die theuren Vorangegangenen reichen uns als Boten des Herrn gleichsam die Geisterhand, und führen uns hinüber, wo sie sind. Unser Leben ist kurz, trauen wir auf Gott, denn es ist oft auch mühevoll und schwer. Ich glaube, der Mensch wird alt und steht am Ziele ehe er es vermutet, und dann ist dieses Leiden auch vergessen. Erfasset bei dem herben Schmerze um die theure Mutter und bei diesem neuen Unglück den schönen tröstlichen Gedanken einer seligen Unsterblichkeit mit dem Gottvertrauen und der Männlichkeit, die Euch noch nie verließen! So viel an Euch ist, suchet Eurer schmerzlichen Gefühle Meister zu werden im Hinblick auf die unentweglichen Wahrheiten und Gewißheiten, welche uns die Religion gibt! Auch im größten Leiden ist eine, des Christen würdige, Ruhe möglich. Verzeiht mir, lieber Vater, daß ich so lange auf diese Weise zu Euch rede, aber die wenigen Wahrheiten, die allein uns im Unglücke aufrichten können, sind uns stets wieder neuerdings wohlthätig, und indem ich sie Euch wieder ans Herz lege, tröste ich mich selber! — Um Gottes Willen, theurer Vater, laßt Euch durch diesen neuen Schlag die andere, noch blutende Wunde nicht wieder ganz aufreißen; Gott will nicht unser Verderben und unsre Lieben alle finden wir wieder. Ich führe nur noch den kurzen Wahlspruch des christlichen Dichters Neumarck an, er heißt: „Wer nur den lieben Gott läßt walten, — Und auf ihn hoffet alle Zeit, — Den wird er wunderbar erhalten — In aller Noth und Traurigkeit. —"

. . . . Ich bin, Gott sei Dank, gesund und wohl, aber Kummer erfüllt mich, so lange als ich weiß, daß Ihr Euch härmt. Wenn es Euch je einige Erleichterung verschaffen kann, so schreibt mir doch, theilt Euern Kummer mit einem Sohn, dem auch die Hälfte davon gehört, und der sich glücklich schätzt, wenn er Euch nur wenige Augenblicke trösten kann!

Habt die Güte, mir durch den lieben Paul ziemlich bald wieder Nachrichten geben zu lassen; empfanget meinen herzlichen Dank für Eure werthe Nachschrift, die mir die beruhigende Versicherung gab, daß Gottes Hand Euch wirklich gnädig errettet, — und grüßt mir alle Hausgenossen; sagt dem guten J. Ulrich Ritz noch besonders, daß ich warmen Antheil nehme an seinem Unglück;

grüßt mir die lieben Brüder und die gute Baase! Empfanget besonders Ihr die herzlichsten Grüße von Eurem, Euch in steter Hochachtung und Liebe ergebenen Sohne

J. Laurenz Sonderegger.

3. St. Gallen, den 26. Februar 1844.

Bester, theuerster Vater!

Unter mannigfaltiger Beschäftigung ist mir wieder ein Tag schnell und unvermerkt hingeschwunden, und meine Seele, welche sich den Tag hindurch oft, aber nur für Augenblicke, mit dem Gedanken an Euch beschäftigen konnte, weilt jetzt in der Stille des Abends bei Euch. Ernst und traurig allerdings steht das geliebte, sonst so freundliche Grünenstein vor meinem Blicke da; die trauliche Stube ist wie leer und ich begegne keinem wahrhaft frohen Blicke, wenn der unschuldige Kleine nicht lächelt; aber gleich erhaben und Ahnungen weckend wölbt sich der sternenbesäete Himmel über dem Thale, wie einst; ich finde doch Euch noch, theurer Vater, und knüpfe, Gott dankend, alle die frohen Hoffnungen an Euch, welche ein Sohn nur für seine Brüder und sich auf einen Vater bauen kann. Wie gerne würde ich wieder mit Euch reden, wie gerne Euch nach meinen schwachen Kräften trösten und ermuntern, aber ich vermag leider weder bei Andern noch bei mir einen Schmerz zu heilen, den nur Gott hinwegnehmen kann. Weinet nicht; legt das dunkle und unerforschliche Schicksal geduldig in die Hände Gottes, der Euch noch in keinem Leiden verließ und der Euch Kraft gibt, als Mann, als Christ zu dulden. In Gott, zu Gott und durch Gott ist Alles; eher wird ja Himmel und Erde vergehen, ehe eine seiner Verheißungen unerfüllt bleibt. Gott ist die Liebe; was er thut, thut er aus Liebe zu den Menschen; seine Führungen können oft unerforschlich und dunkel sein, aber fürchterlich sind sie nie. Christus hat uns gelehrt: der Tod ist ein Hingang zum Vater; er ist nichts Schreckliches, ja er hat vielmehr eine Lieblichkeit gewonnen, ist der Eintritt in ein seligeres Jenseits. „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen" — dort drüben findet die liebe Mutter ihre Kinder wieder, findet den frommen Ulrich und ihre gottes-

fürchtigen Eltern. Wie wir hoffen, einst zu ihr zu kommen, so wird sie mit stiller, seliger Sehnsucht auf uns warten. Wir sind ihr nicht so fern, und unsichtbar ragt oft das Reich der Geister in unsre Körperwelt herein. Die Mutter ist glücklich, ist selig — sie dürfen wir nicht betrauern; wir aber werden sie früher oder später gewiß wieder finden. Die Trennung ist nicht so lang, als es uns im ersten Schmerz scheint — das Wiedersehen ewig.

Seid getrost, theurer Vater, behaltet den standhaften Muth auch in dieser Prüfung! Jeder Mensch, jede Familie, hat einen eigenen Leidenskelch zu trinken; er geht nirgends leer vorüber, aber wenn er getrunken ist, leuchtet die Sonne göttlicher Gnade wieder freundlicher. Gott will nicht unser Verderben!

Haltet auch ferner das Ewige, Gewisse, welches uns die Religion darbietet, fest, und sucht womöglich die schmelzenden Gefühle der Wehmuth zu beherrschen, gebt Euch nicht zu sehr dem Schmerz hin, denn Euer ganzer Organismus ist gegenwärtig in einem Zustande, in welchem der Schmerz und Gram bleibend wird, und in fast unheilbare Leiden des Gemüthes übergehen könnte. Gebt Euch jede mögliche Erholung, geht fleißig nach Altstädten und bleibt am Morgen oder am Abend doch nicht allein; sucht Zerstreuung, Gesellschaft, Ruhe im Gedanken an die göttliche Vorsehung. Leibliche und geistige Mittel müssen einander unterstützen; eins allein kann nie helfen, denn der Mensch ist auch Körper, nicht nur Geist!

Gott erhalte Euch gesund und sei mit Euch, er bewahre Euch vor allem Unglück und tröste Euch so, wie ich es von ganzem Herzen wünsche. Euer, Euch in wahrer Hochachtung und Liebe grüßende Sohn

J. Laur. Sonderegger.

Grüßt mir den Knecht Ulrich, die A. Elisabetha, und meine Brüder recht freundlich!

Da noch etwa 6—8 Wochen keine Ferien sind, und ich einige unvorhergesehene Auslagen, wie z. B. für ein Lehrbuch der Philosophie, zu bestreiten hatte, möchte ich Euch recht sehr bitten, mir mit der Wäsche einen Thaler zu schicken, von dem ich Rechnung ablegen werde.

4. St. Gallen, am Palmsonntage, 1844.

Theurer, vielgeliebter Vater!

Gestern war ich eben im Begriffe, einige Worte an Euch zu richten und dem lieben Paul die gewünschten Bücher zu übermachen, als ich meinen Vetter und Pathen, Rothgerber Rüesch antraf, dem ich die Bücher sogleich übergab. Da es mir Zeit und Umstände jetzt erlauben, eine Pflicht zu erfüllen, die ich gestern schon gerne erfüllt hätte, so will ich nun nicht säumen, mich ein Weilchen mit Euch zu unterhalten. Wenn meine Briefe Euch einige Erleichterung zu verschaffen vermochten, so freut es mich doppelt, denn es liegt in der Natur des Menschen, daß er sich selbst auch tröstet, wenn er Andere aufzurichten sucht, daß er sich selbst auch beruhigt, wenn er Andere auf die ewigen Wahrheiten hinweist, durch welche wir das Ringen und Kämpfen des Geistes oft befriedigen können. Ich danke Gott vor Allem, daß er Euch von den Leiden des Körpers wieder befreit, Euch den Segen der Gesundheit wieder geschenkt hat. Die Nachricht von Euerm Unwohlsein — der sich aber gottlob die von Eurer Genesung unmittelbar anschloß — berührte mich schmerzlich, aber ganz unerwartet kam sie mir nicht. Die Gründe dazu liegen in den großen Leiden der Seele sowohl, als auch in Euerm Körper, Euerm Temperamente. Es ist ganz natürlich, wenn ein tiefes Gemüth, das so lange in der Verbindung einer so edlen und frommen Seele, wie die der seligen Mutter, sein Glück und seine Zufriedenheit gefunden, bei einer so schnellen Trennung tiefgebeugt, schmerzlich ergriffen wird; aber wenn Euer Kummer, Eure Sorge, wenn das Heimweh nach der Theuren Euch oft mit einer erdrückenden Gewalt ergreift, und selbst der Gedanke an die Allweisheit Gottes und an die Unsterblichkeit des Geistes den innern Schmerz kaum zu lindern vermag, und der gottvertrauende Muth fast zagen möchte: dann vergeßt nicht, daß auch Organe Eures Leibes mitwirken und macht Euch deswegen nie den Vorwurf der Kleinmüthigkeit. Alle Störungen des Gallenorgans, der Leber, bringen auch in dem sonst Fröhlichen Trauer und Verzagtheit hervor; sucht daher doch, Eurem Geiste möglichst viele Zerstreuung zu verschaffen. Sucht, besonders etwa am Abend, mit einem vertrautern Freunde zu-

sammenzukommen, oder wenn es Euch irgend eine Erleichterung verschaffen könnte, so schreibt mir zuweilen, denn Euer Leid ist auch das meinige, wie Euer Wohlergehen meine Freude ist. Doch, ich fühle nur zu wohl, daß ich an Jahren und Erfahrung zu weit unter Euch stehe, um Euch die Ermunterung und den Trost, den ein Herr Roth Euch geben kann, nur von ferne darbringen zu können. Schließlich möchte ich Euch eine mäßige Bewegung anempfehlen, Euch aber bitten, Euch ja nicht zu erkälten oder zu durchnässen! Ich hoffe Ihr werdet mit Gottes Hülfe bald wieder ganz hergestellt sein, und die Versicherungen meines Vetters berechtigen mich zu dieser schönen Hoffnung.

Aus meinem Leben kann ich Euch nur weniges mittheilen, aber dieses ist ein freundliches, schönes Fest. Am 5. März nämlich feierte Prof. Scheitlin seinen 65. Geburtstag. Am Abend begrüßte ihn unsere kleine Studentenschaft mit einem schönen Gesange und einer Anrede. Hiezu wurde noch ein großes mit Vergoldung geziertes porzellanenes Schreibzeug beigegeben. Er hielt sodann eine sehr schöne Rede an uns und lud uns auf den 7. Abends zu sich ein, „damit der greise Lehrer mit seinen jugendlichen ihm theuren Schülern einen schönen Abend verleben möge." Es war in der That ein schöner Abend, den ich nie vergessen werde.

Seit einiger Zeit ist Herr Pfarrer . . . . . wieder hier. Er traf mich einst auf der Straße, und lud mich zu sich ein. Ich ging und wurde freundlich empfangen, er war aber etwas einsylbig, bis er über Kirchliches zu sprechen anfing und dann mit vielem Eifer fortsprach. So kam ich unwillkürlich in dieses Thema hinein und wir sprachen so eine ziemliche Zeit. Ich scheute mich nicht, ihm in einigen Punkten nicht beizustimmen, was er mir aber gar nicht übel nahm. Es ist wirklich schade, daß dieser Mann in manchen Ansichten so schroff und eng ist.

Ich lobe den Entschluß des Joh. Paul, Französisch zu lernen, recht sehr, und empfehle ihm für den Anfang ein Bischen Ausdauer, dann wird er bald fortkommen, und Freude am Fache finden, und ich gedenke bald ein wenig französisch mit ihm zu reden. — Da unser Examen noch etwa 3 Wochen nicht gehalten wird, so hoffe ich, bis in der letzten Woche des April in die Ferien zu kommen. Da ich sehr gerne einiges mit Herrn Arbenz

sprechen möchte, würde ich — mit Eurer Erlaubniß — gerne den Weg über Rheineck einschlagen, um ein paar Stunden bei dem theuren Lehrer zu sein. Auch wird es über den Ruppen noch Schnee und schlechten Weg haben. — Ich bin Gott sei dank gesund, und hoffe von ganzem Herzen, Euch Alle recht gesund und wohl zu treffen. Grüßt mir die gute Baase, A. Elisabetha, die Hausgenossen und die theuren Brüder aufs herzlichste! — Theuerster Vater, dieses heilige Osterfest sei uns, wie ein Andenken an die fromme Mutter, so auch ein neuer Hinblick auf Christum, den Auferstandenen, der sie zur ewigen Seligkeit führte und uns seinen Frieden, seinen Trost geben wird! Gott lasse Euch dieses Fest zu Eurer Beruhigung und zum Troste feiern, und segne Euch an Leib und Seele! Ich bin mit steter Liebe und Hochachtung Euer dankbarer Sohn J. Laurenz.

5. St. Gallen, den 4. Juli 1844.

Theuerster Vater!

Euch ist heute wieder ein bedeutungsvoller und festlicher Tag angebrochen; laßt mich ihn mit Euch feiern und nehmt an die Wünsche eines Euch mit wahrer Liebe verehrenden, aber heute besonders mit wehmüthigen Gefühlen erfüllten Herzens. In die frohen Jubelklänge, die aus dem Andenken an frühere, schöne Familienfreuden auftauchen, mischen sich Klagelaute der Gegenwart, und das schmerzliche Gefühl, wie viel wir seit Eurem letzten Namensfeste verloren. Wir mögen wünschen und hoffen, aber über uns waltet die Vorsehung, lenkt das vielbewegte Menschenleben, wacht über der Erfüllung unserer Bitten, und gibt uns oft das Bitterste und Drückendste, wenn es uns gut ist. Die theure Mutter aber ist für uns nicht verloren, denn wir werden sie einst wieder finden; sie lebt mitten unter uns mit ihrem wohlthuenden, segensreichen Andenken; der Gedanke an ihr Leben und an ihren Wandel ermuntert uns zum Guten, und das Bewußtsein der gegenseitigen aufrichtigen Liebe tröstet und erhebt uns wieder, denn der geistige, göttliche Funke in uns erlöscht im Tode nicht! — Auf Euch, o theuerster Vater, blicke ich besonders heute mit meinen lieben Brüdern hin; nächst Gott seid Ihr unsere Hoffnung und

unser Hort; auf Euch vereint sich unsre aufrichtige Liebe und Dankbarkeit, unser schönstes Wünschen und Hoffen. Gott hat Euch wunderbar aus der Gefahr errettet, er hat die Bitte erhört, die ich an Eurem letzten Namensfeste ihm darbrachte, — ach, nicht wissend, was ich sagte — und hat Euch in den schweren Zeiten häuslicher Noth die Kraft nicht genommen, sie zu ertragen, den Glauben erhalten, der in der finstern Nacht des Unglückes noch zu Ihm aufschaut, noch die ewigen Sterne seiner Gnade leuchten sieht und durch das schwer herabhängende Gewölke der Trübsal noch das ferne Morgenroth eines schönen Tages erblickt. Der Mann, den Gott hält, der ist in keinem Unglücke verloren. Glücklich nenne ich Euch, daß Ihr diesen Tag noch so gut, so mannhaft erreicht. Gott stehe Euch ferner bei und breite seine segnende Hand wieder aus über Euch; er erfülle Eure Seele mit dem Geiste des Trostes und der freudigen Zuversicht und behüte Euer Leben und Eure Gesundheit! Ja er wird Euch noch viele frohe Namensfeste feiern lassen; er wird Euch wieder schöne Tage heraufführen und sein freundliches Antlitz zeigen, daß Ihr wieder froh werdet und seine Güte preisen möget!

Lieber Vater, ich vermag Euch heute nichts darzubringen, als meine herzlichste Liebe, den aufrichtigsten Dank für Eure große Liebe und Treue, die mich schon so lange trägt und hält und mir alles Gute zukommen läßt, was mich nur befähigen kann, derselben würdig zu werden! Gott gebe mir und meinen lieben Brüdern die Kraft, so gute Söhne gegen Euch zu sein, als Ihr ein Vater gegen uns seid!

Ich bin und verbleibe mit dankbarer Hochachtung und Liebe Euer gehorsamer Sohn J. Laurenz.

6. Zürich, den 31. April 1845.

Theuerster Vater!

Der zweite Abschnitt meines Lebens hat bereits begonnen, die Zeit, welche der allgemein menschlichen Bildung gewidmet war, ist verflossen, und aus dem theuren Elternhause her vernehme ich herzliche treue Wünsche, als ein in der Fremde Weilender, aber ich empfinde je länger je mehr auch die Segnungen

und Wohlthaten, die mich sammt meinen traurigen und freudigen Erinnerungen mit jedem Tage fester an dasselbe knüpfen, — ich bin in mein neues Verhältniß, in meinen künftigen Stand, in meinen Lebensberuf eingetreten, bin, wenn noch für einige Tage nicht factisch, doch den Rechten und Pflichten nach ein Jünger der Medizin, fest und ernst entschlossen, ihr eifrig und treu anzuhangen und sie zu verehren. Gott und Euch, theuerster Vater, danke ich es, daß mir so schöne und vortreffliche Gelegenheit zu meiner Ausbildung gegeben ist. Alles ging wohl von statten, die Reise war angenehm und glücklich, ich bin nicht nur unter die Zahl der Studierenden aufgenommen, sondern lebe seit einigen Stunden in einem Logis, und bewege mich in einem neuen Kreise des häuslichen Lebens.

So viel einstweilen zum Voraus, denn, meinem Versprechen gemäß möchte ich Euch gerne noch einzelne Bemerkungen über das Vorhergehende mittheilen.

Vor allem aber noch einen herzlichen tiefgefühlten Gruß! Ich kann weder mir noch Euch die Gefühle und Empfindungen verbergen, welche mich bewegten, als ich Euch dort beim Posthause Lebewohl sagte. Wohl war die Reise nicht weit, und die Entfernung keine große zu nennen, aber ich hätte weinen mögen beim Gedanken an die Vergangenheit, und beim Hinblick auf unsere gegenwärtigen Familienverhältnisse, hätte mir nicht hinwiederum die Hoffnung und das Bewußtsein, ich ziehe mit dem Segen des Vaters von hinnen, Muth und frohe Zuversicht eingeflößt, welche ich mit den ernstesten Vorsätzen vereinigte, für deren Ausführung ich die Kraft von oben erflehe. So rollte ich auf dem hochgethürmten, donnernden Fahrzeug hin, halb Gedanke, halb Gefühl, bis die aufgeregten Seelenkräfte sich wieder einigermaßen ins Gleichgewicht versetzt und die herrlich sich vor mir entfaltende Natur mein Auge fesselte, so daß ich gar nie bereute, diesen Platz, die Hochwache des Postwagens, gewählt zu haben und ihn auch während dem ganzen Wege nie verließ. Wir fuhren über Goßau nach Flawyl und Oberutzwyl, wo ich, mit andern Reisenden eine Anhöhe zu Fuß besteigend, noch Herr Pfarrer Huber zu sprechen Gelegenheit hatte. In Wyl wurde 20 Minuten Halt gemacht und ein wackeres Mittagessen hinuntergeschlungen, je schneller desto

beſſer. Schon bei Ankunft im Gaſthofe trafen wir mehrere Offiziere, und als wir abfuhren, war Volk bei Hunderten zuſammengruppirt, friedlich und ruhig, aus bloßer Neugierde getrieben, denn in kurzer Zeit ſollte das Bataillon Hilty einrücken. Fort ging es alsdann, und über die hölzerne, gedeckte Thurbrücke hinweg, daß ſie dröhnte und ſich bäumte. Die erwarteten Compagnien wurden bald ſichtbar. Müdigkeit, Sattheit des Krieges ſowohl als ihrer Quartiere ſchien ſich auf allen Geſichtern zu malen; die Meiſten marſchirten gut, viele hinkten bedeutend, ſehr Wenige huben muntere oder luſtige Lieder an. Von Münchwylen nach Aadorf ging's abwärts, und die früheren Gegenden verſchwanden, neues liebliches Gelände lag freundlich in der Tiefe unten. Ueber Elgg ging es Winterthur zu, deſſen prächtige Landhäuſer und Herrenſitze, und deſſen trefflich angelegte Gärten ich kaum genug beſehen konnte. Die Stadt ſelbſt iſt ſehr ſchön, reich, und von ſehr bedeutender Länge. Die neue Straße, die von hier nach Zürich führt, iſt etwas weiter und langweiliger, als die alte, die ſich maleriſch durch das Hüggelland hinwindet, aber bedeutend leichter; ſie iſt faſt eben, und ſo feſt und glatt, als wäre ſie aus Steinplatten gehauen; wir flogen faſt nach Baſſersdorf, und von da ging es mit friſchem Geſpann Zürich zu. Vor uns lag der Zürichberg, vom gegenſeitigen Ufer tauchte der Uetliberg auf, dann der Albis, hinter ihm hervor der Rigi, und oben die ehrwürdigen Schneehäupter des Glarner- und Bündtnergebirges. Ich erwartete mit ſtets wachſendem Intereſſe, wie die Stadt ſelbſt an den Ufern des Sees erſcheinen werde, und ſie kam — ſie erſchien allmälig aus dem bläulichen Schleier des See's, welchen die Umgegend mit üppigem Grün umkränzt. Majeſtätiſch ragten die Thürme empor, ein prachtvolles Gebäude nach dem andern, rechts zuerſt die Blinden- und Taubſtummenanſtalt, dann das Pfrundhaus; links der neue Spital, und gleich daneben das Anatomiegebäude; aber großartiger denn Alles, wenn auch weit kleiner als der Spital, iſt die Kantonsſchule. Wir gelangten auf die neue Brücke, ein herrliches Werk; gleich daneben ſteht die Bank. Bald kam die Krone, ein ſehr großartiges Gaſthaus, neben welchem ein Löwen in St. Gallen bedeutend zurückſteht. Dort logiren viele Tagherren. Das iſt zu großartig,

um allfällig einige Tage zu bleiben, dachte ich; da schaute ich den Gasthof Bellevue, und den gewaltigen Hotel du lac, eines fürstlicher als das andere, etwa 5—6 Stock hoch, massig und voll geschmackvoller Verzierungen. Aber das großartigste Gebäude dieser Art ist das Hotel Baur; ihm gegenüber, und auch sehr großartig und geschmackvoll gebaut, ist das Posthaus. Der Wagen lenkte um, und fuhr prächtig durch das gewaltige Portal in den innern Hofraum, wo Wagen und Leute die Menge bereit standen. — Doch die Zeit rückt vor, ich will das Uebrige morgen früh schreiben.

Dienstag Morgen. Als ich dann beim Posthause ausgestiegen, und ein rüstiger Träger mein Köfferchen auf den Schultern hatte, lenkte ich meine Schritte dem Storchen zu, welchen Gasthof mir der Kondukteur als sehr solid und gelegen empfohlen. Der Träger lenkte sofort in eine sehr enge Gasse ein, und ich begann fast zu zweifeln, ob dahinten ein solides Wirthshaus sei; doch war dieser Zweifel bald gehoben als ich in das Innere dieses etwas unregelmäßig gebauten Hauses kam und die Ordnung und den Wohlstand bemerkte, der sich hier allenthalben zeigte. Ein Kellner wies mir ein artiges Zimmerchen an, das zuoberst im Hause war, und auf den See ging. Zuvörderst wollte ich Brunner aufsuchen, damit er oder Büchler mich ein wenig orientiren können, allein Brunner war noch nicht angekommen, und Büchler heute mit dem Dampfboot nach Stäfa gegangen. Bei dieser Gelegenheit bemerkte ich, daß die Storchengasse lange nicht eine von den engsten sei, und daß die eigentliche Stadt sehr unregelmäßig und zum großen Theil enge gebaut worden, weshalb ich Büchlers Logis eine Weile nicht fand. Hier hat es zahllose prächtige und großartige Gebäude, aber wenig schöne ältere Gassen. So viel hatte ich jedoch bei dieser Nachfrage im Locher'schen Hause zu bemerken geglaubt, daß alles sehr solid aussah. . . . . Ich brachte nun den Rest des Abends mit Herumwandern und Anschauen zu, denn zu Jemanden weiters zu gehen war bereits zu spät. Im Speisesaal zum Storchen empfing mich ein Kellner sogleich mit einem ellenlangen französischen Speisezettel, woraus ich mir ein ordentliches Abendbrod auswählte. Da ging es vornehm und groß her, und von den vielen Gästen speiste jeder allein, keiner ein Wort mit dem andern wechselnd. Als

ich am Abend auf meinem Zimmerchen über den vergangenen Tag nachdachte, und das Andenken an Euch, welches mich den ganzen Tag stets begleitete, besonders lebhaft wurde, als ich das Köfferchen öffnete und den neuen Rock herausnahm, siehe da fand ich das „Gefundene aber nicht verlorene Gut." Das war wieder einmal sinnig angebracht, und der Eindruck, den dieser freundliche Gruß der Vaterliebe auf mich machte, war kein geringer, und besonders das beigelegte geschriebene Blatt ist mir sehr theuer, wie auch dessen materieller Inhalt, und ich spreche Euch meinen herzlichsten Dank aus für diese beiden Proben Eurer Güte und Liebe. Der Limmat nach und über die neue Brücke zog dann noch eine eidgenössische Militärmusik, welche mit feurigen Klängen die stille Nacht erfüllte und kräftig an mein Fenster schlug; ein schöner Ohrenschmaus, den aber ein benachbartes Katzenheer auf eine fürchterliche Weise mit Geheul verdarb. Der Anblick der freundlichen Mondnacht, wie sie ihren matten Glanz über den Wassern und der wohlbevölkerten Stadt ergoß, war wirklich wundervoll schön, doch trennte ich mich von dieser Nachtaussicht, und nachdem ich Euch und mich Gott anempfohlen, endigte ich diesen Tag in angenehmer Ruhe, aus welcher ich dann Montag Morgens eben so gestärkt als froh erwachte. Nach einer Frühmorgenpromenade besuchte ich den Pedell der Universität, Herrn Wirz, der mir die nöthige Anleitung in Universitätssachen zu geben hatte und gerne gab. Er zeichnete mir auch mehrere Logis auf, die offen stehen, von denen mir dann jedoch eines zu entfernt lag, und zwei zu ärmlich und gemein aussahen. Um 8 Uhr ging ich nach gestern getroffener Abrede zu Herrn Locher, um Büchler zu treffen und besah bei dieser Gelegenheit auch die Zimmer. Der Gesuchte war noch nicht hier, und ich wollte nun meine Empfehlungen loszugeben beginnen und nahm zuerst eine, welche mir der Aussteller, Dr. Aepli, als sehr wirksam bezeichnet hatte und suchte die Wohnung des Herrn Prof. Kölliker. — ... Allein er war noch auf einer Ferienreise in England. Professor Heer traf ich auch nicht und während ich so von einem Ende der Stadt zum andern wanderte (denn viele Professoren wohnen fast eine halbe Stunde von einander entfernt), traf ich Steinlin von St. Gallen, der mich unter anderem versicherte, unter vier Gulden finde ich kein gutes

Logis. Die Zeit mahnte mich nun auf das Rathhaus zu gehen und mich vom Kantonsschulverwalter Wyßmann als Student einschreiben zu lassen, und ich fand in diesem Beamten einen äußerst freundlichen Mann. Hier bedurfte ich nur mein Abgangszeugniß von St. Gallen und erfuhr, daß das Bürgerrecht an der Hochschule jede Heimathsscheine und Pässe überflüssig mache, statt welcher die Matrikel, eine Art von akademischem Heimathsschein, dient. Hier bezahlte ich eine Gebühr von 12 Franken. Um 11 Uhr Mittags begab ich mich dann auf erhaltene Weisung in das Universitätsgebäude und in den Sitzungssaal des akademischen Senates. Hier kamen etwa 20 Studierende zusammen, alle neu eintretend, nur zwei von andern Hochschulen herkommend. Der Rektor, Dr. Bluntschli, war abwesend, und statt desselben empfing uns Prof. Theolog. Dr. Hitzig. Wir mußten uns eigenhändig in die Register der Universität einschreiben, und nachdem er uns auf die, stets von Herrn Wyßmann im Rathhause ausgegebenen Universitätsstatuten aufmerksam gemacht, nahm er jedem ein Handgelübde ab, sie zu halten, worauf er uns feierlich für akademische Bürger erklärte. Die ganze Feierlichkeit war jedoch ziemlich kurz und sehr einfach.

Bei der Rückkehr vom Universitätsgebäude sah ich eben die Tagherren auseinander gehen. Die wachehabende Compagnie präsentirte, die Trommel wirbelte, und in majestätischem Zuge erschienen die Gesandten, in großen aufgeschlagenen Hüten und mit dem Degen. Ihnen folgten die Standesweibel. Das Kollegium dieser Herren imponirt so gewaltig, daß man glauben sollte, sie hätten Macht, Wunder zu thun! Ich besuchte dann den botanischen Garten, der mir begreiflich ganz außerordentlich gefiel, und ging darauf wieder zu Prof. Heer, den ich nun traf, und welcher mich äußerst freundschaftlich aufnahm. Bei Kantonsschulverwalter Wyßmann belegte ich sodann die Hauptkollegien, zusammen mit 68 Franken. Als ich mich bei Prof. Löwig einschreiben lassen wollte, erfuhr ich, daß er noch auf einer Reise, und gegenwärtig in Heidelberg sei. Im neuen Spital gab ich den Brief von Dr. Aepli an den Kantonsapotheker Escher ab, der mich einlud, zu ihm zu kommen, wenn er mir je rathen oder dienen könne. Zu meinem Leidwesen sagte er

mir, Assistenzarzt Dr. Zwicky sei, nach rühmlich bestandenem Examen, letzten Samstag verreist, und werde in 14 Tagen bei seiner Durchreise nach Wien nur noch für einige Stunden in Zürich sein. So nützt mich diese treffliche Empfehlung nicht viel. Ich wandelte, meist wieder unverrichteter Sachen, die Rämistraße herab, vom neuen Spital in die Stadt. Neben dem Helmhaus, gerade auf der Brücke, kam ein wohlgebildeter Studiosus der Medicin auf mich zu, und fragte mich, ob ich nicht Sonderegger sei. Es war Büchler, ein vortrefflicher, bei den Studierenden sehr angesehener und bei den Professoren beliebter Bursche. Nach langer Besprechung gingen wir in einen Biergarten, wo wir Steinlin und einen mir von früher Bekannten, Zimmermann, fanden. Steinlin gab mir eine Liste von offenstehenden Logis, die er mir mit vieler Zuvorkommenheit ausgefertigt, und wovon die meisten besser waren, als die vom Pedell angegebenen. Auch „Schwerdtfeger Locher" hatte er bemerkt. Büchler sagte mir, er habe die meisten dieser Plätze kennen gelernt und mit Brunner angeschaut, drei aber verdienten von vielen andern den Vorzug; eines jedoch war ein, freilich äußerst solides, Wirthshaus, und an dem andern Platze logiren auch Schauspieler, was mich nicht anzog. Bei Herrn Locher sind die Zimmer artig, ein paar sehr artig, worunter das offenstehende zwar nur den erstern Rang verdiente, doch war es freundlich, trocken, artig tapezirt und möblirt und heizbar; das Haus (ein großes, massives Doppelhaus) ist bequem gelegen, etwa 1/4 Stunde vom botanischen Garten, 10 Minuten von der Hochschule, und 1/4 Stündchen von dem Spital entfernt. Alles in der Nähe zu haben ist hier bei der Entfernung der Anstalten unmöglich.

Ich war fremd und mußte vor allem auf eine gute solide Gesellschaft und ein solides Haus sehen; beides fand ich an andern Orten nicht so gut beisammen, und so wählte ich nach sorgfältigem Suchen und ernster Ueberlegung in Gottes Namen das Logis bei Herrn Locher, wo auch Brunner und Büchler, und ein Mediciner von Arbon ist. Die Leute sind sehr wohlhablich, einfach bürgerlich und solid, überdies ist Büchler und Brunner hier, und ich muß, gleich ihnen, wöchentlich 3 1/2 fl. Zürcherwährung bezahlen, dafür habe ich Kost und Logis, Bett und gehörige Möbel,

„ohne Licht und Wein" jedoch. Hier bin ich nun wohl aufgehoben, und wenn ich einmal Zürich und dessen Bewohner besser kenne, und ich ein anderes Logis vorzuziehen Gründe und Lust hätte, so fände sich täglich Gelegenheit, und man ist sich hier das Ziehen sehr gewohnt, — doch hoffe ich zu bleiben. Da ich gestern Abend erst einzog, habe ich über den Tisch wenig zu sagen, er entspricht dem Grundton des Hauses, und zeigt alte bürgerliche Solidität. Man servirt in Zinn.

Soviel einstweilen in Eile über mich und meine Verhältnisse, die Post geht bald ab, und ich schließe. Empfanget, theuerster Vater, meinen herzlichsten Dank und meine wärmsten Grüße, sowie auch ihr, theure Brüder, liebe Hausgenossen, meine freundlichsten Grüße. Möget Ihr Alle gesund und wohl sein, und möge der Segen von Oben besonders auch auf Euch ruhen, theuerster Vater! Dem lieben Paul und August werde ich dann seiner Zeit auch schreiben und lege unterdessen viele Grüße bei, und für den lieben Kleinen einen herzlichen Kuß. Gott mit Euch, lebt wohl!

Mit wahrer Hochachtung und Liebe, Euer dankbarer Sohn

J. Laurenz Sonderegger, stud. med.

Meine Adresse: J. L. Sonderegger, stud. med. bei Herrn Locher auf dem Großmünsterplatz, Nro. 237 in Zürich.

Für baldige Nachrichten von Euch werde ich sehr dankbar sein. Viele Grüße an meine Verwandten, Herrn Pfarrer etc.

7. Zürich, den 2. Juli 1845.

Theuerster Vater!

Es ist zwar nur sehr kurze Zeit verflossen, seit ich Euch das letztemal geschrieben, und das Erscheinen dieses Briefes mag Euch vielleicht einigermaßen auffallen, doch, wie ich hoffe, nicht unangenehm sein. Ich habe heute einen ganz besonderen Grund dazu: es drängt mich, im Geiste wenigstens wieder ganz bei Euch zu sein; das Bild Grünensteins, das wie ein Gruß und eine liebevolle Mahnung über meinem Pulte hängt, erscheint mir noch einmal so freundlich, gewinnt durch die mir unerwartet schnelle Wiederkehr Eures Festes eine neue Bedeutung für mich. Ich

habe dieſen Tag von jeher gerne mitgefeiert, und möchte es auch jetzt nicht laſſen, da es ja wohl geſchehen kann, komme daher, Euch Glück und Gottes Segen zu wünſchen! Gott hat Euch manchen guten Tag gegeben, und ſeine Kraft hat Euch geſtärkt, auch die böſen und ſchweren Tage zu ertragen, ſie ſei heute neu über Euch, das iſt mein herzlichſter Wunſch! Wir dürfen auf gewiſſen Punkten unſeres Lebens nicht zu ſehr rückwärts ſchauen, müſſen die Vergangenheit mit ihren Freuden und Leiden dem anheimſtellen, der ſie gegeben; unſer iſt die Gegenwart, Gottes die Zukunft, darum müſſen wir getroſt vorwärts ſchauen, ja aufraffen den oft gebeugten Geiſt zu dem Allerbarmenden, dem huldreichen, dem liebenden Vater aller Menſchenkinder. Euch möge Gottes Huld reich machen in Eurem Herzen und Euch viele ſchöne Namensfeſte ſchenken, deren freundliches Licht Ihr in glücklichen Familienverhältniſſen begrüßen könnt.

Daß es mir doch möglich wäre, Euch heute nicht nur meine Hoffnungen und Wünſche, ſondern auch meinen aufrichtigſten Dank auszuſprechen für die zahlloſen Beweiſe Eurer Güte, deren ich mich täglich zu erfreuen habe. Ich will indeſſen nicht vergeſſen, daß die einzige, in meiner Kraft ſtehende Vergeltung die gute Anwendung derſelben iſt.

Hiemit muß ich nothwendigerweiſe noch die Beſprechung eines Gegenſtandes verbinden, den ich in meinem letzten Briefe abſichtlich noch nicht berührte, nämlich die Anwendung der bevorſtehenden Sommerferien. Sie dauern nämlich vom 22. Juli bis zum 4. Auguſt. In Beziehung nun auf ſchon früher mündlich Geſagtes, und in der wohlbegründeten und ſicheren Vorausſetzung, daß ich nächſten Herbſt jedenfalls heimkomme, gedenke ich dieſe freie Zeit theils hier zuzubringen, um noch einiges Naturhiſtoriſche durchzuarbeiten und die Sammlungen und den botaniſchen Garten frei zu benützen, theils würde ich ſie gerne für einen Ausflug in die innere Schweiz anwenden, umſomehr, da ich Gelegenheit hätte mich an einen ältern norddeutſchen Studenten, der einer der ſolideſten und wackerſten iſt, die ich je kennen gelernt, mit mehreren fremden Profeſſoren correſpondirt, und mit hieſigen näher umgeht, überdieß bedeutende Kenntniſſe in der Botanik und Mineralogie beſitzt, anzuſchließen; ſo könnte ich, abgeſehen davon, daß

mäßige Märsche sehr wohlthätig für mich sind, meine Pflanzensammlung mit sehr viel Schönem, Seltenem bereichern, und überdieß manches lernen und sehen, wozu sich später nicht wieder so leicht Gelegenheit finden wird. Die Reise wäre über Luzern (über den Rigi), durch Unterwalden und Uri bis gegen die Furka berechnet, und würde etwa 8—10 Tage erfordern; in Beziehung auf Kosten würden wir uns so einfach halten wie möglich. Die Hoffnung, mit Brunner oder Büchler diesen oder einen ähnlichen Weg zu machen, wurde mir vereitelt, da jener einen andern, nämlich in die Glarneralpen, vorhat, dieser aber schon dort gewesen ist und an das Turnfest nach Chur geht. Ich kann mir und Euch gar nicht verhehlen, daß einige Thaler darauf gehen würden, die ich jedenfalls nie an einem Universitätsball zu lassen gesonnen wäre, und bitte Euch daher, mir noch gütigst Eure Ansicht hierüber mittheilen zu wollen; ich werde mich derselben gerne fügen, laute sie bejahend oder verneinend. Mit meinem Wohlsein geht es wieder ganz gut, aber es wollte mich ein bischen stören, bis ich einmal ganz acclimatisirt war; ebenso komme ich mit allen Studenten wohl zurecht, besonders weil ich mich absichtlich sehr in Acht nehme, mich ja nicht gegen sie zu verstoßen, da ein großer Theil den Händeln nicht abgeneigt ist. Das Studentenleben, wie es hier ist, kann man ein sehr unangenehmes nennen. Da sind eine Menge Vereine, die einander oft in den Haaren liegen, großes Thun und Kneipen und Schlagen, so daß ich mit einigen andern, worunter besonders Brunner, Büchler und der Sohn des Bürgermeisters Dr. Zehnder, mein Heil anderswo suche.

Ueber die gegenwärtigen vaterländischen Verhältnisse weiß ich weniger zu sagen, als Ihr vom „Erzähler" wissen werdet; vom Aufzug der hohen Tagherren und fremden Gesandten werde ich seiner Zeit noch etwas berichten, und ich bemerke jetzt nur noch, daß ich Dr. Steiger in hier auch gesehen, als ihm nämlich bei seiner Durchreise von der gesammten Studentenschaft ein einfaches aber wackeres Lebehoch gebracht wurde. Wenn mir, da Euch die Zeit zum Schreiben gegenwärtig teuer zu stehen kommen wird, etwa der Joh. Paul in Eurem nächsten Briefe das Wichtigste aus den Verhältnissen unsrer Gemeinde und unsres heimathlichen Thales mittheilen will, wird es mir lieb sein.

Schließlich lege ich hier, in Ermangelung eines größeren Stückes, zwei Bildchen zürcherischer Herrlichkeit bei; das eine enthält neben der Kantonsschule, in welcher ich täglich Vorlesungen höre, auch noch das Blindeninstitut und den großen Spital im Hintergrunde, den ich ebenfalls täglich besuche, wegen der Anatomie; nehmet sie einstweilen gütigst hin als ein unbedeutendes aber herzliches Grüßchen! Grüßt mir auch den lieben Ulrich, und wünscht ihm in meinem Namen Glück zum Namenstage, er soll fortfahren dem Vater Freude zu machen und brav zu sein, auf daß alle seine Brüder ein Beispiel an ihm nehmen können. Viele Grüße an meine Verwandten, an meine Brüder Paul und August, besonders aber herzliche Grüße und nochmalige Glückwünsche für Euch, theuerster Vater, von Eurem Euch mit Hochachtung und Liebe ergebenen Sohn

J. Laurenz Sonderegger, stud. med.

NB. Wenn sich unsre Briefe nicht etwa wieder kreuzen, und es nicht expreß geschehen muß, so schickt mir gütigst mein englisches Wörterbuch von „Sporchil und Böttiger". Zehnder und ich lesen in zwei wöchentlichen Abendstunden zur Wiederholung und Erheiterung einen schönen Schriftsteller, der leider noch mitunter ein unbekanntes Wort gebraucht.

8. Zürich, den 4. Juli 1846.

Theuerster Vater!

Jene glücklichen Zeiten sind vorbei, da ich als Kind mit meinen Brüdern Euch in der Frühe des heraufdämmernden Morgens meine Glückwünsche dargebracht, aber nicht vorbei die Gesinnung, in welcher ich damals gekommen. — In einiger Entfernung hinter uns liegt die Vergangenheit wie ein (verlorenes?) Paradies, aber in unbestimmter Zukunft taucht es uns sicher wieder bleibend auf. Die Blüthenperiode unsers Familienlebens hat zum Theil geendet, aber die drückende Wärme eines gewitterreichen Sommers soll Früchte reifen. Alles bewegt sich in unaufhaltsamem Wandel, ein Sohn nach dem andern sagt dem theuren Vater für Jahre Lebewohl! Aber Raben möchten wir nicht sein,

denen das wüste Chaos einer verlorenen Welt besser gefiele als die väterliche Arche, nicht als fremdgewordene Söhne, sondern als Kinder möchten wir uns heut Euch wieder nahen, von verschiedenen Seiten her, in verschiedenen Weisen, aber glaubt es, mit aufrichtigem Sinn und herzlicher Dankbarkeit. Heut ist Euer Namensfest, Gott möge es Euch segnen, Er möge huldreich sein gegen Euch, gleich wie Ihr huldreich seid gegen die, welche er Euch anvertraut. Gott vergelte es Euch, was Ihr an uns Kindern, zumal an mir, gethan, wir können es Euch nicht vergelten, und jetzt eben wieder am wenigsten ich; keine Gabe habe ich, sie Euch auf den häuslichen Altar zu legen, die ich nicht mittelbar oder unmittelbar zuerst von Euch empfangen. Mein Dank aber möge sich, so Gott mir beistehe, darin erweisen, daß ich von dem, was Gott und Ihr mir gebet, nichts veruntreue. — Was ich habe, das hoffe ich Euch einst ganz darzubringen, einen reinen Leib, und einen Geist, der zwar leider häufig schwach und selbstverschuldet irrend, mit redlichem Willen nach Wissenschaft und Tugend strebt. Verzeiht mir meine Fehler, meine große Hülfsbedürftigkeit, die mit meinem gegenwärtigen Dasein so fest verschmolzene, und harret mit der alten Kraft und Liebe noch eine Zeit aus, wie ich von Herzen bitte. — Grüßt mir den lieben kleinen Ulrich, auch ihm die wärmsten brüderlichen Wünsche; dem Wesen nach sind es die gleichen, die Euch und ihn umfassen, wie denn auch jedes Gebet aufgeht in der Bitte: „Dein Reich komme!" —

Nun, theurer Vater, noch ein Punkt, über den ich mit Euch, — nicht zum ersten Male — reden möchte. Die Zeit rückt eilend vor, und mahnt zu handeln. Der Gedanke an Eure leidende Gesundheit tritt mir nahe, und taucht in mir auf wie ein Vorwurf, wenn ich von Eurer Hand die Gaben der Wissenschaft und eines sorgenfreien Lebens genieße; er erfüllt auch den lieben Paul, dem es wahrlich Ernst ist um Euer Heil, mit Sorge und Bekümmerniß, die sich besonders in seinem letzten Briefe an mich warm ausspricht, — und ich bitte Euch nochmals, wenn es irgend sein kann, geht nach Baden. Paul wird Euch, — begreiflich — auch von ferne nicht ersetzen, aber doch durch seine Gegenwart beruhigen. Wenn die Geschäfte der Erndte vorbei sind, werdet Ihr etwas freier, dann auch hat er Ferien und wird heimkommen,

dann, glaube ich, solltet Ihr die Gelegenheit erfassen und in Gottes Namen gehen. Uns heilt kein Seher mehr durch der Hände Auflegung, und kein Engel des Himmels kommt, ein mögliches, großes Unglück der Familie, Verschlimmerung Eures Leidens, abzuhalten, auch wir haben „Mosen und die Propheten," Zeit und Umstände predigen oft deutlich und klar, und mir scheint, sie mahnen Euch, Rettung zu suchen an jenen Quellen der Gesundheit. Da ich noch nichts Gewisses weiß, so wird Euch Paul nächstens die bestimmte Zeit des Anfangs seiner Ferien mittheilen, und ich bitte Euch nur, sein und mein dringendes wohlgemeintes Mahnen doch nicht zu mißdeuten, und mir in Eurem nächsten Briefe mittheilen zu wollen, wann Ihr wohl Gelegenheit zu finden hofft, Euch und der gesammten Familie diese Wohlthat zu erweisen. —

Dieser Tage nun wird die Feierlichkeit des Einzuges eines neuen Seelsorgers stattgefunden haben, und ich wünsche Euch von Herzen Glück dazu, einmal, daß Ihr eine schwierige Aufgabe mehr gelöst, und dann, daß Gott die Wahl der Gemeinde segnen möge. Ich darf Euch nicht eine ausführliche schriftliche Beschreibung des Einzuges und Empfanges zumuthen, dagegen wäre es gerade eine Arbeit für den August, um den ich es zwar nicht verdient, da ich die für ihn bestimmte Empfangsrede nicht geschrieben; zur Entschuldigung sei nur gesagt, daß ich es nicht aus Trägheit, sondern aus Unbeholfenheit unterließ, weil ich mich nicht leicht in die passende Form hineindenken konnte. Aber an der Bearbeitung einer derartigen kleineren Beschreibung könnte er seine Flügel wieder einmal üben . . . . Dagegen traf ich einen andern, mir von Herzen willkommenen Mann, der Euch wohl meine Grüße überbracht haben wird, ich meine meinen lieben Herrn Arbenz, diesen meinen freundschaftlich wohlwollenden Lehrer. Ich habe ihm mit Freude und Nutzen die mögliche Zeit gewidmet, und ihn aufs Neue hochachten gelernt. Ich habe schon gelehrtere Leute kennen gelernt, aber nie noch einen so trefflichen, scharfblickenden Erzieher erfahren können, nie in einer Persönlichkeit eine so vollendete, christlich weise Bildung im Vereine mit wissenschaftlicher Tüchtigkeit gefunden.

Die Berichte von Paul sind gar nicht sehr spärlich und machen mir stets Freude, ich hoffe Ihr werdet in ihm einen

tüchtigen braven Sohn, und ich einen Bruder finden, an dem ich mein Leben lang Freude habe; er läßt sich das Wissenschaftliche und Sittliche, so viel ich mittelbar aus seinen Briefen schließen kann, recht angelegen sein. — Da nun die Sommerferien mit ziemlich schnellen Schritten heranrücken, möchte ich diesen Raum gerne auch noch einer Unterredung widmen, deren Inhalt Euch zum Voraus nicht fremd ist. Ich möchte Euch nämlich über eine Ferienreise, zu welcher Ihr mir vergebens vorigen Sommer und vorläufig diesen Frühling Eure gütige Erlaubniß ertheilt, berathen, zugleich möchte ich aber diesen Punkt auch kurz principiell mit Euch besprechen. Ich glaube nämlich, daß eine möglichst allseitige Bildung nöthig ist, um einst als Arzt mehr als ein bloßer Handwerker, auch in andern Wechselfällen des Lebens brauchbar zu sein, für die gerade man nicht zum Voraus studirt hat, und daß es besonders einen gewissen practischen Takt, eine Lebensgewandtheit erfordert, die das Bücherstudium nur zu oft geradezu zu Grunde richtet, indem es wohl gelehrt, aber nicht weise, wissenschaftlich, aber unbeholfen macht, das, zu einseitig betrieben, den Menschen in irgend ein medicinisches oder theologisches Buch verwandelt, dessen Gedanken nicht weiter reichen als der kalblederne Einband, den man aus der Schule bekommen. Um nun diesem, zum guten Theil durch das Bücherstudium bedingten Uebelstande abzuhelfen, und mich zu einem practisch gebildeten Menschen zu erziehen, sehe ich nicht die sogenannten gesellschaftlichen, zu oft unnatürlichen Vergnügungen der Städter an, glaube auch nicht mir Trost in Kneipen und Studentengelagen holen zu sollen, sondern suche ihn auf Reisen, und zwar Reisen zu Fuß mit Plan angelegt und mit Frugalität ausgeführt. Fußreisen kräftigen den Leib, machen gewandt, lehren Menschen und Länder kennen. Ferner ist in unsern Tagen eine wissenschaftliche Auffassung der Medicin, eine Erkenntniß des Menschen nicht möglich ohne ein möglichst gründliches Studium der Natur, und es hat aber auch noch Keiner in Naturwissenschaften und in der Medicin etwas Besseres, Tüchtigeres geleistet, der nicht die Natur in ihren wahren und großen Erscheinungsweisen, in der Urwelt der Gebirge studiert hätte. Die Jugend ist die einzige Zeit für dieses Bildungsmittel, und wenn ich nicht ein unglücklicher Mensch, ein unbrauchbarer Arzt oder

Gelehrter werde — was Gott um Euret- und meinetwillen verhüten möge — so wird mir so etwas in spätern Jahren ganz und gar unmöglich. Nun aber kostet Reisen, so sparsam man auch sein mag, allerdings Geld, allein bei einer wohlvorbereiteten, mit wissenschaftlichen Zwecken verbundenen Reise ist dieses so wenig verloren, als das für Kollegien. Dieses einstweilen im Allgemeinen über dieses Thema, und ich bitte Euch, es mir doch nicht für eine erschleichende Einleitung zum Nachstehenden anzusehen, denn es ist mir in der That sehr darum zu thun, mich mit Euch um den Grundsatz zu besprechen. Was nun die vorliegende Reise anlangt, so würde ich sie in Gesellschaft zweier äußerst solider und sparsamer Studiosen, der stud. med. Rahn und Studer, sowie ferner mit Brunner und Zehnder machen. Der Zweck: die Alpennatur unseres Vaterlandes zum Theil kennen zu lernen, die seltenen Gebirgspflanzen zu sammeln, und auch, uns neue Kraft zu fernerem Studium zu holen. Die wissenschaftlichen Zwecke verlangen so manche Rücksichten, daß man das Ganze kaum mit dem Namen „Lustreise" belegen dürfte. Dem Plane nach ginge es über Einsiedeln, Schwyz und den Vierwaldstätterse nach Altdorf und das Uri hinauf an den Gotthard, dann ins Oberwallis hinüber, und in einer einsamen Berggemeinde, da fast nur Kräutersammler wohnen und hingehn, in Zermatt, würden wir ein paar Tage bleiben und botanisiren, dann in geraden Märschen durch das Berneroberland heimkehren. Da gäbe es allerdings was Rechtes zu sehen! Die Zeit betrüge etwa 12 Tage und die Kosten nach Voranschlag etwa 20 fl.; wir würden dazu die kollegienfreien anderthalb oder zwei letzten Wochen des Juli nehmen, oder, wenn an der Abreise verzögert, doch auf den 2. August wieder zurück sein. Ich glaube, diese Ausgabe miteingerechnet, dieses Semester mit 250 bis höchstens 260 fl. auszukommen. So sind die Verhältnisse, und ich frage Euch nun um Eure Ansicht. Wenn Ihr es mir gerne erlauben wollt und könnt, so nehme ich es mit vieler Freude dankbar an, geht es nicht, so werde ich ohne Murren gehorchen. In Folge einer neulich noch getroffenen Abrede sollte ich den bestimmten Bericht bis zum 14. Juli spätestens haben, und bitte daher höflichst um eine gütige Antwort, sowie auch um Nachrichten von Hause, zumal in Beziehung Eurer Gesundheit,

und der Wahrscheinlichkeit einer Cur in Baden, auch, wann ohngefähr Ihr hingehen könntet, denn da Ihr Euch bei Eurer Hin- oder Herreise in Zürich etwas aufhalten würdet, so möchte ich begreiflich dann durchaus nicht etwa weg sein, sondern würde mich darnach einrichten! Und dann leider noch eins: wenn Ihr mir nämlich Eure gütige Erlaubniß zur Reise gebt, so müßte ich noch herzlich um etwa fl. 10. in St. Gallerpapier bitten, oder in Silber. — Was mich anbetrifft, bin ich Gott sei Dank ganz gesund und habe treffliche Kollegien; es handelt sich nur darum sie sorgfältig zu nützen. Von den Neuigkeiten habe ich keine, als daß ich öfter die Kunstausstellung besuche, die sehr reich an trefflichen, besonders biblischen Ölgemälden ist, und daß ich letzthin die lateinische Bulle zu sehen bekam, worin von Rom aus der Eidgenossenschaft der Tod des Papstes angekündigt wurde.

Nun lebt recht wohl, theuerster Vater, empfanget nochmals meine herzlichen Glückwünsche, grüßt mir den lieben August und Ulrich, auch die Verwandten und Hausgenossen, bringt Herrn Pfarrer Dr. Alber die höfliche Empfehlung von seinem nunmehrigen Pfarrkinde! Gott erhalte Euch in Gesundheit, und sei mit seinem Segen über Euch! Lebt recht wohl! Euer Euch dankbar liebende Sohn J. Laur. Sonderegger.

NB. Beiliegender Brief an Herrn Pfr. Zollikofer in M. ist in Vereinssachen, ich bitte, ihn zu versiegeln mit dem kleinen Petschaft, und ihm zu übermachen; ich hätte ihn jedenfalls frankiren müssen. — Was macht die Baase A. Elisabeth?

9. Zürich, den 30. Dezember 1846.

Theuerster Vater!

Wie ich hoffe, werdet Ihr auf die heiligen Weihnachtsfeiertage einen Brief von mir empfangen haben, und ebenso durch meines Freundes Vermittlung einen leisen, verkörperten, nicht in Scherben gegangenen Neujahrsgruß. Wie herzlich gerne hätte ich Euch mehr und Besseres dargebracht, und wie sehr hätte Eure nimmer ruhende Güte es verdient! allein ich bin jetzt noch arm, nicht weil es mir an irgend etwas Nöthigem fehlte, sondern weil ich

noch nichts zu leisten im Stande bin, noch kein unmittelbar nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft sein kann. Ich hoffe jedoch zu Gott, wir erleben beide eine Zeit, wo mein aufrichtiger Dank nicht mehr nur in so schlotternder und schwacher Gestalt sich Euch nahen darf. Diese Hoffnung auf ein einstiges erfolgreiches Wirken muß mich ermuntern beim Scheiden dieses für mich in vielen Beziehungen so reichen Jahres, und mir Kraft verleihen, das kommende auszubeuten. Lieber Vater! die heil. Weihnachtsfeiertage sind mit ihrer erhabenen christlichen Bedeutung und mit ihrem uns ganz besonders berührenden Ernste vorbeigegangen, ein volles akademisches Jahr sagt mir Lebewohl und erfüllt in seinen letzten Tagen meine Seele mit Wehmuth und vielen sich widerstreitenden Gedanken, — erwartet deswegen heute nur Weniges von mir; ich bin in mich gekehrt, mir selbst nicht klar, nur eines Gefühles bin ich mir lebendig bewußt: des Dankes gegen Gott und Euch. Ich habe viel empfangen, mehr als ich auch bei redlichem Willen benutzen konnte, unendlich mehr als ich verdient und danken kann. Gott vergelte es Euch, was Ihr an mir und meinen lieben Brüdern thut, und schenke Euch nicht nur die innere Glückseligkeit, sich des Guten bewußt zu sein, sondern lasse Euer Auge auch die irdischen Erfolge Eures Wirkens mit Freuden sehen! — Gott segne und behüte Euch, theurer Vater! —

Mehr kann ich nicht sagen. Wenn die Liebe und Treue, wie wir Kinder sie von Euch erfahren, irdisch wäre und nach Jahren rechnete, so würde ich bitten, sie auch im neuen Jahre fortzusetzen, so aber trägt sie das Siegel der Ewigkeit in sich selber, und alle meine Bitten gehen in dem Wunsche auf: Gott sei mit Euch!

Ich bin mir nicht bewußt, Euch dieses Jahr mit Wissen beleidigt zu haben; wo ich Euch aber unwissend Kummer und Sorge bereitet, bitte ich von Herzen um Verzeihung, und will mit Ernst und Eifer auf meine Studien und meinen Wandel achten, wenn es auch nur Euretwegen wäre. — Ihr habt mir in der That eine große jetzige und zukünftige Glückseligkeit verschafft: ich kann ohne Sorgen leben, mir mangelt nichts, was zu leiblicher und geistiger Bildung erforderlich ist, ich kann für mich und Andere Schätze sammeln, und freue mich des Studienlebens

und zumal der Medicin jeden Tag aufs Neue. O daß ich Euch zu Eurer Vergeltung einmal die überglückliche, ja freudige Stimmung mittheilen könnte, die mich oft in den Tagen der Gesundheit erfüllt, wenn ich meiner Lieben gedenke, und die vielen Wohlthaten Gottes überschaue, deren Genuß mir verliehen ist.

Heutzutage ist es ein Glück zu studiren, besonders wenn man eine brave, christliche Erziehung genossen, die Einen wie ein guter Geist auch in die Fremde begleitet. Einen großen Theil meiner schönen Stunden verdanke ich auch dieses Jahr wieder nächst Euch dem lieben Lehrer und ehrwürdigen Freunde Herrn Arbenz, dem ich stets mit ganzer Seele dankbar sein werde. Auch ihn möge Gott im neuen Jahre begleiten!

Mit meiner Gesundheit geht es Gott sei Dank sehr gut, ich bin wieder ganz wie zuvor, die Aufregung des, schwererer Krankheit entronnenen, Organismus hat sich gelegt, und ich muß nur mit der Beschäftigung bei Licht etwas diät sein. Prof. Nasse hat mich fünf Mal besucht, daneben noch manche andere Studenten besorgt, und nimmt keinem etwas ab. Ich habe die Festtage über die Kirche besucht, am ersten eine sehr schlechte Predigt von Prof. Lange, am St. Stephanstag, den man hier auf den Sonntag verlegte, eine ausgezeichnete von Prof. Alexander Schweizer gehört. Die Ferien werde ich zur Erholung, zum Briefschreiben, zum Ordnen meiner hoffnungsvoll wachsenden Pflanzensammlung und zur leichtern Lektüre verwenden; so habe ich das „Leben des Dr. Heim in Berlin" vor mir, ein Werk, wie zur Erbauung der Studenten gemacht. Da sieht man einen braven aber kränklichen Jüngling mit trefflichen Talenten seinen Studien obliegen, sieht aus seinen Briefen und Tagebüchern, wie er es anging, sieht ihn hernach durch die Examen in das Leben gehen, und erblickt endlich den gefeiertsten Arzt seiner Zeit, mit dem Ruhme der Kunst und des Wissens zu den ersten Stufen menschlichen Glückes und menschl. Alters emporsteigend. — So fehlt es mir nicht an geistreicher Unterhaltung; wenn ich mir aber auch gemüthlich etwas zu Gute thun will, unternehme ich Spaziergänge nach Grünenstein und zu meinen lieben Freunden.

Mit meinem guten Brunner geht es Gott sei Dank allmälig besser; nachdem er mehrere Tage in erschrecklichem Rasen

hingebracht, und dem Tode geweiht schien, wurde er wieder ruhiger, und ist jetzt, wenn auch noch nicht außer Gefahr, doch entschieden auf der bessern Seite. Sein Bruder war mehrere Tage hier, und jetzt gebe ich ihm wöchentlich zwei Mal zu Handen der Seinen Nachricht von des Kranken Befinden. Ich danke Gott, daß er mir diesen braven Freund erhalten will!

Gerne hätte ich letztes Mal dem lieben Auguſt noch etwas beigelegt, er ging so leer, fast ungegrüßt aus. — Nun so wünsche ich ihm jetzt von Herzen ein gutes, segenbringendes neues Jahr, und bitte ihn um seine fernere brüderliche Liebe und Anhänglichkeit. Eine kleine, letzthin verspätete Erinnerung an mich soll ihm bis auf den Frühling behalten bleiben.

Und Dir auch ein glückliches neues Jahr! lieber kleiner Ulrich, Dein Schutzengel verlasse Dich nicht! Ich grüße Dich 10,000 Mal, und denke an Dich! Vergiß mich nicht, bis ich im Frühling wieder zu Dir komme!

Grüße, Gratulationen ferner noch für viele mir liebe Leute, so namentlich für:

Herrn Pfarrer Dr. Alber (ich beneide ihn um den Doctorhut und die damit verbundene Philosophie!) —

an: Dr. Custer den jüngern, dessen Wohlergehen ich herzlich wünsche, und der mir viel Freude macht, wenn er mich noch unter seinen Bekannten nennt.

für: Meine Verwandten alle, ersten bis siebenten Grades (die aufzuzählen der Raum nicht mehr gestattet).

an: die alte treue Dreizahl unserer Hausgenossen: die Barbara, den Paulus und Jacobus!

So scheiden wir denn in Gottes Namen von diesem Jahr, und bitten den Vater im Himmel, daß er die Correspondenz des neuen Jahres vor allen betrübenden und unglücklichen Nachrichten gnädig bewahre! Lebt wohl, theurer Vater!

Mit herzlicher Dankbarkeit und Hochachtung Euer

J. Laurenz, stud. med.

10. Zürich, Sonntags den 1. Februar 1847.

Theuerſter Vater!

Endlich iſt auch dieſe Woche vorüber, eine der ſchwerſten meines Lebens, in der ich um eine ungeheure Erfahrung, eine tief eindringende Mahnung reicher geworden bin. Noch kann ich es nicht begreifen, daß der theure unvergeßliche Brunner, mein blühender Gefährte, in die Nacht des Grabes hinabgeſtiegen. Das Leben erſcheint nach einem ſolchen Verluſte ſo öde, ſo unſicher und werthlos, alte Wunden bluten wieder, und die Erinnerung taucht unglückſelig aus dem wilden wirren Wirbel der Gedanken auf, der in ſolchen Fällen die Seele ergreift, und für jede Mittheilung ſtumm macht. Heute vor ſieben Wochen haben unſer mehrere Freunde mit dem Entſchlafenen noch einen Spaziergang gemacht, und er war ſo ſtark und aufgeräumt, gleichſam eine Garantie unſerer eigenen, von Hoffnung beleuchteten Zukunft; — und jetzt hat er ausgelitten, liegt wie vom Blitz erſchlagen zu unſern Füßen; ſein reiner Mund iſt ſtumm geworden, aber die Art ſeines Hinganges und ſein Leben reden in ſehr lebendiger Sprache noch zu uns. Nicht Geſundheit noch Stärke ſchützt uns, denn der Schwache trägt ſo oft den blühenden Jüngling zu Grabe, auch nicht Tugend noch Laſter, denn der Gottloſe hat auch hier wieder einen Braven überlebt: über uns waltet eine, auch bis ins Kleinſte gehende Vorſehung! Wie tief, wie tröſtend iſt dieſer Gedanke, wie lange kennen wir ihn ſchon, haben ihn auswendig gelernt, und wie ſchwer glauben wir daran und thun darnach! Ich habe mir aufs Neue heilig vorgenommen, mir dieſe Unſicherheit recht oft zu vergegenwärtigen, um nie etwas Größeres anzufangen, was nicht an ſich ſelbſt einen Werth für mich hätte, und bitte Euch, zu Eurem Troſte, auch zuweilen zu bedenken, daß ich einmal auf eine ähnliche Weiſe abgerufen werden könnte, Euch mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß ich, wie Freund Brunner und ſo viele Andere, mein vorgeſtecktes Ziel auf Erden möglicher Weiſe gar nie erreiche. Darum bitte und ermahne ich Euch heute mehr und freier als je, doch nicht Eure Ruhe, oder die zukünftige ökonomiſche Stütze meiner Brüder an mich zu verwenden! — Wahr iſt's, der Studirende hat mehr als viele Andere auch in

seiner Vorbereitung, in seiner Arbeit Genuß, er arbeitet am wenigsten nur um der kommenden Frucht willen, und kann, ohne Mühe und Arbeit für seine Seele verloren zu haben, nach dem Staatsexamen auch sein Leben abschließen. Aber dennoch, ich gesteh' es gerne, ist es hart, so jung, ehe man der Mitwelt noch etwas geleistet hat, wieder abtreten zu müssen, und es ist hart auch für die Angehörigen, einen vortrefflichen jungen Arzt, dem es mit seinem Berufe so heiliger Ernst war, verlieren zu müssen. Ich möchte, wenn es mir vergönnt ist, ein ehrenfester Arzt und Mensch zu werden, auch um Eurer Hoffnung willen noch lange leben und gesund sein. Das sind so Zeitpunkte im Leben, wo man um sich schauen möchte um sich zurechtzufinden, Orte, wo „dem Menschengeschlechte sein Bischen Philosophie stille steht und sich nicht mehr zu helfen weiß", — und wer auch nur zwei Jahrzehnde alt ist, der kann wissen, d. h. erfahren, gefühlt haben, daß Gottes Wege nicht unsere Wege sind. — Doch — lieber Vater, ich will Euch eigentlich nicht eine Betrachtung schreiben, Ihr habt mehr durchgemacht, und das Schicksal hat Euch zum Prediger gemacht. Ich will Euch gerne anhören, auch wenn Ihr schreibt.

An jenem Abend, als Brunner starb, hatte ich eine Menge Briefe zu schreiben, mußte das bittere Geschick der geängsteten Mutter, dem harrenden Bruder und mehreren Geschwistern mittheilen. Darauf lag mir, da alle Verwandten so fern waren, und der eine Bruder, welcher erschien, erst am Mittwoch Morgen ankommen konnte, die Besorgung des Todten ob. Ich wandte mich an den Begräbnißverein, der für Sarg und Träger, für Grab und Priester sorgte, und dafür die Gebühr von 35 fl. einnimmt. Wenn mir dieser Theil der vorliegenden Aufgabe erleichtert wurde, und mir auch mehrere Privaten, bes. Bürgermeister Zehnders und Schwertfeger Locher, sehr gefällig an die Hand gingen, so rückten doch eine Menge kleiner, zerstreuender, in solcher Lage doppelt widriger Geschäftchen heran, so die Besorgung der Einladungen an Professoren, das Aufsuchen eines passenden Trauerhauses, da in Brunners Wohnung gar kein Hausgang war, und man ihn nicht vom Spital wegtragen wollte — u. s. w. Die ganze Studentenschaft zeigte große und herzliche Theilnahme, Jeder trauerte um den biedern Jüngling, und es boten sich mehrere

ältere Studenten als Leichenredner an. Die Studentenschaft wählte mich für dieses schwere Amt; ich schrieb in der Aufregung die Rede nieder, mußte aber folgenden Tages, nach Ablauf der Bedenkzeit, doch erklären, daß es mir unter obwaltenden Verhältnissen unmöglich sei, öffentlich zu reden — ich war nicht gestimmt. Letzten Freitag Nachmittags 4 Uhr endlich brach die bange Stunde heran. Das Universitätsgebäude war zum Trauerhause geöffnet, und eine ungewohnte Menschenmenge, von der man, unter 13000 Einwohnern einer Stadt, für einen stillebenden Studenten nie solche Theilnahme erwarten durfte, drängte sich zur Beileidsbezeugung herbei. Da seht Ihr die beiden Bürgermeister, und viele greise Häupter, eines thränenerfüllten Auges. Kein Student blieb aus, und manches Auge kehrte weinend von der Klage zurück, das seit langem nie mehr der Schmerz bethaute. Endlich bewegte sich der Zug. Zuerst vier Abgeordnete der Studentenschaft, schwarz gekleidet, entblößten Hauptes, mit langen Florschärpen und Degen; dann folgte der Sarg, welchen das Zehnder'sche Haus mit einem schönen, frischen Blätterkranze schmückte, aus dessen grünen Myrthenzweigen Christrosen in der Farbe der Unschuld strahlten. Acht näher befreundete Studenten trugen die theure Bürde, und ihnen folgten ernsten Schrittes wieder vier Abgeordnete. Nun kam die Verwandtschaft, voran der tief, tief gebeugte Bruder und zwei Schwäger; hinter diesen etwa 24 Professoren und gegen 200 Studenten; endlich eine schöne Zahl theilnehmender Bürger. Der Weg zum Grabe war weit, aber zum Glück regnete es nicht mehr. Wie wir in dem Bethause des Gottesackers angekommen, und der Todte beerdigt war, sangen die Studenten ein feierliches Lied, dann hielt ein ordinirter Geistlicher die kirchliche Abdankung, und darauf sprach statt meiner ein Freund Brunners, Kandidat der Theologie Weber, einige tiefgefühlte und herzliche Worte; sie gingen aus demselben Grundton, in welchem wir dem Entschlafenen die Grabschrift abgefaßt. Auf dem Anker, dem bedeutungsvollen Symbole der Zukunft, steht nämlich nur geschrieben: „Hier ruht J. Georg Brunner, stud. med. geb. im Juni 1824, gest. im Jan. 1847. — Matth. V. 8: Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen." Eine würdigere und wahrere, auch bündigere Wahrheit hätte ich nicht ge-

funden, die mehr den ganzen Brunner in einem Worte gezeichnet hätte. Nach dieser Trauerrede folgte ein zweiter Gesang, und ehe wir den Friedhof verließen, sammelten wir uns noch einmal um das Grab des lieben Studiengenossen, welches vom Todtenkranz wie ein Blumenbeet eingefaßt war, und sangen noch ein Lied feierlichen Abschieds, ein Lied der Hoffnung auf ein frohes Wiedersehen! Brunners Bruder blieb bis heute Abend hier, und wir packten ein, ordneten die Angelegenheiten des Todten. Hier habt Ihr ein Bild der letzten Woche, wie ich sie verlebte. Möget Ihr Alle gesund und wohl sein! Bewahr' Euch Gott vor Weh und Leid! Ich bin Gott sei Dank ganz gesund, und grüße Euch Alle von ganzem Herzen! Euer Euch dankbar liebender Sohn

J. Laurenz, stud. med.

11. Zürich, den 4. Juli 1847.

Theuerster Vater!

Da ich Euch letzthin schrieb, dachte ich noch kaum von ferne, daß ich Euch so bald wieder mit einem Briefe ins Haus gestiegen komme; nun aber sagt mir ein lebendig sprechendes Gefühl, das ich mehr als Gewohnheit nennen darf, daß heute Euer Namenstag ist. „Des Vaters Namenstag!" welche lieben Erinnerungen weckt nicht dieser Ruf in meinem Herzen; wie würdig auferstehen so manche schön gefeierte häusliche Tage; wie vieles hätte ich Euch nicht bei diesem Anlasse zu sagen, und noch für viel mehr Euch zu danken — und kann es nicht. Wenn ich predige, so sage ich nicht was ich will, und wenn ich Euch die wahrste Dankrede halte, so kann sich mein Gefühl nicht damit zufrieden geben; — eins nur möchte ich, — wohlan es sei, Euch recht herzlich die Hand drücken und sagen: „Vergelt's Dir Gott, theurer Vater, was Du an mir gethan, und gebe Dir seinen reichen, überschwenglichen Segen!" Ihr seid mir und meinen lieben Brüdern ein rechter Vater „Huldreich" gewesen — Gott möge es geben, daß Ihr es uns noch recht lange bleibet! Der Glückwunsch, der Dank, den wir Euch heute darbringen, ist auch eine Frucht der Hoffnung und des heiligen Vorsatzes, uns Eurer nicht unwürdig zu machen. Nehmt diesen schwachen aber ernsten Ausdruck gütig

hin, bis es uns vergönnt ist, auch in männlich würdiger That als dankbare Söhne zu Euch zu reden! Schon mahnt mich der Schluß des festlich geschmückten Blattes, das ich noch aus den Tagen der ersten Gymnasialzeit her unter meinen Papieren hatte, daß man, um zu sagen was man soll und will, nicht weitläufig sein dürfe, und ich ende den wohlgemeinten] Glückwunsch an Euch, um ihn jeden künftigen Tag vor dem Angesichte unseres gemeinsamen Vaters im Himmel zu wiederholen. Daß ich diesem Blatte eine Zeichnung beifüge, die ich leider nicht selbst gemacht, (da jene mußevollen Zeiten vorbei sind) möget Ihr entschuldigen und denken, es sei wenigstens gut gemeint wenn auch nicht passend. Und doch —; wäre es am Ende gar passend? Könnte ich Euch anmachen, die Geschichte einmal selber mit anzusehen? Ich darf heute leider nicht markten, nicht „müeden".

In allen meinen geistigen und leiblichen Verhältnissen, von den Vorlesungen bis zu dem Brod, das ich esse, ist sich alles so gleich geblieben, daß ich Euch jetzt wenig davon mittheilen möchte, ohne Euch mit dem ganzen Kram meiner wachsenden Gelehrsamkeit zu überschütten, die Ihr mir im schlimmsten Falle gar an das „Examinationskollegium des h. Sanitätsrathes 2c." adressiren könntet, welches meine Eitelkeit unbegründet fände. — Bei den herannahenden Ferien, und in Betracht, daß ich von nun an nicht wieder dazu komme, die Schweiz näher zu sehen, möchte ich gerne aus dem Gelde meiner Nebenstunden eine Reise durch Bern, über die Grimsel und in das Bündtnerland machen, die Quellen von St. Moritz und Taraſp besuchen 2c., und bitte Euch herzlich um Eure Erlaubniß dazu. Wenn ich weiß: Der Vater hat ja gesagt, und ist's zufrieden, so ist mir erst recht wohl. Was ich gesehen und was ich gelernt, will ich Euch späterhin wieder in einem besondern Reiseberichte sagen. Wenn ich nicht für gar unverschämt gälte, so würde ich Euch gerne um eine ganz kleine Pränumerationssumme für mein noch ungebornes Werk bitten, etwa um so viel als ich einst — in den erwerbreichen aber kurzen Tagen — in einer Woche verdiente. Doch will ich Euch gar nicht beschwerlich fallen, und reise eben so weit, als das Zeug reichen will. Am meisten liegt mir an Eurer Erlaubniß, an dem väterlichen: „Zeuch hin im Segen." —

Bei kurzer Zeit wird die Taube vom Bodensee wieder für ein paar Wochen in die väterliche Arche zurückkehren, und Euch eine Entfernung behufs einer so nöthigen Cur, um die ich nochmals bitte, erleichtern.

Noch bitte ich Euch, mir doch gütigst etwa bis zum 12. Juli antworten zu wollen, mir zu sagen, was Ihr auf meine im letzten Briefe ausgesprochenen Wünsche und Bitten in Betreff Euer zu thun gedenket, mir die frohe Versicherung Eures Wohlseins und des Wohlergehens aller theuren Unsrigen zu geben, damit ich, wenn es sein kann, desto getroster meine Ferien hinbringe, die dieses Jahr etwas frühe beginnen, um bald wieder zu endigen.

Nur noch, und das nicht als bloßer Anhang, herzliche Grüße und Glückwünsche für den lieben Bruder Ulrich, die ich ihm umständlich mitzutheilen bitte! Grüßt auch den lieben August, der sich hoffentlich recht brav hält, und unsere Hausgenossen!

Euch aber, theuerster Vater, sei nochmals nebst dem herzlichsten Gruße mein inniger Dank und Segenswunsch dargebracht! —

Euer mit Hochachtung und Liebe ergebener Sohn:

J. Laurenz, stud. med.

12. **Dienstag, den 16. November 1847.**

Theuerster Vater!

Soeben erhalte ich Eure sehr werthe Zuschrift und freue mich sehr, Euch Alle gesund und wohl zu wissen. Ich würde mir bittere Vorwürfe machen, Euch nicht gestern Morgen sogleich die Uebergabe Freiburgs, die hier, nach vielen voreiligen Gerüchten, etwa um 9 Uhr vormittags durch amtliche Bulletins proclamirt wurde, mitgetheilt zu haben, wenn ich nicht dächte, die St. Gallischen Blätter haben die wichtige Neuigkeit auch extra mitgetheilt. Die Capitulation, welche Dufour in Belfaux geschlossen, geht auf unbedingte Lossagung vom Sonderbunde, auf Besetzung der Stadt und Entwaffnung des Landsturmes, sowie auf Absendung eidgenössischer Commissarien und Gehorsam für Beschlüsse der Tagsatzung. Merkwürdig ist es immerhin, wie die sonderbündlerischen Blätter mit fürchterlichen Pulverminen, mit

großartigen Verschanzungen 2c. großthaten, und wie es endlich darauf hinauskam, daß die einen Truppenabtheilungen ohne Schwertstreich, andere mit geringem Widerstande bis vor Freiburg rücken konnten. Auch die festen Punkte um die Stadt wurden bald genommen, und dem dortigen außerordentlichen Großen Rathe nur eine billige Frist gelassen zwischen Ergebung oder Beschießung der Stadt, was um so kräftiger gedroht war, als nicht minder denn 64 Stück schweres Geschütz, worunter viele 12-Pfünder und eine Batterie (4) 24-Pfünder-Bomben ihre Schlünde zum Speien bereit hatten. Die Stadt ergab sich, ohne daß ein Schuß in sie gefallen, und General Dufour besetzte sie mit sehr viel Vorsicht von außen nach innen. Zu der Zeit, als man einen Angriff auf Freiburg vermuthen konnte, wollte der Sonderbund die eidgenössischen Truppen nach andern Seiten beschäftigen, es erfolgte zugleich ein Scheingefecht von Zug aus gegen den Kanton Zürich, die Cappelergeschichte, von der ich schon berichtet, und im Freienamt (Ct. Aargau) ein Einfall, der auf den Aufstand jenes katholischen Landestheils berechnet war. Voran ging die Ueberrumpelung der vorgeschobenen Compagnie Furrer (nicht Bleuler, wie ich, unrecht berichtet, zuerst gesagt), welche wesentlich durch den Verrath der Bürger zu Dietwil zu stande kam. Es sollen jedoch nicht alle, wohl aber etwa 60 Soldaten, worunter alle Officiere, gefangen sein. Einer schrieb neulich nach Zürich und sagte, daß die Gefangenen sehr ordentlich gehalten werden. Letzten Freitag nun fand bei dichtem Nebel der Ueberfall der Sonderbündler gegen Muri statt. Die eidg. Truppen, welche in der Nähe, bei Ottenbach (näher bezeichnet bei Lunnern) eine Schiffbrücke über die Reuß geschlagen, und so direkte Verbindung der Divisionen Ziegler (im Aargau) und Gmür (in Zürich) bewerkstelligt hatten, hielten die Sonderbündler ihrer rothen Binden wegen anfangs für die Ihrigen, wurden aber bitter enttäuscht, als die Anrückenden, nicht weniger als 4 Bataillone nebst Scharfschützen und Kanonen, Feuer gaben. Es war zunächst darauf abgesehen, die eidg. Divisionen durch Wegnahme der Schiffbrücke zu trennen, und die Uebermacht rückte auf dieselbe an. Da brachen die zürcherischen Pontoniers mitten im feindl. Feuer die ganze Brücke ab und luden sie auf die Wagen. Die Scharfschützen

ſetzten ihnen tüchtig zu, und waren durch Streuſchober und Weidenſtöcke, hinter denen ſie ſich poſtierten, geſchützt, die eidg. Infanterie mußte etwas weichen, bis die Batterie (4 Kanonen) Scheller (v. Zürich) auf den Platz kam, und die Sonderbündler mörderiſch zurückſchlug, die ihrerſeits die Kanonen ſo übel handhabten, daß kein Mann von ihnen getroffen wurde. Aus dieſem Nebengefechte, in dem unſere Truppen eine große Uebermacht zurückwieſen, gingen unſerſeits 2 Todte und 8 Verwundete hervor. Letztere liegen in Zürich, ſind meiſt leichter beſchädigt und ſehr wohlgemuth. Es iſt eigentlich wunderbar, wie glücklich die feindlichen Kugeln, ſelbſt wenn ſie den Kopf oder Schenkel durchbohrten, die gefährlichen Stellen vermieden. Bis jetzt iſt noch kein Finger deswegen amputiert worden. Gegen Zug wurde von Vorpoſten ein Schachtler von Altſtätten leidlich in den Arm getroffen. Einen Zellweger von Au traf ich (mit jetzt geheilter) Angina im Spital. Daſelbſt kam ich auch mit dem Ambulance-Arzt Dr. Näff von Altſtätten und dem Hauptmann Kehl von Rebſtein, welche Kranke beſuchten, zuſammen.

Jetzt werden wir für einige Tage nichts mehr hören, bis der ruhige und beſonnene Dufour ſeine Bataillone wieder wie eine Zange um den zweiten feindlichen Punkt, Luzern, aufgeſtellt haben wird. Hier glauben viele, jene Stadt dürfte im Angeſichte der Uebermacht auch capituliren, Andere erwarten eine ernſtliche Schlacht. Gewiß iſt, daß daſelbſt, wie in allen Sonderbundskantonen, große Theuerung wegen mangelnder Zufuhr herrſcht.

Heute Mittag kam ein Brief von Herrn Fries, der als Feldprediger in Muri liegt. Die Compagnie Cuſter ſoll ſoeben dort wohlbehalten angekommen ſein. Da man in jenen Gegenden (Freienamt) für künftig ſich nicht wieder von den Bürgern verrathen laſſen will, ſo iſt folgendes Verfahren feſtgeſetzt: Jeden Abend werden alle Militärwachen verſtärkt, vor die Vorpoſten eine Bürgerwache geſtellt, und die angeſehenſten Männer der Gemeinden aufs Hauptquartier genommen. Es iſt angedroht, dieſe ſofort zu erſchießen, wenn die Bürgerwachen bei Herannahen des Feindes nicht ſchnelle Kunde geben. Ein ſtarkes, aber nöthiges Einſchreiten!

Die unzuverläſſigen Compagnien des Bataillons Fäh wurden

vor einigen Tagen nach Winterthur, also rückwärts geschickt, dort aber so verachtet und so jämmerlich aufgezogen, daß sämmtliche Officiere ein eigentlich bittendes und flehendes Schreiben an den Divisionär Gmür gesandt, wieder vorrücken zu dürfen. Das Schreiben ist heute veröffentlicht worden.

Da man den guten Gang bei Freiburg nicht so voraussehen durfte, und noch ein oder ein paar ernstliche, größere Treffen für möglich hält, so hat sich hier ein „Verein für den Transport Schwerverwundeter" gebildet. Es sind 12 einspännige und sechs zweispännige Chaisen so hergerichtet, daß in den Federn eine Art Bett, für 2—4 Personen bequem, schwebt; darüber kann ein Dach gezogen werden. Rosse und Leute sind stets bereit. Einige Aerzte und Medizinstudirende sind zur Begleitung bestimmt; daneben ist noch ein Wagenführer und mehrere handfeste Gehülfen. Die Verwundeten von den Zürcher Gränzen sollen so alle ins hiesige Spital gebracht, und nach dem Treffen aus dem jeweiligen provisorischen Feldspital (Ambulance) abgeholt werden. Die hiesigen Stadtbürger sind zum Theil so fürchterliche Zöpfe, daß man sogar wünschen hört, die Eidgenossen möchten doch geschlagen werden und Schwyzer hier einrücken. Dafür ist jedoch an den Gränzen gesorgt, auch hier liegt stets etwas Infanterie, Scharfschützen und Artillerie. Die Mildthätigkeit zupft gegenwärtig zentnerweise Charpie. Bei diesem gehen die Collegien mit kurzen Unterbrechungen ganz ruhig fort, man steckt etwas mehr wie sonst in den Spitälern und ist um so gespannter, je näher wieder eine Entscheidung rückt.

Geht es gegen Luzern los und ist ein gewisses Resultat hier, so will ich Euch sogleich schreiben und nicht erst voraussetzen, Ihr erfahret es durch Bülletins. Die hiesige Stadt, besonders der Canton sind im Ganzen sehr ruhig, außer daß einzelne (reform.) Pfarrer die Leute ängstigen, und Aristokraten böse Gerüchte ausbereiten, gute verschweigen oder mit „wenn" und „aber" verunstalten. Dieser Tage hat eine Frau den Staatsschreiber Dr. Alfr. Escher, eine andere (Bäckerin) den Bürgermeister Dr. Zehnder auf offener Straße und zu allgemeinem Entsetzen als „Mörder", „Bluthund" angeschrieen. Freilich hat die eine 3 Söhne, die andere ihren Mann im Krieg (aber noch keinen verloren). —

Im Spital liegt gegenwärtig ein Scharfschütze aus Zürich, der im Treffen an der Schiffbrücke bei Lunnern eine Stutzerkugel durch den rechten Schenkel bekam, und noch 1/4 Stunde lang schoß (Kameraden luden dem sichern Treffer), bis er eine zweite Kugel in den andern Schenkel und einen Streifschuß in den Ellbogen bekam. Er ist aber gottlob noch recht günstig daran, und hat gute Hoffnung, seine Glieder noch lange zu behalten. —

So bin ich mit meinem Erzählen zu Ende. Ich fürchte, es sei vieles schon alt, und bedaure dann Eure verschwendete Geduld. Das weiß ich aber auch, daß das Gesagte wahr ist. — Schließlich bitte ich noch, mir gelegentlich die zwei neuen Bände „Löwigs Chemie" wohlverpackt zu überschicken, da ich sie äußerst vortheilhaft gegen ein anderes, mir besser konvenirendes Exemplar vertauschen kann. — Ich ließ sie übrigens absichtlich daheim. So viel einstweilen. Grüßt mir alle meine Lieben aufs herzlichste!

Mit steter Hochachtung und Liebe Euer dankbarer Sohn

J. Laurenz, stud. med.

13. **Donnerstags den 25. November 1847 oder Freitag Morgen.**

Theuerster Vater!

Es ist Nachts um 1 Uhr, und soeben komme ich nach viertägiger Abwesenheit wieder auf mein Zimmer, mit der Weisung, morgen früh wieder im Spitale zu sein; daher jetzt nur einzelne dringende Berichte.

Letzten Montag Morgen erwartete man allgemein ein Aufeinandertreffen der beiden feindlichen Heere und ich ging als chirurgisches Personale mit einem Zuge von Transportwagen für Verwundete von hier ab. An demselben Tage kamen wir nach Mettmenstädten im Cant. Zürich, wo ich sehr viele Bekannte traf (Dr. Custer, Herr Carl Näf, Lieutenant Kobelt 2c.), welche alle mit ihren Bataillonen gegen Zug vorrückten, welches eben, im Angesichte der Uebermacht und entmuthigender Vorgefechte, unbedingt capitulirt hatte. Da auf dieser Seite keine Ver-

wundeten mehr zu erwarten waren, gingen wir Dienstags über Ottenbach, die militärische Schiffbrücke benützend, nach Maschwanden im Freienamt, und zogen dann, als wir auf einem Abstecher ins Militärspital zu Muri noch keine Verwundeten antrafen, der Armee nach gegen Sins. Schon gegen Mittag vernahmen wir ein anhaltendes und heftiges Kanonen- und Gewehrfeuer, und noch nicht weit vorgerückt, hörten wir jeden Schuß mit grausenhafter Deutlichkeit in unsern Ohren. Von Sins wurden wir weiter, nach dem, durch den Ueberfall der Compagnie Forrer so berüchtigten Dietwil gewiesen, wo jetzt nichts zu fürchten war, da eine ungeheure Menge Soldaten dort lagen. Auf dem Wege dahin, kurz vor Sins, war die zweite Schiffbrücke der Eidgenössischen zu sehen. Die schöne gedeckte Brücke hatten die Zuger vor 10 Tagen fliegen lassen. Schon eine Stunde von Sins, in Reutti, fanden wir ein paar Verwundete, die ich mit Messer und Binde bestmöglichst behandelte; dann zogen wir mit unserm ganzen Zuge, 3 zweispännigen und 3 einspännigen Wagen gegen Dietwil, das so sehr in einem Zipfel des Aargaues ins Luzernergebiet hineinragt, daß man von da nur noch etwa 3 1/2 Stunden nach Luzern selber hat. —

Wir kamen dem Kanonendonner immer näher, er konnte noch kaum eine Stunde entfernt sein, und die Massen vordringender Soldaten, nachziehender Fouragewagen, sowie das Gedränge von Leuten aller Art mehrte sich mit jedem Schritt. Wir zogen durch eine förmliche Wagenburg von mehr denn 60 Packwagen, und kamen endlich mit bangem Herzen, weniger die mögliche Gefangennehmung als den üblen Ausgang der ganzen Sache fürchtend, in Dietwil an, wo uns ein sehr achtbarer Zürcher Herr sagte, daß die Eidgenossen weichen und es ihnen schlecht gehe. Seit 4 Stunden war der erbitterte Kampf auf dem gleichen Flecke geführt worden, und keine Parthei gab der andern einen Schritt nach; was jede eroberte, mußte sie im folgenden Augenblicke wieder fahren lassen. Die Sonderbündler hatten die Gislikon-Brücke bald verlassen und am Rothenberg festen Stand gefaßt, schadeten besonders wegen ihrer günstigen Lage und durch treffliche Scharfschützen; die Eidgenossen, nachdem sie die Verschanzungen der Brücke geräumt, erlitten manchen Ver-

luſt, den ſie ihrerſeits durch mörderiſches Kartäſchen- und Kanonenfeuer ſo lange vergalten, bis ſie im dritten Anlaufe endlich durchdrangen. Es muß ein grauenhafter Lärm geweſen ſein von dem Hurrahrufe der Sonderbündler und dem Pfeifen der Kugeln, die eigentlich hageldicht um die Köpfe flogen, und ſelbſt den Feigen entflammten. Diviſionscommandant Ziegler, ſonſt ein ſehr conſervativer Herr, ſtieg vom Roſſe, und ging voran ins Feuer, was die gehoffte Wirkung auch nicht verfehlte. Gegen Abend wichen die Sonderbündler, die Eidgenoſſen nach ihnen her wie Ungewitter. Anhaltendes Donnern der Geſchütze, das ſich ſtets mehr gegen Luzern zog, bezeichnete den allmäligen Fortſchritt der Siegenden; Häuſer, die als Schießſtätten dienten, wurden angezündet, und ich ſah in geringer Entfernung 4—6 Feuersbrünſte, um die ſich kein Menſch kümmerte. Ueber dieſem ſchauervollen Bilde ſtrahlte der Rigi, der Pilatus, die Mythen, im Glanze der Abendſonne unvergleichlich ſchön. Wie im Großen, ſo zeigte ſich auch im Kleinen der ganze Schrecken des Krieges. Das Dorf Dietwil war voll Militär und ſtummer lautlos ſchauender Landleute; dort kam ein Wagen mit Todten, hier ein, zwei, drei Wagen Schwerverwundeter oder dem Sterben Naher. Dazwiſchen ſchob die koloſſale Munition der 24 Pfünder-Haubitzen alles vor ſich her, und dann wieder drängten ſich zu wiederholten Malen Soldaten durch das Gedränge, die in ihrer Mitte Landſtürmler brachten. Dieſe waren meiſt ſehr trotzig und mit Morgenſternen bewaffnet, kaum durch Officiere vor der Wut der Soldaten und dem ſichern Tod am Bajonnette zu erretten. Mitten in dieſem Tumulte das Schulhaus, jetzt Lazareth. Stets kamen neue Verwundete, und als ich es betrat, lagen ſchon 3 Todte und 25 Verwundete darin, und im obern Gemache mußten nacheinander 5 Amputationen von Beinen vorgenommen werden. — Die Wunden haben mich nicht erſchreckt, aber beim Anblick des ganzen Schreckens eines Krieges ward mir doch eine Weile grauſenhaft zu Muthe. — An demſelben Abend beſorgte ich den Transport von 6 Verwundeten in das 3—4 Stund entfernte Kloſter Muri, und hatte 3 Mann Bedeckung. Auch ſah ich damals Herrn Pfarrer Engwiller aus Rehetobel, der unter ſeinen Pfarrkindern 1 Todten, 1 Schwergetroffenen und einige Verwundete

zählte, und auch im Feuer war; dann traf ich, und dieses bitte ich unverzüglich mitzutheilen, auch Herrn Vetter Joh. Rüsch im Bad, der, sowie seine beiden Herren Brüder, wohl daran ist, und alle die Seinigen herzlich grüßt. Die Compagnie Custer kam nicht ins Feuer, und rückte am Abend nach der Schlacht (Dienstag abend) noch in den Canton ein, in welchem man morgen wohl wieder mit großen Opfern vordringen sollte. Der Himmel wollte es anders. Als wir Mittwoch morgens von Muri nach Sins fuhren, um neue Kranke zu holen, begegneten wir einer Kutsche; vorn auf dem Bocke ein Mann mit weißer Fahne und ein Trompeter, drinnen drei hohe Sonderbundsofficiere — kurz, Luzern hatte, in Betracht, daß es sich nicht halten konnte, ohne aufgerieben zu werden, capitulirt. An demselben Morgen sah ich General Dufour mit seinem ganzen Stabe durch Dietwil in den Canton Luzern ziehen, dessen Hauptstadt er schon nachmittags völlig besetzte. Es sollen 20—30,000 Mann nach Luzern allein kommen. Siegwart und Compagnie sollen, nach den einen Berichten, einfach drausgelaufen, nach andern durch Empörung der Luzerner selber, gefallen sein. Ich war am Mittwoch Nachmittag auf der Gislikon-Brücke und im Canton Luzern, zog übrigens mit 22 Schwerverwundeten in Muri ein, von wo ich heute sehr spät mit ihnen zurückkehrte, um manche Mühseligkeit und manche Erfahrung reicher geworden. In hier liegen etwa 50 Verwundete (im Ganzen) und fast ebensoviele liegen in Aarau und Bern. Todte haben wir nur etwa 4—6 gezählt. Da auf einen Tag alles losbrach, so erfahre ich eben jetzt, daß, wie Freiburg, Zug, Luzern, auch der Canton Schwyz capitulirt habe, und Uri soll der bösen Berichte wegen seine vordringenden Bataillone schnell zurückberufen haben. — Jetzt muß ich noch etwas schlafen. Gott sei mit Euch!

Ich grüße Euch Alle von Herzen:

Euer dankbarer Sohn

J. Laurenz, stud. med.

14. Wien, den 6. October 1848, Freitag abends.

Theuerſter Vater!

Ich beeile mich, Euch einige, wenn auch ſchlechte Mittheilungen zu machen, damit Ihr nicht lange meinetwegen bekümmert ſeid. Es iſt dieſen Morgen eine ernſte Unruhe hier ausgebrochen, welche die öffentlichen Blätter mit Entſetzen füllen und der unglücklichen Stadt den Belagerungszuſtand herbeiführen wird. Da man jetzt noch wenig beſtimmte Berichte hat, ſo melde ich Euch nur, was ich ſelber mit anſah oder von glaubwürdigen Leuten hörte.

Der Krieg mit Ungarn hat hier die Gemüther ähnlich geſpannt, wie ſeiner Zeit bei uns der Sonderbundskrieg die Leute auf die verſchiedenartigſte Weiſe bewegte. Nun mußten geſtern 2 Bataillone Italiener (Infanterie) nach Ungarn (deſſen Gränze etwa nur 20 Stunden entfernt iſt) ausrücken. Sie gingen nicht gerne, und wie man heute erfahren, auch nicht weit. Dieſen Morgen ſollten 2 Bataillone Grenadire ausrücken. Sie weigerten ſich (beſonders die Gemeinen) „gegen ihre ungariſche Brüder" zu ziehen, auch wollte ſie ein Theil der Wiener Bevölkerung als die ihr am meiſten Zugethanen, nicht ziehen laſſen. Man verſuchte dieſen Morgen die Schienen auf dem Bahnhofe auszuheben, hielt die Soldaten zurück und dieſe ließen es ſich gefallen. Ferneres Militär ſollte den Auflauf bändigen; es fand Widerſtand vom Volke, und — die zwei Grenadirbataillone ſchlugen ſich zu dieſem; es kamen (ſo ſagt man allgemein) auch von den geſtern abmarſchirten Italienern dazu, man kämpfte in der Gegend des Bahnhofes, bei welcher auch einige Brücken über einen Arm der Donau ſind, in der Leopoldsſtadt, in der Taborſtraße mit viel Muth, der ſich immer mehr mit Erbitterung paarte. Der Wirrwar wuchs ungeheuer. Nationalgarden und Militär auf beiden Seiten. Die Bewaffneten wuchſen förmlich zum Boden heraus. Bis um 12 Uhr war ich im allgemeinen Krankenhauſe und wußte wenig von der Geſchichte, die man noch für unbedeutend anſah. Um 12½ Uhr ſchon wirbelte die Trommel, entleerte ſich eine Caſerne um die andere, ſammelten ſich die Nationalgarden überall. Eine Abtheilung der akademiſchen Legion gerieth zwiſchen zwei Feuer und litt Schaden, wenn auch nicht ſo viel wie man anfangs ſagte.

Doch hab ich zwei tödtlich getroffene Studenten gesehen. Es war furchtbar, wie im Glanze des herrlichsten Herbsttages die Bürgerwehr, Studentencorps, ein Regiment Polen, Artillerie und Cavallerie nur aus der Gegend, die ich sah, gegen die Leopoldsstadt zuströmten. Die Verwirrung stieg, es läutete überall Sturm, die Kämpfenden drangen in die Stadt zurück (in die sogenannte innere Stadt), dort soll ebenfalls starkes Gewehrfeuer auf den Straßen und aus den Fenstern unterhalten worden sein. Um 4 Uhr wurden am St. Stephansplatze schon Barricaden gebaut, der Kampf zwischen dem Militär und den Conservativen (sog. Schwarzgelben) auf der einen, und dem Volke (der Nationalgarde) und den übergegangenen Grenadirbataillonen auf der andern Seite wurde immer heißer, und beschränkte sich gegen Abend schon ganz auf die Stadt. Da unterbrach ich diesen Brief, den ich erst Samstag Mittag vollende. Ich war im allgem. Krankenhause, als das schwere Geschütz auch in der Stadt zu spielen anfing. Die Nationalgarde kämpfte mit der größten Todesverachtung, und wurde um 7 Uhr schon Meister der Stadt. Nur ein Theil des Militärs und die „Schwarzgelben", z. Th. die Blüthe der jungen und gebildeten Männer Wiens, behaupteten noch das k. k. Zeughaus, das sehr schön und groß und fest gebaut, zu einer wahren Festung wurde, an der viele Opfer fielen. Nachdem das Militär auf dem Glacis (also zwischen der Stadt und den großen unbesetzten Vorstädten) einige Zeit mit Kanonen vergeblich gegen die Thore und Wälle gearbeitet hatte, sammelte es sich, um in der Nacht um 2 Uhr ganz aus der Stadt wegzuziehen. Während dessen ging es im Innern der Stadt fürchterlich her. Die im Zeughause Belagerten wehrten sich mörderisch, schoßen einen Parlamentär der akad. Legion und einen Abgesandten des Reichstages, (der die ganze Nacht beisammen war) trotz der weißen Fahne nieder. Die Wuth stieg. Man tractirte sie mit einem hartnäckigen Kanonen- und Kartätschenfeuer. Zwei Mal brannte das Zeughaus, die Flamme stieg aus den unabsehbaren Häuserknäueln und Gassen empor, die alle beleuchtet werden mußten. Selten schwiegen die Kanonen, dann folgte wildes Gewehrfeuer. Dazu noch die Sturmglocken, die allenthalben tönten, das furchtbare Rennen und Treiben auch in den ruhigsten Gassen, Truppenzüge, die ohne Musik, mit

gespanntem Hahn durch die Straßen der Stadt zogen, zahlreiche Transporte Todter und z. Theil fürchterlich Verwundeter! Dieses Alles war an den Thoren des Krankenhauses zu erleben, das in seinen weiten Räumen und Höfen bis gegen Morgen sehr belebt war. Der Kriegsminister Latour, dem man die größte Schuld an Allem zuschrieb, wurde im Kriegsministerium von Nationalgarden aufgesucht, im Kamin entdeckt, halb erstochen, dann an einen Laternenpfahl aufgeknüpft und schmählich mißhandelt. Morgens 2 Uhr brachte man den Leichnam des alten, grauen Mannes, mit 47 meist tödtlichen oder schweren Wunden bedeckt, in die Todtenkammer des Krankenhauses. Deputationen gingen zum kaiserl. Hofe, der in Schönbrunn (ein Stündchen von Wien) war, und endlich wurden die Vorschläge, welche die akad. Legion gemacht und der Reichstag genehmigt hatte, auch vom Kaiser gutgeheißen: 1) Amnestie für die 2 Grenadirbataillone. 2) Entfernung des Militärs aus der Stadt. 3) Ein neues, volksthümliches Ministerium. Diese Erlasse wurden noch in der Nacht vollführt, nur am Zeughause dauerte die Kanonade bis diesen Morgen um 8 Uhr. Die dort Eingeschlossenen haben noch günstig capitulirt. Das Militär hat sogar seine Casernen verlassen und liegt in Masse, aber wohlgeordnet, auf einem Felde bei Wien. Da in Wien die Bürger ungeheuer stark bewaffnet sind, werden es die Soldaten nicht wagen, sie anzugreifen. Dagegen fürchten Manche, sie möchten Brandraketen auftreiben und die innere Stadt bombardiren. Die Hälfte der Läden sind heute wieder geöffnet, es ist ruhig aber doch noch kriegerisch, besonders in der innern Stadt. Im allgem. k. k. Krankenhause habe ich in den letzten 24 Stunden sehr viel Unglück und Wunden, auch zu viele Amputationen gesehen, mich überhaupt in der schwierigsten Lage dort aufgehalten, weil ich am sichersten und nützlichsten zugleich war. In meiner nahe gelegenen Wohnung hatte ich meine bessern Sachen in den Koffer gepackt und war für den Nothfall marschfertig.

Ich bin nun in der kolossalsten Verlegenheit, was ich thun soll. Wenn es nur halbwegs ruhig ist, so gehen im k. k. allg. Krankenhause (das eine ganze kleine unabhängige Stadt bildet) viele ausgezeichnete practische Curse fort. Ich habe denselben schon 10 Tage beigewohnt und gefunden, daß sie äußerst gut und reich-

haltig sind. Sie dauern je acht Wochen und leisten mehr als sonst ein Semester. Ich habe mich wahrhaft glücklich gefühlt nach Wien gekommen zu sein, bis die Revolution in meine Pläne einen so bedenklichen Strich machte. Wenn es hier zu bunt hergeht, kann ich wohl auf einige Zeit aufs Land hinaus, aber wahrscheinlich, selbst wenn es zur Bombardirung der innern Stadt kommen sollte, ist man in dieser Vorstadt hinlänglich sicher, wie man auch gestern hier nichts spürte als Tumult und Illumination.

Was aber thun, wenn es so herauskommt, daß auch die Privatkurse im Krankenhause aufhören? Hier hätte ich in vollem Maße was mir noth thut und was ich wünsche: practische Bildung, und sähe es für Geld- und Zeitverlust an, wieder an eine kleine Universität zu gehen.

Ich muß gestehen, in diesem Falle möchte ich lieber nur die Reise für verlorene Zeit ansehen, und heimgehen, um mich aufs Staatsexamen vorzubereiten und nachher: — mich umzusehen was ich anfange. So großartige Ereignisse, wie sie jetzt ganz Europa, ja auch z. Theil Amerika bewegen, denke werden das Urtheil auch des strengsten Publikums mildern; denn man muß am Ende studiren und Examina machen wenn man kann, und kann nicht alles so machen wie die Leute es meinen. — Ich würde sehr gerne Eure bald ausgesprochene Meinung über meine Gründe des Hierbleibens oder Gehens vernehmen. Bis man sieht, wohinaus die Geschichte noch will, kann man es wohl hier aushalten. Ich werde an Euch und an mich denken, und meinen Beruf und meine nähern Verpflichtungen, nicht aber die immer unerbaulicher werdenden österreichischen Interessen im Auge haben.

Der Belagerungszustand, von dem ich gestern schrieb, ist nun nicht eingetreten. Ich bitte Euch sehr, mir bald zu schreiben, und meinetwegen unbekümmert zu sein. Es sieht mancher Strom fürchterlich wild aus, und doch kann man ihn noch gut befahren! Da ich nur noch 15 fl. in Händen hatte, holte ich mir heute bei H. Stametz 100 fl. Conventionsmünze, oder 120 fl. R. V. Ich habe sie wohl aufgehoben und mußte es jetzt thun, da ich bei allfälligen spätern Unruhen nicht leicht wieder in die innere Stadt kommen kann wie diesen Morgen.

Grüßt mir alle meine Lieben, besonders die guten Brüderchen!

Gott erhalte Euch wohl! Mit steter Hochachtung und Liebe Euer dankbarer Sohn J. Laurenz.

Grüßt mir noch besonders und achtungsvollst Herr Roth, Dr. Custer, Herr Arbenz, der vielleicht um mich bekümmert ist!

15. Wien, Montags den 16. October 1848.

Theuerster Vater!

Ich habe Euch hiemit einen kurzen, aber sonderbaren und für uns beide nicht erbaulichen Brief zu übersenden. Ich bin bis heute auch ohne alle Berichte von Euch, und mein ängstliches Nachsinnen, wie es wohl mit Euch stehe, wird nur durch die Hoffnung und die Liebe zu Euch noch aufgeheitert. Zudem bin ich in einer merkwürdigen, ernsten Lage, und habe jetzt kaum Zeit, von Euch Rath zu erholen, da ich ihn eben am höchsten schätzte. Seit den 9 Tagen, die zwischen diesem Briefe und dem letzten liegen, haben hier alle wissenschaftlichen und medicinischen Arbeiten, die so erfreulich im Gange waren, aufgehört, ich habe fast immer auf der Gasse, im Reichstag, im Caffeehaus und am Leichentische mich herumgetrieben, und eine großartige furchtbare Volksbewegung mit angesehen. Der Kampf der Ungarn und Croaten ist zum Partheikampfe auch in Wien geworden, der kaiserliche Hof meint es nicht ehrlich mit den neuen Freiheiten seiner Völker, und diese werden immer grimmiger darüber, je mehr sie sehen, wie sie aneinander gehetzt und betrogen sind. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß das große Kaiserreich, welches nur Metternichs rohe Gewalten zusammengekittet, unter furchtbaren und blutigen Ereignissen in Stücke gehen werde, und wenn je, so stehen wir am Vorabend eines weitgreifenden Krieges. Croaten liegen vor Wien, ebenso viel deutsches Militär; der Fürst Feldmarschall Windischgrätz steht nur wenige Stunden von den Thoren; und innen? herrscht nicht Mord und Gewaltthat, wie die Hofparthei in die Welt hinauslügt, sondern Ruhe, Ernst, sicheres Leben, aber auch furchtbare Bewaffnung, tägliche Rüstungen zur allfälligen Gegenwehr. Wenn der flüchtige Kaiser nicht bald zum Frieden hilft,

so muß es hier zu einem gewaltigen Losschlagen kommen, und zwar sind auf der einen Seite: die großartig gerüsteten Wiener und einiges Militär; auf der andern: Jellachich mit seinen Croaten, General Auersperg mit großen Streitmassen, und nahe dabei der gefürchtete Bändiger Prags: Fürst Windischgrätz. Diesen im Rücken aber steht eine starke ungarische Armee, welche dieses Mal für Wien und gegen den Hof kämpft. Bringen die Telegraphen diesen Abend nicht bessere, versöhnlichere Berichte vom Kaiser, so werde ich morgen um 6 Uhr Wien verlassen, begleitet von zwei Schweizern (worunter der junge Zehnder) und mehreren Deutschen, die das gleiche Schicksal mit mir theilen, daß ihre practischen Studien in eine so unglückliche Zeit gefallen.

Lieber Vater, — es war nicht Laune oder Eigensinn, daß ich nach Wien gegangen. Ich wußte, was ich haben mußte, und da haben konnte, ich wußte, daß eine kleinere Universität mir die nöthige geburtshülfliche Bildung, sowie manche andere Zweige, nur schlecht oder langsam geben konnte. Jetzt sind sogar meine hiesigen Lehrer zerstoben. Die einen haben ihre Familien aufs Land gethan, viele andere tragen die Waffen, nur noch die allernöthigsten sind im Krankenhause geblieben. Wir Fremden warteten, so lange noch ein Grund dafür vorhanden war; jetzt aber scheint sich die Sache sehr langsam oder so abzumachen, daß ohnedieß noch lange nicht an wissenschaftliches Leben zu denken ist.

So gehen wir diesen Abend per Eisenbahn nach Prag, wo jetzt alles in gutem Geleise geht! Ich habe bereits Anstalt getroffen, auch dort von meinem Wiener Kreditbrief Gebrauch machen zu können. Prag leistet so viel als Wien, in manchen Dingen mehr. Dennoch entschließe ich mich ungern. Denn wenn hier der Hof nicht siegt, so geht es in Prag auch los, das kann man fast gewiß voraussehen. Und dann? Es wäre allerdings noch passend und gut, von dort nach Halle zu gehen, das man in zwei Tagen erreicht hätte. Allein dort hat man zwar ausgezeichnete Anleitung zur innern medicinischen Praxis, aber nicht für Geburtshülfe. Auch würde ich eher Vagabund als Student!

Hätte ich weder auf Geld noch Publikum gesehen, so wäre ich jetzt gemüthlich auf der Heimreise und würde nächsten Winter mein Staatsexamen machen und dann sehen, was ich anfinge,

jedenfalls später noch für ein paar Monate Wien oder Prag besuchen. Aber es kränkt mich tief der Gedanke, von Würzburg nach Wien und von da heim zu gehen, und in Wien etwa 150 fl. rein verschlagen, vom Unglück geraubt zu sehen. Darum hüte ich mich sehr, vorschnell heimzulaufen. Sowie ich aber einsehe, daß ich in der Fremde noch mehr als dieses verliere und ohnedieß nicht studiren kann, so komme ich in Gottes Namen heim. Ihr müßt es mir mit väterlicher Liebe und Nachsicht verzeihen. Es ist ein Unglück, aber ich bin nicht schuld daran; es sind Hunderte von Studenten im gleichen Schaden an Zeit, Geld und Bildung wie ich jetzt.

Ich habe alle meine Sachen gepackt und gehe morgen etwa 20 Stunden von Wien weg. In nähere Umgebung zu gehen ist nicht rathsam, lieber bleibt man dann ganz darin. Sehe ich dann, daß Wien nach kürzerer Zeit wieder ruhig ist, oder daß man nach Prag gehen kann, so ziehe ich ohne weiteres hin. Geht keines von beiden, so ziehe ich einen kleinen Verlust einem noch größern vor, und komme nach Hause.

Es thut mir sehr wehe, nicht mit Eurem guten Rathe handeln zu können, allein Ihr seht wohl selber ein, daß man bei dringenden Umständen nicht zehn Tage auf Antwort warten kann. Ich kann Euch daher jetzt auch keine Adresse geben. Was ins Krankenhaus kommt, kann ich schon noch erlangen, weitere Correspondenz bleibt für die nächsten 14 Tage schwer. Uebrigens bin ich ganz gesund und wohl, und stehe unter dem besondern Schutze des schweiz. Gesandten Dr. Kern, an welchen Zehnder empfohlen ist. Er hat uns auch bisher immer den Rath gegeben, noch hier zu bleiben. So viel für dieses Mal. Vermuthlich habt Ihr meinen letzten Brief auch Herrn Arbenz mitgetheilt, und ich bitte Euch, ihm auch gelegentlich von mir Nachricht zu geben. Ich muß Euch, theurer Vater! mehr als je bitten, bei dieser Geschichte nicht ungeduldig zu werden, aber ich kann rein nichts dafür, und konnte dieser Stadt oder doch diesem Staat nicht ausweichen, wenn ich meine Zwecke im Auge hatte. — Gott mit Euch! Grüßt mir meine theuren Brüderchen!

Mit wahrer Liebe und Hochachtung Euer dankbarer Sohn

J. Laurenz.

16. Den 22. October 1848, Sonntag abends.

Theurer Vater!

Und noch in Wien, trotz meines letzten Schreibens, in welchem ich Euch mein Vorhaben meldete, fortzugehen. Ich ging nicht, und bin deſſen froh. Jetzt komme ich eben aus der innern Stadt, wo ich mit einigen Schweizern zuſammentraf. Unter dieſen war auch ein Enkel des alten Herrn Regierungsrath N . . ., welcher die ſchwarze Feder auf dem Hute trägt, und deſſen gewaltiger Krummſäbel den Streiter aus der akademiſchen Legion verkündet. Dieſe Schar, ſehr an Menge geſchmolzen, aber mächtig geworden durch Muth und Anſehen, behauptet auch jetzt eine wichtige Stelle in Wien, das gegenwärtig nahe an 90—100,000 Bewaffnete in ſeinen Mauern beherbergt, obſchon ein großer Theil der Nationalgarden nach den Ereigniſſen vom 6.—7. Oktober ihre Vaterſtadt verließen. Es ſollen nämlich 24—25,000 Familien ausgewandert ſein, und benachbarte Städte, beſonders Baden, von Wienern wimmeln. Dagegen ſind vor mehreren Tagen Nationalgarden von Brünn den Wienern zu Hülfe gekommen. Die verſchiedenartigſten Menſchenalter und Klaſſen, die bunteſten Anzüge und Uniformirungen treiben ſich auf den Straßen herum, nur das Eine iſt Allen gemeinſam, daß ſie möglichſt ſtark bewaffnet ſind. Dort hält eine Abtheilung Nationalgarde Wache bei einem Thor, von dem nur der eine Bogen benutzt werden kann, in den andern lodert ein luſtiges Wachtfeuer, um welches Garden und Arbeiter ſitzen und ſchmauchen: in der Ecke des Thorweges dehnen ſich auf einem großen Strohlager die Abgelöſten in behaglicher Ruhe. An einem andern Poſten ſind es meiſtens Arbeiter, Mitglieder der, nach dem 7. Oktober gebildeten und aus dem k. k. Zeughaus bewaffneten Mobilgarde, welche den Wachtdienſt thun; die einen bitten den Vorübergehenden um eine kleine Gabe für Verwundete, andere ſtimmen einen gemüthlichen Geſang an, dem in etlicher Entfernung eine Menſchenmenge zuhört. Die zehnte Stunde ſchlug eben, als ich dieſen Abend mit meinen Gefährten aus der innern Stadt kam. Da tönte es von einem Thor zum andern und von einem Wachtpoſten zum andern bis an die Linie, die Wien umſchließt: „Schildwacht paß' auf!"

Dieſer Ruf, wie er um die ganze Stadt ſich ſchlang und dann aus den Vorſtädten wiederhallte und endlich gegen die Linie hin erſtarb, kam mir vor wie der Geiſt dieſer ganzen Bewegung, der ſich nachts erhob und Heerſchau hielt. Wie die einzelnen Stadtthore mit Wachen beſetzt und mit Kanonen geſpickt ſind, ſo wurden auch die Linien befeſtigt. An ſich ſind dieſes nur niedere Wälle mit Gitterthoren, welche ſich um alle Vorſtädte herumziehen und 8—10 Stunden lang ſind, aber ſie werden wichtig, weil man dort gute Punkte genug hat, den Eingang mit Geſchützen zu beſtreichen. So ſieht jetzt dieſe ſonſt ſo fröhliche Stadt, die noch in den erſten 8 Tagen, als ich ſie ſah, ein ſo heiteres Ausſehen darbot, ernſt und düſter drein, aber es geht ruhig und geſetzlich her, Perſonen und Eigentum ſind noch ſo ſicher als je. Draußen, vor den Linien, lagen ſchon ſeit dem 7. Oktober die Truppen des General Auerſperg, welcher ſich nach jenen Vorfällen aus der Stadt hinausgezogen. Etwa am 14. Oktober kam auch der Ban von Croatien, Jellachich zu ihm, urſprünglich zum Kriege gegen Ungarn, nachträglich aber auch gegen Wien beſtimmt. Croaten, Polen und Deutſche umſchließen Wien wie eine Zange, die ſich täglich enger ſchließt, und einen Ausweg um den andern ſperrt, eine Zufuhr nach der andern abſchneidet, ſo daß die Lebensmittel ſchon merklich ſeltener und theurer werden. Man glaubte anfangs, dieſe Armee ſei nur beſtimmt, Wien zu cerniren, zu umlagern, auszuhungern, bis zur allfälligen Uebergabe. Nun erſcheint heute eine Proklamation des Feldmarſchalls Fürſt v. Windiſchgrätz, der Wien Anarchie und Greuel vorwirft, und erklärt, Ruhe und Ordnung um jeden Preis wieder herſtellen zu wollen. Er hat zu dieſem Zwecke böhmiſche und polniſche Regimenter, und viel ſchweres Geſchütz mitgebracht, verkündet der Stadt Standrecht, Unterordnung der Zivilbehörden unter die militäriſchen Befehle, und räth den fremden Geſandten, die Stadt zu verlaſſen. Morgen ziehen ſie ab, und ich finde jetzt keinen Grund mehr, länger dazubleiben. Aber wohin gehen? Dieſe unerwartete Proklamation von Windiſchgrätz hat ungeheures Aufſehen gemacht, im Ganzen aber viel mehr ermuthigt als abgeſchreckt.

Montag d. 23. Oct. Die Eiſenbahn nach Prag iſt auf

weite Strecken hin aufgerissen, alle Linien sind gesperrt, es kommt Niemand mehr fort. Sturmläuten, Generalmarsch, Kanonendonner, Rauch und Lärm außerhalb dreier Vorstädte. Die Entscheidung scheint nahe. Die Aufregung steigt, die Bewaffneten mehren sich, besonders die des Mobilen Corps, welches aus der Arbeitermenge besteht, die sich schon am 6.—7. Oct. durch ungeheure Todesverachtung und Tollkühnheit hervorgethan. Es sind meistens der Waffen unkundige Leute, die feindliche Kanonen, wenn auch mit großem Verluste, mit Bajonettangriff, im Handgemenge, genommen haben. In der Nacht vom 23. auf den 24. erhob sich Sturmgeläute, Lärm und Tumult in allen Straßen (sogar in der äußerst ruhigen Wikenburgstraße, in der ich jetzt wohne), es erschallte der Ruf: „Auf, auf, der Feind ist da!" Der Generalmarsch raste wie besessen auf und ab. Nach 2 Stunden war es wieder ruhig. Es war ein Vorpostengefecht gewesen.

Dienstag d. 24. Oct. Ich fahre fort mit meinem Berichte, von dem ich nicht weiß wie und wann ich ihn beendige. Von hier wegzukommen ist trotz des vom Platzkommandanten unterzeichneten Geleitscheins lebensgefährlich, weil die an den Linien postirten Mobilgarden Jeden der hinausgeht für einen Spion nehmen. Die Gesandten waren buchstäblich die letzten, die noch hinauskamen, und unser schweiz. Gesandte war vielleicht etwas zu wohlgemuth, als er uns Schweizern noch vorgestern zum Dableiben rieth. Und solchen Umständen halten wir Schweizer und die übrigen fremden Mediciner etwas zusammen und erwarten getrost den ungewissen Ausgang der Dinge, machen nebenbei die Krankenbesuche im allgem. Krankenhause mit, welches mit seinen vielen freundlichen Höfen wie eine stille Insel in dem brausenden, kriegerischen Leben dieser Weltstadt daliegt. Zudem wächst die Zahl der Verwundeten mit jedem Tage, da sehr häufig Vorpostengefechte stattfinden. Die Lebensmittel schlagen täglich sehr auf, und heute haben viel mehr als die Hälfte der hiesigen Brunnen zu laufen aufgehört, weil das Militär eine große Wasserleitung nahm und unterbrach. Die Stadt ist seit gestern Abend auch vom General (Platzkommandanten von Wien) Messenhauser in Belagerungszustand versetzt worden. Seit acht Tagen darf keine Glocke mehr geläutet werden als zum Sturm; Gottes-

dienſt und Leichen gehen ſtill vor ſich. Alle paar Stunden tönt der einförmige Generalmarſch durch die Straßen. Wie die Lebensmittelnoth größer wird, werden die Gemüther unzufriedener, uneins; die einen werfen es dem Oberkommando vor, daß man nicht den General Auersperg angegriffen, als er noch allein war; die andern wollen ſich nicht mehr lange „vergeblich" vertheidigen, während andere vom Verzweiflungskampfe und von Ausfällen reden. Die Mobilgarde muß der Gemeinderath beſolden (25 Krzr. Münz per Mann), die Stadt- und Staatskaſſen werden ungeheuer in Anſpruch genommen, und der Reichstag, welcher aus Noth ſich zu einer vollziehenden Behörde gemacht, während er nur Verfaſſungsrath ſein ſollte, verliert an Kraft, wenn auch nicht an würdiger Haltung und redlichem Willen für die Völker und für das Kaiſerhaus. Vor dem letzten Zahltage waren noch 220 Mitglieder anweſend, nach dem Zahltage noch 197. Wenn der Reichstag nur noch zwei Mitglieder verliert, iſt er nicht mehr beſchlußfähig. Schon jetzt müht er ſich vergeblich ab mit Deputationen und Zuſchriften an den Kaiſer, mit Manifeſten an die öſterreichiſchen Völker und mit Proteſtationen an Windiſchgrätz. Dieſer hat vom Kaiſer, der jetzt in Olmütz iſt, unbedingte Vollmachten erhalten und erklärt, daß er den Reichstag in ſeinem gegenwärtigen executiven Auftreten gar nicht anerkenne, ſondern nur den Gemeinderath von Wien. Dieſer Gemeinderath iſt etwas größer als unſer Großer Rath und befindet ſich jetzt in einer mehr als peinlichen Lage. Hält er es mit der Mehrzahl der Wiener, ſo wird er bei Windiſchgrätz böſe ankommen, dem er doch nicht entrinnen kann; hält er es mit dieſem, ſo iſt er vor der Volkswuth nicht ſicher. Dieſen Abend erließ Fürſt Windiſchgrätz, der nahe bei Wien liegt, eine Proklamation, in welcher er fordert: 1. Vollſtändige Uebergabe der Stadt und Entwaffnung aller bewaffneten Corps und Auslieferung der Waffen. 2. Auflöſung aller bewaffneten Corps, beſonders der akademiſchen Legion. 3. Auslieferung einiger ſpäter zu bezeichnenden Männer. 4. Während des Belagerungszuſtandes Suspenſion der öffentl. Blätter. 5. Ausweiſung der Fremden, die nicht hinlängliche Päſſe haben. 6. Schließung aller Vereine. Dazu gibt er 48 Stunden Zeit; dann werde er „die energiſchſten

Maßregeln ergreifen" und die seinen Forderungen Zuwiderhandelnden standrechtlich bestrafen. Diese Bedingungen nun sind so, daß sie kaum, ja fast gewiß nicht angenommen werden. Dann wird es auf Donnerstag den 26. zu einem furchtbaren Kampfe, vielleicht selbst zu einem Bombardement kommen. Gott weiß, wie diese fürchterliche Spannung sich lösen wird. Schon am 6.—7. Oktober sind viel mehr Opfer gefallen, als in unserm ganzen Sonderbundskriege, und wenn es mit Windischgrätz zum Schlagen kommt, wird es noch viel blutiger hergehen. Ich fürchte nicht für mein Leben, denn ich bin fremd und kann nöthigenfalls im allgemeinen Krankenhaus Zuflucht finden, aber es ist mir bange, diese schöne, prächtige Stadt mit ihren vielen Einwohnern einem so harten Lose entgegengehen zu sehen, nochmals den Anblick so vieler Todten, vielleicht auch wieder den des Brandes und des Straßenkampfes aushalten zu müssen. Wir wollen hoffen; und zwar ruht die größte Hoffnung nicht auf den Reichsdeputirten von Frankfurt, noch auf den vielen Deputationen an den Kaiser, sondern nur auf Gott, der allein noch helfen kann. Ich ende diesen Tagesbericht, denn es finden sich eben zwei Schweizer und ein Deutscher auf meinem Zimmer ein, und wir halten an den düstern Abenden auch zusammen wie sonst an den froheren.

Mittwochs den 25. Die ganze Nacht hindurch lebhaftes Kanonenfeuer an der Nußdorfer Linie; übrigens war es in der Stadt ruhig. Feindliche Wachtfeuer zündeten gewaltig in die Stadt herein, es war wie ein Nordlicht am Himmel. Den Tag durch drei Mal Generalmarsch und Sturmgeläute; allein man macht sich nicht mehr so viel daraus; man hat sich gewöhnt, und erwartet überdieß auf morgen den Hauptschlag. Es werden überall gewaltige Barricaden aus Pflastersteinen und Erde erbaut. Ich besuchte noch mehrere Stadttheile. In der Leopoldsstadt z. B. ist da, wo die prachtvolle Jägerzeil in den Prater ausläuft, eine ungeheure halbmondförmige Barricade, mit 8 Kanonen gedeckt. Dahinter ist ein ganzes Feldlager und eine Menge Bewaffneter aller Art, die Stadtthore sind wieder verbarricadirt, man sieht wenig Bewaffnete herumgehen, die ungeheure Mehrzahl steht an den Linien, die ihrer Ausdehnung wegen schwer zu

vertheidigen sind, und die andern nehmen ihre Posten in der Stadt ein. Auch hat Messenhauser und Gerneral Bem ein Lager im Schwarzenberg'schen Garten errichtet. Von Ergebung an Windischgrätz war heute keine Rede. Auch verzichtete man gänzlich auf die Hülfe der Ungarn, welche man schon sehr oft und längst erwartet hatte, die aber in kühnen Versprechungen glücklicher scheinen als in Thaten. Am Abend röthete ein ungeheures Feuer den Himmel, es war ein allgemeiner Belustigungsort, das Universum, welches ganz niederbrannte. Die Nacht auf den Donnerstag verlief ziemlich ruhig.

Donnerstag den 26. begann schon frühe der Kanonendonner, der sich in Kurzem rund um die Stadt zog, jetzt schwieg und dann wieder auf den verschiedensten Seiten zu brüllen begann. Die kaiserl. Truppen ziehen sich zurück und es wird wahrscheinlich auf ein Bombardement hinauskommen. Gestern waren zwei Deputirte bei Fürst Windischgrätz, allein vergebens, weder die Wiener noch er wollen von ihren Forderungen abgehen, nur zum dritten Punkte bemerkte er, daß er nur den polnischen General Bem, den ehemaligen ungarischen Staatssekretär Pulsky und den Dr. Schütte verlange. Hie und da fliegen auch schon Kugeln in die Straßen, selbst in die Höfe des Krankenhauses, zum großen Entsetzen der armen Leidenden. Eine Menge Leute, auch Fremde, werden von der mobilen Garde aufgefaßt und zum Mitkämpfen gezwungen. Es werden förmliche Hausdurchsuchungen gehalten. Ich wurde bisher noch nie angefragt. Diesen Abend brannte eine Zuckerraffinerie vor der Stadt, es war eine ungeheure Feuersbrunst, und die Flammen vom Kalk und Zucker blutroth gefärbt.

Freitag d. 27. Oct. Auf heute erwartete man sehr viel, hörte den ganzen Tag Kanonendonner an den Linien, oft sehr nahe an den Vorstädten. Es langten wieder viele Schwerverwundete an und die Zahl der Todten mehrt sich. Am Abend haben die Wiener eine Dampfmühle, welche 1½ Millionen kostete, in Brand gesteckt, um eine Abtheilung Croaten, die sie besetzt hielt, herauszubrennen. Diese Brände alle Abend geben dem ganzen Schauspiel einen noch weit ernsteren Anblick. So viel heute geschossen wurde, so wenig kam eigentlich zu stande.

Der Abend verlief sehr still und öde, es war als sei diese ungeheure Stadt ausgestorben. Alle gewölbten Keller sind voll Effekten; auch mein Koffer liegt im Keller. Die ganze Nacht war todtenstill. Die große Feuersbrunst leuchtete ganz unbeachtet in das Dunkel hinaus.

Samstag d. 28. Oct. Morgens in der Frühe Nebel, wie gewöhnlich. Sobald es (gegen 10 Uhr) helle wurde, begann das lebhafteste Kanonenfeuer, und zwar rings um die Linie, auf allen Seiten. Man hörte selten Gewehrfeuer, immer Kanonen. Da das allgem. Krankenhaus nahe an der Hernalserlinie liegt, so flogen viele Kugeln über und in dasselbe. Ich sah wenigstens 20 außen am Spital fallen, welche ein Weibchen noch warm zusammenlas und den Wiener Kanonieren brachte. Mehrere Granaten zersprangen hinter dem Krankenhause und tödteten, wen sie in der Nähe trafen; eine platzte hart über einem Fenster des Krankenhauses, daß in der ganzen Gasse wenigstens 100 Fenster vom Knall zersprangen. Es fehlte ein Raum von 2 Zoll und die Granate hätte einen ganzen Saal chirurgisch Kranker getödtet. Der Donner des Geschützes schwieg erst mit einbrechender Dunkelheit. Aber wie ist diese erhellt! Seit Mittag brennen die großartigen Holzmagazine von Wien, jetzt auch noch der Prater mit seinen Dutzenden von Lust- und Wirthshäuschen, der Augarten mit seinem lieblichen Palästchen, der Nordbahnhof brennt fürchterlich, die Südbahn brennt, kurz, soweit ich von der Alservorstadt den ungeheuren Umfang der Stadt überblicke, sehe ich im Hintergrunde, 1/4 bis 3/4 Stunden entfernt, Feuer, und man kann 7 bis 8 große Feuersbrünste unterscheiden. Der Himmel ist blutroth von der niederstrahlenden Glut. In der Nacht ist wieder alles totenstill. Die Ungewißheit über alles, was eigentlich geschehen, ist erdrückend. Ich weiß nur, daß die kaiserlichen Truppen an unserer Linie (der Hernalser) nicht hereingekommen sind, aber wie es sonst steht, weiß Gott. Die ungeheuren Brände weissagen wenig Gutes, es mag stehen wie es will.

Sonntag den 29. Oktober. Jetzt erfahren wir die Bedeutung des gestrigen Tages. Auf der Hernalser Linie wurde nur ein Scheinangriff gemacht, dagegen brach die Hauptarmee vom Prater aus in die Leopoldsstadt, welche sehr gelitten haben

ſoll. Der koloſſale Odeon-Saal und manches andere iſt abgebrannt. Ebenſo kam die Armee durch die Vorſtadt Landſtraße, und in die, der Alſervorſtadt nahe „Roſſau“. Dieſen Morgen erklärte der Platzkommandant Meſſenhauſer, daß er nur noch für 4 Stunden Munition habe, und es unter dieſen Umſtänden nicht über ſich bringe, länger fortzukämpfen. Eine Deputation an Windiſchgrätz willigt in deſſen ſtrenge Bedingungen ein; Wien hat dieſen Kampf verloren. Zwar iſt die innere Stadt, die Vorſtadt Wieden, Joſephsſtadt, Alſervorſtadt und andere noch nicht beſetzt, aber ſchon flattert auch in der letztern die weiße Fahne allenthalben. Als der polniſche Flüchtling, General Bem, „der Sieger von Oſtrolenka“, der hier die Mobilgarde befehligte, ſah, daß Alles verloren ſei, machte er ſich dieſen Morgen davon, um ſein Leben zu retten. Heute haben wir zum erſten Male Anarchie, allgemeine Verwirrung in Wien. Es erſcheint kein Tagesbefehl von Meſſenhauſer und keiner von Windiſchgrätz; die Einen ſtreichen ohne Waffen herum und die Andern rüſten ſich aufs Neue; überall ſtehen Gruppen beiſammen, Verwirrung, Abſpannung, Gerüchte ohne Ende, Fluchen über die entwaffneten Vorſtädte, Mißtrauen gegen die Führer, Pläne der Rache und des Verzweiflungskampfes, Trauer, und verſtohlene Freude über dieſe unerwartete Wendung der Dinge nimmt man überall wahr. Nachmittags wurden plötzlich alle weißen Fahnen wieder eingezogen, es erſchien ein Placat, worin das Herannahen der Ungarn mitgetheilt wurde. Der Abend brach herein, ohne daß ſich das Gerücht bewies, nur ſchien der Umſtand dafür zu ſprechen, daß ſich das Militär aus einzelnen Vorſtädten wieder zurückzog, in anderen wenigſtens nicht vorrückte. Die Nacht verging ziemlich ruhig, nur hörte man an mehreren Punkten noch häufige Kanonenſchüſſe, die bei der ſtarken Dunkelheit ohne alle Bedeutung waren und mit zu dem „unnöthigen Plänkeln“ gehörten, welches der Platzcommandant Meſſenhauſer wegen Mangel an Munition in letzter Zeit noch bei Todesſtrafe verboten hatte.

Montags den 30. Oct. Dieſer Tag veränderte die Lage Wiens nach innen gar nicht, nach außen ungeheuer. Es hatte geſtern Abend geheißen, die Ungarn rücken unter Roga mächtig

heran, dann auch noch: es kommen 7000 steiermärkische Schützen und endlich: sogar der Landsturm sei im Anzuge. Es fand nun wirklich bei Kaisersebersdorf, 1 Stunde von hier, ein Treffen zwischen Windischgrätz und den Ungarn statt, in welchem diese jedoch sehr geschlagen wurden. Es sollen beiläufig 20000 Mann gewesen sein.

Dienstags den 31. Oct. Wie sich die Morgennebel zerstreuten, begannen die Operationen gegen Wien wieder. Die Vorstädte, das war klar, konnten sich nicht mehr halten, sogar die Wieden legte ihre Waffen nieder. Anders ging es in der innern Stadt. Ich war am Vormittag noch drin und sah ein Leben und Treiben, wie ich es wohl nie wieder sehen werde. Alles wogte und drängte und stürmte durcheinander, man stand zusammen, disputirte, rückte mit Waffen aus, legte Waffen nieder, verwünschte bald Messenhauser bald Windischgrätz. An den kaum geöffneten Thoren war ein Drängen ohne Ende, Gepäck wurde hineingetragen, herausgeschleppt, je nachdem es einem Jeden räthlich schien. Die Nationalgarde wollte sich in die Nothwendigkeit fügen, die Mobilgarde, unter keinem direkten Commando stehend, wenigstens keinem ganz gehorchend (außer dem General Bem, wenn er einen Handstreich versuchte), war zum hartnäckigsten Widerstande entschlossen. Ich machte mich wieder hinaus, als ich merkte, daß man die Spitze des St. Stephansthurmes wieder durch den Nebel erkennen konnte, und nicht lange nachher wurde auch das letzte Thor geschlossen, die innere Stadt hatte sich wieder abgesperrt. Gegen Mittag hört man lebhaften Kanonendonner von der Wieden und einigen andern Vorstädten, endlich ergaben sie sich. Nachmittags um 2 Uhr sprengten zwei croatische Dragoner durch die Alservorstadt, um sich von ihrem Zustande zu überzeugen. Ueberall flatterte die weiße Fahne, die Recognoscirenden fanden keinen Widerstand. Anders ging es, als das Militär durch das Burgthor in die innere Stadt ziehen wollte. Zweimal wurde die weiße Fahne von der Nationalgarde aufgepflanzt, und beide Male wieder von der Mobilgarde heruntergerissen. Es entspann sich ein lebhaftes, ja ein scheußliches Feuern. Das Militär hatte an den kaiserlichen Stallungen denselben Posten genommen, von dem einst Napoleon Wien bombardirte, die

Mobilgarde, sowie die früher übergegangenen Soldaten und mehrere Studenten hatten sich auf und neben dem Burgthor, den Gegnern gegenüber und ziemlich nahe, mit schwerem Geschütze und Stutzern aufgestellt. Von 2½ bis nach 5 Uhr schwieg das Geschütz kaum für eine Minute, und dann brachen wieder ganze Pelotonfeuer von Kartätschen und 12—18-Pfündern los. Der Widerhall in der Stadt und den Vorstädten war fürchterlich. Die Scheiben klirrten noch in entfernten Häusern, der Boden zitterte, ich kann das Brüllen und Krachen nur mit dem stärksten Wetterschlage vergleichen, bei dem die Erde zu bersten scheint. Gegen 4 Uhr schon schwirrten die Congreveschen Brandraketen in die Stadt. Feuer fing hart neben der k. k. Burg. Nicht lange, und die Flamme brach wild und wallend aus dem Gebäude hervor. Die große Bibliothek, das Naturalienkabinet mit seinen werthvollen und seltenen Thieren, auch das herrliche Mineralogische Kabinet, an welches der berühmte v. Mohs sein ganzes thatenreiches Leben und sein Genie verwandt, die Augustinerkirche, ein Theil der kaiserlichen Burg selber, kurz viele und große Schätze der Wissenschaft und Kunst wurden ein Raub des Feuers. Das Militär drang endlich gegen 6 Uhr in die Stadt, aber der Brand wüthete immer noch fort. Ich sah ihm noch Nachts um 11 Uhr zu, er war um nichts kleiner, trotz aller Löschversuche. An sich war es eine großartige Feuersbrunst, aber der Gedanke, daß der Bürgerkrieg sie veranlaßt, das Bewußtsein, daß so zahllose und unersetzliche wissenschaftliche Schätze zu Grunde gegangen, und die Furcht vor den Folgen, welche dieser Brand des Kaiserhauses für die Völker haben möchte, erfüllten mich mit Schreck und Schmerz.

Die Nacht verging übrigens ruhig. Das Militär bezog viele Posten in der Stadt, andere waren noch nicht genommen. Wien von den Oesterreichern bombardirt! Wer hätte daran gedacht!

Mittwoch, den 1. November. Das Militär ist auch in die Alservorstadt eingerückt. Die ganze innere Stadt ist heute abgesperrt, sogar auf das Glacis kann man nicht mehr gehen. Gegen die Stadtthore sind noch viele Batterien grobes Geschütz gerichtet, und ein Theil des Heeres bivouakirt bei allem Wind und Wetter auf dem offenen Glacis. Es sollen sich Arbeiter und Studenten auf der Universität verschanzt haben, und sich Amnestie

erzwingen, oder sich im letzten Verzweiflungskampfe aufreiben lassen wollen. Daher diese Maßregeln. Daher wird auch der Brief, den ich heute für Euch auf die Post gegeben, nicht abgegangen sein. Ich enthalte mich jeder Bemerkungen über die Vorfälle, weil sie mir noch zu nahe sind, als daß ich ein richtiges Urtheil darüber fällen könnte. Wien sieht heute schmutzig, unordentlich, unfreundlich aus; der Regen, die schlechten Wege über das aufgerissene Pflaster und an den halbzerstörten Barricaden vorbei, und die Abspannung nach so langer und starker Aufregung, machen diesen Tag sehr düster. Ich habe heute im Leichenhofe 220 Leichen gezählt. Es sind nur Bürger und Arbeiter, das Militär hat seine Gefallenen nicht hier. Die Vorstädte sind heute wieder ruhig, in wenigen Tagen wird es wohl auch die innere Stadt sein. Man geht dann, die Spuren des Krieges gemächlich anzuschauen, die 20000 ausgewanderten Familien kommen wieder, und man kann dann wieder schreiben: „Wien ist ruhig." Oberflächliche Behauptung!

Donnerstag den 2. November. Noch gehen keine Briefe ab, noch ist die innere Stadt hermetisch abgeschlossen, das Geschütz hat zu krachen aufgehört, aber der Kreislauf der Geschäfte geht noch nicht seinen Gang. Da sich die Hartnäckigsten und Entschlossensten von der akademischen Legion und der Mobilgarde noch zuletzt in der innern Stadt vertheidigten, hat man dieselbe gleich nach der Einnahme abgeschlossen, um Keinen zu verlieren, den man etwa suchen möchte. Nach officiellen Mittheilungen soll der Brand in der Burg mehr die Dächer und Kuppeln als die werthvollen Sammlungen betroffen haben. Die Vorstädte, so weit ich sie heute sah, gewähren einen höchst unfreundlichen und unordentlichen Anblick. Es regnet den ganzen Tag heftig, und die vielen Stellen, wo das Straßenpflaster zu Barricaden aufgebrochen wurde, sind jetzt wahre Pfühle und Lehmgruben zum Versinken. Die Alservorstadt bekam glücklicherweise wieder deutsches Militär, die etwas weniger beliebten Croaten scheinen der Stadt aufbehalten zu sein.

Freitags den 3. Nov. Heute besuchte ich nach den Spitalvisiten die benachbarte Leopoldsstadt, welche von den letzten Kämpfen fast am härtesten mitgenommen ist. Die Jägerzeil,

eine der schönsten Straßen Wiens, sieht ganz infam aus. Selten sieht man noch ein ganzes Fenster, die meisten Häuser sind mit Kugeln oder ihren Spuren wie gespickt, ganze Ecken und Fensterpfosten sind weggerissen, Balkone herabgeschossen, Säulen entzwei, und am Ausgange gegen den Prater, wo die Hauptbarricade war, sind die beiden angrenzenden Eckhäuser so verbrannt und verbombardirt, daß sie mit klaffenden Rissen den Einsturz drohen. Auf den halbabgetragenen Barrikaden lagern noch einige Compagnien, und mehrere Zwölfpfünder bitten um Ruhe und ordentliches Betragen. Wer in die innere Stadt hinein oder zu den Linien hinaus will, muß sich erst beim betreffenden Militärcommandanten einen Passirschein holen; wer an einer Zusammenrottung von mehr als 10 Leuten theilnimmt, kommt vor Kriegsgericht u. s. w. Auf diese Art wird ein äußerst solides und eingezogenes Leben sehr erleichtert, nur glaubt man kaum mehr, in Wien zu sein. Es ist jetzt hier langweilig und düster, kurz eine Zeit, die mich sehr einladet, bald einmal ein Logis im Gebärhause zu nehmen und dort in einem 8—10 wochenlangen Curse nur dem Handwerk zu leben.

Ich höre auch soeben, daß morgen wieder Briefe abgehen, und freue mich herzlich, daß Ihr nicht noch länger unnöthige Sorgen um mich haben müßt. Wie gerne hätte ich Euch schon früher aus der Ungewißheit gerissen, allein es war rein unmöglich, man saß hier wie in der Hölle fest, und kein Laut, keine Zeile drang über die Kluft, die zwischen der übrigen Welt und Wien lag.

Ich hoffe, Ihr bekommt meinen ersten Brief, der wohl heute schon abging, zwei Tage vor diesem, und bitte Euch nochmals um baldige Antwort.

Sendet doch gütigst den inneliegenden kleinen Brief an Dr. Niederer, und grüßt mir die H. Herrn Pfarrer, Arbenz, Roth, Sonderegger und Dr. Custer freundschaftlichst, sowie auch die übrigen werthen Freunde, die meiner gedenken!

Ebenso meine herzlichen Grüße den lieben Brüderchen, Euch, theuerster Vater, von Euerm dankbaren Sohne

J. Laurenz.

An seine Frau. (Nr. 17—25.)

17. Genf, den 5. September 1882.

Meine Liebe!

Pasteur, der weltberühmte Entdecker der ganzen jetzigen Gährungs-, Ansteckungs- und sonstigen Bakterien-Theorie, der Vorläufer Listers, liest soeben in dem zum Erdrücken vollen Saale der Universität Genf: unter Hunderten grauer und sonst noch weiser und gelehrter Häupter, sitzen auch wissensdurstige Damen; ein Haufen Barbaren schleichen sich wieder hinaus, um mit weniger Schweiß den Vortrag später gedruckt zu lesen — und unter diesen bin leider auch ich.

Die Congresse[1] sind alle gleich: Schaustellungen, nebenbei aber auch höchst werthvolle Berührungspunkte für alle möglichen geistigen Interessen. Ich trank gestern Abend mein Bier in einem Kreise der größten deutschen Gelehrten: Börner, Hirsch, Koch!, Pfeiffer, Guttstadt, Eulenberg und Varrentrapp; ich traf viele schweizerische Freunde und besuchte nachher mit diesen die amtliche Réunion im foyer du Théâtre. Etwas Königlicheres siehst Du in keiner Residenz. Die Gesellschaft bestand aus wenigstens 400 Mitgliedern und es war mir wohlthuend zu sehen, daß die Deutschen sich auch wieder herbeigelassen. Mein Sprüchlein habe ich heute Vormittag glücklich losgelassen und zu Mehrerem bin ich weder verpflichtet noch gewillt.

Dein Brief von Ragaz hat mir heute mein Essen und meine Stimmung gut gemacht und ich bin Dir sehr dankbar, wenn Du mir bald wieder ein paar Worte schreibst. Ich habe etwas wie ein böses Gewissen, daß ich Dich verlassen. Verheimliche mir nichts! Wenn Du wieder der Massage bedürftest, komme ich sofort zurück und das gerne, ohne ein „Opfer" zu bringen! Unsere Gedanken und Hoffnungen fliegen auf denselben weiten Wegen und nach demselben Ziele! Und wie geht's Bertha und Hansli?

[1] Es handelt sich hier um den IV. internationalen hygieinischen Congreß.

Ich bin gut aufgehoben, wohne mit Ambühl, Curti, Ladame, Kottmann und vielen Bekannten im vollgepfropften Hotel.

Meine herzlichen Glückwünsche zu Deinem guten Zimmer und tausend Grüße. Dein Papa.

18. Rom, Dienstag den 19. Mai 1885.[1]

Meine Liebe!

Wenn Alles richtig gegangen ist, hast Du zwei Telegramme von mir erhalten; ich schließe an diese an und berichte Dir so gut es geht über die Fluth von neuen Eindrücken, welche ich seit Sonntag Morgen erlebt. Unterwegs entdeckte ich Dr. Zürcher, der von Heidelberg nach Nizza zurückfuhr und mit welchem ich, bei prächtigster Beleuchtung, die großartige Gotthardfahrt genoß. In Lugano: Reali, begleitet von Frau und Kind, erstere weinend, letzteres lachend. Die Frau hofft gleich sehr auf meinen Beistand, wie Du auf Realis, wenn etwas schief gehen sollte, wozu es jedoch keinen Anschein hat. An der Zollstation Chiasso ging Alles wie gesungen. Reali sprach ein Wort und die Koffer wurden gezeichnet, geöffnet keiner. In Mailand verließ uns Zürcher und wir fuhren noch bis Genua, um dort ordentlich auszuruhen und die prächtigen Ufer der Riviera del ponente nicht zu verpassen. In Genua war's trübe und regnerisch, wir sahen nichts als das seinerzeit von uns bewunderte Kolumbus-Denkmal, und fuhren morgens 9 Uhr weiter, mit dem Omnibuszuge, überall anhaltend und oft lange, aber zu unserer Freude, denn die Gegend ist malerisch, künstlerisch angelegt, hochinteressant, soweit es 64! zum Theil lange! Tunnels erlauben. Nachmittags Pisa, die alte Universitätsstadt mit dem schiefen Thurme, dem prächtigen Dom, in welchem noch Galiläi's Lampe brennen soll, und mit dem berühmten Lung-Arno. Wir sahen und marschirten uns hungrig und müde, dinirten gründlich und nahmen dann den Nachtzug Rom, in welchem wir, durch Reali's Connexionen, ein Coupé allein be-

[1] Anläßlich der internationalen Choleraconferenz an welcher S. als schweiz. Delegierter teilnahm.

kamen, Fenster und Vorhänge schlossen und dann durch die sumpfigen Ebenen durchrasselten. Wir schliefen ein wenig und als wir uns kehrten, war es 7 Uhr und sahen wir — wenig, aber es war doch Rom. Im Quirinal-Hotel (Quirinal allein heißt der königliche Palast!) waren wir sehr gut aufgenommen und bekamen, bei zu Ende gehender Fremdensaison, recht gute Zimmer. Du könntest Dich freuen, wie gemüthlich wir eingerichtet sind. Nebenbei ist der Hausgang im Stile der Grande Bretagne in Bellagio, der Wirth ein richtiger Zürcher. Nachdem wir gründlich gewaschen und ordentlich angezogen waren, präsentierten wir uns dem Gesandten. Der arme Bavier ist abwesend und Pioda besorgt seine Geschäfte. Er verabredete ein amtliches Pourparler, welches heute Abend stattfinden soll. Dann besahen wir uns Rom von außen: den Königspalast, die Ruinen des Colosseum und der Thermen des Caracalla; sie erinnern mehr an Berge als an Gebäude und ragen wie eine todte Riesenfaust in unsere, kleinere aber nicht schlechtere, Zeit herein. Nachher besuchten wir die Peterskirche, welche wie an Größe so auch an Erhabenheit den Dom zu Mailand noch übertrifft. Bei unserer Heimkehr trafen wir Moleschott, Professor, Senator und sonstige Größe, der uns besuchen wollte und mit dem wir mehrere wichtige Angelegenheiten des Congresses besprachen. „Wie lang wird er gehen?" Genau wie ein Typhus, sagte der Schalk; im Lehrbuche steht drei Wochen, aber zuweilen kommt noch etwas dazu. Nun, wir wollen sehen; in dem Ding sind wir jetzt und müssen suchen, unser Möglichstes zu thun. Ich schreibe dir bald wieder, mit besserer Tinte viel schöner! grüße Dich und unsere Lieben herzlich, bitte auch um Mittheilung meiner Briefe an Klärchen!

Gott empfohlen! Dein Laurenz.

19. Rom, 20. Mai 1885, Mittwoch.

Meine Liebe!

Soeben erhalte ich Dein Briefchen, welches mir in allen Stücken angenehm ist, ganz besonders aber durch die bessern Berichte über Dein Befinden. Ich bitte Dich inständig, daß Du Dich nicht zu Tode arbeitest — ich thue es auch nicht; man lebt

hier „wie ein Chorherr" und der Umstand, daß man ab und zu zu arbeiten hat, macht die Muße noch viel angenehmer. Gestern Abend, es ist hier alles 9—12! waren wir bei Moleschott und haben sehr eifrig disputirt, was ziemlich nöthig ist und wiederholt werden muß. Es sind hier Menschen aus allen Ecken der Erde beisammen. Der feinste ist ein Amerikaner Sternberg, der berühmteste Koch und der fremdartigste Tscheng-Ki-Tong, der Chinese mit lächelndem Gesicht und gewaltigem Zopfe, ein schlauer Mensch, der deutsch, französisch und englisch spricht. Der Mittwoch Morgen war den Merkwürdigkeiten gewidmet, unter welchen die Engelsburg und das Pantheon uns am meisten beschäftigten. Hier ist das Hereinragen einer uralten aber uns wohlbekannten Welt in die moderne Zeit und das großstädtische Treiben so eigenthümlich, daß man immer mit ganz gemischten Gefühlen uud getheilter Stimmung herumgeht. Mittags war feierliche Eröffnung durch den Minister Mancini, dann Wahl des Präsidenten, Senator Adorna, eines feinen aber unbehülflichen Alten, der thatsächlich ersetzt werden muß. Da war Alles — laut Vorschrift — mit solchen Dummheiten beschäftigen sich Erwachsene! im Frack und mit weißen Handschuhen, ganz besonders glänzten Alle mit Orden und Bändern und Sternen, daß es wie ein Juwelierladen aussah, — nur wir Schweizer hatten nichts, gar nichts. Es wird ein schreckliches Französisch gesprochen und ist eigentlich eine Schande, daß so viele gelehrte Häuser oft kaum ein Mittel finden, sich verständlich zu machen. Die Sitzungen sind im Ministerium des Aeußern; prachtvollste Säle, der eine gelb, dann blau, dann rosa, alles in gleichen Farben, die Vorhänge nicht ausgenommen, alles Seide und Damast, für Götter gut genug. Nachher besuchten wir das Parlament, Abends einen uralten Professor und den Leibarzt des Königs. Es ist großartig, was es Einladungskarten schneit; päpstliche und königliche Museen, alles schickt uns seine Einlaßkarten und der Congreß soll in corpore nach Neapel geführt werden, und dort den weltberühmten Golf bewundern — unterdessen gährt es auch bei uns in der Tiefe und wir erwarten schon heute Abend bei Moleschott, wo — nebenbei bemerkt — nichts genossen wird, eine sehr erregte Debatte.

Reali und ich wir wohnen nebeneinander, haben sehr gute Zimmer und fühlen uns in allen Stücken gut aufgehoben, nur die Schreibeinrichtung ist noch schlecht, wie Du siehst. Es soll besser kommen. Meine lieben Rorschacher grüßen mich oft, ebenso Albert, nur Dein Bild fehlt, wenigstens im Album; in der herzlichsten Erinnerung allerdings fehlt es nicht, das darfst Du wissen. Schicke mir Deine Photographie! Tausend herzliche Grüße von deinem J. Laurenz.

Donnerstag Morgen beendigt und abgeschickt.

20. Rom, 2. Juni 1885.

Meine Liebe!

Gestern als ich eben nach Tivoli abreiste, erhielt ich Deinen Brief mit der zweiten Photographie, die ich ebenfalls herzlich verdanke, aber nicht so gut finde wie die erste. Ich habe gern Alles so deutlich wie möglich und liebe darum auch die Profilbilder; zur gegenseitigen Ergänzung sind beide Bilder vortrefflich und beide lieb; sie ruhen bei Clärli & Comp. —

Ueber mein Leben und Treiben ist sehr kurzer Bericht zu geben. Wetter herrlich aber heiß, Befinden vortrefflich, Gesellschaft gut, zu sehen: Vieles, so weit es möglich ist. Wir unterscheiden uns doch von Vergnügungsreisenden und sitzen eine schöne Zeit im Tage, haben auch nachher Commissionen und allerlei büreaukratische Arbeiten. Ich bin jetzt eben im Feuer, der arme Reali aber immer. Du willst eine Schilderung des Diners beim König.

Große mit Seide und Gobelins ausgeschlagene Säle, mit venetianischen Glascandelabern und etwas über 1000 (tausend) Wachskerzen. Alles steht, nach Ländern gruppirt, an der Wand herum, der König kommt und macht den Cercolo (die Runde) und unterhält sich mit Jedem, was bei dem raschen Wechsel von Ländern und Personen keine Kleinigkeit ist. Majestät sprechen nur italienisch und französisch, der Herr ist übrigens sehr leutselig und munter und liebt einen guten Witz — wie man sagt. Wir haben's natürlich nicht probiert. Nach 1½ Stunde Stehen geht die Runde zu Ende und man begibt sich in den Speisesaal, dessen Anordnung und Gesellschaft Du aus der Zeitung kennst, auch das

Menu. Das Service war wirklich prächtig, so schönes Porzellan und Gold sah ich noch selten, jedenfalls niemals so viel. Alle Diener gepudert wie alte Herren, in Scharlachröcken, die Mundschenken aber blau mit Gold, damit man sie besser finde; der Ceremonienmeister als stiller Genius schwebend. Unterhaltung lebhaft nach rechts und links, keine „Volkspauke", alles still wieder auseinander und abermals Cercolo, in welchem der König bis 12 Uhr aushielt und sich alle Möglichen näher aufs Korn nahm, so kam auch ich dran und ließ mir von ihm ein bischen Neapel erzählen. Gestern, Montag, war ein ebenso splendides Frühstück beim deutschen Gesandten Baron v. Keudell, aber nur etwa 12 Gäste. Deutschland thront oben auf dem Kapitol und hat die schönste Stelle von ganz Rom inne; im Garten ragen Palmen und wachsen Orangen, Pfeffer und andere südliche Seltenheiten in üppiger Fülle.

Wie lange wir noch hier bleiben, ist unbestimmt, jedenfalls wirds Mitte Juni, bis ich heimkomme. Bade Du in Ragaz ganz gemüthlich und ordentlich! Im November soll dann Abschluß unserer Verhandlungen sein, wahrscheinlich nur durch die Diplomaten.

Du siehst, ich schreibe schwer und schlecht. Was ich für die Verhandlungen zu schreiben habe, besorge ich in den prächtigen Bureaux des Ministeriums.

Nun Gott befohlen! Grüße unsere Lieben in Rorschach und unsere Freunde zu St. Gallen.

Mit herzlichem Kusse Dein Laurenz.

21. Neapel, Mittwoch 10. Juni 1885.

Liebe Mamma!

Heute Nacht 1 Uhr sind wir auf den Vesuv gefahren und anfangs per Kutsche, schließlich mit einer ganz wandsteilen Drahtseilbahn oben angekommen. Noch 1/4 Stunde über heißen Boden, rauchende Spalten, und wir waren am Krater, so nahe man nämlich ankommen konnte. Der Berg hatte einen „Giorno forte" und warf beständig einen Hagel glühender Steine aus, dann eine Feuersäule und furchtbaren Qualm. Ein frischer Lavastrom fließt

langsam gegen Pompeji herab und leuchtet die ganze Nacht wie rothglühendes Eisen. Das ist eine großartige Wildniß, eine erhabene Hölle da oben. Es waren unser 8, dabei Koch, Reali und Graf Batthyany; wir sind erschüttert und staunend um Mittag heimgekommen. Diesen Nachmittag besuchten wir Pompeji, diese 18 Jahrhunderte begrabene üppige Stadt, die bei ihrer Auferstehung ein so ernstes Gesicht macht. Vieles mündlich und photographlich. Heute bin ich müde und werde nach dem Essen anstatt ins Theater zu Bette gehen und gründlich ausschlafen. Morgen, also am Donnerstag, geht es nach Rom zurück, wo wir noch wenigstens 8 Tage Arbeit haben. Der Himmel ist bewölkt, das Wetter schwül und heiß, ich bin ganz gesund und wohl, freue mich aber trotz Gesellschaft, Arbeit und Genüssen recht herzlich auf die Heimkehr.

Wenn ich nur wüßte wo Du bist! Hoffentlich finde ich in Rom Briefe aus Ragaz.

Dir und unsern Lieben zu Rorschach tausend Grüße!

Dein Laurenz.

22. Wien,[1] Sonntag den 18. September 1887.

Meine Liebe!

Die Karte, mit welcher ich Dir meine Ankunft gemeldet, hast Du wie ich hoffe erhalten und ich will nun versuchen, Dir ein kurzes Bild meines hiesigen Lebens zu geben. Das Hotel ist sehr groß und eine ganze Colonie mit allen möglichen Bequemlichkeiten, deren größte nächsten Donnerstag die Ankunft Schulers sein wird. Am Freitag Morgen ging ich spazieren, um mich zurechtzufinden. Eitles Bemühen! Das alte, mir lieb gewordene Wien tritt ganz in den Hintergrund, man muß es suchen, und da steht eine Stadt, die ebenso gut Paris oder Berlin heißen könnte, und in welcher es sehr langweilig wird, wenn man sich nicht etwas zu thun macht. So habe ich bisher folgende Tagesordnung abgewickelt: Gang durch die ganze Ringstraße mit vor-

[1] VI. internationaler Hygieine-Congreß.

läufigem Angaffen vieler Paläſte und eingehendem Herumlaufen in der Burg, die ſich gleich geblieben und wo ich mit Andacht den edlen Schwärmer Joſeph II. grüßte. Beſichtigung der Schatzkammer, die eben zugänglich war. Haufen von Diamanten, viele Kronen und Scepter, kurz ein Tower Nr. II, nicht geringer! und ein Hohn auf die Landesfinanzen.

Dann Stephansthurm, ohne Schwindel! aber auch ohne Erfolg; der feine Großſtadtnebel umflort alles.

Dann: Allgemeines Krankenhaus; leider wenig verändert; für Joſeph war es eine erhabene Leiſtung, für Franz Joſeph iſt es eine Armſeligkeit.

Votivkirche, Gott gerechter! Hat gekoſtet 26 Millionen Gulden und iſt ſehr ſchön. Um im Gleichen zu bleiben ging ich auch 1 Stund auf die Börſ', wo man nur die Menſchen anlügt. Heidenlärm, eigentlich: Judenlärm. Alles unſere Leut.

Darauf orientaliſches Muſeum. Zum Schluß Rotunde im Prater, Nachteſſen, aber nicht mehr die alte Wienerküche, und guter Schlaf. Zimmer und Bett ſind recht.

Samstag Viſiten mitgemacht bei den Hautkranken und bei den Nervenkranken im allgemeinen Krankenhaus. Dann Beſuch bei Prof. Engel.[1] Seine Söhne (3) ſind in höheren und hohen Stellungen, Fabrik- und Eiſenbahnmänner — keine Aerzte! Er iſt Witwer, ganz allein, kann nicht mehr leſen und ſieht mit Reſignation der Erblindung entgegen. Seine Arbeit iſt jetzt: Vorleſungen zu beſuchen. Er war ſehr herzlich, ganz wie vor 40 Jahren. Ich mußte ihm die Geſchichte aller meiner Mitſchüler erzählen. Grüße Peſtalozzi von Engel und von mir aufs Freundſchaftlichſte!

Abends war ich auf dem Kahlenberge. Auch der iſt anders.

Sonntag: Rudolfsſpital. Der iſt ſchön und des Patrones würdig.

Nachher botaniſcher Garten, dann Belvedere-Gemäldegalerie, dann Blindeninſtitut Hohenwart und zum Schluſſe: Carlsſchüler: Burgtheater. Nun aber wie geht es Dir? Ich bitte um baldigen Bericht; Gott gebe, daß er gut ſei. Mit Gruß und Kuß

Dein Alter.

---

[1] Einſt Profeſſor der Anatomie in Zürich und damals Lehrer Sondereggers.

23. Freitag d. 18. Juli 90.

Meine Liebe!

Ein Tag Helgoland liegt schon hinter mir, es war ein gelungener. Gleich am Morgen entdeckte ich meinen alten Freund Dr. Kummer aus Bern, unsern Mailand-Dom-Dach-Gefährten. Er führte mich in sein Herrenkränzchen: ein Buchhändler aus Leipzig und ein Musikprofessor aus Frankfurt. So sind wir immer zusammen. Nach dem Morgenkaffee, den man im Logis nimmt, geht's auf die Düne, eine Viertelstunde recht schaukelnde Seefahrt, dann ein großartiges Seebäderleben, welches mit einem gehörigen Frühstück endet. Darauf legt man sich in den Sand, reihenweise, gruppenweise, und schwazt, raucht, schläft. Um 2 Uhr Rückkehr und Spaziergänge auf der Insel, welche wirklich schön ist. Ueppiges Grün und wohlgebaute Gärtchen und Felder. Bäume gedeihen nur an Mauern, nicht wegen der Kälte, sondern wegen der Herbst- und Winterstürme. Es windet hier immer, so daß in den zahllosen Gärtchen und Veranden alle Tischtücher festgeklemmt sind. Der Wind ist aber auffallend warm. Das Wasser ist herrlich. Die Einwohner sind ein ruhiger, starkgebauter Menschenschlag, mit prächtigen Zähnen. Den Verkauf an Deutschland nehmen sie sehr ruhig hin; aber daß sich England die Fischerei, N.B. das Haupterträgnis! vorbehalten hat, verbittert sie und macht die hier anwesenden Deutschen voll Ingrimm. Die ganze große Badegesellschaft ist deutsch, so gleichsprachig, wie ich es noch nirgends gehört, jedenfalls nicht in der Schweiz. Alle Straßennamen sind englisch, und vor dem schönsten Hause, dem des Gouverneurs, weht die englische Flagge, das ist alles was noch nicht deutsch wäre. Auch die kleine Villa Eugenie ist mit deutschen Familien besetzt, worunter viele Kinder. Mein Zimmer geht in den Garten, eine Art Engadiner Garten, und auf das Meer. Der Leuchtthurm ist mein riesiges Nachtlicht, stört aber gar nicht. Die ganze Einrichtung ist klein aber sauber und behaglich; kurz, ich bin sehr gerne hier und befinde mich ganz wohl, aber hungerig und durstig! Nun Gott befohlen, grüße Bänzigers und alle unsere Freunde, und nimm den herzlichsten Gruß und Kuß von Deinem: Sonderegger, stud. med.

24. Dienstag d. 19. Juli 90.

Meine Liebe!

Heute zum erstenmale erlebe ich einen halben Regentag. Der Vormittag war noch prachtvoll, auf der Düne ein bewegtes Leben; die steigende Fluth warf Algen und Tange und Quallen und alle möglichen Bewohner der Tiefen auf den Sand, Wasserfälle von Wellen stürzten übereinander her und es war bald ein Brausen, bald ein Donnern, daß man „sein eigen Wort" nicht mehr hörte. Aber das Frühstück im Dünen-Pavillon, um 12 Uhr, schmeckte erst recht gut und das Mittagessen um 4 Uhr war sehr belebt. Mein Kummer,[1] zugleich mein Trost, grüßt Dich bestens. Wir leben in idyllischer Faulheit, sind auch gesund und fröhlich dabei. Ich hätte so viel Stoff und so viele Zeit zu einer großen Reisebeschreibung. Es fehlt bloß noch der Geist dazu. Ich schreibe Dir diesen Gruß als den Empfangsschein für gute Tage, die ich genossen und für liebe Berichte, die ich von Dir erhalten. Die Post brachte sie mir sofort ins Haus. Jedermann ist hier genau controllirt und man weiß, wo er steckt. Ich möchte, Du könntest mein freundliches Zimmerchen sehen und das Rosenberg[2] grün der Wiese, die Nelken im Garten — und gleich darüber hinaus das unendliche Meer, voll Segelboote, von Dampfschiffen belebt, die vorüberziehen, oder in vorsichtiger Entfernung halten und Passagiere wechseln. Auch an reizenden Gartenwirthschaften mit wackeren Bäumen fehlt es gar nicht; bloß auf offenem Felde behauptet sich kein Baum vor den Stürmen; zwischen den Häusern aber, oder im „Unterland" geschützt von der thurmhohen Felswand, gedeihen sie üppig. Die Häuser sind meistens einstöckig; fast nur Gasthöfe haben ein Parterre und einen Stock darüber. Da kein Wagen geht, sind die Straßen enge und mit Platten belegt. Alles ist sauber gehalten und vor den meisten Fenstern prangen Topfpflanzen. Da der Sommer auch hier nicht normal ist, bleibt die Fremdenzahl noch immer unter der Hälfte des Gewohnten.

---

[1] Dr. Kummer, Bern; einst Direktor des eidgenöss. statist. Bureaus.
[2] Grüner mit Villen besäeter Berg, zur Stadt St. Gallen gehörig.

Ich gedenke noch wenigstens acht Tage hier zu bleiben und unterwegs keine größern Aufenthalte zu machen. Grüße unsere Lieben alle! Gott gebe Dir gute Gesundheit. Auf frohes Wiedersehen!

Von Herzen Dein

Sonderegger, stud. med.

25. Bern, d. 10. Oct. 1893.

Meine Liebe!

Gestern konnte ich nur kurz meine Rückkehr anzeigen; heute gebe ich einige Einzelheiten, so gut als es die elende Schreibgelegenheit des Gasthofes gestattet. Samstag den 8. Nachmittags 2 Uhr reisten wir: Schuler[1] und ich, nach Thun, vorbei an Münsingen, wo der Kanton Bern ein Wyl[2] baut, viel größer und einfacher als wir St. Galler es gethan. Es war ein glanzvoller Herbsttag. Thun lag vor uns in seiner malerischen Schönheit. Selbstverständlich nahmen wir das Schiff und genossen die Schönheit, den Reichthum, die Anmuth die Gestade, den Anblick der klaren, in allen Farbentönen spielenden Fluthen, das bewegte Volksleben an allen Stationen. Man sah alle möglichen Berner und Bernerinnen, die Fremden nur als spärliche Verzierung. Das Schiff ging bis Interlaken. Wir nahmen Quartier im Schweizerhof, machten einen schönen Abendspaziergang im Halbdunkel vielhundertjähriger Nußbäume, aus denen elektrische Lampen ihr Mondscheinlicht ergossen. Wir dinirten, aber nicht schlecht! und legten uns um acht Uhr zur zwölfstündigen Ruhe, denn wir waren ja alte Herren. Beim Frühstücke erschien Dr. Schmid,[3] der um fünf Uhr schon abgefahren, um uns nachzureisen. Die Alpenbahnen sind noch nach allen Seiten im Betriebe. Mürren? Schynige Platte? Wengernalp? „Das Beste ist eben gut genug für Kinder," also: Lauterbrunnen — Grindelwald — Interlaken. Wir fuhren im Schatten und alles was wir sahen glänzte im Früh-

[1] Eidgenöss. Fabrikinspektor.
[2] Asyl für Unheilbare.
[3] Direktor des schweiz. Gesundheitsamts.

lichte, das ja spät in die Tiefe des Thales drang. Die Wälder noch alle voll belaubt und in der Farbenpracht des Herbstes, besonders die gewaltigen Ahorne glänzten wie Gold, Bronce oder Purpur. Durch den Staubbach, der jetzt reichlich Wasser führte, schien die Sonne und ließ den Wasserschleier riesengroß erscheinen. Das tiefe smaragdgrüne Lauterbrunnenthal mit seinem vergletscherten Hintergrunde lag vor uns, unter uns, wie eine Landschaft aus der Ballon-Perspective. Diese wurde immer wahrer. Langsam und sicher wand sich der kleine wohlbesetzte Bahnzug — nur ein großer Wagen — die Felsen hinan: Weiden und Häuser, Wälder, Alpen, Grenze des Baumwuchses und hohe Berglandschaft, alles stieg mühelos vor unserem Blicke empor; Alpenrosenbüsche trugen feurig rothe Blätter, und Heidelbeerkolonien, die sich überall angesiedelt hatten, prangten im Glanze ihres rothen Herbstlaubes: Alpenrosen im schwellenden Grün. Da tauchte Mürren auf, dort stiegen die Gebirge, Berg an Berg, riesengroß aus ihren tiefen Gründen empor und rückten nahe an den staunenden Wanderer heran. Die Jungfrau strahlte im Sonnenglanz, blendete das Auge mit ihren Schneefeldern und Gletschern; der Mönch kam, der Eiger, Lawinen donnerten in der Ferne, doch leicht hörbar in der erhabenen Stille, die durch das Keuchen der ameisenhaften Maschine kaum merkbar gestört wurde. Auf der kleinen Scheidegg Halt für zwei Stunden, gutes Mittagessen mit großer Gesellschaft in einem provisorischen Schuppen. Wir spazierten gegen das Trümmletenthal und gegen die Eisgrotte, ohne diese zu erreichen, aber in nächster Nähe der eisumpanzerten Kolosse, die sich vom dunkelblauen Himmel majestätisch abhoben. Wie sehr habe ich gewünscht, Dich auch hier zu haben. Das wäre etwas für Dich gewesen! Die Fahrt hinunter in das noch saftig grüne Grindelwaldthal ging wieder sehr steil, langsam und ruhig, und gewährte das Gefühl der größten Sicherheit. Ein großes Coupé voll Mit-Eidgenossen sang Schweizerlieder und jodelte. Die Jungfrau verschwand, dann der Mönch. Der Eiger zeigte, daß er eigentlich viel größer sei als wir gemeint. Während wir uns in die Tiefen versenkten, traten andere Träger des Himmelsgewölbes strahlend hervor: das Schreckhorn, vor allen das Wetterhorn, zuletzt das Finsteraarhorn. Wir waren in Grindel-

wald, wo neue Holzhäuser und halbausgebaute Gasthofpaläste aus den Brandruinen herauswachsen. Einen wehmüthigen Eindruck machen die vielen verbrannten Obstbäume. Nach einer Stunde Spazierengehens dampften wir wieder von dannen. Die Bergesriesen verabschiedeten sich und in grüner Waldesschlucht, an schäumenden Wassern vorbei gings wieder nach Interlaken. Wir gingen seelenvergnügt durch den eleganten Ort, Abendroth leuchtete durch die Riesenbäume, leuchtete uns noch in ein Restaurant, dessen Thüre zum Bahnhof führte und in den nächtlich erleuchteten Wagen, der mit uns nach Bern flog, wo wir 8½ glücklich anlangten. So war's.

Die Verhandlungen am Montag waren verzweifelt gründlich und wir schritten langsam vor.

Wie geht es Dir denn? Nimm die Magd in die Nähe Deines Zimmers, ich komme noch lange nicht. „Das wenn ich gewußt hätte!"

Mit tausend herzlichen Grüßen Dein Alter.

An Herrn Dr. Pestalozzi in Zürich (Nr. 26—76).

26. Würzburg, Freitags 22. Sept. 48.

Liebes Lüxlein!

Du hast sehr recht gehabt, mir noch eine antinostalgische Cigarre zu geben, ehe Du weggiengst; denn ich habe sie nöthig gehabt, bin fast den Tod per inanitionem gestorben die darauffolgende Zeit. Mögest Du recht genußreiche Tage verlebt haben, während ich hier noch ein bischen simpelte! Und wenn Du wieder heimkommst auf Dein gemüthliches Nest (wo ich mir oft eine Stunde mit Reminiscenzen und mit dem Ruge würzte), empfange dann noch die letzten herzlichen Grüße, die ich in Würzburg zurückließ! Die beigelegten Cigarren sind aus Eugsters Nachlaß. Sie sind nur mittelmäßig, und doch konnte ich Dich nicht damit verschonen. Auch Zehnder'sche Zeugnisse sind hier, die Du wohl bongré malgré besorgen mußt, da der Eigenthümer sie versäumte

und ich die Leute nicht in Würzburg antraf. Sollten Briefe für mich dahin kommen, so besorge sie doch per Nachnahme. Es sagt mir eine Stimme, daß ich Dir sehr bald von Wien aus schreiben werde, und daß ich, da mir unmittelbarer Umgang nicht mehr vergönnt ist, wenigstens in effigie mit Dir plaudere!

Nun denn, es sei! Morgen frühe um 6 Uhr gehts weiter! Gott befohlen lieber Freund!

Dein Sonderegger.

27. Wien, d. 9. Oktober 48.

Theurer Freund!

Ob ich Dir nicht früher geschrieben hätte, nach meinem Versprechen und meinem Bedürfnisse, das ist keine Frage, aber fast ebenso wenig, daß ich Dir nicht eher schreiben konnte. Ich habe, seit wir uns, für hoffentlich nicht gar lange Zeit, Lebewohl gesagt, allerlei, zum Theil wunderliche Dinge erlebt, in specie den 6. u. 7. eine gewaltige Revolution, von der Du zwar schon Kunde haben wirst, die ich Dir aber dennoch in einzelnen Zügen mittheilen will, wie ich sie erlebte. Jetzt heißt es wieder, der Kaiser, der sich jedenfalls wieder blamirte, sei aufgehalten, zurückgebracht worden, Jellachich stehe noch 3 bis 5 Stunden vor Wien, Nationalgarde und Legion seien zum Theil wieder aufgeboten, die Emigration nehme zu u. s. w., doch ich will Dir nicht vorgreifen.

Am Freitag Morgen hörte man von der Leopoldsstadt her Alarm schlagen, und verschiedenartige Gerüchte von einem kleinen Krawall wurden herumgeboten. Man machte sich wenig daraus, zumal in der Alservorstadt, welche das allgemeine Krankenhaus enthält, und etwa ½ Stunde von der Leopoldsstadt entfernt, eine der vielen großen Vorstädte ist, welche außen am Glacis liegen, das sich wie ein Kranz um die innere, mit Wällen und Gräben wohlbefestigte Stadt zieht. Bei den Sectionen erzählte man sich gemüthlich, daß zwei Bataillone Grenadire nicht gegen die Ungarn ziehen wollten, und sich vom Volke gerne zurückhalten ließen, das anfing, am Südbahnhofe Schienen auszuheben. Man sandte Militär zur Unterdrückung des Auflaufes. Das Regiment Nassau

hieb nach seiner gewohnten Weise elend aufs Volk und die noch ungenügend versammelte academische Legion ein, und machte empfindliche Verlurste. Die zwei Bataillone gingen bald zum Volk über, nachdem sie sich zuvor, schlau genug, hatten eine Kanone demontiren, die andere nehmen lassen. Jetzt wurde der Kampf immer heftiger, zog sich von der Eisenbahn und dem Donaukanaldamm durch die Taborstraße in die Leopoldsstadt herein. Mittags rückte ein Bataillon Militär nach dem andern aus, schmucke Kavallerie, Kanonen in fürchterlichem Zuge eilten dem Kampfplatz zu, während die Bürgergarde stiller und viel prunkloser sich auch sammelte und auf ihren Posten sowie auf dem Glacis marschfertig stand. Die Kämpfenden, also auf der einen Seite Volk (Arbeiter 2c.), Nationalgarde und die übergegangenen zwei Bataillone nebst der academischen Legion, auf der andern das k. k. Militär, rückten über das, bei der Leopoldsstadt verschwindend schmale Glacis in die Stadt. Das Militär war noch obenan und grausam einhauend. Da geschah bei neuem Zuzug von Nationalgarde das Aergste. Die liberalen Garden der gewaltigen Vorstadt Wieden wurden in der Kärnthnerstraße (innere Stadt) von den dortigen Garden, die sämtlich schwarzgelb, vom Rücken her mit starker Salve begrüßt und später griff ein Theil der Kärnthner mit dem k. k. Militär aus der Stephanskirche die Vorbeiziehenden an. Jetzt entstand ein allgemeines, wildes Kämpfen, Militär und Garde auf beiden Seiten, Feuer in den Straßen und von den Fenstern herab. Man hörte aus der, sogleich abgesperrten Stadt nur noch das unaufhörliche Gewehrfeuer, dem sich bald der Donner der schweren Geschütze beigesellte, und Sturmläuten, das sich auch auf die Vorstädte erstreckte, in denen unendlicher Tumult losging. Schon um drei Uhr kamen Todte und Verwundete im allgemeinen Krankenhause und in der dabei stehenden Caserne an. Bei einbrechender Nacht wurde das Kanonenfeuer immer heftiger, concentrirte sich aber immer mehr auf einen Punkt, das k. k. Zeughaus. Es war eine fabelhafte, tiefwirkende Kunde, daß das Miltär die Stadt verlassen und sich auf das Glacis ziehen mußte, wo es mit seinem schweren Geschütz, wegen der Artillerie der Nationalgarde, keine große Wirkung hervorbrachte. Dieser Rückzug war aber mit bedingt durch

ein moraliſch tief wirkendes Ereigniß. Latour, den Borroſch vergebens mit Lebensgefahr vertheidigen und retten wollte, wurde auf dem Kriegsgebäude gefunden, per Lanze halb todtgeſtochen, und zur Hälfte ſtrangulirt, und an einen der pompöſen Laternenpfähle gehängt, wo über ihm drei große Gasflammen brannten. Da hieng er bis nachts um zwei Uhr, als ſchon die Stadt bis auf das Zeughaus mit Umgebung wieder zugänglich war, von einer ungeheuren Menſchenmaſſe umwogt, auf dem prächtigen Platze („Hof" aber nicht „Burg") erſt im Hemd, dann nackt, ſchauerlich verhöhnt, geſchlagen, zerſtochen, bis er gegen drei Uhr morgens in die Todtenkammer des Krankenhauſes zu den übrigen Gefallenen kam, mit 45 Wunden bedeckt! ein ſchauerlicher Anblick.

In dem Zeughaus waren k. k. Grenadiere (aber keine Garden, wie man anfangs ſagte!), die ſich verzweifelt wehrten. Dieſes feſte Gebäude ward fortwährend mit Kanonen und Kartätſchen beſchoſſen, zwei Mal mit Pechkränzen zur lichterlohen Flamme entzündet, die mit den hell erleuchteten Häuſerreihen der Baſtei und der Kanonade und dem Sturmgeläute ein herzzerreißendes Bild gab. Von den herausgeſendeten Schüſſen fehlten in der engen Straße nur wenige, und es wurden eine große Menge Verwundeter fortwährend gebracht, etwa ſechs Amputationen, wovon ich drei ſah, in der Nacht vorgenommen, und leider viele der ausgedehnten Zermalmungen wegen gar nicht mehr operirt. Ich habe bei der ganzen Sonderbundsgeſchichte keine ſo ſcheußlichen Verletzungen geſehen, wie es hier der Fall ſein mußte, wo oft die Kartätſche drei Schritte vor den Gegnern losgebrannt wurde. Erſt den 7., Samstag morgens zehn Uhr, ergab ſich die Beſatzung, die einen Parlamentär der Legion und einen vom Reichstag geſandten erſchoſſen hatte. Ich habe geſtern 130 Todte, meiſtens Civiliſten und Garden, im Leichenhofe des Krankenhauſes gezählt. Die Zahl der vielen Verwundeten, die im allgemeinen Krankenhaus und bei den Barmherzigen liegen, wage ich nicht zu beſtimmen. Ich kenne nur etwa 40 Fälle. Daß der Reichstag permanent, der Kaiſer nachgiebig, dann langſam flüchtig geworden, wirſt Du ſchon wiſſen. Borroſch, Doblhoff, Honnbartl ſind jetzt das ganze Miniſterium. Der Kaiſer ließ ſich von mehr als einem Regiment von Schönbrunn aus escortiren, das noch

in demselben Zustande sein soll, wie es am Freitag abend die innere Stadt verlassen. Ueberhaupt sind seit da alle Casernen leer. Das Militär, beiläufig 18,000 Mann, lagert auf dem nahen Belvedere. General Auersperg behauptet, aus Furcht vor Insulten, die Wiener fürchten, um von da zu bombardieren, wenn er einmal Verstärkung habe, und sollen diesen Nachmittag ihn aufgefordert haben, wieder in die Casernen zu kommen, wenn er sie nicht nöthigen wolle, ihn als Feind zu betrachten, respective durch einen Ausfall à tout prix den Congres'schen zuvorzukommen. Jetzt glaubt man jedoch weniger an ein Bombardement mehr, fürchtet dagegen Jellachich und hofft auf die Ungarn.

So steht's ungefähr. Ein bewegtes Leben, reich an allerlei Scenen, reich an Hoffnung und Furcht. So kann es jedoch in Wien nicht lange bleiben, es muß bald eine andere, bestimmtere Wendung nehmen. Es hat nicht den Anschein, daß die Hoffnungen der emigrirenden Schwarzgelben sich erfüllen, sondern der Kaiser wird Mores, Jellachich wenn er kommt, von der erbitterten Garde die Laterne, das Volk aber Freiheit und Kraft lernen. Unterdessen betrachte ich die Vorgänge und bin mit vielen Medicinern bereit, wenn die Croaten kämen, für ein paar Tage aufs Land zu gehen. Uebrigens befinde ich mich wohl, trotz und bei diesem sturmvollen Leben. Sobald ein halber Tag ruhig ist, gehen im k. k. allgemeinen Krankenhause Sectionen, Visiten, Augenklinik, Curse, ganz fidel fort, und ich bin in dieser Beziehung, wenn der Winter nur halbweg ruhig ausfällt, unendlich froh, hieher gekommen zu sein. Da ist ein reges Leben, ein Reichthum von Fällen und Lehrern, die mit viel Liberalismus dem Fremden an die Hand gehen. Hebras Hautkrankheiten sind famos, so verspricht es auch Semmelweiß ꝛc. zu werden, kurz wenn es nicht ganz fehlt, haben wir (Pfyffer von Luzern, Zehnder, zwei Bremer nebst andern alten Häusern und meine Wenigkeit) von morgens 6½ bis abends 4 oder 5 fast ununterbrochen die piquanteste practische Beschäftigung. Da ich jetzt nur neun Tage hier bin, weiß ich vom Krieg mehr als vom Frieden und melde Dir vom Handwerk im nächsten Briefe mehr, hoffentlich vom Krieg desto weniger. Tavel, Kurrer, Mundwiller sind sicherem Bericht nach sehr vergnügt in Prag. Ich habe

meine Reise ziemlich uninteressant, wegen Collapsus rerum billig und langsam gemacht, und bin nach acht Tagen, also am 29. September sehr gut hier angekommen. Bitte sage mir doch, wie es Dir geht, wie Du die Reise vollendet? Grüße mir die liebe Schweizersippe von Füßli, Wildli, Helblingli und Comp. freundschaftlich, ebenso allfällige andere Bekannte, in specie Dr. Millberger. Besonders aber meine herzlichsten Grüße dem lieben Lürlein von seinem

J. Laur. Sonderegger.

Adresse: Dr. Sonderegger. Abzugeben beim Portier des k. k. allgemeinen Krankenhauses in der Alservorstadt zu Wien.

Memento: Francatur bis zur Grenze, sonst bekomme ich keine Briefe! s' thut mir sehr leid!

28. Wien, d. 15. Decbr. 1848.

Lieber Freund!

Da ein heimwärtsreisender Mediciner aus Baiern mir Briefe mitzunehmen die Güte hat, so will ich auch diese Gelegenheit benutzen, Dir meinen herzlichen Gruß zu entbieten und Dir die ergebenste Anzeige zu machen, daß ich mich dato in Wien und ganz wohl befinde. Ich sende diese wenigen Zeilen nur als eine Vox clamantis in deserto; denn wahrhaftig jenes Würzburg, von welchem aus ich so manchen guten Bericht erwartete, ist mir ein verlorenes Land, eine Oede geworden, aus welcher nicht ein Mal ein Echo meinem Rufe antwortet. Ich habe im October und dann wieder im November an Dich geschrieben, und blieb ohne Antwort. Ich hätte zu jeder andern Zeit Grund gefunden, mir korrespondenzliche Unordnungen hinlänglich zu erklären, und mich keineswegs über dieselben zu wundern; aber daß ich gerade jetzt und von Dir keine Berichte erhalte, erweckt einige Besorgniß in mir, ich muß fast annehmen, daß irgend eine bedeutendere Veränderung in Deiner „Art zu sein" stattgefunden. Wenn daher diese Zeilen wirklich an Dich gelangen, so habe doch die Güte, mir Berichte von Dir zu geben.

Du hast wahrscheinlich auf Deiner Ferien-, „Erholungs- und Satisfaktions"-Suite, deren Anfang mir noch in frischem und

gemüthlichem Andenken steht, die Frankfurter-Revolte mit erlebt, wie ich nachher das großartige Schauspiel der Wienerrevolution von Anfang bis zu Ende zuschauend mitmachte. Ich bin hier sehr heil davongekommen, und hoffe zuversichtlich, daß auch Du in Frankfurt nicht in die menschenfischenden Hände der Soldatesca gerathen seiest. Da ich es nicht wage in so wenigen Zeilen die politischen Reflexionen aufzunehmen, die wir bei solchen Ereignissen wohl mündlich weiter ausgeführt hätten, so beschränke ich mich vorab auf die Bestätigung meines frühern Glaubensbekenntnisses. Bis jetzt konnte ich noch gar nicht klar einsehen, warum sich das erlauchte Herrscherhaus nicht eben so sehr blamirt habe als das Wiener Proletariat, über welches die jetzt siegestrunkene Partei gar nicht genug Hohn und Malice ausschütten kann. Doch genug hievon. Ich trieb mich gleich nach meiner Ankunft häufig im Krankenhause herum, und kam zum Beginne mehrerer Curse, die mich sehr freuten. Vom 7. October bis zum 10. November waren Ferien, wie Du wohl denken wirst. Die Episode war humanen und politischen Studien, und nebenbei der Chirurgie gewidmet. Seit dem 10. Nov. geht wieder alles seinen regelmäßigen Gang, obschon das eigentliche Studienjahr erst im Februar 49 eröffnet werden soll. Ich glaube die für Dich wichtigeren Notizen am besten in einen Stundenplan zusammenzudrängen. Morgens 6½ ist chirurgische Visite bei Siegmund, einem sehr gebildeten Manne, der sich gerne und trefflich mittheilt, auch täglich seine 100—120 Fälle beobachtet. Von 8—9 Uhr ging ich früher, als noch mehr Verwundete da waren, auf die eben so reiche Abtheilung von Dumreicher. Zu derselben Zeit hält auch Schuh seine Visite. Drei Mal wöchentlich mache ich die Frühvisite bei Hebra mit, die sehr groß ist, an etwa 150 oder mehr Kranken alle möglichen Hautleiden von den Epizoen an bis zu den Variolen und Morbillen in der reichsten Schattirung aufweist. Auch die Syphilis — für die ein guter Spezialcurs bei Hebra's Assistenten existiert — ist gut repräsentirt. Zudem ist Hebra ein vorzüglicher Demonstrator am Krankenbette, und hält sich stets seinen Zweck klar vor, den: „seine Zuhörer die Blumensprache (Exanthematologie) lesen zu lehren." Sogar diese Crux miserorum wird einfach, klar,

liebenswürdig bei Hebra. Daß er nebenbei etwas derb ist, gehört nicht zur Sache. Von 9 Uhr, oder wenn viel Material da ist von 8 Uhr an, sind die Sectionen in der Todtenkammer. Da Rokitansky's Assistent Dr. Lanthner wegen einiger längst gethaner, aber nachher ominös gewordener Äußerungen schon 6 Wochen sitzt, so macht der Heros selber die Sectionen. Allein beati possidentes. Was man nicht schon weiß, erfährt man von Rokitansky nie, er seciert für sich, nicht für die Andern. Aber das Material ist unübertrefflich. Um 10 Uhr hält Rosas Augenklinik (einstweilen noch als Visite). Es sind sehr viele schöne Fälle hier, Rosas weiß viel, operirt famos, aber ist ein Plauderer und Alterthümler wie kaum Einer, glaubt an Acrimonia und „Rephma" und Gicht wie ein anderer an „psorische Böden", — er scheint mir nicht Wiens Glanzpunkt zu sein, ist ein Name und wenig mehr für die jetzige Medicin. Um 11 Uhr gibt Semmelweiß geburtshülflichen Operationscurs, der ganz tüchtig ist. Ueberhaupt macht dieser Mann von wissenschaftlicher und humaner Seite einen äußerst guten Eindruck, und wird Dir gefallen. Von 12 bis ½2 Uhr trägt Dr. Linhart eine sehr brauchbare chirurgische Anatomie vor und exercirt alle einigermaßen gangbaren Operationen ein. Nachmittags 2½ Uhr beginnen die Vorträge bei Hebra, die stets mit Demonstrationen am Kranken und unterm Microscope verbunden sind, und das ganze Jahr fortlaufen. Man tritt ein wenn man kommt und bleibt im Curse so lang man will. In 10—13 Wochen ist allemal ein Cyklus vollendet. Um 4 Uhr ist Aufnahme neuer Schwangerer im Gebärhause, Touschirübung und Feststellung der Diagnosen. Das Gebären geht en gros immer fort. Die erste Klinik hat jährlich 3500 Geburten; ebensoviele sind an der zweiten für die Hebammen bestimmten Anstalt. Man kann oft in 12 Stunden 18 Fälle beobachten. Zudem sind Betten für die Doctores unentgeltlich bereit. Für die Doctores sage ich, und nicht für die Canaille, die eigentlich gar nicht in das Haus gelassen wird. Zehnder und ich sind schier daran verzweifelt hineinzukommen, und erst nachdem wir uns mit Vorweisung aller ärztlichen Zeugnisse an das Unterrichtsministerium gewandt, erhielten wir die Erlaubniß, die wirklich so werthvoll ist, daß ich

mir schon fast die Haare ausraufte nicht mit Dir promovirt zu haben. Ueberhaupt bist Du ein Gebenedeiter, den ich beneide, ich aber ein homo caffer, dem Recht geschieht. Item, wir sind jetzt wenigstens doch durchgedrungen. Daß dann der Abend und der dies academicus Samstag und der Sonntag für Theater, Spritzen 2c. verwandt wird, ist natürlich.

Die Octoberverwundeten sind hier massenhaft per pyaemiam zu Grunde gegangen. Ich schreibe es zum Theil auch dem hier ad excessum getriebenen Gebrauch der Wundspritze zu. In den Militärspitälern an der ungarischen Grenze soll keine Pyaemie aber häufig Tetanus sein.

Im Ganzen gibt es hier zu sehen und zu thun so viel man nur will, und es ist Luxus sich zu kümmern wann Curse angehen. Der Curs bei Hebra geht nie aus, obschon er 20 fl. C. M. kostet; die Todtenkammer und das Gebärhaus leisten immer ein Bedeutendes. Und wem die Zeit irgend zu lange würde auf Curse anderer Art zu warten, der kann die reichen Visiten mitmachen und wird von den Primarärzten, besonders von Dumreicher, Hebra, Sigmund, Schuh, sehr gut aufgenommen. Zu allem diesem soll Scoda in einigen Wochen eine Abtheilung übernehmen und bis Februar vorläufig eine kleine Klinik halten, die sehr vortrefflich werden soll. Kurz ich habe bis jetzt noch nicht bereut nach Wien gekommen zu sein. Wie lange ich noch bleibe, weiß ich nicht. Die Schritte die Du thun wirst, können meinen Plan wohl etwas abändern. Vorläufig gedenke ich etwa Ende Februar mit Zehnder nach Prag zu gehen, wo Karrer und Mundwiller seiner Zeit unvermuthet geblieben sind. Bis jetzt kamen sie noch nicht hieher. Ueberhaupt sind eben wenig Fremde hier. Einzelne Deutsche, ein paar französische Schweizer und Polen und Ungarn, letztere größtentheils fade Kerls. — Das Leben ist hier allerdings etwas theurer als in Würzburg, und da wenig Bekannte und gemüthliche Elemente anzutreffen sind, finde ich es nicht sehr angenehm. Der Belagerungszustand ist an sich ein verfluchtes Institut, und doch kann man sich daran gewöhnen. Wer seinen Ohren und seinem Zorn etwas gebieten kann (NB. weil er muß), der kommt noch ganz famos weg.

Dieses ungefähr meine Berichte. Ich bin, wie Du mir

wohl glauben mußt, sehr begierig zu hören wie es Dir geht; bitte um baldige Antwort und wenn möglich auch um Mittheilung Deiner Pläne für die nächste Zukunft, da ich, wenn immer möglich, die meinigen denselben etwas anpassen möchte.

Ich bitte Dich, meinen werthen Landsleuten die freundschaftlichsten Grüße auszurichten, mir auch, wenn es wohl sein kann, die Adresse Dr. Millbergers mitzutheilen, da ich ihm schreiben sollte und es noch nie gethan. Unterdessen grüße auch ihn, sowie Dr. Treichler bestens (ebenso Herrn Prof. Kölliker). Ich aber, indem ich mein Antlitz wieder von Dir abwenden muß, ergreife ein Glas Budapesther und komme es Dir feierlich vor. Prosit! Gott behüte Dich! Dein

J. Laur. Sonderegger.

29. Wien, d. 3. Jan. 1849.

Mein lieber Freund!

Dein werthes Weihnachtsgeschenk, die langersehnten Grüße und Berichte von Dir habe ich zur rechten Zeit erhalten und mit vieler Freude beherzigt. Nur das eine unheilvolle Ereigniß, der Tod des lieben Ronca, that mir äußerst wehe. Ich hätte speciell diesen wackern Kerl gerne unter den Lebenden gehabt, und mit einem solchen Haupte die Zukunft mit ihren zweideutigen Versprechungen heranrücken sehen. Er ruhe sanft; aber es ist ewig Schade um ihn!

Da Du die Octoberereignisse in ihren bedeutenden Zügen genau kennen wirst, und die nächste Zeit uns an innern und äußern Neuigkeiten vielleicht anderes bringen wird, so versuche ich es nicht, Dir den verloren gegangenen Bericht vom November zu ersetzen. Das Schlimme bei der Geschichte war nur unsere peinliche Ungewißheit. Da diese jetzt gehoben ist, wollen wir die „jucunda memoria praeteritorium malorum“ auf mündliche Unterhaltung aufsparen, und ich versuche nur noch aus den bunten Irrgängen von Gerüchten herauszukommen, die uns letzthin foppten. Ich kann nämlich nie begreifen wie einst Engel dazu kam mich in Olmütz zu glauben, und wie Dr. Treichler meine Spuren in München gefunden haben konnte. Zehnder ging zu An-

fang September über München nach Wien, ich war gar nie mehr dort, seit ich mit Dir Hofbräu trank, und ist mir auch kein Sinn daran gekommen, hinzugehen. Etwa um den 23. October, als man noch gar kein Ende der Geschichte absah, wollten Pfyffer von Luzern, Zehnder, ein Baier und ich nach Prag gehen, konnten aber nicht mehr zur Falle hinaus, und blieben zu unserm großen Nutzen getrost da und erlebten die gemeinsamen Schicksale mit. Während Du in Würzburg das neue Jahr heranziehen sahst, und Dich vielleicht mit mir unseres letzten Jahreswechsels erinnertest, und mit Deinen Gefährten dem Kommenden keck ein Glas reichtest, saßen wir drei Schweizer (Zehnder, Pfyffer und ich) auf einem Zimmer beisammen und weihten unsern Erinnerungen und Hoffnungen einen gemüthlichen Punsch nebst Ungarwein. Du hast solemniter auch Deinen Becher bekommen. Möge er das Signal sein manches fröhlichen Stündchens, das wir vielleicht in diesem Jahre noch zusammen feiern! Wäre die Erde keine Kugel und das Glück kein Glas, so würde ich Dir rathen, beziehungsweise: Dich bitten, doch die Dissertation baldigst abzumachen und zu kommen. Denn die Inauguralarbeit muß wegen des Stoffes und des Bearbeiters bei Gott viel besser ausfallen, als Du in Deinem Unmuth denkst, und hier ist, trotz alles jetzigen miserablen, teufelmäßigen Belagerungslebens, eine genußreiche Welt im Krankenhause eröffnet, Geburten und Hautkrankheiten sind gegenwärtig kolossal auf dem Damm. Allein den Fremden ist der Aufenthalt neuerdings sehr erschwert und ich werde mich nächsten Monat wieder an Primar. Haller wenden müssen, daß er für mich bürge (in politischer Beziehung), sonst muß ich zum Tempel hinaus. Zudem ist es kein Geheimniß mehr, daß die Cholera asiatica hier im Militärspitale und einzelnen andern Orten ausgebrochen. Es kommt somit wieder eine ganz neue Potenz hier in Rechnung, und es kann keiner sagen wie lange er bleiben wolle. Wenn es halbwegs angeht, und die Epidemie nicht gar zu verrückt wird, so gedenke ich hier zu bleiben und wenigstens die angefangenen Curse 2c. zu vollenden. Wohl möglich läßt sich das Ding noch ein paar Monate ignoriren. Sollte mir aber der jetzt so verbreitete Genius diarrhoicus sehr zu Leibe gehen, so wäre

guter Rath verfl... theuer und ich wüßte nicht, ob ich auf's Ungewisse ins Plattland hinabziehen oder an mein Staatsexamen denken soll. Letzteres würde ich doch ungern thun, da ich täglich weniger Lust bekomme, Studien aufzuschieben, und in Politicis manches eine Continentaligelei vorzubereiten scheint. Jetzt wird zwar mit Erz das Evangelium des Friedens gepredigt, aber Wien ist deswegen noch nicht friedlich; es knallen öfter noch „von Rechtswegen" Schüsse auf „politische Verbrecher"; aber wenn diese wieder einmal des Belagerungszustandes los sind, schweigen sie kaum, und die letzte Geschichte Wiens hat es psychologisch begreiflich gemacht, wie es bei der ersten französischen Revolution nach mehrmaligen Parteikämpfen so sehr weit kommen konnte. Aus Ungarn kommen täglich Siegesberichte. Was für eine Rolle der neue deutsche Kaiser spielen wird, ist mir auch noch unklar. Vielleicht ändern diese Wahlkämpfe die europäische Nationalitätenhetze wieder ganz um. Das Treiben der staatlichen Colosse ist großartig, aber doch unerbaulich! Nous verrons. Mehreres Morgen. Ich werde diese Nacht wieder im Gebärhause zubringen.

Bongré malgré habe ich zwischen dieser und der vorigen Zeile eine ganze Woche verstreichen lassen. Erstens wollte ich der Entwicklung der Cholera doch etwas zusehen; dann habe ich einige Journale im Gebärhause gehalten und den Tag zur Nacht, Nacht zum Tage gemacht, und keine gescheide Stunde zum Correspondiren gefunden. Jetzt bin ich wieder für einige Stunden in meinem Zimmer, und komme soeben von der ersten und glücklichen Zangengeburt des wohlgeborenen Dauphin. Ich muß noch zuwarten, bis zufälliger Weise wieder ein Brocken in mein Journal fällt. Mit der Cholera sieht es ganz leidlich aus, sie hat nicht um sich gegriffen, obschon von den Befallenen wenige reconvalesciren; amtlich sind auch noch keine Data mitgetheilt worden. Auch mit den Fremden geht es, wenn auch scharf, doch leidlich her; wer sehr philisteriöse Zeugnisse über politisches Wohlverhalten vorweisen kann und sonst keinem Ausnahmsgesetze anheimfällt, kann ruhig bleiben, ja im Februar beginnen ganz sicher die medicinischen Studien wieder. Skoda wird seine renommirte Klinik eröffnen und den unverwüstlichen Glanz Wiens

noch erhöhen. Da ich Würzburg und Dich mehr oder weniger zu kennen glaube, scheint mir auch, Du könntest vielleicht in wenigen Monaten eben satt sein und nicht ungern Wien besuchen. Wenn Du dieses irgend ernstlich im Sinne hast, so kannst Du durch meine möglichst genau anzustellenden Kundschaftungen erfahren, ob und wie Du als fremder Doctor hier bleiben dürftest, welche Kurse auf eine bestimmte Zeit beginnen 2c., auch könnte ich Dir vorläufig für das, eben im Winter überreiche Gebärhaus anmelden, damit Du nach Deiner Ankunft nicht einen Monat zu warten brauchest bis Deine Nummer daran kommt, auf acht Wochen bei Tag und Nacht in die Anstalt gehen zu dürfen. Zu diesem Zwecke müßtest Du mir jedoch Dein Diplom übersenden, damit ich den zu Meldenden verificiere. Ich meinerseits hoffe mindestens noch ein Vierteljahr hier zu bleiben. Wenn ich Dir oder andern meiner werthen Landsleute irgend mit spezieller Auskunft über die hiesige Anstalt dienen kann, so soll es mich unendlich freuen; denn ich weiß, daß Jeder, der Wien jetzt nur von der politischen Seite kennt, einen Horror davor bekommen muß, und doch herrscht ein reges medicinisches Leben hier. Ich möchte Dich auch darum ermahnen bald zu kommen, als ich glaube, daß bald nach Aufhebung des Belagerungszustandes (— der übrigens ein zähes Leben hat —) die practischen Studien wieder etwas unterbrochen werden könnten. Ich denke, wenn man eine Anstalt wie die hiesige, auch im politischen Unwetter schön finden kann, so fühlt man doch erst rechte Befriedigung, wenn man sie auch im relativen Frieden kennen lernte. Von Wien hat man auch jetzt noch nichts als das Häusermeer und die schlecht bestellten Theater, die jedes klassische Stück verunglimpfen und sich in Kleinigkeiten bewegen. Andere echte Wienerwitze und Anläße sind noch verboten. Man muß nur Medicin hier suchen und sonst das Maul halten. Ein Kneipdisput kann sehr leicht Unannehmlichkeiten und Prison nach sich ziehen. Alle 3—4 Wochen verschärft oder recapitulirt wenigstens Welden die Hausordnung der Belagerung: der Grund solcher Einschränkungen sollen entdeckte Komplotte oder Prügel sein, welche Patrouillen in einzelnen Vorstädten von den Entwaffneten bekommen. Bei Tag sieht man stets Patrouillen mit gespanntem Hahn und bei Nacht oft Artillerie-

patrouillen. „Das Auge des Gesetzes wacht." Soviel einstweilen zur Erwiederung Deines lieben Schreibens. Dem Dodc will ich später schreiben, da ich jetzt noch wenig Lust habe, einen unadressirten Brief zu verschicken. Grüße mir das gute bummlige Würzburg, das mir in dankbarem Andenken bleibt, und meine werthen Freunde daselbst, deren specielle Namen Du längst kennst. Ich sehne mich oft wieder in eine fidele Studentengesellschaft, denn ich bin hier quasi Doctor, Philister jedenfalls, aber eben so entschieden Dein aufrichtiger, Dich herzlich grüßender Freund

Sonderegger.

(Ehe ich diese Zeilen verschließe, erfülle ich noch eine süße Studentenpflicht; ich komme Dir feierlich diesen Abend ein Glas Budapesther vor, und eins der Clique Wild, Helbling, Füßli und Comp. Prosit Neujahr! Auf baldiges Wiedersehn!)

Den 8. Januar 49.

30. Prag, den 18. April 1849.

Liebes Lürlein!

Morgen ist der große Tag, da der schöne Flurer nach Wien abfährt und da wird er mir auch einen freundlichen Gruß für Dich mitnehmen. Dieses volle herzliche Prosit Brüderchen! ist aber diesmal auch alles was ich Dir bieten kann, es soll meine freundlichen Rückerinnerungen an Wien und mein Behagen an Prag umfassen. Ich denke und hoffe, daß Du Dich noch beiläufig so befindest wie ich Dich verließ, Wien noch ungefähr von demselben Standpunkte betrachtest wie damals, und nebenbei die Aufnahmskarte in der Tasche führest. Ebenso wenig abentheuerlich hat sich mein Leben geändert, ich bin bis jetzt noch in nichts weniger getäuscht noch überrascht worden als in Prag, ich habe auch die Fremden so gefunden, wie ich sie erwartete. Meine Reise, um da anzufangen, ging sehr gut von statten, mein Magen wagte eine kurze Contrerevolution und ergab sich dann. Wie wir über die eintönigen Ebenen Mähren's hinstrichen und der Wind anfing um die Wagen zu heulen, der Regen die ledernen Gardinen peitschte und der tiefgehende Rauch, mit Funken dicht

beſäet, den Train vollends zu einer Teufelsfahrt machte, da legte ich mein Haupt wie Jakob auf den Stein des Torniſters, und mir war für längere Zeit „als ob ich im Bette wäre.“ In Brünn war großartige Auswanderung von den einen Wagen in andere, und dann wurde die Suite inſofern ſehr intereſſant, als der Weg durch wilde Schluchten und lange verwegene Tunnels führt. Samstag Mittag war ich in Prag und ließ mich in mein vorab geſuchtes Logis ſchleppen. Ich bewohne auf der ſogenannten Burg neben Landis, Vollmann und Zehnder das weiland Zimmer des Dr. Maag, verſuche mich à mon aise zu behelfen und bin ſehr wohl dabei. Die Stadt iſt, wenn man von Wien kommt, größtentheils nicht ſchön, trotz der oft breiten Gaſſen unregelmäßig ꝛc., aber merkwürdig durch ihre alten Paläſte, durch die maleriſch vertheilten Kuppeln und Thürme, ſo wie ganz beſonders durch ihre ausgezeichnete Lage. Wenn einmal ein ſaftiges Grün die dürren Rahmen ausfüllt, ſo muß das Panorama von Prag eines der reizendſten ſein, die man ſehen kann. Wenn Du nicht alles von Maag längſt wüßteſt, würde ich Dir auch noch erzählen, daß die hieſigen medic. Anſtalten viel kleiner, aber freundlicher, heller, wohnlicher ſind als die in Wien, viel weniger kaſernenartig ausſehen. Was da iſt, ſcheint ſehr benützt zu werden; die Docenten ſind fleißiger, beweglicher als in Wien, und die Schüler beuten die Studienfreiheit zum Schwänzen ſo ſtark aus, daß Gottlob! die Kliniken nicht größer ſind als ehedem in Zürich. In Beziehung auf gründliche und gemüthliche Beobachtung iſt hier mehr zu machen als in Wien. Hamernjik iſt allerdings kein Skoda, aber Pitha hat mehrere Vorzüge vor Schuh und Dumreicher. Arlt iſt, wenn man ihn nicht kennt, der Schneider an ſich und für ſich, aber wie man ihn halbwegs kennen lernt, leuchtet ſeine Weiſe zu diagnoſticiren und zu lehren ſehr ein. Der Curs von Pilz wird noch etwa 14 Tage auf ſich warten laſſen, der bei Dittrich geht leider dem Ende zu. So bin ich vorab etwas auf mich ſelber angewieſen, und hoffe immer noch, wieder in's Arbeiten zu kommen. Dr. Pappehorn erwiedert Deine Grüße; er, Baſſermann, Hojak und wir Schweizer ſind jetzt faſt die einzigen Fremden. An dieſe kann ich mich nach Geſetzen der

Wahlverwandtschaft nicht eben anschließen, und Zehnder und Kollmann sind mir hier etwas zu sehr Scholastiker geworden, haben, bei allen Vorzügen Wiens, zu viel Vorliebe und Heimweh zu demselben, als daß sie Prag gehörig würdigten. Der gemüthliche Lorenz ist das Rendez-vous der verschiedensten Leute, die milde Mutterbrust, an der ich mit dem Colostrum der N. Z. Z. meinen Patriotismus aufziehe; dann ist der Nowotny seines (beinahe baierischen!) Pilsnerbieres wegen sehr zu beachten, und ich bin Dir gestern feierlich ½ Deckelglas vorgekommen; Memento! In einer beliebigen Gasse existiert ein beliebiges Winkelhaus: Café Rokitansky, welches nächstens besucht werden soll. Als fernere Merkwürdigkeit meines thatenlosen Hierseins nenne ich die genaue Anschauung Ferdinands des Gütigen, der mir sogar entschieden schlauer zu sein scheint, als die Leute zuweilen vorgeben. Diesen Abend wurde eine große, zum Theil ganz splendide Illumination zu seinem Geburtstage veranlaßt. Daneben war aber Schnee gefallen und die Poesie sehr abgekühlt. Dessen ungeachtet das bunteste Treiben in den vollgepfropften Straßen.

Dieses ist's, was ich heute noch herausquetschen kann. Auf der einen Seite drängt mich der absegelnde Flurer, auf der andern eine gewisse Relaxation nach dem Marsche durch die beleuchtete Stadt, dabei huste ich noch wie ein Gaul und drohe dem Dr. Jakobowsky anheimzufallen.

Ich bitte Dich mir herzliche Grüße auszurichten an: Manz, Wydler, Rumpf, Bertschinger, ebenso auch an die neun Musen des Gebärhauses, in specie an Frau Hoffmann (die hoffentlich geblieben!) und an Frau Prebuthner.

Leb denn recht wohl, lieber Lux, und wende mir auch ferner zuweilen einen Theil Deiner Gedanken zu, wie auch ich den Mentor am Bodensee nicht vergesse. Bis ich Dich wieder leibhaftig aufbegehren höre, will ich suchen mich möglichst zu einer leidlichen und unabhängigen Form „heranzulecken", und Prag zu meiner Löffelschleife möglichst zu benützen!

Herzliche Grüße von Deinem

Sonderegger.

Apropos! Ist's nicht schön wie Papa Windischgrätz

noch vor Kossuth die ungarische Sache aufgeben mußte! Jetzt ist dieser Heilige der rohen Gewalt vollends ein gemeiner Bombenwerfer!

31. Prag, Belagerungszustand den 19. Mai 1849.

Mein liebes Lürlein!

Von den vielen Anläufen, dir zu schreiben, glückt endlich einer, und ich komme wieder einmal dazu, meinen zahlreichen Rückerinnerungen eine bestimmte Form zu geben. Ich nehme vorläufig an, Du stehest mit der Polizei noch auf gutem Fuße, und wohnest noch sicher im Schatten Deines berühmten Ahnherrn, im Sonnenglanze des näher gerückten kaiserlichen Hofes und in der überschwenglichen Hoffnung, durch Gottes Gnade bald mit den Engeln des Nordens Lobgesänge auf die Wiederkehr des Friedens und der gesetzlichen Ruhe anzustimmen. Es war Eine lange Begeisterung, als ich den glorreichen Einzug der uneigennützigen freundlichen Hülfsheere vernahm, und ich dachte oft an Dich, und beneidete Dich, daß Du jetzt so ungerechnet den hehren Anblick der europäischen Schutzgötter genießen darfst. Beschreibe mir doch nächstens einen Russen, wir haben leider hier noch keine, obschon eine etwas undelicate, und für beschränkte Unterthanencorrespondenzen schwierige Geschichte uns die Segnungen des Belagerungszustandes brachte. In Sachsen ist Gott sei Dank wieder alles sehr schön, und von den übrigen revolutionirten Ländern, wie speciell Rheinbaiern und Baden, läßt sich in Anbetracht der überwiegenden Vernunft ihrer Fürsten, bald auch das beste erwarten. Ich weiß eigentlich nicht, wie ich zu meinem politischen Ergusse kam, denn ich wollte Dir nur vorläufig kurz folgende Notizen geben: a) Landis ist nun den 25. April abgereist, um Norwegen und Schweden zu besuchen, und nahm einen Brief an Heußer mit, der sich zur Stunde noch in Berlin befindet, bis zum Herbst bleiben wird, und auf Pfingsten einen Abstecher nach Rügen macht. Er trägt mir viele herzliche Grüße an Dich auf. b) Zehnder reiste am 3. Mai hier ab, um Dresden zu genießen, die Leipziger Messe zu sehen, Berlin zu studieren, die Nordsee anzustaunen, und dann in Paris wieder Handwerk nebst

französischer finesse zu betreiben. Der gute junge Mann kam in Dresden gerade zur provisorischen Regierung, und mußte dergleichen thun als hätte er die Bildergalerien und Schätze gesehen. In Leipzig soll er noch mehrere leere Buden angetroffen haben, und dann bald Berlin zugesummt sein, wie mir Berichte von Kollmann bedeuten, der noch hier, aber reisefertig ist. c) Nachdem ich tief empfunden, daß ich allein nicht genüge, um die schweizerische Medicin in Prag zu repräsentiren, ließ ich mir die Ankunft eines neuen Schweizers melden. „Es sei ein eleganter Mann mit braunem Barte und mittlerer Statur." Das konnte ja nur A... sein. Am Ende aber kam der heraus, den die Weiber den Schönen, die Männer den Stolzen, die Aarauer aber den im Lande patentirten Arzt, Doctor ꝛc. nennen. Er haust im Gebärhause und ist jetzt natürlich verdaulicher als weiland, obschon nicht mein Leibessen. d) Die übrige Fremdenclique besteht aus einigen Würzburgern, z. B. Dr. Fritze, Tappecornn, der Dich bestens grüßt, und dem schwarzbraunen, langhaarigen Schubert, vulgo Fichtelgebirg. Es sind 14 Tage nach meiner Ankunft Leute genug zusammengekommen, um einen Curs bei Pilz zu eröffnen. Der Mann ist sehr gelehrt, operirt hübsch, und wäre noch ausgezeichneter, wenn er zuweilen kritischer würde. Arlt läßt es daran nicht mangeln. Von Person der absolute Schneidermeister, ist Arlt als Lehrer wirklich ausgezeichnet, versteht es die Fälle, die jetzt sehr zahlreich ins Ambulatorium strömen, gut darzustellen, jedem genießbar zu machen. Er denkt klar, spricht gut, operirt schön, und hat speciell für die Fremden ein unbedingtes Wohlwollen. Gestern wurden am Hradschin an 16 Leuten 26 Extractionen und Reklinationen gemacht. Auf der Klinik operirt er gegenwärtig sehr viel. Arlt und sein lebendiges Buch, sein Doppelgänger und Nachfolger Pilz sind unbedingt das Beste und Brauchbarste was hier zu haben ist. Dann ist auch noch Dittrich ein ausgezeichnetes Haus, die brauchbarste und vernünftigste Incarnation der pathologischen Anatomie, die man treffen kann. Er liest nur noch acht Tage und will sich dann sein massenhaftes Sehnenscheidenexsudat an der rechten Hand per Schnitt entfernen lassen und dann Prag verlassen, da Engel definitiv berufen sei. Dittrich ist einer der tüchtigen Leute,

gegen welche ihr Fach undankbar ist. Die übrigen Geschichten heißen weniger, nur Pitha hält eine Klinik, die obschon Klinik nicht langweilig, sondern genußreich ist, wo man in bewegter Reihenfolge vieles sieht und vernünftige Sachen hört. Jaksch ist ein Volksredner, Hamernjik ein träges Linienschiff. Ich besuche des Morgens seine Abtheilung, die sehr an die Haller'sche erinnert. Die Zeit wird im Ganzen gehörig verschlagen, und nicht selten nimmt irgend ein Spaziergang auf ein Nest, oder eine Naturkneiperei im Garten, oder ein Gang auf eine der schönen Moldauinseln einen Abend weg. Der Windberggarten ist jetzt ganz grasgrün, mit bunten Blumenzeichnungen durchwebt, voll Flieder, Tulpen und Schnittlauch. An religiösen und ungöttlichen Spektakeln fehlt es auch nicht. Heute eine kleine Duodezkatzenmusik oder ein Maifest, morgen eine „Fidlewatschke" i. e. Schusterfiedelfest mit enormem Unsinn, und an einem andern Tage Nepomukkultus und Anbetungen, die ins Himmelblaue gehen. Zuweilen verliert ein bürgerlicher Malchus sein Ohr wegen eines Eljen ..... und dann hört man im Stillen von ungarischem Kriegsglücke reden und frohlöckeln. In Summa kann man sich hier ganz gut durchschlagen; die prachtvolle Staffage der Stadt macht diese selbst reizend. Ich habe nun vorab Lust, noch bis Ende Juni hierzubleiben und auf den Juli nach Leipzig zu gehen, überhaupt zu fliegen, so weit eben meine Federn reichen, Für Deine Berichte über die einzelnen Wienerleute bin ich Dir sehr dankbar. Theile meinen Freunden und Bekannten nach Deinem Gutfinden meine freundschaftlichen Grüße mit, in specie Maag, Wydler, Rumpf, Bertschinger, dann den Frauen des Gebärhauses. Wenn Maag dieser Zeit, wie Du weissagst, Prag wieder besucht, wird er mir hoffentlich allerlei Specialia von Dir mitbringen. Daß uns nur nicht unser Rendez-vous entrinne. Entränne das kraftlos meinen Händen, ich hätte nicht ein zweites zu versenden. Ich hätte allerlei wieder gut zu machen. Unterdessen genießen wir das Leben mit Humor, und lassen alles gut sein, weil es nun einmal ist. (Exceptis excipiundis politicis.) Zum Schlusse noch die ergebene Mittheilung, daß ich glücklich am Ende eines zehnwöchigen Bronchialkatarrhes angekommen bin, und die Tuberkelferien wieder eröffnet sind.

Ich komme Dir ein Glas Melniker,[1] komme mir gelegentlich nach, Du als solcher! und laß mich bald wieder etwas von Dir hören!

Gott behüte Dich! Dein Sonderegger.

N.S. Soeben bekomme ich durch Kollmann einige Zeilen aus Berlin. Zehnder ist dort, mit der Perspective bald wieder abzusegeln. Er hat etliches Pech auf seiner Reise, dazu Diarrhoe, und verliert die Geduld. Hier haben wir zwei sehr rabiate Cholerafälle bekommen. Gibt's in Wien auch wieder? Warne doch Treichler bei Zeiten, schreib' ihm!

32. Prag, den 27. Juli 1849.

Mein theurer Freund!

Morgen in neblichter Frühe geht es nach dem Norden. Es muß sein. Ich nehme nur noch kurzen Abschied von Dir und sage Dir meinen herzlichen Dank für die so freundliche Vollziehung eines an sich so widerwärtigen Auftrages. Mein lieber Pestalozzi, es ist mir wehmüthig und schwer ums Herz, daß ich jetzt, wer weiß bis auf wie lange, so aus weiter Ferne Abschied von Dir nehmen soll; Du bist die letzte vertraute Gestalt aus meinen Studienjahren, die mir, wie der letzte bläuliche Berg der Heimath, in der Ferne verschwindet, und ich kann Dir nicht einmal recht Lebewohl sagen! Ich verlasse Dich sogar nicht mehr als denselben, den ich in Wien zurückließ; die Erfahrungen, die in letzterer Zeit über Dich ergangen und der Eindruck, den sie Dir zurücklassen mußten, sind mir eigenthümlicher, ernster Natur. Mein herzlicher Wunsch, meine Hoffnung ist, daß ich Dich, ob in Zügen Deiner Hand oder persönlich, wieder freudiger treffe als ich Dich jetzt verlassen muß. Ich fürchte nichts für Dich, denn Du hast Dich nicht aufgegeben und wirst es nicht thun, aber ich wünsche Dir sehr viel Gutes. Reise wohl, wohin Du auch zieheſt! auf frohes, freundschaftliches Wiedersehen!

[1] Böhmischer Rothwein.

Rumpf war vor zwei Tagen hier und zog dann heim. Er grüßt Dich sehr!

Gott empfohlen! Lebe wohl Pestalozzi! Dein

Sonderegger.

33. Balgach, den 10. Juni 1850.

Mein theurer Freund!

Du wirst über diese Zeilen lachen und sie bei Seite legen; Du mußt den alten Hagestolz wie er leibt und lebt über Bord geworfen haben, denn seit wir uns am Wiener Nordbahnhofe Lebewohl sagten, habe ich nur durch eine Reihe von Unsinn und Grobheiten Dir mein Nochvorhandensein bewiesen. Von Wien will, und von meiner so ersehnten und so bereuten, nun mit Resignation behandelten Meerreise kann ich nichts sagen. Dein Brief von Paris traf mich am Vorabend des Staatsexamens, dann kam in einem Schlage das Promotionsexamen, das ich in Bern gemacht zu haben jetzt wenig bereue. Darauf agitirte mich der Gedanke mich bei Locher[1] zu melden und ich hätte beinahe die Melodie des Wiedner Theaters gesungen: „Wenn's dem Esel zu wohl ist, so geht er auf's Eis." Was in meinem Schädel Eitles und Verwegens war, wurde abgewiesen, und der Landpractikus richtete seine Garküche ein, die seit dem Neujahrstage in vollem Gange ist. Die Nachricht, daß Du zu Locher gegangen, hat mich sehr gefreut, und ich möchte nicht gerne Dir einen Platz verschlagen haben, der Dir, aber nicht mir, eine Zukunft machen kann. Daß Du mir geschrieben verdanke ich Dir als einen Akt der Großmuth, und bitte Dich, nimm mich mit dem Versprechen besseren Schreibfleißes für künftig unter denselben Verhältnissen wieder auf wie früher, Du bist vor meinen übrigen Freunden mein Bureau de nonchalance, mein Dépôt de verité! Aus unserem gehofften Zusammentreffen wird schwerlich viel; solltest Du irgend einmal für einige Tage Ferien machen, o so besuche mich! schau unser armes aber schönes Rheinthal an; Du kannst

[1] Professor der Chirurgie in Zürich, der Sonderegger als Assistent haben und ihn zu academischer Laufbahn anhalten wollte.

bei mir so frei und ungenirt hausen wie auf einer Studentenbude; das malerische Appenzellerland, der neue Curort Heiden, alles ist nahe. Ich ergehe mich oft, Dich mir unter Deinen neuen Verhältnissen vorzustellen; ich möchte so gerne über die Praxis, die den Arzt mehr quält und erhebt als die angeschaute, theilnahmslose Spitalerfahrung, mit Dir reden. Du klimmst nicht ohne Anstrengung auf einen soliden hohen Punkt; ich bin durch geographische Lage, Todesfälle, durch Mangel aller Conkurrenz bald zu Praxis gekommen, die sich über manche Ortschaften erstreckt, und der Tages von 12—37 Patienten an meinen Schenktisch führt. Die Besuche werden oft zeitraubend und ermüdend, die Krankheiten sind zuweilen schwere Lasten auf den Schultern eines Angehenden. Ich will nur sehen, ob solches Gelingen auch Dauer habe? Mit dem Volke komme ich gut aus und finde es in medicin. Dingen leidlicher, als man es zu beurtheilen gewohnt ist; aber das starke Gebundensein, die continuirliche Medicinerei, die keinen halben Feiertag gibt, eigentlich aber das Dispensiren wird mir oft langweilig und ich möchte mich zu einem Freunde retten, vor dem ich jede kirchliche und conventionelle Maske abwerfen darf, zu einem Freunde, der meiner Humanität aufhülfe und kein Bauchweh hätte. Auf meinen eigenen oder Pferdebeinen wird diesem Uebelstand zuweilen abgeholfen, wenn es nach Rheineck geht. Der Mensch bedarf jedoch einer geistigen Restauration permanente, um à la Bouilland zu sprechen, und so kann es kommen, daß Hagestolz einst seinen verdächtigen Namen im Tempel des Neptun aufhängt; vorläufig jedoch noch nicht. Ich lege Dir hiemit meine Dissertation aus Jux bei, sie bedarf mehr Nachsicht als die Deine; und das Beste daran wäre noch, zu erfahren was Du dazu sagest? Sie ist ein Kind der Pflicht, nicht der Liebe, und auch im Weindunst des Kornhauskellers planirt und beschlossen. Das Horazische neun Jahre im Pulteliegenlassen, und der „limae labor“ reducirten sich auf einen Tag; kurz so à son aise kann man nur in Bern promoviren, übrigens nicht leichter als in Zürich wie mir schien. Ich weiß wohl, daß Deine Examina gut, sehr gut ausgefallen sind, dennoch möchte ich gerne einzelne Details davon hören, wir werden auch, wie der „Unsterbliche“ noch „einmal in Liebe und

Mitleid erglühend" in die Regionen der Paſtete, i. e. der Examenzeiten hinabſchauen. Sag mir einmal, wie die Wiedergeburt zum Philiſter in einer Stadt vor ſich geht; mich erdrückt nur das Iſolirtſein beinahe, der Mangel eines vertrauten Freundes und Studiengenoſſen, vor dem man kein Feigenblatt tragen muß, wenn man über die Welt und ſich ſelber ſpricht; ſonſt wäre ich gut daran, die Praxis hat bei allem Handwerk auch fidele, brave Elemente in ſich. Cultivirſt Du eine einzelne wiſſenſchaftliche Branche, oder ſtudirſt Du jetzt was Leben und Praxis heißt? habe ich den gemüthlich ſich gehen laſſenden oder den vorſichtig gewaffneten, ſchlagfertigen Peſtalozzi in Zürich zu ſuchen? Hundsegger hat mir neulich eine ſehr artige Epiſtel geſchrieben und erkundigt ſich ſehr ſpeciell nach Dir und grüßt Dich herzlich; er iſt jetzt Aſſiſtent im Krankenhauſe zu Linden vor Hannover. Ich denke wir beide werden manches an M .... zu loben haben. Daß der arme Schwärmer Pech gehabt, wirſt Du leider ſchon wiſſen, parliamo d'altro. Er iſt jetzt in Prag. Sei mir herzlich gegrüßt, mein lieber Freund, und bleibe mir derſelbe wie bisher. Dein Sonderegger.

34. Balgach, den 12. Auguſt 1850.

Theurer Freund!

Mein lieber Alter reist endlich nach Baden, um ſeine rheumatiſchen Gelenke zu erwärmen, und ich kann die dringende Aufforderung, die mich aufs neue wieder an Dich mahnt, nicht unbeachtet laſſen. Ich ſchicke Dir durch meinen älteſten und bewährteſten Freund herzliche Grüße, möchte wünſchen, daß er, der ſo oft für mich geſehen, es heute auch thun könnte, und ich die Satisfaction empfände wieder einmal bei Dir geweſen zu ſein. Ich habe Dir ſehr Vieles zu ſagen, aber wenn ich es ſchreiben ſoll, ſo müſſen wir uns Protokolle eröffnen, die dann am Ende doch keiner zu führen Zeit findet, was ich Dir aber immer aufs Neue ſagen, jeden Morgen zurufen möchte, iſt das alte: Proſit Brüderchen! Brüderchen aus ſorgenfreien luſtigen Zeiten! Gefährte alter ſinniger und unſinniger Hoffnungen, Du pars pro toto einer reizenden Vergangenheit! Wir treffen uns wie Poſtſchiffe des Meeres, wie

der ewig an seiner Braut vorüberfahrende Leipziger seine Dulcinea auf der Eisenbahn, so im Fluge; dennoch wird solch ein vereinzelter Nagel hinreichen, um den Kranz freundlicher Erinnerungen wieder anzuheften. Wir wollen ja dabei nicht seufzen über nothwendig vergangene, „historisch überwundene!" Zeiten, sondern uns nur gestehen, daß die Gegenwart, wenn auch nicht schlechter, doch ganz anders ist als die Zeit, in der wir die Augen aufthun lernten, bisher für uns die „Zeit" schlechthin, die Schul-, „Studien"- und Bummlerzeit. Ich komme mir vor wie Robinson, als er sich zum ersten Mal im Lamafellfrack erstaunt im Bache betrachtete; dennoch mochte er besser sein als die zerrissene Hamburger Jacke. Kommst Du Dir noch wie en frac vor? hast Du noch einen Cylinder auf Deiner Medizin und Handschuhe im Sack und jene groben Artigkeiten im Mund, mit denen ein hintangesetzter Doctor ins Staatsexamen geht? Sobald Du den Formalismus hinter Dir, und dem Zehnder alle Schönlein'schen Schärfen aufgesagt hast, mußt Du mir schreiben, auf daß ich Dir einen Gemüthlichen trinke. Gepreßte Matrosen sind die schlimmsten Presser, und ich kann nicht leiden, daß Du nicht de jure Philister seiest, wenn Du auch de facto eine phönixartige akademische Erscheinung bist.

Ich höre von x + y fötalen, ein- und durchschneidenden, aufdrückenden und eben abgenabelten Zürcher Privatdocenten der Medicin. Sage mir, Jünger und Leser Kurt Sprengels! wer sind sie? Unter vier Augen gestanden hat mich auch einmal ein eitler, mädchenhafter Wahn dieser Art entzückt und unruhig gemacht; jetzt habe ich resignirt, eingedenk des „optat ephippia bos piger, optat arare caballus". Wenn ich Muth, Vertrauen hätte, so wollte ich ein gemachter Mann sein, aber dieses archimedische Hypomochlion, von dem aus der Mann die Welt bewegt, fehlt mir jetzt noch wie weiland, und ich sehe zu oft noch Gespenster. Du mußt mir daher gelegentlich einen kräftigen Stoßseufzer gegen dieselben schicken, da Du von dieser Furcht frei bist. Wenn ich Dir schon, fast mit Eigendünkel stets von meinem eitlen Ich sprechend, letzthin das Glück des eigenen Herdes als eine psychologische Indicatio vitalis hinstellte, so geht es doch langsamer damit als Du wohl glauben willst; ich habe in der That

noch kein Verhältniß begonnen, und würde mich zur Stunde noch an keines wagen. Leichter nahm ich es mit der Anschaffung eines ehemaligen k. k. österreichischen Officiersperdchens, das einen Supplementband zu meiner Zeit vorstellen und mir Distanzen abkürzen soll. Ich will doch mal sehen wie lange die Herrlichkeit geht, ich habe bei bewegter Praxis doch meine verd . . . . Bedenken. Wenn Du Ferien haben oder machen kannst, komme einmal zu mir und sprich Dein Dominus vobiscum über mich und meine Bude; Du sollst den Glauben des Hauptmanns von Capernaum finden, wenn ich als Unterarzt schon nur Unterleutnantsrang habe. Ich sage Dir noch einmal von Herzen Prosit liebes Brüderchen! Dein Sonderegger.

35. Balgach, den 27. December 1851.

Theurer Freund!

Noch einmal, ehe dieses Jährchen abgeschnurrt, welches uns beide um so vieles älter gemacht, und den Reigen der Philisterjahre eröffnet hat! Wir wollen zwar nicht wie das Mädchen in „Dantons Tod" „an Weihnachten officiell gerührt sein und am Neujahr nachdenken", sondern uns, von Zeitläufen abgesehen, unsere Meinung nach wie vor, sagen; daher heiße es feierlich:

Servus multorum
Servo unius
S. D.

atque Doctori „fidei evangelicae addicto" sc. „Scholam ingresso" propter examina rigorosa feliciter superata gratulatur. Ich hätte dieses eigentlich längst, und in ernsthafter Muttersprache gethan, wenn ich nicht wohl gewußt hätte, daß Du auf derlei Demonstrationen vernünftigerweise kein Gewicht legst; ich hätte mich gefreut, wenn ich nicht Ursache gehabt hätte, mich zu ärgern, daß Du dem Zopf wehe gethan zu haben entgelten mußtest. Du übrigens bist medicin. fester, freudiger, und gemüthlich unabhängiger als ich; und ich wünsche Dir zum neuen Jahr nur Fortbestand jenes ruhigen Trotzes, der sich vom Teufel nicht imponiren läßt! Du weißt jetzt wie das Ding schmeckt; wie es sich weiter entwickelt interessirt mich in hohem Grade, und ich

bitte Dich um fernere Fortsetzung Deiner werthen Correspondenzen. Ich hoffe zuversichtlich, daß Deine an Gletschereis und Granit abgehärtete Gesundheit auch im Palais Locher florire. Wie steht es mit Deiner wissenschaftlichen, gemüthlichen Seite? Ueber letztere hast Du mir eine beherzigenswerthe Schilderung vom Tode Deiner Jugendpassion mitgetheilt, deren Resultate auch ich schon mit satanischer Ruhe an mir selber gefunden habe. Im Ganzen werden wir geistig allmälig mehr auseinandergehen als früher, nur das freundschaftliche Band wird bleiben. Du lebst an einem geistig bewegten, auch von außen anregenden Orte, hast allerlei innere und äußere Hülfsmittel, die Dich geistig lebendig und ein gebundenes Berufsverhältniß, das Dich per antagonismum trotzig, geistig unabhängiger macht. Du sagst fichtisch „Ich bin ich", während ich hegelisch verschwimme, ohne zu so scharfer Concentration gezwungen zu sein. Die Außenwelt bietet mir sehr wenig, fast nur die Anliegen zahlreicher Kranker. Diese sind in großem Umkreise fast allein auf mich angewiesen, sind geistig traktabel, die gemüthlich gesellige Seite hat vielfältig Gelegenheit sich zu entwickeln. Wer täglich neben der Krankheit auch die Armuth vor sich sieht, wird bald gewissermaßen transcendent, asketisch, eine Gefahr, die als Antipode des Weinkrugs den Arzt oft bedroht. An der Schwelle dieses Jahres kann ich nicht umhin, Dir zu gestehen, was ich noch zu Anfang desselben geglaubt und gehofft. Von meinen wenigen nähern Freunden bist Du der einzige der mich kennt, und mir die Wahrheit sagt. Ich hatte schon in den frühern Semestern, und zuweilen später wieder, für einen kurzen Augenblick die Hoffnung, den Wunsch, einmal irgend einen Zweig dociren zu dürfen. Wenn ich die Wissenschaft und mich ansah, erschrack ich und schwieg; wenn ich aber hörte wie in der Welt docirt wurde, so glaubte ich oft: So weit könnte ich es auch noch bringen. Die naturgemäßere und bescheidenere Ansicht behielt die Oberhand, bis die unglücklichen Examina zu St. Gallen und Bern mit den kitzelnden Reden der Herrn mir wieder blauen Dunst in den Kopf jagten, der weiter zu nichts diente, als mich für etliche Monate höchst unruhig, unzufrieden, zu einem „uffjeblasenen Jecken" zu machen. Nachgerade werde ich wieder natürlicher. Wer noch nicht glaubt, daß er ein

Narr ist, der soll nur ein Jährchen practiciren, er wird es gewiß inne. Auch die Isolirtheit wollte mir anfangs gar nicht gefallen, und ich habe lange ein Heimweh nach meiner früheren Lebensweise gehabt, wie ich es sonst noch nie empfunden. Allmälig accomodire ich mich.

Nun aber erheben sich zwei große Zweifel. Wenn ich nämlich mit meiner Matrikel alle äußere Freiheit verliere, und durch Ortsverhältnisse auf totales Philistertum angewiesen bin, so liegt es nahe, mir auch ein braves Weibchen zu suchen, und mich in ihrer Gesellschaft für den Verlust des bewegten Studienlebens schadlos zu halten, mich nun am Gemüthe zu ergötzen, während mich früher Phantasie und Hoffnung auf Unerreichbares angenehm gehoben. Dennoch habe ich zahllose Befürchtungen und Zweifel. Eine andere, mich mehr, weil in materiellerer Seite, quälende Geschichte ist's, daß Balgach derart Nest ist, daß ich für den Fall eigener Menage gar kein Haus finde, in dem ich neben bescheidener Wohnung noch eine Bude nebst anstoßendem Wartzimmer herausbrächte, also — bauen sollte. Das bindet, ist ein Pfahl an dem man für x + y Zeit an einen Fleck geheftet ist. Wenn ich mich dazu entschließe, dann ist der Philister fertig, dann hoffe ich nichts mehr als noch auf häuslichen Frieden und ein seliges Ende.

Wenn Du mir Deine Ansicht über Etablirungsverhältnisse mittheilen willst, wird es mir angenehm sein.

. . . . Bänziger ist noch in Prag. Wie treibens die Privatdocenten? Spöndli wird furore machen! . . . . Bei uns Verfassungs-Revisionsstreite, viel liberale Schellen, Versprechungen, denen man es ansieht, sie werden so wenig gehalten als Webers Rheinwuhrevangelium. In Zürich wird das Haus Pericles-Escher noch die meisten politischen Artikel umsetzen. Gott behüte Dich, mein lieber Lux! Wenn ich Dich wiedersehe weiß ich leider nicht, ich sehne mich aber darnach.

Dein Sonderegger.

36. Den 14. Juli 1851.

Mein theurer Freund!

Es brauchte fast wieder eine alte Frau Fama, um uns wieder in geistigen Rapport zu setzen. Mein guter, von Rheumatismen geplagter Vater übernimmt jedoch den Dienst, den er auch besser vollführt als jene Alte. Wenn Du z. B. von ihr gehört, ich sei verheirathet, so wird Dich mein Vater versichern: quod non. Deine Darstellung (heißt bei Dir natürlich auf französisch Persiflage) des freien Studenten hat mich gleichsehr gerührt als ergötzt, und ich bedaure jedes Mal, wenn ich mir den Genuß mache, Deine Briefe anzusehen, den guten „Lux", der mir an Wahrheit und freundschaftlicher Offenheit unübertroffen dasteht, so ferne zu haben.

Mein Lieber! es ist nicht Liederlichkeit, daß ich Dir so sehr lange nicht schrieb, aber unbeholfene Zeiteintheilung, die mir zwischen dem Beruf und der Braut kaum ein kurzes, freies Stündchen gibt, in dem ich kümmerlich meine Bücher ordne, diese partie honteuse der practischen Medicin. Wenn ich unter meinem Dache wohne und meine Zeiteintheilung und Hausordnung sich nach mir richtet, soll für Schreibgelegenheit besser gesorgt sein.

Ueber meine Angelegenheiten theile ich Dir kurz mit, daß ich im Dorfe ein ordentliches Nest gemiethet habe, und im Laufe des October daselbst als Ehemann einzuziehen gedenke. Meine Hochzeit wird kein lyrisches Frühlingsgedicht sein, sondern mit einer gewissen herbstlichen Ruhe vor sich gehen. Ich sehe der Zukunft mit großem Vertrauen entgegen und bin froh, aus dem Provisorium, „Brautstand" genannt, herauszukommen. Auch das Handwerk gefällt mir täglich besser, und ich wäre ideal glücklich, wenn ich einen tüchtigen Collegen in der Nähe hätte, der mein Freund wäre, d. h. mit dem ich ohne gegenseitige Masken, im Bewußtsein reinen gegenseitigen Wohlwollens, conversirte. Auch die Gesundheit macht sich sehr gut trotz der (oder durch die) etwas unregelmäßigen Lebensweise.

Medicinisches gibt es wenig mitzutheilen, außer daß Chlorosen bei uns sehr häufig sind, und man an Männer und Weiber oft

im Taglohn Eisen dispensiren muß. Wegen einer Schnittwunde unterband ich neulich die Tibialis antica, und hatte das Pech, den tibial. antic. und Extensor digitor. com. long. gangränös werden zu sehen. Dennoch bildet sich jetzt eine ordentliche Narbe, die weithin denudirten Knochen nehmen an der Granulation teil und der Kranke erholt sich. Ich schrieb die eingetretene Gangrän dem vor der Ligatur stattgefundenen Blutverluste zu.

Nun — (kaum wage ich schon wieder mit einer Bitte, resp. Müderei zu kommen) nun möchte ich Dich wieder um Deinen freundlichen Beistand zur Wahl eines Aushelfers bitten. Im September nämlich beginnt die Herbstübung, die mich für elf Tage von Hause wegruft, bald darauf möchte ich Hochzeit halten und bei diesem Anlaße wahrscheinlich eine kleine Spritztour nach München machen, um meinem stillen Weibchen einmal den Rumor und Glanz der Welt zu zeigen. In keinem Falle darf ich ohne Ersatzmann weggehen. Kein Arzt ist nahe, dem ich etwas übertragen könnte; die erreichbaren Bernecker Aerzte sind theils ungenießbar, theils krank, kurz ich fürchtete mein sonst so gewogenes Publikum mit Recht zu beleidigen, wenn ich die Bude unbesetzt ließe. Also aspirire ich auf einen Cliniker oder Policliniker von Zürich, den ich honoriren und gut halten und dem ich mit Molière das jus seignandi, purgandi et occidendi impune per totum vallum in die Hände legte, aber:

1) Der Kerl müßte solid sein.

2) Müßte etwas los haben oder gescheid genug sein, sich aus Verlegenheiten zu helfen.

3) Er sollte etwas von einem Herrn, à la Reiffer ꝛc., oder doch mit Anwartschaft auf eine andere Stellung versehen sein, damit er mir nicht etwa, als ein ad omnia paratus, hier sitzen bleibt und mir die Kundsame beschneidet; denn meine Praxis ist, wie Du wohl einsehen kannst, gar nicht an die teufelmäßigen Reize meiner ausgezeichneten Persönlichkeit gebunden.

Du würdest mir einen sehr großen Dienst erweisen, wenn Du mir nach Deinem Geschmack, dem ich Alles vertraue, einen solchen Musensohn miethen würdest. Hasse, dem ich neulich in Ragaz ein Rendez-vous gab, schlug mir in beiläufigem Gespräche über dieses Thema, einen quidam W . . . vor. Ich möchte jedoch am

liebſten Dir die Wahlfreiheit geben, Du kennſt meine Intereſſen und Bedürfniſſe und haſt reichlich Wohlwollen für mich.

Gut wäre es, wenn ſo ein Deus ex machina bis ſpäteſtens am 7. September aufmarſchiren könnte. Gut wäre ferner, wenn er drei bis vier Wochen bliebe; gut, wenn Du mir bemerken würdeſt, was ich ihm (außer Koſt, Logis, Pferd und Kaleſche für entferntere Beſuche) geben ſoll, damit er zufrieden ſein kann; gut, ja ſehr gut wäre endlich, wenn Du dieſen Spätherbſt oder Winter Deine Jus ferias faciendi benutzen würdeſt, Deinen läſtigen aber dankbaren Hageſtolz zu beſuchen. Meine — Braut? Frau? Sophie? was paßt? ja ſie würde ſich unendlich gratuliren, Dich, den ſo viel Beſprochenen, einmal kennen zu lernen.

Deine ſämmtlichen übrigen Offerten ſind mit Dank angenommen, und bleiben wohlverwahrt bis zum Tage, wo ſie unter meinem mehrfachen Jubel in Kraft und Wirkſamkeit treten werden.

Gott behüte Dich, mein Alter!

Dein Sonderegger
ci-devant Hageſtolz.

NB. Meine beſten Empfehlungen an Locher-Zwingli, der mich neulich grüßen ließ.

37. Balgach, den 3. April 1853.

Mein lieber Freund!

Als ich Deinen zweiten Brief erhielt, erſchrack ich faſt — es war an demſelben Tage, an welchem Du den meinigen noch nicht haben konnteſt. Du biſt über den langen Unterbruch der Correſpondenz, an dem nur ich Schuld bin, ſo ſchonend hinweggegangen, haſt mir in einer ſo wichtigen Sache Dein ganzes freundſchaftliches Vertrauen zugewendet, — und ich bringe es in meiner Theilnahmsloſigkeit nicht einmal zu einer baldigen Beantwortung Deiner Briefe. Es iſt vieles anders gekommen als ich mir früher dachte, verzeihe mir, wenn auch ich Dir gegenüber nicht bin, der ich ſein ſollte und möchte. Es hat mich recht ergriffen, Deine ebenſo offene als begeiſterte Sprache über Deine neuen Verhältniſſe zu vernehmen, und ich wünſche nur, daß dieſe gehobene Stimmung Dich lange erwärme. Eine gewiſſe proſaiſche

Einwirkung der Außenwelt auf unſere Seele gewinnt allmälig, wenn nicht die Oberhand, doch Conceſſionen; der Egoismus, den Du als unſere Erbſünde, als das gemeinſte, — und doch natürlichſte! — Laſter bezeichneſt, verdirbt uns manchen edlen Genuß und jagt uns mühevoll durch das Leben, um uns am Ende zu beweiſen, daß es doch nichts taugt und weder glücklich noch zufrieden macht. Es iſt gewiß ſchwer, ſich von demſelben zu emancipiren, wer aber einmal ſo glücklich iſt, der iſt ein Weiſer, „non eget jaculis nec arcu“ — bedarf weder Ehre noch Geld. Aber der Liebe bedarf er doch, nur ein „alter ego“ kann die Gemeinheiten des erſten ego gut machen. Die Einſamkeit, der Beruf allein können Bitterkeit oder Kälte nicht verhüten, eine glückliche Ehe leiſtet zur Verſchönerung des Lebens und zur Veredlung des Gemüthes am meiſten, die Seelenruhe und Zufriedenheit iſt unter unſern gegebenen Umſtänden ſo gut an den Eheſtand gebunden, als der Gedanke an das Gehirn. Du wirſt, dafür bürgt mir Dein Brief, gemüthliches und äußeres Glück zu bewahren und auf die Dauer zu genießen wiſſen. — Ich werde es nie vergeſſen, daß Du auch jetzt noch an mich denkſt, der ich allerdings aus reinem Bedürfniß mich an Dich anſchloß, Dir aber auffallend wenig darbot. Wenn ich ein unabhängigerer Philiſter wäre, wollte ich mir die Freude Dich wieder zu ſehen nicht nehmen laſſen, ſo aber karre ich einſtweilen wie wild in der Welt herum und habe oft auf acht Tage nicht eine freie Stunde. Ich habe in meinem Berufe, und ebenſo in ehelicher Beziehung Glück gehabt, aber ich bin immer noch nicht fidel, nicht ſo von Herzen froh dabei, es fällt mir auf, wie ſchlecht und lückenhaft ich ſtudirt, und doch kann ich es nicht mehr gut machen; ich bin in gemüthlichem Hader mit dem Chriſtenthum, an welches ich glauben ſoll und das ich nirgends ſehe, auch in politicis kein großer Idealiſt. Nach Hahnemann'ſchen und Rademacher'ſchen Delirien bin ich wieder zur Allöopathie, zur Expectative und zum kalten Waſſer zurückgekehrt. Nebenbei bin ich feſt überzeugt, tuberculös zu ſein, und während ich auf die prädeſtinirten Nachſchübe warte, bin ich immer noch mit allen jenen Schwachheiten behaftet, die Du ſ. Z. bemerkt, um freundſchaftlich darüber wegzuſehen. Aber ich glaube heute mehr als je, daß die Liebe, die Ehe, das einzige Mittel

ist, das uns vor dem Unglück, an der Wahrheit und Tugend zu verzweifeln, bewahren kann! Darum nochmals meine Segenswünsche!

Deiner Fräulein Braut meine achtungsvollsten Grüße!

Dein Sonderegger.

38. Balgach, den 19. April 1853.

Mein lieber Feund!

Warmen Dank für Deine neue unerwartete, originelle Mittheilung! Seit meiner eigenen Verlobung hat mich keine Brautschaft so sehr interessirt und überrascht, als die Deinige, und ich wünsche von ganzem Herzen, daß dieser Schritt ebenso lange als glückliche Folgen für Dich habe. Meine l. Sophie, die Dich aus vielfacher und ausführlicher Beschreibung so wohl kennt, vereint ihre Glückwünsche mit den meinigen, und wäre doppelt erfreut, Dich einmal persönlich kennen zu lernen. Leider scheint dieses mir so lachende Ereigniß nun auf unbestimmte Zeit verschoben, was ich beklagen möchte, wenn ich nicht wüßte, daß die uns trennenden Verhältnisse die Säulen Deines Glückes und Wohlbehagens sind. Wenn ich noch nicht verlernt habe Deinen Styl zu lesen, so ist die ganze Revolution in Deiner Biographie ziemlich neuen Ursprunges, es wäre denn, daß Du auch auf Freiersfüßen Deinem Cerevisnamen treu den großen Satz lang und still meditirt, und schnell und kräftig ausgeführt hättest. Immerhin „glauben wir zu schieben und werden geschoben". Keiner, der die studentische Freiheit des Jünglings begeistert preist, kann wissen, ob er nicht nach kurzer Zeit Ehemann ist, um sich dann wieder kein bischen minder, sondern noch glücklicher zu fühlen als er vorher war.

Es ist nun bei mir ausgemacht, daß ich eine Pilgerfahrt nach Zürich thun werde; denn meinen Pestalozzi als Ehemann zu sehen ist mir sehr bemerkenswerth. Du hast die Assistentenzeit bei Locher sicher nicht nur zu Lochers, sondern auch zu Deinem großen Nutzen durchgemacht, und jetzt den Boden reichlich gewonnen, auf dem ein „prachtvolles Exemplar" von Stadtpractikus wachsen und blühen kann. „Cauli erecto, ex-

celso, foliis speciosis bipennatifidis, flore albo, insigni, odoratissimo, fructibus numerosis dulcissimis“ Lin. Ich male mir so gern Dich und Deine jetzige Lage aus, nach den Anhaltspunkten, die ich während unserer Studienzeit gewonnen, und bedaure, Dir, wahrscheinlich für immer, so ferne zu stehen. Solltest Du etwa Deine Hochzeitsreise über den Bodensee machen und Dich an dessen Ufer eine noch so kurze Zeit aufhalten, so habe die Güte mich zu benachrichtigen, damit ich Dich wenigstens begrüßen kann.

Bei mir hat sich seit unserer letzten Correspondenz, wie Du von Bänziger weißt, vieles geändert; ich bin ein glücklicher Ehemann, und besitze ein ½jähriges kugelrundes und munteres Mädchen. Meine Praxis geht so ordentlich, ist belehrend, bunt, vielfältig, gibt Gelegenheit zu Allem, ökonomisch stellt sie mich mittelmäßig, aber nimmt so alle Zeit in Anspruch, daß ich kaum zu Athem komme, und die Zeit in einer Art Schwindel zubringe, den ich gerne zuweilen durch den Genuß eines strebsamen Freundes curiren möchte.

So gehab Dich denn wohl, mein lieber Freund, und theile der Auserwählten Deines Herzens von mir und meinem Weibchen die achtungsvollsten Grüße mit. Ich hoffe wir werden unter allen „Verhältnissen und Umständen“ gleich zu einander stehen.

Dein Sonderegger.

39. Balgach, den 19. August 1854.

Mein lieber Pestalozzi!

Zu Deinem blühenden Caesarion meine herzlichsten Glück- und Segenswünsche. Wer einmal ein munteres Kind hat, der ist auf die irdische Glückseligkeit abonnirt, jeder Tag bringt neue Freuden und nie geahnte Genüsse. Möget Ihr alle recht gesund und wohl bleiben! Man muß jetzt schon sehr im Pluralis, und zwar majestaticus, mit Dir sprechen! Dein Vorsatz, mich zu besuchen, erfreut mich im höchsten Grade und ich werde Dich gerne empfangen, wann es Dir beliebt. Von Papa-werden ist keine Rede, und wenn auch, so bist Du gerade der Mann, der mich am mindesten in Verlegenheit brächte. Wenn Du nicht bald

gekommen wäreſt, ſo hätte ich, wie Armenadvocat Siebenkäs, mich auf die krummen Beine gemacht und Dich behaglich blühenden „Leibgerber" beſucht. Dieſen Morgen noch warf mir meine Frau vor, ich liebe Dich nicht mehr, ſonſt würde ich doch für ein paar Tage nach Zürich gehen. So komm denn recht bald und richte Dich doch ſo ein, daß Du, wenn Du wollteſt, ein paar Tage bei mir bleiben könnteſt. Du haſt vielleicht ſchon ſo viel geſündigt, daß Dir ein paar Tage Verbannung gehören! Büße alle Deine Sünden bei mir ab, der ich noch predige wie ehedem und immer lieber abſolvire.

Wenn Dir das Wetter zu ſchlecht wäre, ſo melde es mir doch, ich beſuche Dich dann in Bruggen, da ich waſſerdicht bin. Doch im Ernſt geſprochen, iſt unſer Stelldichein über alles Wetter erhaben. Ich zähle ſo ſicher auf Dich als auf die Sonne des morgenden Tages.

Komme bald!

Deiner lieben Frau, der glücklichen Mutter, meine hochachtungsvollen Grüße!

Dir hält die alte Sorte bereit Dein

Hageſtolz, Papa.

40. Balgach, den 31. Auguſt 1854.

Mein lieber Freund!

Ich ſchulde Dir eine förmliche und feierliche Generalquittung für richtig empfangene Freundſchaftsbeweiſe, ſowohl höchſt verdankenswerthe Perſonalleiſtungen, als nachträgliche, eigentlich pleonaſtiſche Realien! Unter uns geſagt, kann ich Deine Spenden kaum begreifen. Um Dir eine ſtets angenehme Erinnerung bei mir zu bewahren, ſind ſie unnöthig, nach dem Rechte der Wiedervergeltung zur Ironie übertrieben. Daß Du mir die glückliche Ankunft in Zürich mittheilſt, iſt mir ſehr angenehm, denn ich habe mir am Tage Deiner Abreiſe ſehr viele Vorwürfe gemacht, daß ich Dich ſo wegziehen ließ.

Von Weib und Kind, ſowie auch von mir, grüße Deine Frau auf's Beſte! Dieſen Herbſt muß ich Dich noch einmal

ſehen, bishin mache ich eine ſtille Feierſtunde mit Hülfe Deines Giftes zur ſtillen duftenden Feuerſtunde, und gedenke Dein.

Adieu Herr Papa!

Dein College Sonderegger.

41. Balgach, den 23. November 1854.

Mein theurer Frennd!

Als ich vor einem Monat von Zürich abreiste, war es mir ſo weich und wehmüthig ums Herz, daß ich glaubte, nach Auſtralien auswandern und für ſehr lange Abſchied von Dir nehmen zu müſſen. Seitdem iſt eine Stille eingetreten, die Dich glauben machen könnte, die Waſſer hätten wirklich über mir zuſammengeſchlagen und ich ſei lautlos untergegangen. Und doch, wenn ich Dich und Deine liebenswürdige kleine Familie und all' die wohlthuende Theilnahme vergeſſen könnte, die ich bei Dir gefunden, ſo würde mich meine Kleine hundertmal daran erinnern, die bei mir eine Reihe ſchöner Sachen, die ſie regelmäßig entzücken, von Dr. Peſtalozzi erzählt, deſſen wohlbekannten Namen ſie mir richtig von andante bis fortissimo ausſpricht. Wie in ſo vielem Andern überbieteſt Du mich auch in der Art artig zu ſein und läßt mir weder in Zürich noch Balgach eine bequeme Gelegenheit, Dir herzlich „Danke" zu ſagen!

Mein Lieber, es wäre mir Bedürfniß geweſen, Dir etwas früher meine richtige Ankunft anzuzeigen, allein kaum zurückgekehrt, las ich mir eine ſuspecte Bronchitis mit Haemoptoe und großer Proſtration auf, die mich ein paar Tage ans Bett und 14 Tage ins Haus feſſelte. Drauf große Unordnung im Handwerk, allmäliges Wiederanknüpfen zerriſſener Fäden; ich will ſtets Abends früh wieder bei Hauſe ſein und muß daher noch öfter fahren als ſonſt. Uebrigens geht es wieder gut und ſcheint einzulenken; die Furcht, in Anaemie verfallen zu ſein, erwahrt ſich nicht, und ich hänge mein Horoscop wieder an den ſtarken Nagel türkiſcher Prädeſtination gleich dem beſten Chriſten.

Der kurze Ausflug nach Zürich hat mir in jeder Hinſicht gut gethan, nur will ich mir künftig meine Freuden beim Sonnenſchein gönnen! Es thut Leuten wie mir wohl, ihre eigenen

Verhältnisse einmal aus der Vogelperspective zu betrachten und in einem Andern zu leben und zu denken. Deine Reflexionen über unsere medicinische Unwissenheit haben mir das Amtssiegel mit Kaisers Bart zu all' meinen zerstreuten medic. Journalbemerkungen gegeben. Nicht einmal in müßiger Hoffnung mehr darf ich das hohe Roß reiten, sondern vollständig resignirt wandeln wir „Alten" zu Fuß, sehen aber dafür auch manche Blume — uns wieder damit zu schmücken. Bei aller nüchternen und ehrlichen Auffassung der Dinge bleibt uns am Ende die reinste Freude an dem bescheidenen unbestrittenen Theil, was uns dann noch als „Medicin" übrig bleibt und immer noch werth ist, ein Menschenleben auszufüllen. Darum habe ich auch unsere vielbesprochene St. Gallerpetition um Freigebung der Praxis nicht unterzeichnet. Unsere obersten Behörden, die den Arzt wenig, den Pfuscher fast mehr schätzen, hätten wohl verdient, daß man ihnen in höflicher Ironie ihre Patente als werthloses Papier vor die Füße geworfen hätte; aber wenn man im Zorn das Publikum mit seinen gefeierten Quacksalbern zum Eckel sich sättigen lassen will, begeht man ein Unrecht; in solchen Dingen müssen wir Aerzte gescheider und — besser sein als das Publikum. Wir wissen und können wenig, aber dieses wenige wollen wir als Ehrenmänner handhaben. Ich schmeichle mir mit der Meinung, daß Du eine derartige Petiton auch nicht unterschrieben hättest. .... Wir werden vom Staate keinen Schutz und keine Ehre zu gewärtigen haben, wenn wir uns nicht selber halten. An Pfuscherei und Unsinn sind am Ende wir Aerzte so gut selber Schuld, als die Geistlichen am schlechten Kirchenbesuche. —

Dieser Zeit tenotomire ich ziemlich, da mir der Zufall wieder an zwei Kindern 4 sehr hochgradige Ped. vari zugeschoben hat. Es war mir fast etwas unheimlich, Fußsohlen und Achillessehnen auf einen Sitz zu trennen (Tib. antic. hatte ich früher schon), doch scheint es gut abzulaufen. Das andere Kind soll übermorgen dran. Ein früheres geht jetzt, obschon noch mit einem Scarpa'schen Stiefel. Letzthin hatte ich eine Exstirp. mamm., freilich nur zur Lebensverlängerung, und nächste Woche soll ich eine größere Exstirpation und Transplantation im Gesicht vornehmen. Kurz, es wären lebhafte, wirklich schöne und anregende Zeiten; wenn

es nur geht und ich nicht zu viel vicariren lassen muß. Diese medic. Jagd und ein sehr gemütliches Familienleben sind die Reize meiner sonst vereinsamten und uncultivirten Stellung, an der ich übrigens, nach allgemeinem psychol. Grundsatze, stets mehr Wohlgefallen finde. — Meine Sophie trägt mir noch speciell auf, Deiner Frau und Dir herzlich zu danken und grüßt euch mit mir aufs freundschaftlichste. Dem muntern kleinen Hermann ein fröhliches Gedeihen! Vivat, Crescat!

Adieu mein lieber Pestalozzi!

Dein Sonderegger.

42. Balgach, den 28. März 1855.

Mein theurer Freund!

In der fast überwältigenden Menge von Geschäften kam ich leider noch nie dazu Dir zu schreiben. Dein Brief, den ich gestern erhielt, beschämt mich und zeigt mir, wie sehr Du nicht nur an mich zu denken, sondern auch mir zu schreiben geneigt bist. Eine solche liebenswürdige Aufmerksamkeit ist ein Frühlingstag. Ueber den fraglichen jungen Mann kann ich noch nichts sagen, will aber ernsthaft umsehen. Ueber mich selber habe ich Dich zu fragen. Ich habe mich nämlich nie gemeldet, bin ex abrupto gewählt worden und erhielt die Ernennung gestern mit Deinem Briefe.[1] Ich bin in ziemlicher Verlegenheit. Du weißt, daß meine sehr anstrengende Praxis mich ordentlich stellt, ob es Pfäffers, das innere Bad, thun werde, ist sehr die Frage; es kommt außer Mode, und ich werde nicht im Stande sein es in Curs zu bringen. In Ragaz möchte ich nicht bleiben, in Balgach (resp. ganz Mittel-Rheinthale!) mache ich meine Praxis durch die vier- bis fünfmonatliche Absenz marode. Werde ich aber in diesem Nest zu alt, so bin ich eine alte Jungfer, die ehedem Körbe gab und nun selbst ein verlassener Korb geworden ist. Wagen gewinnt, aber ich habe auch zu verlieren! Ist endlich das offene Thal mir nicht gesunder, als die schattige Schlucht? Gieb mir Deinen Rath, auf

[1] Als Badearzt von Pfäffers.

den ich seit je sehr viel gehalten! Von meiner Frau und mir die herzlichsten Grüße an Dich und die lieben Deinigen! Hermann II. ist doch wieder ganz wohl!

Adieu! Dein Dr. Sonderegger.

43. Balgach, den 5. April 1855.

Mein theurer Freund!

Mit dem herzlichsten Danke für die so ernsthafte und wohlwollende Theilnahme an meinem Schicksal, sage ich Dir hiemit in Eile, daß ich die Wahl nach Pf. abgelehnt habe. Anfangs überrascht die Verhältnisse nicht überblickend, schrieb ich an neun ganz verschiedene, mit den dortigen Dingen oder mit mir bekannte Leute, die mein persönliches Wohl- oder Uebelergehen gar nicht berührt, und bat um die eine und andere Auskunft. Nach wenigen Tagen waren alle Fragen mit großer Bereitwilligkeit beantwortet. Wenn ich sie resümirte fand ich, daß mir mehrere das Compliment machten, ich könne mich gewiß neben Kaiser halten; daß mir alle bedingterweise zu gehen riethen; daß nach dem Urtheil von drei gewesenen Pf. Bade-Ärzten die Revenüen sehr bescheiden sind, jedenfalls nicht das Wagniß werth auch nur einen Sommer meine Balgacherpraxis zu verderben, selbst wenn ich mich besser als alle drei gewesenen stellen sollte. Kaiser hat nun einmal den vom Papa wohlerworbenen Namen, die Firma, die sich ein Neuer langsam macht; es scheint Pf. wie eine gebratene Gans für einen zu viel und für zwei zu wenig zu sein. Ich habe daher das Danaergeschenk mit einem fast ironisch großen Knix und zwischen den Zeilen verdeutetem Argwohn zurückdirigirt. Du weißt mit dem Stellevertreten ist's eine schwierige Sache, und sehr die Frage, ob Suspension eines Geschäftes nicht besser ist als halbe Betreibung. Ich habe zu Bänziger viel Zutrauen, aber eine Praxis ist wie ein Rock, wenn er nicht nach dem Leib geschnitten ist geht er nicht, es mag noch so fein sein. Ich glaube bei diesem Anlaß gefunden zu haben, daß ich im Rheinthaler Publikum mehr Wurzeln geschlagen als ich vermuthete, daß ich aber auch durch die Pf. abwesenheit mehr verloren hätte als Fernerstehende glauben mochten. Meine Frau hat sich wie immer

sehr gut gehalten und mir wirklich keine Schwierigkeit in den Weg gelegt . . . .

Bald einmal mehr. Sei herzlich gegrüßt von mir und meiner Frau, speciell von der Kleinen, die sich sehr für Dich interessirt und wohl weiß warum. Theile unsere Grüße auch Deiner hochgeschätzten Frau mit! Dein Sonderegger.

44. Balgach, den 24. Juni 1855.

Mein lieber Freund!

Du hättest mit der aufrichtigen und herzlichen Theilnahme, die Du mir aufs Neue immer wieder schenkst, etwas Besseres verdient, als so lange ohne Antwort zu sein. Dennoch keine Entschuldigungen. Sei versichert, daß ich den „amicus certus qui in re incerta cernitur" täglich mehr zu schätzen weiß. Das Wohlthuendste in Glück und Unglück, eine über alle egoistischen Zwecke erhabene Theilnahme läßt sich als Frau und Freund nicht erwerben noch erzwingen, ist ein Glück.

. . . . Unter Deinem Bilde steht das göttliche „nil admirari"; und ich werde eher sterben, als mir nicht mehr imponiren lassen. Ich werde wohl ein bischen vernünftiger aber komme zu keiner eigentlichen Ruhe, die ihren Schwerpunkt in sich selber hat, sondern höchstens zu einer von außen aufgedrungenen Resignation. Ich bin leider häufig Misanthrop, aber nie länger als 1/4 Stunde, im Ganzen macht mich das Practiciren eher weich und fromm, NB. ohne Dogmatik! Der Segen eines gemüthlichen eigenen Familienkreises ist täglich neu und entschädigt für Alles was sonst quer laufen mag. Meine liebe Sophie und die Kleine, die beide Dich und Deine Frau herzlich grüßen, sind mir so unentbehrlich geworden, daß ich, wenn sie für ein paar Wochen jährlich zu Rheineck sind, nicht mehr zu Hause sein mag, sondern in Altstätten oder Berneck ꝛc. nach abgethanen Geschäften noch sitzen bleibe bis spät. Ich zittere beim Gedanken, daß die Entbindung der guten Sophie (in 4—5 Wochen) übel ablaufen könnte! hoffen wir das Bessere. Bis jetzt steht Alles wohl. Bericht sollst Du jedenfalls sogleich haben. — Gegenwärtig ist trotz aller Ueberschwemmung eine kleine Pause in der Praxis eingetreten. Seit

Neujahr war das Dorf Widnau (am Rhein) dessen Du Dich vielleicht erinnerst, von Typh. exanthematicus heimgesucht, ich selber sah und behandelte in die 70 Fälle, im Ganzen mögen etwa 90 erkrankt und 17 % gestorben sein. Die Thätigkeit des durch das Sanitätskollegium repräsentirten Staates war darauf beschränkt, mir alle Augenblick einen Bericht abzufordern. Jetzt ists am Abnehmen, aber Intermittens haust zum Verderben meiner Casse in jenen armen und überschwemmten Gegenden. Uebrigens ist leben und leben lassen nicht nur der beste, sondern sogar der vortheilhafteste Grundsatz bei solcher Praxis. In Au läßt sich nächstens ein junger persönlich sehr ehrenwerther Medicus, Julius Custer von Altstätten nieder, der eine Würzburgerin, Fräul. Hofmann (Lithographie, wo wir die Zeugnißformulare kauften) mitbrachte. — Von den Alten sehr höflich behandelt, hinterm Rücken ausgeschimpft und verunglimpft, haben einige jüngere, persönlich zusammenpassende Aerzte: Custer in Rheineck, Buschor und Bänziger in Altstätten (künftig Custer in Au) und ich einen sehr engen, stillen exclusiven, ungenirt den Glanz und das Pech besprechenden, monatlich in Au sich sammelnden Cirkel in Gang gebracht, und uns seit Neujahr wohl dabei befunden. Wir nahmen an: es wird in praxi gerade das Einfachste und Nöthigste am meisten vergessen, und trachten erst wie Examencandidaten zu repetiren und dann frei Praktisches zu schwatzen, nach dem Grundsatz und Titel unsers Protokolles (eines 2 Bogen starken Oktavheftes) der da heißt: „Acta societatis medicorum ignorantium, Statuta et leges non habentium, ad edificandum sese in fidem sanctam anatomiae, sine qua salus non est in Medicina“. Du siehst die Nichtswisserei erstreckt sich auch auf den beim Glase gemachten Titel. Bänziger ist seit ¼ Jahr zu Hause, ein herzig netter Kerl, der wie ich glaube eine sehr respectable Praxis bekommen wird, und eine große bekommen würde, wenn er nicht zu sehr ein bequemer Herr wäre. Jedenfalls hat er auswärts die Augen häufig aufgethan. Im April machte er eine Mucosa durch, von der er sich langsam erholte, doch sitzt er jetzt in der Caserne.

Die Rheinnoth ist enorm, sogar mein seit 1817 nie wieder berührtes Heimatsnest wurde schwer betroffen, obschon ein voll-

ständiges Hereinströmen noch verhindert werden konnte. Ohne Zweifel hast Du im St. Galler Tagblatt die Aufzählung all' des geschehenen Unglückes gelesen. Da ich gerade mit der am härtesten betroffenen Bevölkerung in häufige Berührung komme und ihre Noth kenne, hat mich die Geschichte schmerzlich berührt, und es hat mich geärgert, daß das Tagblatt sie so lange en bagatelle behandelte. Vielleicht nimmt die Redaktion dieser Tage meine Meinung in einem etwas unreif abgefaßten und jetzt schon bereuten Artikel „Eine Stimme aus der Wüste" auf. Ich verschone Dich besser mit meinen über diesen Punkt constant bitter werdenden Ansichten. Unsere Regierungsrathswahlen waren ein rechtes Bild so vieler Maulliberalität, die alles sagt und nichts thut, sich nicht schämt das große Wort zu führen, aber dem Ganzen nur soweit dient, als auch persönlicher Nutzen dabei ist. Wir haben von der in vieler Beziehung perfiden und schlechten ultramontanen Clique noch nicht einmal Consequenz, ihr System stark zu werden, gelernt. Es ist doch nicht gut, daß es beim Alten blieb.

. . . . Grüße mir den lieben Christian, das ist eine gute Krystallform und wird sich nicht abschleifen. Ich las ihn längst als ernannten Professor. Meyer wird wohl wieder als rechter Hans Unstern „beinah" in den Himmel kommen. Deinen Protegé bringe ich weiß Gott weder bei Advokaten noch Kaufleuten an. Es geht Alles schlecht. Will ferner sehen. Sei herzlich gegrüßt und grüße auch Deine Frau Doktor bestens von Deinem

Sonderegger.

45. Balgach, den 12. Februar 1856.

Mein lieber Freund!

Es braucht eine Hiobsgeduld um unter Umständen dennoch gut zu sein unter denen Du mir schreibst, als wäre ich der aufmerksamste Freund und Correspondent. Deine Nachsicht hat mich wehthuender beschämt als ein Verweis; doch Du weißt wie es kommt. Vor Allem muß ich Dir sagen, daß Dein häusliches Unglück, das zu frühe Kommen und Scheiden Deiner lieben Kleinen, meiner Frau und mir sehr zu Herzen ging und wir Dich, auch ganz besonders die bitter enttäuschte Mutter tief bedauerten.

Mögen in dieser Beziehung bessere Tage auf Dich und Dein Haus warten! Unterdessen wird der kleine Hermann den farbenreichen Frühling seiner Entwicklung durchmachen, der uns bei Kindern dieses Alters so oft entzückt und den fabelhaften Reichthum eines kindlichen Geistes bewundern läßt, der Sinneseindrücke, Begriffe, Worte, Schlüsse — spielend handhabt und verarbeitet. Dieser geistige Stoffwechsel übertrifft den physischen noch an Mannigfaltigkeit und Kraft, ist auch nicht unerklärbarer. Wenn ich nicht gar zu ungebührlich lange im himmelblauen Kleide herumstreichen muß, will ich mir Deinen muntern Kleinen dieses Jahr noch ansehen; er wird jedenfalls der Pflege seiner Frau Mama Ehre machen. Die Eisenbahn wird, wie ich hoffe, unsere gemüthlichen Speculationen weniger täuschen als so manche andere, und uns wesentlich nähern.

Der oft besprochene Wein wird wohl per Eq. caball. Lin. und nicht per Dampf nach Zürich gelangen. Ich fürchtete anfänglich, der 55er werde nicht gut genug, Dir überschickt werden zu dürfen, allein er macht sich und wenn Du nicht innert 8 Tagen Contreordre schickst, so wird eine „Pièce" von 75—100 Maß à fs. 1 sich auf den Weg machen. Dieser Wein wird sich gemächlich 1—2 Jahre im Faß und noch etwa so lange in Flaschen halten, und ist jetzt größtenteils vergohren. Wenn Du Dich nur nicht verrechnest. Ich habe von einem zürcher Gaumen eine zu delikate Meinung bekommen, als daß ich ganz sicher sein sollte, daß ihm Rheinthaler munde. Schmeckt er Dir nicht, so komm herauf und trink andern bei uns! Ich habe den Winter bisher gut durchgemacht, befinde mich weit besser als seit Jahren, und fahre trotz allerlei, aber meist gemüthlicher, Concurrenz, zu practicieren fort, gar nicht in steigendem Maß, aber doch nicht „moriendo", was auf dem Lande, wo der Reiz der Neuheit so lebhaft empfunden wird, zuweilen auch passiert. Dieser Zeit habe ich stets 25—30 Ordinationen per Tag.)

Deine Mittheilungen über Meyer und Moleschott haben mich wahrhaft gerührt. Es ist doch ein wahres Schicksalspech, wie Meyer sein Lebenlang einem Berufe ehrenhaft obzuliegen und beständig neben's Brett zu gerathen. Wie es Moleschott (dessen „Kreislauf des Lebens" ich mit viel Interesse gelesen) bei seiner Vergötterung der Materie mit so wenig Materie machen wird,

ist wirklich wissenschaftlich merkwürdig. Ich preise mich glücklich, seiner Zeit nicht meiner lächerlichen Eitelkeit, sondern dem Zuge philisterhaften, practischen Schicksals gefolgt zu sein. Was die Intelligenz bei der Praxis verliert, gewinnt das Gemüth und der Seelenfriede, das einzige Punctum saliens im Lande. Heußer hätte übel gethan, wenn er nicht diese dornenvolle Bahn betreten hätte. Mit seinen Flügeln und seiner Energie wird er andere Wege finden als Meyer. Grüße ihn und Rahn herzlich. Gegen Letztern habe ich mich in Rorschach eigentlich „versündigt". Ich bitte vor Dir ab und verspreche gründliche Besserung.

Bänziger erbt den guten Namen und das practische Talent seines Vaters, hat nicht nur ordentlich, sondern viel Arbeit, besonders Augenkranke aus weiten Entfernungen. Er ist gescheidt, hat sich was gemerkt, ist ein practischer Appenzeller und hat Glück. Nach wenigen Stunden muß ich an die „wurmstichige Commission" und breche daher ab; sobald das Fäßle von Stapel läuft, soll auch eine Epistel von mir als Avisodampfer abgehen. Grüße Deine geehrte Frau von meiner lieben Sophie und mir, gib Deinem vortrefflichen Jungen einen Patsch und sei herzlich gegrüßt von Deinem Sonderegger.

46. Balgach, den 13. März 1856.

Mein lieber Freund!

Endlich komme ich dazu, Dir anzuzeigen, daß Du das besprochene Fäßchen neuen Rothen, Grünensteiner, 75 Maß, letzthin erhalten haben wirst. Ich hoffe er sei glücklich gereist und habe seine angeborene Reinheit mitten in der bösen Welt bewahrt. Ob er Dir schmeckt? ist eine Frage auf deren Beantwortung ich fast etwas ängstlich bin. Er ist aus dem Löwenhofkeller (d. h. Keller in Grünenstein, nicht in Rheineck). . . . . Willst Du ihn länger aufbewahren, d. h. für höchstens eine Olympiade, so verschlage ihn in ein kleines Fäßchen, das ganz anzufüllen ist, oder ziehe das dazu bestimmte Quantum bald in Flaschen an. Wie man ihn später „speiset" werden die athenienischen Küfer wohl wissen. Das mitgekommene Pièccchen magst Du ad libitum behalten und wenn einmal geleert, nach ein bis zwei Jahren an meinen Vater

zurückschicken, am besten einmal in einem Herbst nach St. Gallen, wohin die Grünensteiner Weinfuhre öfter kommt und von wo sie es vollends mitnehmen kann.

Geht bei Dir der Winter gut vorüber, und hat sich Deine werthe Frau wieder ganz erholt? Wir wünschen es von Herzen! Wenn Du aus Deinem Hause ausziehst, mußt Du so gut sein mir's zu melden, denn es wäre mir ungemüthlich, Deine Spur, und bei hereinbrechenden Bedenken die Adresse meines Beichtvaters verloren zu haben. In der That hätte ich Dir dieser Zeit mancherlei Qual mitzutheilen, die mich drückt, und über jene Muthlosigkeit zu klagen, die mich schon mehrmals daran verzweifeln ließ, ob ich auch als ehrlicher Mensch und Arzt auf Erden bestehen könne. Ich lasse mir leider jedes Jahr die schief abgelaufenen Fälle mehr zu Herzen gehen, mache die ganze Misère der getroffenen Familien mit durch und nütze Niemanden damit. Ich habe fast alle guten Geschichten vergessen und alle bösen seit sechs Jahren täglich in Erinnerung und komme dazu, daß es mir wie ein böses Gewissen immer in die Ohren raunt: es ist doch nichts, thue was du kannst und was du willst! Die mehrseitigen freundlichen Ermahnungen zu bleiben, haben mich nach dem Danaidenruf zum Badarzt etwas ermuthigt, sonst aber trete ich aus meinem Selbstnihilismus nur heraus, wenn ich ärztlich zu handeln habe, oder bei meinen lieben Leuten am Tisch sitze. Mein Bube ist ein würdiges Seitenstück zu Deinem muntern Hermann, den Gott erhalte! Und meine Kleine, die jetzt Deine Puppe täglich haben darf, führt mit ihr lange Gespäche über Herrn Dr. „Pestilozzi." Mit Bänziger stehe ich fortwährend gut, er entwickelt sich üppig; mit fast allen Amtsbrüdern komme ich wohl aus, doch genirt es mich sehr oft, zu den bestehenden Sechsen als der Siebente noch fast täglich nach Altstätten zu reisen; und irgendwo muß ich doch sein, kann mir meine bisherige Praxis, mit deren Ertrag ich immer noch sehr zufrieden bin, nicht aus Höflichkeit selbst beschneiden. Da es eben Sitte ist, lese ich in wenigen freien Stunden Moleschotts Kreislauf, der mir wegen vollständiger Zusammenstellung der physiolog.-chem. Data des Stoffwechsels wohl gefällt, aber in seinen Folgerungen sehr anwidert. Ich hoffe zu seiner Ehre es sei eher Renommisterei als Ueberzeugung. Solche unsinnige Läugnung

jedes Baumeisters, jedes Art- und Gattungs-Begriffes, der die Stoffe sammt ihren Eigenschaften zusammenbindet, so oder anders gruppirt; solche Zufallstheorie, die hinter der des Epikur steht, kann nur der üppig wuchernden politischen und religiösen Engherzigkeit in die Hände arbeiten, die, unter jeder Parteifarbe gleich unverschämt, uns trotz allen Friedenscongressen gelegentlich wieder in die Tinte führen wird. Mich macht das Leben immer ein bischen orthodoxer, aber bisher in den Hauptpunkten leider noch nicht orthodox, und läßt mich immer mehr die St. Gallerzeitung ganz wie den Wahrheitsfreund verachten. Es ist furchtbar viel Geschwätz im Lande und sehr wenig redlicher Wille und Ernst. Wer sein Geschäft mit Geschmack und philosophischer Ruhe „ein bischen naturgeschichtlich" wie der alte Custer sagte, zu handhaben wüßte, der müßte doch in der human hochstehenden Medicin seine glücklichsten Tage finden. Doch wozu Dir diese alten Meinungen auftischen! Gehab Dich wohl, grüße die verehrten Deinigen, und gedenke zuweilen Deines

Sonderegger.

NB. Du fragtest letzthin nach meinen „Würden, die die Menschen geben". Cantonsrath bin ich keineswegs, brüste mich aber, Physikus zu sein.

47. Balgarien, den 20. Nov. 1856.

Mein lieber Freund!

Seit vielen Tagen liegt Dein Brief auf meinem Pulte, wünscht mir guten Tag und gute Nacht, klagt mich aber auch schwer und mit Recht großer Liederlichkeit und Saumseligkeit an. Mein Freund! es ist keine Redensart wenn ich Dir sage: ich konnte nicht schreiben. Seit meiner Rückkehr aus dem Krieg lebe ich in einer wahren Hetze von Geschäften, die mich oft kaum dazu kommen lassen, bei gegenwärtiger günstiger Zeit meine Rechnungen auszustellen. Ich habe letzthin in der Verzweiflung über 200 zusammengeschmiert, aber zu Tageszeiten in denen ich zum Correspondiren nicht aufgelegt noch fähig bin. Vergib diese Saumsal, wie ich es mir selber auch vergeben muß, daß ich nicht nach Zürich kam, so sehr es mein Wunsch, mein Zug war, Dich wieder

einmal in Deiner eigenen Burg zu besuchen, wo ich Dich jedenfalls munterer getroffen hätte, als Du mich letzten Sommer. Ich war damals sehr zusammengefahren, hatte oft Magenweh und manchen Spleen, den ich sonst grundsätzlich verabscheue. Ich war nasses Stroh, wie Du es auch schon gesehen, und hätte sehr nöthig, mich bei Dir zu entschuldigen, statt Deinen Dank entgegenzunehmen für jenen Nachmittag, den ich in freundlichem Andenken bewahre. Angesichts des bevorstehenden Militärdienstes wollte ich nicht von Hause; dann ging es nach Buchs zur Herbstübung, drauf ins Thurgau, wo ich keine Arbeit aber viel weniger Muße hatte als ich gehofft. Frage Fahrner, den ich dort kennen lernte, wie schwer es hielt nur einen halben Tag loszukommen, und wie geradezu unmöglich es war, über eine Nacht fortzubleiben. Zu allem Unstern hatte mein armer Junge in jener Zeit einen starken Intestinalcatarrh durchzumachen, der mich beunruhigte und meine arme Frau, die ja ihren Doctor für den „Ministre plénipotentiaire“ der Vorsehung anschaut, fast zu Tode ängstigte. Da zog ich eben heim so schnell ich konnte, und freute mich der Genesung meines Kindes. Noch nie ist nach längerer Abwesenheit so Alles über mich hergekommen wie diesmal, kurz, von einem Weggehen ist keine Rede gewesen. Der „Feldzug“ hat mir durch die psychische Ruhe, das Ausgespanntsein, sehr wohl gethan, und ich will mir je das zweite Jahr, da ich sehr wenig Militärdienst habe, zu einer stärkenden Seelencur, zu einer erfrischenden Reise nach Zürich benützen. Da Rorschach immerhin noch vier gute Stunden von hier ist, so wird die Südostbahn allerdings eine wesentliche Erleichterung der Reise herbeiführen.

Philister das bin ich, und werde vorab in meinem ärztlich und materiell nicht ganz undankbaren Karren par force laufen bis ein paar nachrückende tüchtige junge Leute (unter denen ein Bernecker: Höchner, der jetzt in Zürich studirt), die Praxis mit mir teilen und mich aus dieser mediciniſchen Fabrikarbeit zu einer kleinern aber gemüthlichern Praxis führen. Auch hier gilt eben das: carpe diem, ich practicire, gerne, weil ich's habe, es kommt schon die Zeit da es langsamer geht, und wenn ich dann Vernunft genug besitze, kein saures Gesicht dazu zu machen, sondern an Privatarbeit nachzuholen was ich jetzt versäume, so will ich mir ein

Compliment machen und als ebenbürtiger Philosoph zu Dir auf Besuch kommen. Wenn es erlaubt ist, bestimmt von der Zukunft zu reden, so behaupte ich, daß ich 1857 meine Person spazieren führen werde; bis dann muß sie sich aber ordentlich halten.

Wie bist Du denn heimgekommen? hat sich Deine l. Frau gut erholt, und erreicht was von St. Moritz zu erwarten war? Wie gehts dem kleinen Hermann? Meine Bertha dankt recht herzlich für das freundliche Geschenk, mit dem Deine Frau sie überraschte. Ich denke mich oft in Deine gemüthliche Häuslichkeit hinein und freue mich, daß wir beide ein so freundliches Loos gezogen. Zu Hause gut zu sitzen geht über Alles, selbst über das Glück im Berufe. In diesem Punkt hat mir meine militärische Abwesenheit einen fatalen Streich gespielt. Ich übergab eine fractur femor. mit zwei gleich langen Beinen in der vierten Woche der Behandlung einem sonst wackern Collegen, der zu sicher war, und trat ihn wieder an mit zwei Zoll Verkürzung. Den muß ich nun doch behandelt haben und der sehr bekannte Mann ist wie gemacht als mein lebendiges Pasquill im Lande herumzuhinken. So sehr ich mir das Reflexionenmachen abgewöhne, so gewaltig hat mich doch diese Geschichte gequält. Ich stehe mit dem Interimsarzte zu gut, um die Schuld auf ihn schieben zu können; so muß ich den Schmarren behalten.

Als Eidsgenoß bin ich überhaupt nicht erbaut heimgekommen. Ziegler scheint mir neben allen seinen Vorzügen auch sehr Pedant zu sein; beim Generalstab herrschte eine Confusion ohne Gleichen; es war z. B. nichts Seltenes in einem halben Tag drei bis vier ganz verschiedene Dislocirungsordern zu erhalten. Alles kam zu spät, Vieles gar nicht, Einer schimpfte über den Andern, die Gefechte waren eine wahre Hetzjagd, das Commissariat in jeder Beziehung mehr als miserabel. Es bezeichnet die Gründlichkeit der Leute, wenn man sie über St. Galler und Aargauer schimpfen hört, ohne daß sie erwägen, daß diese „Leute von übler Haltung" u. s. w. täglich drei bis fünf Stunden Weg mehr zu machen hatten, als die näher am Kampfplatz gelegenen Bataillone. Uebrigens hat es auch das mindeste St. Galler Bataillon getroffen, und dieses nicht unter seinem Commandanten. Ich glaube, daß wir Schweizer im wirklichen Krieg

uns sehr schlecht machen würden und halte unsere ganze Militäreinrichtung für fehlerhaft, den größten Theil der Stabsofficiere (welche ich sah) für Leute, die ihrem Posten nicht gewachsen sind. Statt der ewigen Cantonalcurse thäten solche größere Uebungen, speciell ad usum Delphinorum, sehr gut. . . . . Gleich nach der Heimkehr reiste Bänziger „gen" Berlin, wo er Gräffe anbetet und viel sieht und mitmacht. Der wird sich in vielen Dingen sehr vorwärts bringen und seine Collegen in Vielem überflügeln. Er ist nicht mehr der pomadige Kerl von ehedem, er schanzt und thut seine hellen Augen weit auf um nachher zur rechten Zeit und am gehörigen Orte seinen Mund und seine Hand auch aufzuthun. Auf Weihnachten komme er sicher heim. Er kommt!

Der Wein ist gesucht und gut. So viel Du oder Dein Hans Meyer wollen, wird mein Vater jederzeit mit Vergnügen zur Verfügung haben. So etwa im März, wenn er vergährt hat und zu versenden ist, will ich den Auftrag gerne und schnell besorgen. Dein Fäßchen schick einfach an „Verwalter Sonderegger in Grünenstein" via Rorschach nach Balgach wenn Du willst.

Ich kann mich nicht enthalten, Dir noch eine lustige Geschichte zu erzählen. Letzten Mittwoch Abend, spät, setzte ich mich, Dir zu schreiben. Da kommt ein Einspännerle, mich zu holen; der Knecht hat einen Brief voll Jammer über eine Peritonitis, zu der man mich consultiren wolle. Patient liege im Kameelhof bei Thal. Ich machte den drei Stunden weiten Weg bei großer Kälte und gelangte um Mitternacht an das Ziel. Da kommt der Schwager des Kranken, bittet 1000 Mal um Entschuldigung, daß man die Consultation nicht halten könne, weil der Ordinarius, eine alter Appenzellerarzt, keinen zweiten leide u. s. w. Ich kehrte also um, ohne den Kranken gesehen zu haben und kam halberfroren um 3 Uhr Morgens heimkutschirt. Als aber meine Sinne wieder aufgethaut, habe dem Betreffenden eine saftige Rechnung geschickt, — so etwas ist mir noch nie vorgekommen!

Deine Reflexionen über politische Apathie und unsinnigen Materialismus kann ich als fremde Erfahrungen verstehen und muß ihnen beistimmen. In dem engen Kreise des Landlebens zeigen sich diese Factoren der Geschichte mehr von ferne, und wie die Poesie bei Hebel, in ländlichem Gewande. Da sind sie auch.

Ich glaube, daß es im Verhängniß der Völker ist, sich gelegentlich wieder einmal im Namen der Religion auf die unreligiöseste Weise bei den Köpfen zu nehmen, und sich mit Blut und Elend über ihre Zwecke und Mittel aufzuklären. Ich bin Fatalist in der Politik wie im Gebiete meines eigenen Lebens. Ob die künstlich groß gemachte Neuenburger-Angelegenheit den Anfang zu ernsthaften Dingen abgeben soll, bezweifle ich sehr. Mir kommt die Sache wie ein große königl. preuß. Lappalie vor, bei der sich Preußen die Ehre holen möchte, die es anderswo schmählich verlor. Wie es uns mit dem „Unterstehen" geht, wenn's Wetter kommt, weiß ich nicht; ich fürchte schlecht genug. Daß uns kaufmännisches Mißgeschick nicht berührt, ist gewiß, und ein Glück, das manche widrige Erlebnisse der Praxis aufwiegt.

Doch — lebe wohl, mein lieber Freund! wenn ich einen freien oder lustigen Augenblick habe, will ich Dir wieder ein paar Zeilen schreiben! Deiner l. Frau und Dir die herzlichsten Grüße von den l. Meinigen — es sind jetzt schon Mehrere, die grüßen können — und mir, Deinem ledernen, beinernen, philisterhaften

Sonderegger.

48. Balgach, den 15. April 1857.

Mein lieber Freund!

Deinen werthen Brief habe richtig erhalten, ditto die Straf- und Fastenpredigt über mangelhafte Correspondenz und Faulheit Leibes und der Seele. Da Du aber ein billiger Mann bist (ich denke hier nicht einmal an die Conti), hoffe ich, eine reumüthige Abbitte werde Dich auch wieder versöhnen. Im Krieg habe ich eben sehr viel mit meiner guten Frau correspondirt, die schon wähnte, ihren magern Mann auf dem Altar des Vaterlandes opfern zu müssen. Nebenbei hatten wir so viel müßiges Volk beim Stab, daß man wahrlich wenig Zeit zum Schreiben bekam, wenn man nicht Sonderling sein wollte. Dafür hat mir die Campagne auch leiblich wohlgethan, war mir eine wahre Cur. Nach der Rückkehr in meinen Beruf, dessen abgerissene Fäden Bänziger theilweise aufgenommen und in meinem Namen aufs verdankenswertheste weiter gesponnen hatte, fand ich sehr viel zu

thun und habe mich so unausgesetzt mit allerlei Dingen (besonders dem leidigen Scharlach und dem noch unangenehmeren Puerperalfieber — meist Pyämie —) herumgetrieben, daß ich kaum zu Athem, jedenfalls nicht zum Schreiben, dafür aber zu einigem Spleen kam, der alles Unglückliche und Schieflaufende centnerschwer auf meine Seele legte, die über die Länge der Kunst und die Kürze ihrer Klugheit jammerte. Ich würde mich vor Dir schämen, solches zu gestehen, wenn ich Dich nicht so sehr als Freund wie als Arzt kennte und Deiner Langmuth versichert wäre. Es braucht gute Geister, ohne andere äußere Anregung als die steten eindringlichen Klagen der Kranken und ihrer Familien munter und frisch zu bleiben; ich kann es nicht immer und werde dummerweise leicht leidenschaftlich für die wichtigern Fälle, wo ich's ja am Ende doch damit nicht erzwingen kann!

In meinem Hause geht Alles gut. Die lieben Leutchen sind wohl und munter. Bänziger, ein im Jubel schwimmender Bräutigam, der sich in seiner neuen niedlichen Equipage vortrefflich ausnimmt, treibt ausgedehnte Augen- und sonstige Praxis und hat die Elemente in sich, ein gesuchter Arzt zu bleiben. Dieser Tage assistirte ich ihm bei einer schön ausgefallenen Pupillenbildung. Er hat klugerweise damit seine Operationen begonnen, statt mit einer Extraction va banque zu spielen. Seine Eltern sind sehr glücklich, daß dieser Eine von der ganzen hingestorbenen Familie sich in allen Dingen so wohl ablagert und haben selbst über leibliches Unbehagen keine Klagen mehr.

Deine Meinungen über den Krieg, resp. faulen Frieden, sind drastisch aber richtig. Ich war auch einer aus der Herde, die es nicht merkten, wie man sie an der Nase herumführte. Was wäre im Januar besser gewesen? Jetzt wissen wir's vielleicht. Ex prognosi medicus. Die Diplomaten sind am Ende Pfuscher trotz den Aerzten.

. . . . Von Herzen hoffe ich, Deine werte Frau und Dein liebenswürdiger Knabe befinden sich recht wohl, von Dir selber erwarte ich zuversichtlich dasselbe! Sei herzlich gegrüßt von Deinem:

(NB. vom Militärdienst nach § 27 dispensirten, seither das factum bereuenden, aber über Curti's Empfangsrede noch immer erzürnten) Sonderegger.

49. Balgach, den 24. April 1857.

Mein lieber Freund!

Mitkommend folgen die verlangten Rechnungen für den rechtlichen Hansen und den gesundheitlichen Hermann, der, wie mir Advokat Lutz (doch gewiß ein vollsaftiges Exemplar von Ehrenmann) versicherte, dem Stande eines „Officiers von der Gesundheit" alle Ehre macht und wohl dran ist. Ich wäre sehr aufgelegt, selber nachzuschauen und gedenke jedenfalls die sonst vermilitärlete Zeit freundschaftlichem Umgang und zumal dem Umgange mit Dir zu widmen. Ich bin noch nicht ganz ruhig über dieses große Ereigniß in meinem kleinen Leben,[1] komme mir oft vor wie ein Alter, Ausgelebter, ein leiblicher und geistiger Auswürfling der ehrenwerthen Mannschaft des Landes. Dann thut mir Deine Betrachtung, welche den Schritt vernünftig fand, sehr wohl. Ich hatte keine Freude, wegzugehen, aber es war eine nicht gehörig controllirte, instinctive Neigung in mir, die mich gehen hieß, und zwar jetzt, da speciell nichts bevorsteht, ich Dienst gethan und mit Ehren Abschied nehmen kann. Meine Zustände sind wieder besser; von der weiten Welt erfahre ich „zum Glück" wenig, wie Du sagen wirst. Optat ephippia bos, piger optat arare Caballus. — Von Dir zwar lerne ich, wie ein gutes Caball sich nicht nach idyllischen Pflügen und ländlichen Jochen sehnt, sondern seine „fette Weide" ohne Speculation, aber mit Humor und Verstand genießt: Du hast ganz recht, mußt Dir aber die Mühe nicht reuen lassen, mich zuweilen wie einen Luxirten einzurenken.

. . . . Deine Entschuldigung wegen gemachter Mühe könnte Ironie sein und bei Deinem Anerbieten von diesen Gegendiensten fühle ich wohl, daß ich sie längst eingezogen! Angenommen, aber nicht zugegeben, daß wir in solchen Dingen miteinander rechneten!

Wie gehts Frau Doctor und dem muntern Hermann? Grüße mir beide bestens!

Sei Du herzlich gegrüßt von Deinem

Dr. Sonderegger.

---

[1] Dispens vom Militärdienste.

50. Balgach, den 26. August 1857.

Mein lieber Freund!

Das sind die traurigen Folgen, wenn man junge Leute mehr fragt als sie antworten können. Da wolltest Du im Mai wissen, warum in St. Gallen alle Conservativen katholisch, und alle Reformirten radical seien? Ich verschob die etwas ausführlichen Aufschlüsse und hatte eine Abhandlung in der Feder, die mit dem Verdacht angefangen hätte, daß Du die katholische Kirche in ihrer politischen Praxis nicht durch Anschauung kennest. Ich bin vorläufig auch auf einen confessionell gefärbten Partheistandpunkt getrieben, so gering ich eine „Confession" an und für sich anschlage. Zerzausen wir die Frage mündlich. Mein stehender Refrain bleibt: ich möchte ein Zürcher sein. Ihr seid in vielen Dingen so gesund, daß ihr in eurem Glücke gar nicht begreifen könnt, wie andre Leute krank sein können und mögen! Und dennoch: das Fäßchen ist via Rorschach sehr gut angekommen, das andre, nun leere, kann über Rheineck in etwa 8 Tagen geschickt werden. Mache nach Deiner Convenienz! Du scheinst mich selber auch für ein Faß zu halten, das nur eines Frachtbriefes bedarf um reisen zu können. Und doch wird der einstweilen nicht geschrieben, Beruf und Familie klemmen mich auf dem Lagerholze fest.

Daß ich Deine Frau nie im St. Moritzer Curzeddel aufgefunden, ist mir unerklärlich, begreiflicher, daß Du von St. Moritz einen schönern Heimweg vorgezogen, als den durch das Rheinthal; fatal immerhin für mich, der ich auch im Fache freundschaftlicher Genüsse mehr zu empfangen als zu geben gewohnt bin! Wie ist denn Deiner Frau die Cur bekommen? hoffentlich recht gut. Meine Sophie und ich wünschen es von Herzen und grüßen sie bestens. Und der Fürst Thronfolger? Hermann der Unternehmende, was macht der? Wenn endlich einmal die Eisenbahn heraufgeht und meine Verhältnisse besser werden, packe ich eines Morgens Alles auf und begrüße Dich en famille und mit famille, wenn es Dir vielleicht am ungelegensten ist! Bist Du selber wohl dran? Am Feste der Naturforscher hoffte ich Dich in Trogen zu sehen, sah aber nur Giesker, den ich nicht für Dein Synonym nehmen kann.

Dieser Sommer war mir beschäftiger als frühere, aber

auch reichlich mit Pech gesegnet. So machte ich einmal zwei Extractionen mit Bänziger; der Eine hatte am Schluß auch Glaskörpertrübung und blieb blind, der Andere bekam Nachstaar und als der beseitigt war, wieder Nachstaar, die Cornae, wie zum Spott, schön geheilt; ein Oberschenkelbruch der nach 10 Wochen noch wackelt und kracht ist auch kein Vergnügen, und eine aufgegebene Puerperalfieberkranke, die dem ersten innerrhodischen Pfuscher vortrefflich durchkommt, mahnt zur Vorsicht. Endlich hat mein 2jähriger Bube eine scroph. Coxitis (wahrscheinlich Ostitis) bekommen, und liegt seit 7 Wochen consequent zu Bett. Ich glaube durchzukommen, ohne alle Leidensstationen dieser peinlichen Krankheit durchmachen zu müssen. Weder Verlängerung noch Luxation sind bisher eingetreten, Schmerz und Fieber sind gewichen, Configuration wieder gut; dennoch bleiben absolute Ruhe und Leberthran, örtlich Jodtinctur noch wochenweise im Gang. Was würdest Du thun? vorausgesetzt, daß meine Diagnose richtig wäre?

Bänziger wird in etwa 4 Wochen Hochzeit halten. Es wird ein feines Päärchen. Seine Braut ist ganz sein Seitenstück an Leib und Seele, ein Dr. Bänziger ins Weibliche schön übersetzt und edel herausgegeben.

Wenn's dann bald wieder einschneit, und mein Bube zum Nestchen heraus ist, stolpere ich dann wieder in Deine Thüre, trinke 7 Tassen Thee und lasse mich über den Lauf der Welt belehren. Mein Befinden ist gut genug, ich bin zuweilen vernünftig und zuweilen Hypochonder, vermisse eine äußerlich anregende Gesellschaft und die Muße zum Lesen; ohne das eine von beiden, nur im Berufe, werde ich oft altbacken und versalzen. Dennoch glaube ich: was ist, ist gut, weil es ist.

NB. Wie habt ihr's im Canton Zürich mit dem Aderlassen? wer ist dazu befugt? Wolltest Du mir vielleicht eure Medicinalordnung und die Armentaxe einmal zur Einsicht senden? Ich zeddle eine kleine Empörung gegen unsre goldne Gewerbsfreiheit an, nach der jede Hebamme, Aderlässerin per se, wie ein wahrer Blutapostel über alle Frauen herfällt und die Anaemischen und Tuberculösen noch gar umbringt. Geht es bei Euch auch so?

Sei mir herzlich gegrüßt! Dein: Sonderegger.

51. Balgach, den 25. April 1858.

„Hermann fuhr um's Morgenroth
Empor aus schweren Träumen,
Lorenz, bist untreu oder tod?
Wie lange willst Du säumen?"

Diese Bürgerische Weise intonirt mit allem Recht Deinen Brief, mein lieber Freund, und Du könntest, hättest Du Dir nicht grundsätzlich alle Empfindlichkeit abgewöhnt, mir zürnen, daß ich Deine liebevolle Aufnahme meines Besuches, Deine aufmerksame Zusendung zürcher. Gesetze und Deine Briefe nicht besser vergolten. Die Sache kam sehr einfach; ich habe einen in jeder Hinsicht anstrengenden Winter durchgemacht; schwere Catarrhe des Leibes und der Seele, bei stets steigender und anstrengenderer Arbeit das Gefühl der Unzulänglichkeit meiner physischen und geistigen Kräfte, und erhöhte Empfindlichkeit für die mannigfachen tragischen Ereignisse in den Familien der Kranken haben mich sehr mürbe und unelastisch gemacht, auch den festen Vorsatz in mir gereift, diesen Sommer einige Wochen in Fideris zuzubringen und wenn ich darf Dich wieder zu besuchen. Jetzt aber kann ich nicht weggehen und auf den 29. nicht jubeln. Selbst mein Magen ist gegenwärtig nicht im Stande, eine würdig gehaltene und von dem nöthigen Geist durchtränkte Festfeier mitzumachen. Ich halte es mit Zürich (freundlichen und dankbaren Andenkens) wie mit einem lieben Freunde, dem ich nicht nur am Geburtstage sondern so oft ich mich seiner erinnere, Glück wünsche. Mögest Du recht gemüthlich feiern und mit einem milden Seufzer der Abwesenden gedenken, welche sich in Zürich einst lustig und — sehr gelehrt!! gemacht haben. Wenn Du so tapfer sein willst mich den Sommer zu besuchen, so offerire ich als Gegengewicht einen officiellen Besuch in St. Luciasteig, wenn es Dich mehr erheitern sollte selbst in Uniform, soweit sie die Motten noch übrig lassen.

. . . . Grüße mir Deine l. Frau und den Caesarion Hermann II. aufs beste, und empfange meinen Dank für Deine guten Anerbietungen, von denen ich seinerzeit schon noch kräftigen Gebrauch machen werde. Dein Sonderegger.

52. Balgach, den 21. August 1858.

Mein lieber Freund!

Nachdem ich unbeschädigt, eher noch etwas besser als ich gegangen, von Fideris heimgekehrt bin und wieder meinem Berufe („la plus noble des professions, le plus misérable des métiers") lebe, entdecke ich zufällig, daß das Gerücht von meiner (nie dagewesenen) Krankheit und meinem sanften Tode auch bei entfernteren Freunden oder Bekannten die Runde macht. Um Deine Seele zu beruhigen sende ich Dir mein facsimile als Beleg meines Wallens im Staube und hoffe, in Luziensteig mich Dir persönlich vorzustellen, wenn Du mich nämlich vom hohen rothen Rothischen Roß herab noch mit freiem Auge wahrnehmen kannst. Jedenfalls bitte ich Dich mir vor Deiner Abreise Namen und Nummer Deines Corps mitzutheilen, damit ich Dich weniger lang suche als Odysseus seine Heimath. Bist Du auch recht wohl und munter? War jene Madame Pestalozzi-Bodmer im Heinrichsbad Deine Frau? Wie befindet sie sich und was erzählt gegenwärtig Hermann II, der Freund zürcherischer Volkspoesie? Grüße mir die verehrten Deinigen bestens!

Meine gute Frau hat in Fideris weniger erobert als ich erwartete; mir scheint die Sache nicht übel gethan zu haben. Im ganzen war sehr viel kaltes und regnerisches Wetter und ist Fideris überhaupt noch zu sehr im Stadium cruditatis um mit Behagen genossen zu werden. Die nur theilweise Einrichtung und Ordnung des Hauses ist bekannt, die Unsäuberlichkeit an und in der Quelle großartig. Alle Welt ist mit großen Bronchialkatarrhen beschenkt worden, was doch durchschnittlich für Fideriser Gäste Luxus ist. Vor der Cur wollte ich meiner Frau Chur, Domleschg und die Viamala zeigen, wurde aber trotz zweitägigen Wartens etwas verregnet; nach der Cur bummelten wir noch ein bischen in Ragaz und Pfäffers herum und wären Dir ins Haus gestiegen, wenn wir nicht eine außer unserm Willen liegende Abhaltung gehabt hätten. Das habe ich mir vorgenommen, ein anderes Jahr wieder einmal zu bummeln, und da könntest Du freilich dann etwas gefährdet werden!

Dein Herr Bruder hat den Vereinigten Schweizerbahnen nun

auf die Beine geholfen, seine nächste ebenso schwere Arbeit wird sein, auch ihren Finanzen auf die Beine zu helfen; jedenfalls hat er sich um die Südostbahn ganz besonders verdient gemacht und ist der Trost der Rheinthaler. Wir Balgacher haben ihn mit Stationsplatzpetitionsstürmen oft geplagt, sind aber zu kurz gekommen, weil wir es nicht über's Herz brachten, den regierenden Göttern zu sagen, das ostind. Felleisen gehe gewöhnlich über Balgach, oder wir haben den schwunghaften Lokalverkehr, wie ihn einzelne Nachbarn sich andichteten. Tempus docebit; wir hangen nun doch am Netz, das sich in die weite Welt erstreckt, und können mit dem Bewußtsein leichter Reisegelegenheit — indolent zu Hause sitzen bleiben.

Also auf martialisches Wiedersehen!

Dein Sonderegger.

53. Balgach, den 19. Februar 1859.

Mein lieber Freund!

Nach vielfachen Anläufen ein kleines Zeichen, daß ich eigentlich noch lebe und trotz des bösen Scheines Deiner gedenke! Warum sollte ich auch schreiben? Entweder ist mein Leben so einförmig, daß es nichts der Correspondenz Werthes mehr producirt, oder der Inhalt meiner Gedanken ist so unerquicklich, so sehr aus der Kluft zwischen meinem Streben und meinem Können, dieser Pandorabüchse des ärztlichen Berufes entsprungen, daß ich aus billiger Rücksicht Dich damit verschone. So komme ich denn heute eigentlich, wenn auch ein bischen spät, mich zu erkundigen, wie es letzten Herbst Dir im Lager ergangen sei? Mein guter Vater erlitt einen Stoß ans Knie und ich konnte in den noch kriegerischen Tagen nicht von Hause weg; darum habe ich unser Stelldichein versäumt. Der Herbst war ungesund, der Cometenwein mittelmäßig, der Winter für meine Praxis wahrhaft erbärmlich, indem eine Masernepidemie mit vielerlei entzündlichen Complicationen und zahlreichen Todesfällen mir das Leben mühevoll und die Praxis unerbaulich machte. Ueberhaupt muß ich mit Spiritusfeuer wärmen, was Andere mit einigen Hobelspänen kochen, und erleide wie eine Armee durch die Reibung auf dem Erdboden

größere Einbußen, als durch ruhmvolle Kämpfe; das ewige Zeit und Seele verderbende Herumkutschiren ist der einzige fatale Punkt meines Lebens, den ich so gerne ändern möchte, wenn ich wüßte, wohin gehen. Lectüre und directer Umgang und Correspondenz sind dabei fast unmöglich. Darum hoffe ich, wie die Juden auf den Messias, auf einstige ruhigere Station. Alle 14 Tage esse ich mit dem Pastor loci in meiner Bude zu Nacht, das ist eine anregende Errungenschaft des vergangenen Jahres. Mit meinen Collegen lebe ich stets noch auf gutem Fuße, habe aber stets minder Gelehrigkeit und Geschick für das, was man Klugheit und Umsicht nennt. Bänziger entwickelt sich daheim sehr gut und hat durch Graeffe's persönliche Empfehlung eine ansehnliche Haute-volée-Augenpraxis in St. Gallen, wo er wöchentlich 2 halbe Tage ist und Zellweger ernsthaft Concurrenz macht. Er ist liebenswürdig wie immer und hat beiläufig 1,5000 Kinder, deren erstes ich glücklich gedeihen sehe.

Steinlin und Wegelin haben theils spontan theils in amtlichem Auftrage Anstoß zur Erörterung der Frage eines neuen Stadt- resp. Cantonsspitales gegeben. Wir werden noch lange arbeiten und warten können, bis wir mit unserm (Wild sen. ausgenommen) antediluvianischen Sanitätsrathe und unsern unfruchtbaren polit. Verhältnissen zu so gutem Medicinalwesen kommen wie das Deines glücklichen beneidenswerten Zürich; — trotz B . . . . & Comp. ein famoser Canton. Besser mit dem Materialismus zur Hölle gefahren, als mit dem Pfaffenregiment in den Himmel voll Lüge und zum großen Zahltag mit bestechlichem Cassier! Meine 2,0000 Kinder befinden sich, nach zum Theil schweren Masern, wohl, meine Frau auch, was eine große Beruhigung gewährt, denn die brave Kleine leistet für die Erziehung der Kinder mehr, als ich nach Anlage und Beruf thun könnte. Ich selber habe übrigens einen sehr guten Winter, gar keinen Catarrh noch Husten u. s. w., was ich weniger Fideris als den seit seit 7 Monaten täglich — je Abends — gemachten kalten Abwaschungen zuschreibe. Mein Humor aber wird mir öfter durch das ewige: „Müller lauf! Himmeld . . . . . Müller lauf!" verdorben. Könnte ich con amore, besser, weniger fabrikmäßig und hudelig arbeiten und nur oft Deine redliche Ansicht

und Deine helle Brille borgen! Nächsten Sommer gedenke ich wieder eine s. g. Cur zu machen; daß ich Dich besuche, wage ich nicht mehr zu versprechen, so Gott will halte ich mein Gelübde einmal!

Wenn Du es mir nicht umgehend abräthst, so trete ich in die Lebensversicherungsanstalt der Zürich. Cred.-Anstalt, vorausgesetzt, daß man Leute mit meinem gewissenhaft bezeichneten Habitus noch nimmt. Es scheint langsam die Zeit zu kommen, da der froh sein kann, welcher ein schützendes Dach findet, wie Du s. Z. gesagt hast. Ich möchte lustige und ernste Zeiten mit Dir anschauen können! Wie geht es Dir denn, lieber Alter, in Deinen väterlichen Würden und Dreißigerjahren? Grüße mir den lieben Hermann und Deine werthe Frau.

Dein Sonderegger.

54. Balgach, den 14. November 1859.

Mein lieber Freund!

Seit Deiner Abreise war's wie wenn aller Friede und alle Fidelität aus meinem Hause und meiner Haut geflohen wäre; bei infamem Wetter gab's des Tags viel Arbeit und des Nachts eine Placentarverlegenheit um die andere, die ich doch persönlich abmachen mußte. Zudem kamen die ewigen zwei Gebirgspatienten. So kam's, daß sich am 28. Oct. meine alte Kardialgie, wie ich glaubte, wieder zeigte. Aber schon am am 29. gestaltete sich die Sache anders; furibunde Schmerzen, absolut trockener Mund bei unendlichem Durst, Schluchsen, Brechen, Auftreibung des Bauches, erschwerte Funktion des Zwerchfelles und der Bauchpresse, dabei anhaltendes Fieber bewogen meine treubesorgten Freunde Bänziger und Custer von Rheineck, eine Peritonitis zu diagnosticiren und zu behandeln. Nach 3—4 Tagen ging die Sache wieder besser und jetzt bin ich entschieden in Genesung, aber noch sehr schlotternd, und practicire per se noch nicht, lasse mich von meiner Frau „aufbähen" und pflegen wie ein alter Herr, der auf Lorbeeren ruht und Sabbath feiert. Als ich Deine werthen Zeilen erhielt, konnte ich noch nicht im Bett sitzen vor Leibweh und Schwäche, Du wirst mir daher nicht übelnehmen,

wenn ich Deine Panegyrie auf meine „Frankenbringer", von denen Du zufällig den „Schaufelt" gesehen, nicht recht glaubte, und fand, man könne in landärztlicher Postpferdstellung ebenso sicher aber weniger bequem zu Grunde gehen, als in einer Stadt. Dennoch sehne ich mich nicht nach einer solchen. Wenn ich wieder wohl bin, will ich gerne wieder practiciren; ob ich einmal noch zu Vernunft und kühlem Blute, zur Wahrnehmung dessen, „was zu meinem Frieden dient", komme, ist eine andere Frage.

Für Locher-Zwingli's Ehrengeschenk lege ich hiemit fs. 10 bei in der Meinung, daß es bei der großen Zahl von Schülern und Verehrern reiche. Sollte das schäbig sein, so will ich gerne noch weiter gehen. Es gehört dem Manne eine dankbare öffentliche Anerkennung.

Der Ehrenberger Kniepatient, den mir jetzt Bänziger besorgt, erholt sich vortrefflich, Patella und ligament patell. haben sich nur zum Theil gangränös abgestoßen und granuliren jetzt gut nach. Das Kniegelenk scheint intact, Beugungen zu machen gelüstet mich noch nicht, bis der große Substanzverlust gedeckt ist. Unterdessen habe ich einen Croup im Stadium der Cyanose übernommen und die Tracheotomie gemacht; es sind über 3 Wochen seither und das Kind (2½ Jahre alt) ist munter, bekommt wieder Stimme, hat aber ohne Canüle noch nicht Luft genug.

Wie geht es Dir, mein Lieber? Ich bin Dir für Deinen Besuch von Herzen dankbar, es ist stets etwas Erfrischendes, Belebendes für mich in Deinem Umgang; während ich in mittelalterliche transcendente Schwärmerei versinke, gibst Du mir die gerade naturwüchsige Anschauung der Welt, die wir im Griechenthum classisch nennen. Ich fühle, daß Du Recht hast, aber ich kann's nicht nachmachen — noch nicht, hoffentlich lerne ich es auch noch einmal.

Grüße mir Deine l. Frau und Deine lieben Kinder!

Sei herzlich gegrüßt von Deinem

Sonderegger.

Viele Grüße auch von meiner lieben Sophie.

55. Balgach, den 6. Januar 1860.

Mein lieber Freund!

Laß mich, bäurischer Sitte gemäß, Dir noch nachträglich zum neuen Jahre gratuliren! Du weißt wenigstens, daß meine Wünsche für Dein Wohlergehen und das fröhliche Gedeihen Deiner Familie aus meinem Herzen kommen. Bleibe mir auch fernerhin der freimüthige ehrliche Berather und Freund wie bisher und sei versichert, daß ich diese seltene Species des „homo sapiens Lin." jedes Jahr mehr zu schätzen weiß. In Anbetracht aber der Kürze des menschlichen Lebens habe ich mir herausgerechnet, es wäre besser, Dich dieses Jahr einmal zu besuchen und mir Deine häuslichen und academischen Herrlichkeiten zeigen zu lassen, als wieder zu warten und zu verschieben wie bisher. Unsern guten Locher werde ich dann schon als resignirten Professor von ferne anschauen und die neuen Docenten des obern und untern Stockwerks bewundern, deren Ernennung in Deinem und so manchem ehrenfesten Kopfe vielen Rumor und etwelche Ungewitter hervorgerufen hat.

Daß ich nicht ins Hotel Scheller gekommen, wirst Du mir in Gnaden verzeihen, zumal zu hoffen war, Ihr könnet es im Nothfall auch ohne mich machen. Habt ihr einen Becher beschlossen „wie bald jedes Kameel einen hat" (am gleichen Tage als Dein Brief diese Ansicht brachte, erhielt ich auch einen als Gratification oder Rechnung und dankte dem Schicksal, daß es mir ganz prästabilirt zum Ruhmesbecher auch einen Dämpfer der Eitelkeit verordnet hatte) oder seid ihr auf die Medaille zurückgekommen? Im Verborgenen kommt's ja doch nicht zu stande und der ehrenwerthe Herr wird durch die Anerkennung von seinen Schülern s. Z. doch weniger überrascht sein als ehemals von der Katzenmusik, bei der wir nicht gewesen. —

Du erhältst meine Krankengeschichte über Tracheotomie, weil Du sie willst. Ich habe sie so zusammengeschmiert, um sie nach etwa 8—14 Tagen als obligate Arbeit benützen zu können, die ich im ärztlichen „Congreß", der sich 5 (fünf!) Mann stark in Au versammeln wird, lesen werde. Ich wollte Deinem Wunsche entsprechen, hätte aber nicht Zeit gehabt noch eine andere Arbeit für's Kränzle zu machen, weshalb ich für die sehr unnöthige Ein-

leitung abbitte. Die Sache selbst ist ungeschminkt gegeben; wenn Du mir Deine Meinung mittheilen willst so wird sie mir werthvoller sein als jede andere. — Die Praxis geht leichter als ehedem weil ich einiges abweise und einiges per Eisenbahn mache. Am lästigsten ist mir die consultative Behandlung einer schweren Apoplexia cerebri zu St. Gallen, wo ich mich vor dem alten Ordinarius wenig genire aber auch selber neben dem ersten Consultirten (Steinlin) sehr überflüssig fühle. Diese Sorte Concurrenz ist mir neu und unbequem; ich möchte gerne ehrlich und collegialisch sein und doch mir selber auch nichts vergeben. Wie das machen?

Nun grüße mir Deine werthgeschätzte Frau und die lieben Kinder von mir und meiner l. Sophie auf's herzlichste und sei herzlichst gegrüßt von Deinem Sonderegger.

NB. Meine guten Leutchen und ich wir sind recht wohl auf — Gott gebe, daß es bei Dir auch so sei!

56. Balgach, den 3. Februar 1860.

Mein lieber Freund!

Mit herzlichem Danke für Deine Bemerkungen über Tracheotomie und Deine Ansichten über den fraglichen Fall muß ich Dir nur noch sagen, daß ich den nassen Federbart unzählige Male anwenden ließ, er nahm die vor der Oeffnung der Canüle liegenden Schleim- und Exsudatmassen wohl weg, aber nie konnte er die festanklebenden, gegen die Tiefe stets mächtiger werdenden Schichten zähen, spinnenden oft auch in Fetzen ablösbaren Schleimes bewältigen, welcher sehr bald die frisch gereinigte Röhre wieder auskleidete und noch am ehesten durch die knapp in derselben laufende kleinere Canüle abgestreift wurde, um beim nächsten Husten herausbefördert zu werden. Ueberhaupt war das Hinuntergehen unter die Oeffnung der Canüle stets unangenehm und erregte auch mit dem weichen, warmfeuchten Federbart heftige Husten- und Erstickungszufälle.

Deine Bemerkung über Thompson's Bronchotom frappirte mich und leuchtet mir ganz ein — Du kannst sehr Recht haben. In meinem Falle, wo ich doch wie der „Lindauer" operirte „bis

ich's hatte", glaube ich ganz sicher zu sein, die hintere Trachealwand, resp. den Oesophagus, nicht mit dem Messer getroffen zu haben. Aber Deine Mittheilung wird mir, wenn ich wieder einmal den Unstern hätte, mit aller andern Therapie am Rande zu sein und zu operiren, zu Sinn kommen. Merkwürdig ist mir wie so viele Schriftsteller, gerade auch Trousseau u. a. bei geheiltem Croup Membranen aushusten sehen; ich glaube einzelne Fälle geheilt, noch mehrere secirt zu haben, aber ich sah nie erhebliche Membranfetzen. Gestern secirte ich ein Kind von $1^1/_2$ Jahren, das vor acht Tagen ins Genesungsstadium nach Croup getreten, dann von Pneumonie befallen war, an der es starb. Der Larynx war frei, die Trachea noch mit zahlreichen adhärirenden häutigen Ausschwitzungen bekleidet. Da war der Croup — symptomatisch wie anatomisch — was den Kehlkopf anbelangt genesen, aber nichts je ausgehustet worden.

Tausend Grüße von Deinem Sonderegger.

NB. Bänziger will ich sogleich aufmerksam machen, er ist liebenswürdig, ehrenwerth, gescheidt, aber zuweilen vergeßlich — Gegengründe halten ihn sicher nicht von dieser Sache ab.

57. Balgach, den 26. März 1860.

Mein lieber Freund!

Du hast meine Erwiederung pcto Tracheotomie wohl s. Z. empfangen und darüber gelacht. Lache auch heute. Ich möchte durchaus ein Spielzeug haben und glaube, ich halte es sonst nicht mehr aus. Wenn die Moral flöten gegangen wird man „fromm" und wenn die Wissenschaft, nie recht angefangen, zu Ende ist, so kauft man Bücher und Apparate: kurz ich möchte ein Microscop, und hätte vielleicht Gelegenheit eins dieser Zeit in Paris mitnehmen zu lassen. Würdest Du nun so gut sein, mir zu sagen, ob Du mir einen Oberhäuser, Nachet, oder was sonst rathen würdest? ob man solche besser in Paris persönlich kaufen läßt oder aus einem Depot wie in Zürich bezieht? Vielleicht weiß Hermann Meyer hier die beste Auskunft, vielleicht bist Du selber mehr à jour. Ich möchte etwa 100—180 Frs. drauf

wenden; die Dinger sind ja bekanntlich billiger geworden. Daß ich auch hier gerne ein helles mildes Licht hätte versteht sich.

Nebenbei habe ich viel Arbeit, Katzenjammer und „Seitenstechen" und bin, im Gegensatz dazu, öfters sehr heiter, wie es so geht. Meine lieben Leute sind bisher ordentlich durch den Winter gekommen, meine arme Sophie jedoch nicht ohne schweren Kehlkopfkatarrh.

Herzliche Grüße an Deine verehrte Frau und Dich, von meiner Sophie und mir, Deinem

Sonderegger.

58. Gouten, den 17. Juli 1860.

Mein lieber Freund!

Du hast uns so herzlich aufgenommen und so gemüthlich verabschiedet, daß wir, meine l. Sophie und ich, nicht anders können als Dir und Deiner verehrten Frau nochmals die Hand zu drücken und zu danken, und mit den ersten Grüßen welche von hier aus an unsere Kinder und nächsten Angehörigen absenden, auch Euer und der lieben Kleinen zu gedenken!

Wir sind letzten Montag eben so schnell als glücklich gereist, in Dachsen ausgestiegen, nach Laufen gefahren, haben von dort aus den Rheinfall bei großer Wasserfülle und glänzender Beleuchtung gründlich von allen zugänglichen Standpunkten betrachtet und genossen, selbst Schaffhausen besucht und beim Rückweg ein Paar Räder von unserm Miethkaleschlein verloren, wenig Schreck und viel Heiterkeit erlebt, und dann sind wir zu festgesetzten Stunden und Minuten heimgereist und vorläufig in St. Gallen abgestiegen. Am Montag Mittag war Innerrhoden so glücklich uns zu empfangen. Wir sind nun eingereiht in die Liste der Gesundheitsabonnenten und Curpedanten, festgeschmiedet auf die Galeere der legalen und planmäßigen Langweile, mit dem Gefühl, daß wir bei größerer Unabhängigkeit des Geistes und kleinerer Abhängigkeit vom Vorurtheil unsere Zwecke in Zürich ebenso sicher und in viel besserer Weise erreicht hätten. Wir haben Heimweh, wir gestehen es, und meine Frau schwärmt für Zürich. Reden wir von Deinen Kindern, so wird sie still und sucht sich einer

Thräne zu erwehren. Wir freuen uns beim Gedanken Dich und die lieben Deinigen in nicht ferner Zeit auch einmal bei uns begrüßen zu können und hoffen unterdessen in mehr als einer Beziehung auf fortwährend gute Berichte. Wenn wir die Freude hätten Dich diesen Sommer noch einmal zu sehen, z. B. hier in Gonten auf Deiner helvetisch-balneologischen Reise, so wären wir Dir für eine vorläufige kurze Anzeige sehr dankbar, weil uns dran liegt Dich nicht zu verfehlen. — Meine Frau hat gegenwärtig vermehrten Brustkatarrh, ich befinde mich gut und die Witterung verspricht günstig zu werden.

Auf baldiges, frohes Wiedersehen!

Dein Sonderegger.

NB. Unsere speciellen herzlichen Grüße auch an die kleine Anna und den großen Hermann!

59. Balgach, den 23. September 1860.

Mein lieber Freund!

Es geht wie immer. Der Sommer, wenn auch noch so langweilig, zieht mit raschen Schritten fort und vom Sonnenschein heißts, wie in Ovid's Beschreibung vom Hunger: non venter sed ventri locus erat — ich bin wieder im Geschirr und meine Frau im Tretrade häuslicher Geschäfte, als wäre nichts passirt, und doch sind wir um manche guten Vorsätze und manche schönen Erinnerungen reicher geworden, die uns vor Allem der Aufenthalt in Deinem Hause dargeboten hat; wir danken Dir und Deiner werthgeschätzten Frau nochmals herzlich dafür und würden uns sehr freuen, wenn wir Euch in irgend einer Weise andeuten könnten, daß wir für Euer wahrhaft freundschaftliches Entgegenkommen nicht unempfindlich gewesen sind. Oft beschäftigt uns die Frage was Ihr wohl machet und wir sehen in froher Erwartung glücklichen Berichten und Neuigkeiten von Euch entgegen!

. . . . Mir selber geht es gut, Magenweh abgerechnet, die Praxis läuft sehr sachte, mit Ausnahme zweier Vicariate, für Bänziger, der in Heidelberg bei Gräffe, und für Custer, der in Brugg gewesen.

Vorletzte Woche überraschte mich Zehnder mit einem Besuche. Er ist sich sehr gleich geblieben. Sein Krieg gegen die Schweiz. Rentenanstalt trieb uns gleich in einen kleinen Disput hinein, in welchem er als geborener Opponens pollicis, ich als ewiger flexor longus figurirten. — Mein Microscop, welches sehr gut zu sein scheint, macht mir so viel Freude als irgend einem andern Kinde ein neues Spielzeug. Ich habe wenig erworben und viel verloren und bin neugierig ob ich mich mit diesem Instrument gescheider mache.

Bei der letzthin mit einem „Sanitätsrathe" vorgenommenen Untersuchung öffentlicher und privater Apotheken hatte ich den Jux, bei einem etwas herabgekommenen alten Collegen in einem Glaskästlein alle möglichen Amputations- und Trepanationsinstrumente, jedes blank, wie am Christbaum aufgehängt zu sehen, und dabei — zwei Paar Stiefelhacken, ganz ordinäre, glänzende Stiefelzieher, die still für sich und das Publikum imponiren mußten.

Letzte Woche kam ich dazu, in St. Gallen wieder ein großes (etwa wie eine Champagnerflasche) Uterusfibroid zu exstirpiren. Es machte lästige mechan. Erscheinungen und fing an sich zu zersetzen, auch waren einige Schüttelfröste eingetreten, dennoch lief nach der Exstirpation Alles „wie gesungen". Die Sache hat mir Spaß gemacht, aber weder Muth noch Hochmuth. Der Verwundete vom vorigen Herbst beugt sein zerschossenes Knie ganz ordentlich und trägt Lasten berg auf und ab; ein ebenso merkwürdiger als nebenbei unangenehmer Fall.

Die Weltgeschichte, wie sie eben läuft, freut mich. Schlechter als es gewesen kann es gar nicht kommen, und wenn die Hierarchie ein Ohr abkriegt, thut es „aller seufzenden Creatur" wohl. Uebrigens kommt die Zeit und ist zum Theil schon da, von der Du vor Jahren sagtest, man werde um ein schützendes Dach froh sein. In Kirche und Staat bereiten sich Umwälzungen vor, die lehrreicher zu sehen als mitzumachen sind.

Sag an, mein Lieber, könntest Du nicht, nachdem Du und Dein Haus sich neuen Glückes erfreuen, noch ehe der Winter hereinbricht, ein bischen zu mir herauf kommen? Wir wollen ein Glas Alten trinken und die Jungen leben lassen; komme noch herauf ehe es Winter wird, ein Jahr ist unter Umständen lang,

wir müssen uns noch einmal sehen ehe wir wieder ein Blatt umwenden im Buche, von dem wir nicht wissen wie viele Bogen es hat!

Grüße mir Deine werthgeschätzte Frau, für welche mir meine Sophie eben ein Billet mitgibt, sowie die lieben Kinder bestens!

Dein Sonderegger.

60. Balgach, den 26. September 1861.

Mein lieber Freund!

Wenn ich auch lange geschwiegen so bin ich am 4. August doch nicht in den See gefallen, sondern gut davon gekommen und schließlich heim. Meine Frau und ich danken Dir und Frau Doctor herzlich für den freundlichen, liebenswürdigen Empfang und bedauern recht, daß wir so ungelegen gekommen. Aber was kann man von so landstreichenden Landpracticisten besseres erwarten? Ich habe mir schon manche Verdienste erworben um Deine Geduld, Deine Gastfreundschaft, und wenn Du Dich je in diesen Tugenden schwach fühlen solltest so schreibe mir, ich will Dich flugs curieren, toto, cito et jucunde, letzteres für mich. Seit meiner Heimkehr hat sich viel Wichtiges in meiner Praxis zugetragen, von dem bei Unbetheiligten dennoch nichts der Rede werth ist, so verhängnißvoll es auch für die Kranken selber abgelaufen; ich habe den Beschäftigten gespielt, vicarisirt und herumkutschirt und gefunden, daß der Hauptwitz des Lebens darin besteht, das Kleine groß zu finden und sich diesem zu widmen, mit dem Großen kann ich, zumal als Arzt, doch nicht fertig werden. Der arme Bänziger beschäftigt mich öfter, sehr wider Willen; seine 3 Kinder haben Keuchhusten, Conrad der älteste ist daheim, und seit längerer Zeit sehr leidend, der mittlere, Theodor, von seinen Freunden der „Normalmensch" genannt, erträgt und verdaut sein Ungemach gut, das Kleinste, die 8 Monat alte Clementine, liegt zu St. Margrethen bei den Großeltern, die sie besuchen sollte, krank, am Zahnen, an Diarrhoe, an Bronchopneumonie, Keuchhusten, Gott weiß woran sonst noch; es ist ein wahrer Belagerungszustand in diesem Hause.

Wie geht es Deinen lieben Kindern? Ich hoffe, recht wohl! Grüße mir dieselben so weit sie sich meiner Frau oder meiner erinnern.

Den Impfstoff, der nach meiner Meinung gut ist, übersende ich Dir hiemit, und werde mich jederzeit sehr geschmeichelt fühlen, wenn ich Dir I. oder II. III. Generation von soliden Quellen verschaffen kann. Seit ich frisches, selbstgewonnenes und mit Stammbaum versehenes Zeug habe, finde ich mehr Geschmack am Impfen als früher, und wenn ich je zur Satisfaction Deines impfärztlichen Gewissens etwas beitragen kann, so freut es mich; ich kann Dir sonst nie etwas zu Gefallen thun.

In meinem kleinen Familienkreise geht es ganz ordentlich, wir sind alle wohl. Mit herzlichen Grüßen an Frau Doctor wie an Dich Dein Sonderegger.

61. Balgach, den 2. Mai 1863.

Mein lieber Freund!

Du hast Dich letzten Herbst auf schreckliche Weise für Dein Nichtschreiben entschuldigt und ich habe für Dich und Deine Familie herzlich bedauert, daß Du einen so schlimmen Sommer gehabt. Gott gebe, daß der diesjährige Sommer um so fröhlicher sei und speciell, daß der kleine Conrad, der „magere und mit der Welt unzufriedene" „kleine Mensch", wie Du ihn nennst, recht kräftig und gut gedeihe! Bist Du gut durch den Winter gekommen und hat sich Deine Frau von allen Mühsalen des vorigen Jahres gut erholt? Wenn Du mir dann den Situationsplan über Deine Familie mittheilst und Erfreuliches referirst, vergiß auch nicht zu sagen, wie sich die Escher'schen Kinder und deren Eltern befinden, die wir seit Heinrichsbad in sehr angenehmer Erinnerung haben!

Bei mir ist wenig Neues passirt, außer daß allerlei kleinere Uebel, wie die Zeit sie zu bringen pflegt, ein Bronchialkatarrh der Frau, eine langwierige Dyspepsie des Knaben und meine eigenen stationären Verlegenheiten durchzumachen waren. In dieser Beziehung habe ich ein bischen gealtert und fühle mich durch die Strapazen einer fast 14jährigen Landpraxis sehr abgehetzt, so zwar, daß ich, um nicht anhaltend invalid zu sein, mich ent-

schlossen habe, aus Balgach, meiner guten alten Vaterstadt, die mich mit Liebe gepflegt und in Geduld ertragen, auszuwandern. Meine Neigung, unter uns gesagt, ginge sehr nach St. Gallen, wo ich seit ein paar Jahren ungesucht (d. h. ohne bestimmten „Tag" und ohne Audienzlocal) zu einer kleinen Praxis gekommen bin, die manche sociale und ökonomische Anhaltspunkte gewähren könnte. Allein meine Lungen scheinen mir gegenwärtig Protest einzulegen und ich habe Grund, zu bezweifeln, ob das tägliche fleißige (NB. wenn es gut geht!) in der Stadt herum laufen mir besser thue, als im gewohnten reizenden Phaeton im Rheinthal herumzurasseln, welches eben bedeutend milder und gleichmäßiger temperirt ist als „die Stadt". Das s. g. ärztliche Glück ist ein Kind der Laune des Schicksals und hängt weder von Tüchtigkeit noch Concurrenz ab: insofern könnte ich, tollkühn genug, auch nach St. Gallen gehen; aber ich habe, sanitarisch betrachtet, nicht den Muth dazu. So schien es auch Bänziger anzusehen und er machte mir den sehr uneigennützigen Vorschlag, bei den 7 Altstätter Aerzten der 8. zu sein. So hätte ich innert dem mühevoll gewonnenen Wirkungskreise nur das Centrum verschoben, hätte eine große Bevölkerungsziffer, welche bei Nacht auf meiner Hausglocke zusammenlaufen mußte, theils ausgewichen, theils mit vielen Andern getheilt; so könnte ich mir die Praxis ein bischen mehr auswählen, viele Misère, die ich allein schleppen mußte, abladen, hätte nebenbei auch für die Erziehung meiner Kinder fast so günstige Chancen wie in St. Gallen: kurz ich werde wahrscheinlich in den nächsten Tagen ein Haus daselbst kaufen und auf den Herbst hinaufziehen. Was sagst Du dazu? Ein bischen mehr Ehre und ein bischen mehr Geld wäre vielleicht in St. Gallen zu erlangen, allein ich bin in diesen Fragen ziemlich ruhig geworden und sehr zufrieden mit einer unbescholtenen und nicht abhängigen Lebensstellung.

. . . . Haben Bänziger und ich auch Aussichten, Dich wieder einmal bei uns zu sehen? Im Hause des Ophthalmologen geht es nun, nach so vielen schlimmen Zeiten, wieder recht gut: Conrad, an Geist und Manieren eine feine aristokratische Erscheinung, Theodor, zugenannt der Normalbursche, und die kleine Clementine, ein Pendant zu Deinem lebens-

frischen Anneli: sie sind Alle gesund und lustig, die obere Etage des Hauses ist voll von Kranken aus aller Herrn Ländern, mit Pupillen erster und zweiter Prägung, mit und ohne Linsen, und für unsägliche Mühe und wohldurchdachte Arbeit hat unser Freund das Jahr hindurch das: „Semper honor, nomenque tuum, laudesque manebant“ zu genießen und im December auch den alten angezweifelten Spruch: Galenus dat opes. Wird in Zürich wohl auch so sein und wäre daher gerne auch zur Abwechslung ein Stadtarzt geworden.

Was machen Deine Herrn Brüder: Archimedes der-frei-Herr-von Bommerstein und die seidespinnenden Jünger des Hermes? Ich lasse mich ihnen höflichst empfehlen! Nun, lieber Alter, genehmige Du von meiner Frau und mir, für Dich und die Deinigen, die herzlichsten und freundschaftlichsten Grüße!

Dein Sonderegger.

62. Den 28. September 1863.

Mein lieber Freund!

Du warst so freundlich, mich letzten Sommer zu einer Excursion ins Bündtnerland einzuladen und meine Frau telegraphirte dann zurück, daß ich zur Zeit in Heiden sitze, wo in neuerer Zeit alle Notabilitäten sitzen, und Molken trinke, was nicht einmal Alle zuwege bringen. Es hat mich, offen gestanden, gerührt, daß Du an der Pforte eines heitern Spazierganges noch meiner gedachtest und mir zugemuthet hast, ich könnte Dir den Spaß wenigstens nicht verderben und wäre mitzunehmen. So klug war ich damals noch nicht, zu meinen, der Geist sei es, der lebendig mache, sondern ich glaubte noch an das Wasser, an die Brühe, trank Molken und brachte jenem Materialismus menschlicher Weltanschauung mein Opfer, welche sich auf das „hoc est corpus meum“ todt schlagen läßt. Nach der Sünde kommt die Erkenntniß und nach der Narrheit die Weisheit, d. h. wenn's gut geht, habe ich anno domini 1863 zum letzten Mal Molke getrunken, d. h. ich sah die Molkencur in ihrem ganzen Glanze, nicht bloß empirisch und Kneiperei, sondern stark geschmückt mit wissenschaftlicher Auffassung, gewürgt mit geistreichen Chaerophillen und

Scandix! Nachdem ich gefunden, daß „Maria das beſſere Theil erwählt hatte", wollte ich wenigſtens danken für die Einladung mitzuhalten, wollte Dir einen langen und ſchönen Brief ſchreiben, danken, nachfragen, kurz alles thun, was ſich ſchickte: gerade darum kam ich nicht dazu; nicht ſowohl, daß ich zu viele Arbeit hätte, aber ich bin arbeitsunfähiger, ungelenkiger geworden. Auch darum iſt es gut, daß man mich in einen neuen Topf verſetzt. Prof. Horner, den ich perſönlich wenig kannte, als Name ſehr hoch achte, mit dem ich zu reiſen Gelegenheit hatte, war ſo freundlich, mir von Dir zu erzählen und wirkte mit der ganzen Kraft eines tertium comparationis auf mich ein, ſo daß ich ſehr aufgelegt geweſen wäre, alles im Stiche laſſend, mit ihm nach Zürich hinunter zu ziehen. Da kam mir auch der gute Vorſatz zu gehen. Vor der Hand iſts freilich nichts damit. Noch 14 Tage bleibe ich hier, dann werde ich vom 10.—17. Trödler und Philiſter, bis ich in Altſtätten ſitze. Daß meine Frau überhaupt gar nicht weiter ausfliegt, liegt jetzt auf der Hand; brachte ich ſie nicht einmal letzten Sommer von Hauſe. Nächſtes Jahr, wenn ich lebend und bei Troſte bin, will ich meine Erholung an den Wegen aufleſen, ſtatt mich wie der Enterich ins Schottenglas zu ſtürzen, und dann muß die Kleine mit, „hier hilft kein Widerſtreben". Ich ſelber werde vorab auch nicht weit auf Reiſen gehen, aber wenn Du es thun könnteſt und gegen Ende October, oder von der Mitte des Monats an, ein bischen nach Altſtätten kämeſt, da wollte ich Dir zeigen, daß wir Deinem Gaumen nicht ſchmeicheln, aber Dein Haupt in großen und hohen Ehren halten. Sei ſo gut und komme, wenn Du irgendwie kannſt; Du biſt practiſcher als ich und eines guten Streiches eher fähig. Zudem will ich nicht allzu geizig ſein, ſondern, wenn Du bei mir Quartier nähmeſt (und Platz habe ich die Fülle und möchte ihn wohl einweihen!), Dich auch das Haus Bänziger & Comp. kennen lernen, ganz „honette Leute", mit denen ſich leben läßt. — Freudige Befriedigung gewährt es mir, durch Horner und aus Deinem Briefe zu wiſſen, daß Du und die l. Deinigen wohl ſeid und nach ſo langen und wiederholten Mühſalen ſich wieder des Lebens freuen! Gott behüte das fernerhin!

Bei mir und meinen Leutchen geht's ganz befriedigend.

„Was immer kracht bricht nicht" und wir nehmen auch einige untergeordnete Störungen nicht hoch auf, sind in Summa wohl zufrieden, fern von Politik, Actien, Weltschmerz und anderer Wehmuth!

Auf eine mündliche Besprechung habe ich mir manches aufgespart, und freue mich recht herzlich, Dich als meinen ersten Gast unter meinem Dache begrüßen zu können.

Von mir und den l. Meinigen viele herzliche Grüße an Dich und Deine l. Familie!

Dein Sonderegger.

63.

„Quousque tandem abutere, amice, patientia nostra?" so wirst Du, mein lieber Freund, mir zurufen! „Habe ich nicht „seit Jahr und Tag Dich getragen mit Geduld, geführt mit herz„licher Gastfreundschaft? habe ich Dir nicht aus der Tiefe meines „Kellers das Beste, und aus der Tiefe meines Herzens das „Köstlichste: Aufrichtigkeit in allen Dingen und ein reingehaltenes „Tröpfle Ehrlichkeit servirt? Und Du verschlissener Landdoctor, „Jüngling an einer sauren Sauce, Du bringst es nicht einmal „mehr zu einem Brieflein? ich versammle mich und Du kommst „nicht! ich habe Söhne und Töchter und selbst Deine matten „Glückwünsche sind versiegt!" So höre ich Dich denken und habe ein Gefühl, daß Du Recht haben könntest, aber auch ein anderes: daß ich nicht aus Theilnahmlosigkeit verstummt, sondern wegen „vieler Geschäfte" d. h. wegen jenes geschäftigen Müßigganges und jenes wuseligen halbklaren Treibens und „Drängelns", mit welchem man sich den „Traum des Lebens" zu verderben pflegt. Vor unserer Wein-Correspondenz schuldetest Du mir eine lange Epistel und Impfstoff, wenn Du nicht sehr auf der Hut bist, so schicke ich Dir beides da capo, denn ich möchte Dich zu gerne tief verschuldet wissen!

Doch, Scherz bei Seite, ich habe mich diesen Sommer recht sehr gefreut, durch die freundliche Vermittlung Deiner Frau Schwägerin und ihrer lieben Kinder viele und einläßliche Berichte von Dir zu erhalten. Wenn Deine verehrte Frau auch viel zu leiden und

ein mühevolles Warten hatte, so tröstete uns der Gedanke an eine glückliche Vergeltung all dieses Ungemachs. Unterdessen ist, wie mir Steinlin sagte, das erwartete Ereigniß eingetreten und hat Freude und Wohlsein in seinem Gefolge. Meine Frau und ich, wir wünschen für Eltern und Kind ferner fröhliches Gedeihen, und bezeugen, etwas spät, aber darum nicht weniger aufrichtig, unsere warme Theilnahme.

Wie gerne wäre ich mit nach Winterthur gekommen! Allein zu meinem Leidwesen gab es den Tag zuvor Beinbrüche und einen schweren Fall von Commotio vesicae, der einen Mann betraf, welcher wiederholt die höchsten Stellungen im Lande (sc. ein Dachdecker) eingenommen, und den ich, Proto medicus von Balgach, schicklicherweise nicht verlassen durfte. Ich war mit stillem Sehnen in dem fröhlichen Kreise von ärztlichen Freunden, welche sich gegenseitig das Bestreben, mit Geschmack alt zu werden, erleichterten. Wenn irgend möglich lasse ich mich das nächste Mal einschmuggeln!

In meinem Hause geht Alles seinen Gang, aber die arme Frau nicht den richtigen; sie hat sich von ihrer Cur noch nicht erholt, vorher war sie wohl auf. Ein etwas warmer Spaziergang zum Seealpsee hat die schlummernden Dämone des Halsübels aufgeweckt, Zahnweh, mäßig aber sehr beharrlich, trat ein, kurz sie sucht noch den rechten Weg. Die Kinder sind recht munter, wachsen aber auf eine nur wenig erbauliche Weise in die Länge. Ich selber bin gesund und fröhlich, fleißig und vernünftig, wie immer, und sonne mich im Glanze meines Wissens und meiner Leistungen!!

Länger als bis kommenden Sommer kann ich Dich schwerlich ungeschoren lassen, und wenn ich auch nicht für lange komme, so mußt Du Dich doch auf meine Erscheinung gefaßt machen. Wenn Du mir sagen könntest wie sich Reiffer befindet, wäre es mir sehr recht. Ich habe ihm seit zehn Jahren nie geschrieben und ihm nichtsdestoweniger ein ehrenvolles Andenken bewahrt. Möge er bald wieder genesen! Freund Bänziger kam soeben vom Pariser Congreß und lebt in den Strapazen und Ehren seiner Specialität, lagert sich aber auch in andern medicinischen Disciplinen besser ab als die meisten seiner Rheinthaler Collegen. Seine Kinder gedeihen wieder fröhlich.

Sei nun so gut und melde gelegentlich wie Du und die lieben Deinigen dran sind, und empfange für Dein ganzes Haus die herzlichsten Grüße von meiner l. Sophie und mir!

Dein Sonderegger.

Unsere besten Empfehlungen an Herrn Escher's.

64. Altstätten, den 3. Januar 1864.

Mein lieber Freund!

Zum Zeichen, daß ich weder an wissenschaftlichem Spitalfieber noch in den Strömen Deines Schaumweins ganz zu Grunde gegangen, sondern zur rechten Zeit am gehörigen Orte angelangt sei, wollte ich Dir in den letzten Stunden des geschiedenen Jahres noch schreiben, zumal ich in gemüthlicher wie materieller Beziehung vielen Grund hatte zu danken. Alle meine redlichsten Betrachtungen sind durch eine Fractur, die dahergeschneit kam, entzwei gebrochen worden und ich komme heute ganz nachträglich und in gewohnter Prosa: Dir und den lieben Deinigen zum Neuen Jahre Glück und Segen zu wünschen! Wer ist eher dazu angethan, in ernstern Stunden und Stimmungen das vergängliche schwache Dasein an die Gesetze und an den tröstenden Gedanken einer ewigen Vorsehung anzuknüpfen als wir Aerzte, die wir unser Brod finden, weidend auf Trümmern menschlichen Glückes und auf den Ruinen beneideter Kraft und Stärke! Gott bewahre Dich wohl und gesund und gebe Dir einen heitern Sinn und eine Muschelbrille um nicht Alles wahrzunehmen und über Manches was unbestreitbar da ist, poetische Schatten zu werfen. Das Ende unserer Weisheit ist Resignation, die Frucht der Gemüthlichkeit: Hoffnung! Habe herzlichen Dank für alle Liebe und Freundschaft der vergangenen Zeiten und sei so gütig mich auch fernerhin zu ertragen und mit Deinem Vertrauen zu ermuthigen!

Wie gerne hätte ich Dich mitgenommen, als ich von Zürich heimkehrte, wären nicht Tage bevorgestanden, die Jeder lieber daheim als selbst bei lieben Freunden zubringt, und hätte ich nicht zum Voraus gewußt, daß die ersten paar Tage unter gehäuften Geschäften und unerquicklichem Durcheinander vorbeigehen. So

kam es auch. Daher konnte ich nicht zudringlicher sein. Komme im Laufe des Jahres wenn Du willst und kannst und versuche, ob Du noch willkommen seiest!

Auch Freund Bänziger ist glücklich heim gekommen und hat gemüthliche Weihnachten gefeiert; er grüßt Dich herzlich! Auf frohes Wiedersehen, Dich und die Deinigen herzlich grüßend

Dein Sonderegger.

65. Den 22. Juli 1864.

Mein lieber Freund!

Dein Vorschlag ist, wie immer, ebenso practisch als freundschaftlich. Theilweise kann und will ich ihn sehr gerne annehmen. Komm Du an einem Dir gelegenen Tage der nächsten Woche zu uns herauf nach Altstätten, bleibe einige Zeit bei uns und mache von da aus malerisch humoristische ethnographische Bummeltouren in die Appenzeller Bäder, auf denen Bänziger oder ich Dich als der Landessprache kundige Eingeborne begleiten. Ganz weggehn kann ich jetzt gerade nicht, bin zumal an einen Kranken ebensosehr moralisch wie ärztlich gebunden. Zudem ist mir, so anregend und behaglich mir eine Reise mit Dir wäre, gegenwärtig Reisen keine Erholung; ich schiebe seit acht Monaten ohne Unterbruch hin und her und habe Ruhe nöthig. Zu diesem Zwecke möchte ich in einen obscuren aber comfortabeln Winkel sitzen, schlafen und essen, wobei ich mich nicht einmal langweile. In die Gesundheitsfabrik gehe ich nicht mehr, wenn ich schon so schlecht gewesen, unsern armen Freund Steinlin in eine solche zu schicken.

Bei mir ist alles wohl, „weder Wäsche noch Kindbett", um Deine Worte zu gebrauchen, und das Wenige was wir Dir bieten können, geht ungenirt. Wenn immer möglich, wäre ich gerne auf den großen „Naturförster"-Verein nach Zürich gekommen, um Eure Carolina im Schmuck und parfümirt zu sehen, und habe Dich fragen wollen, ob Du 1) ohne geplagt zu sein Platz für etwa drei Tage hättest, 2) ob dieser Platz nicht schon an irgend eine Notabilität vergeben sei?

Ich erwarte auch da vom alten Freunde offene Antwort und Gelegenheit, wenigstens mit gutem Gewissen wieder zu gehen.

Mit herzlichen Grüßen an Dich und die lieben Deinigen

Dein pedantischer Freund Dr. Sonderegger.

NS. Ehe Du kommst, ist mir ein Billetchen oder Drahtnotizle sehr gelegen.

66. Den 18. Februar 1865.

Mein lieber Freund!

Vor allem die Frage: wie geht es Deiner ehrenwerthen Frau? Deine letzten Berichte haben mich mit Schmerz erfüllt. Kranke Tage sind überall schwer, am schwersten im Hause eines Arztes. Gott gebe, daß es nun wieder besser gehe! Grüße mir Frau und Kinder herzlich! Und Du? Der Du die Aufopferungen des Naturforscher-Vereins mit Unwohlsein bezahlen mußtest, bist Du jetzt ganz hergestellt und gesund geblieben?

War der Impfstoff gut? Wenn Du x-Generation von einem 13jährigen zum ersten Male geimpften Kinde haben willst, so verfüge über 10 Dosen!

Meine lieben Leute und ich waren sehr munter bis vorgestern, jetzt hat Mama: Laryngeal-, Papa: Tracheal- und der Bube: Bronchialcatarrh! Eine schöne Bande! Uebrigens sind wir in diesem Gebiete an Einiges gewöhnt und hoffen auf unser altes Glück, so lang es Gott gefällt. Ueberhaupt frägt man gegenwärtig im Rheinthal nicht nach der Gesundheit, sondern nach Custer & Comp.[1] und es gibt Leute genug, welche bequemer einen Theil oder den späten Rest ihres Lebens hergegeben hätten, als die Spar- und Hülfsgelder an Löwenhof. Die Calamität ist so allgemein und wird außer dem materiellen Schaden auch die Corruption unsrer Regierungsverhältnisse, welche für Advokaten und Spitzbuben eher eingerichtet sind als für den soliden stillen Mann im Lande, die Calamität wird so Vieles offenbaren, daß es mir gar keine Erleichterung ist, persönlich nicht betheiligt

[1] Custer & Comp., Löwenhof, Rheineck; große Bankfirma, deren Falliment für das ganze Rheinthal ein großes Unglück war.

zu sein. Wer mag sich in all dem Jammer seiner heilen Haut erfreuen? Also fort auch mit der Achtung vor dem Alter, das so gerne auf seine grauen Haare stolz ist! Es ist nicht minder, aber auch nicht mehr werth, als die unbesonnene Jugend, die „Jugend ohne Tugend". Es waren, wie man hört, nicht Papierspeculationen, sondern unsinnige und ungedeckte Credit-Ertheilungen, welche das Elend herbeiführten. In Summa: Ihr Zürcher seid bessere Rechner und solidere Leute, weniger Schwätzer und Advokaten als wir in St. Gallen!

Meine Altstätter Praxis hält sich ganz gut, bedeutend bequemer und weniger Postillon als in Balgach. — Gott befohlen! Sei herzlich gegrüßt. Dein: Sonderegger.

67. Den 1. August 1865.

Mein lieber Freund!

Es ist schrecklich was ein Mensch zu leisten vermag, wenn er ein Thier wird, so z. B. ein Geschäfts-Thier, welches außer seinem dunkeln instinktiven Treiben und Jagen von Gott und der Welt keine Notiz nimmt! Das sind keine Redensarten, sondern nur allzubegründete Gedanken, wenn ich Deinen letzten Brief ansehe und bedenke, daß ich Dir Antwort schulde. Deine guten Brüder haben mich unterdessen in Ansehung Deiner Familie auf dem Laufenden erhalten und mir nach der wehthuenden Kunde von A . . .'s großen Leiden auch den Bericht von einer glücklichen Necrosen-Operation gegeben. Ich nehme herzlichen Antheil und hoffe auf gute dauerhafte Besserung! Von Dir und Deinen übrigen lieben Angehörigen vernehme ich nur Gutes! Möge es stets so bleiben! Voriges Jahr um diese Zeit bist Du nach München gereist. Wohin geht es jetzt?

. . . . Krank bin ich nicht, aber sehr „selzen", müde, und fürchte mich vor Allen die „grochzen". Wenn ich es ein paar Wochen unbequemer gehabt, und um einige Pfund Pfennig gebüßt bin, wird es mir daheim schon wieder besser gefallen, das ist keine Frage. Nebenbei kommt auch Frau Dr. Bänziger und ihr gemüthlicher Vater nach Fideris und so kann die Geschichte gehen. Auch will ich einen Abstecher in's Ober- und

Unter-Engadin machen, und die dortigen Curwitze anschauen. Der s. g. Zürcher, der Seebub von Thalweil, Zinn[1], lagert sich vortrefflich ab und hilft unserm Medicinalwesen auch indirect wohlthätig nach. Ich hätte so manches zu fragen, worüber ich klar sein sollte und es nicht bin, daß ich gar nicht anfangen darf; so z. B. weiß ich nicht, ob für unsern Canton ein Cant.-Spital oder viele Nothfallstuben besser wären. Eine aristokratische Clique, worunter per se auch ich, sehen den Cant.-Spital für das allein Gute und Vernünftige an, die große Zahl der Aerzte wollen Nothfallstuben (ne res publica detrimenti capeat), um ja nicht zu kurz zu kommen; die Regierung thut nichts, und der Große Rath will nichts: da ist bös machen, und sieht alles sehr verkommen aus. Dessenungeachtet schwärmen wir für Polen, für italienischen Handel und alles Mögliche: wir St. Galler sind lauter Schellingianer — Ihr Zürcher dagegen halb Kantianer halb — Epicuräer. Möchte lieber bei Euch sein, selbst wenn's nicht Naturförsterfest ist.

Morgen früh nun gehts nach Fideris. Bete einen Rosenkranz für mich!

Mit herzlichen Grüßen

Dein Sonderegger.

68. Altstätten, den 17. Februar 1866.

Mein lieber Freund!

Endlich, auch ohne Catarrh komme ich zum Schreiben. Hätte ich aber nicht zu betteln, ich hätte wahrscheinlich noch länger geschwiegen. Ich hätte nämlich gerne:

1) Das Armengesetz des Ct. Zürich.

2) Eine Staatsrechnung und Amtsbericht des Regierungsraths Zürich z. B. de anno 1864/65.

„Risum teneatis amici!" Ich will nämlich vergleichende Anatomie der Regierungsräthe treiben und einigen abgelebten Bureaukraten in höflicher Form beweisen, daß sie „Galen'sche

[1] Später Direktor der Irrenanstalt St. Pirminsberg, † 1897 als Direktor in Neustadt-Eberswalde.

Menschen" sind. Es ist äußerst wenig Aussicht vorhanden, daß in der Spitalfrage mehr herauskommt als ein paar billige Complimente für meinen Styl. Darum werde ich eine Octave tiefer anstimmen und ein Kreuz mehr vorzeichnen. Ich habe bei der Sache nichts zu verlieren und was noch besser ist: nichts zu gewinnen. Aber als ärztlicher Haushund im Lande St. Gallen möchte ich einmal bellend oder beißend meine Schuldigkeit thun, und solange noch ein Mensch lesen mag, werde ich s' Pamphlet schreien lassen; Galle und Vorsicht aā. pt. aeq.

Darüber soviel — schon zuviel. Wie geht es der kleinen Patientin? Ich hoffe mit aller Seelenruhe auf ganz gute Berichte. Grüße mir Deine ehrenwerthe Frau und die lb. Kinder! Bei mir geht Alles. Meine arme Frau hat fatale Catarrhe ohne Ende und ist äußerst geplagt; wenn sie weniger Gehirn hätte, hätte sie „Nerven"; vor diesen bewahrt Gott sie und mich. Die Kinder sind sehr wohl, sehr lang und sehr — wie sich erwarten läßt, nervöse hastige Dinger.

Sei mir herzlich gegrüßt und gedenke zuweilen mit Theilnahme und Wohlwollen Deines Sonderegger.

69. Altstätten, den 4. Januar 1867.

Mein lieber Freund!

Also schon wieder ein neues Jahr! Ich könnte nachdenklich und gerührt werden über diesen Wechsel der Zeiten und Dinge, wenn ich nicht noch weit mehr geärgert und betrübt wäre, daß ich mit dem rasch rinnenden Leben so erbärmlich wenig anfange. Habe auch Du Geduld mit mir und bewahre mir Dein unverdientes Wohlwollen, Deine ehrliche, goldene Freundschaft! Gott erhalte Dich und die lb. Deinigen gesund und fröhlich! Die sehr unnöthigen Gefühle und Worte des Dankes, welche Du mir gewidmet, haben mich sehr beschämt. Ich habe es als ein großes Vertrauen geschätzt, den lb. Hermann ein bischen hier zu haben und kaum war er fort, so sagten meine Frau und ich: wenn er nur morgen schon wieder käme; er hat uns sehr gut gefallen. — Mein häusliches Leben wickelt sich glücklich ab, das berufliche ebenfalls ordentlich und ich danke Bänziger und seinem Drängen

zu meiner Ueberſiedelung ruhige Nächte und bequemere Tage. Daß er weggeht, iſt gut und klug für ihn; als Specialiſt muß er an einem größern Orte ſein, und wenn ein tüchtiger Mann in St. Gallen wäre, ſo müßte ſeine bisherige Reiſepraxis doch beeinträchtigt werden; jetzt iſt er ohne Concurrent. Auch arbeitet er ſeit Jahren ſo conſequent und umſichtig, daß ich die volle Ueberzeugung habe, er ſtehe ſeinen docirenden Kollegen in keiner Weiſe nach; mir gefällt das emſige, präciſe Weſen immer mehr und ich empfinde erſt beim nahen Abſchiede, wie ehrlich und klar der Mann iſt, und wie ſehr ich mich an ihn gewöhnt, ſeine Menſchenkenntniß und ſein treffendes Urtheil benutzt habe. Und zwiſchen den Frauen beſtehen ähnliche Verhältniſſe und gleicher Kummer. Außer Bänziger habe ich hier Niemanden und gehe überhaupt nicht in Geſellſchaft — der „Magen" entſchuldigt mich und ein gewiſſer Inſtinkt ſagt mir, daß Menſchen, welche, wie ich, das Herz auf der Zunge haben, beſſer allein bleiben, und wenn es nicht zu halten iſt, wenigſtens ſchreiben, wo ſie corrigiren können. Es kommt nach einiger Zeit wieder ſo ein „illegitimer Knirps", Thema Fideris. Ich will gerne Dein Urtheil hören; für dieſes Mal freilich zu ſpät, aber für Zukunft gut und gewiß nicht vergeſſen. Incedit in Kalender qui vult evitare Meyer-Ahrens.

Sei ſo gut und gib mir gelegentlich Berichte von Dir und den Deinigen, überbringe Deiner werthgeſchätzten Frau, Hermann und Anna, ſowie den übrigen Kindern, die herzlichſten Grüße und Glückwünſche von meiner Frau und mir! Auch möchte ich gerne Dein Anerbieten benutzen und Dich bitten, mir zwei kleine Amputationsmeſſer, Klingen etwa 12 cm lang, ſchmal, eines zweiſchneidig, zu kaufen und mit Preisangabe zuſenden zu laſſen. Auch hätte ich gerne einige gezwirnte Rohſeide und „Silkworm", wenn juſt da iſt, eine Luêr'ſche Unterbindungspincette mit dicken Branchen und Schieber.

Ich habe bisher Bänzigers Armamentarium als Zuflucht angeſehen, jetzt iſt's bald auch damit vorbei.

Noch eins. Ich orthopädire öfter ein wenig. Was iſt jetzt das beſte practiſche Buch darüber? Steinlin's „Retina" wirſt Du erhalten haben. Das iſt eine große und ſchöne Arbeit!

So etwas könnte ich nie und nimmermehr leiſten. Steinlin ſchickt ſehr gute Berichte von Barcelona.

Nun Gott befohlen, lieber Freund! Meine Aufträge, d. h. Bitten, haben keine Eile!

Herzlich grüßend Dein Sonderegger.

70. Den 7. Juni 1867.

Lieber Freund!

Milde und gütig biſt Du immerdar, ſo ſehr Du Dir oft Mühe gibſt, als ein geſtrenger Mann zu erſcheinen. Habe vielen Dank für die wohlwollende Aufnahme, welche Du meinem ganz armen Lazarus[1] geſchenkt. Du urtheilſt über ſeine Schwächen ſehr, ſehr wohlwollend. Ich würde ihn jetzt ſchon anders machen. Er entſtand in Drang und Noth, zwiſchen lebhafter Praxis, die ich überhaupt weniger mit dem Verſtande als mit dem Gemüthe zu treiben das Unglück habe. Ein Wort zur Entſchuldigung:

1. Schlecht iſt unſer Krankenweſen und der allgemeine Sinn für dasſelbe ſteht unter Null.

2. Gebildete und Beamte ſollen das Bedürfniß wahrnehmen, befriedigen und den Sinn für Abhülfe pflegen.

3. Unſere Regierung that das Gegentheil.

Vor 7 Jahren bat die Stadt um Betheiligung des Staates beim Bau ꝛc.: „Kein Bedürfniß" lautete die Regierungsantwort.

Vor 4 Jahren petitionirte der ärztl. Verein (120 von 144 Aerzten) und erhielt keine Antwort. Er bat allerhöflichſt darum, acht Monate ſpäter, dennoch keine Antwort.

Dann verſuchte die Stadt, wenigſtens die Hebammenanſtalt ins Spital zu nehmen: auch das wies die Regierung von der Hand.

Nun erſt folgte 1865 Appell an die öffentl. Meinung und der Großrathsbeſchluß zur Umſchreibung einer Summe vom Cant. Armenfond zum Spitalfond, und das Krankengeſetz. Beides leiſtet weniger als es ſollte und könnte, weniger als der Große Rath wollte, und Alles iſt gerade gut, die öffentliche Meinung ſchön einzuſchläfern.

[1] Vergl. pag. 50.

4. Also wieder Sturm schlagen. In aller Form der ganzen Regierung Vorwürfe machen, war unpassend, daher nahm ich den faulen und talentlosen P . . . minister zum Prügelknaben, speciell auch darum, um weniger den (nun doch entlassenen!) M . . . vom Armenwesen zu treffen, der sich bei St. Pirminsberg energisch und nobel gezeigt; dafür wollte ich nicht undankbar sein.

Besser wäre kein Prügelknabe gewesen und weniger Pfeffer, das sehe ich ein. Aber unser System ist faul; wir sind eine Einrichtung von und für Advokaten, und wenn ich heute stürbe, würde ich mich ärgern, nie gegen Zustände aufgetreten zu sein, die mich und zahlreiche Kranke so häufig traurig und unglücklich gemacht; fort mit der Transcendenz! hic Rhodos, hic salta! Unser Gottesdienst ist der reinste Hohn auf unsere Moral; das muß man zuweilen sagen; semper aliquid haeret.

5. Eine Subscription wäre besser gewesen! Ich getraute mir nicht, fs. 5000 zusammen zu bringen. Es besteht wenig Gefühl der Zusammengehörigkeit im Canton und alle Gelder und Gedanken verschlingt bisher Cultus und Politik. Aus allen Ecken tönts: Bezirksspital, aber bei uns; Cantonsspital, aber bei uns; und aus den armen Gemeinden: für uns eine Krankenstube.

Ein Krankenhaus muß erst 10 Jahre gut wirken bis nur Verständniß dafür da ist — dann trägt Subscription etwas ein, früher nicht. Dieses soweit.

. . . . Bänziger geht's vortrefflich in St. Gallen; sein Wartezimmer ist voll Glacéhandschuhe und sein Privatspitälchen — ganz hübsch eingerichtet — voll Flanellbinden: bekanntlich sitzen jetzt Extrahirte am 2. Tage unter ihrem Druckverbande wieder auf! Seine Familie gedeiht ebenfalls.

Ich selber bin wohl, bloß immer grau gefärbt und möchte am allerliebsten ausruhen. Ist ein rechter Arzt in Fideris, so gehe ich in etwa 3—4 Wochen wieder dorthin, sonst aber nicht. Lieber möchte ich reisen und meiner Frau das Berneroberland zeigen, aber ich fürchte ihren sehr reiseunfähigen Hals und habe selber wenig Lust, mich „durch Bewegung" zu erholen. Mein Bube ist pcto Hüfte wieder gut daran, sonst öfter etwas unwohl; im Ganzen gehts gut.

Sei mir herzlich gegrüßt und grüße mir auch die lb. Deinigen,

von welchen ich — so Gott will — gelegentlich wieder gute Berichte erhalte, durch Dich, den unermüdlichen und unverwüstlichen Rathgeber und Freund! Wann kommen wir wieder einmal zusammen?

Mit herzlichen Grüßen Dein

Sonderegger.

71. Altstätten, den 2. Oct. 1867.

Mein lieber Freund!

Endlich kommt ein Lebenszeichen. Pestalozzi und seine lieben Leute bilden seit langem unser Tischgespräch: die Kinder fürchten die Krankheit, wir Alten die ärztlichen Strapazen des lieben Familienvaters. Ungemüthlich im höchsten Grade muß eine solche Zeit sein und ich wünsche in jeder Beziehung, daß die Seuche[1] bald ihr Ende erreicht habe! Hast Du Deine Familie nach Bommerstein geschickt? Ich glaube doch kaum, weil sie Dir zu weit aus den Augen gekommen wäre und ein so wohl bestelltes Hauswesen wie das Deinige vorläufig alle möglichen Garantien bietet. Ich frage um zu lernen, und wenn Du mir gelegentlich mit zwei Worten anzeigen magst, daß Ihr Alle gesund seid, freut es mich herzlich, obschon ich keine Nachricht verdient, und wie ich glaube, Dein Schuldner bin.

Wo warst Du diesen Sommer? Hoffentlich nicht im Bette mit Arthritis! Ich stack in Fideris, — letzte Vorstellung! — und machte mit Reiffer, der seine Schwägerin dort besuchte, einen Ausflug ins Engadin, wo ich Dekan Zimmermann und Dr. Römer traf, die Dir meine Grüße vielleicht ausgerichtet haben. Leider sind sie sehr entschuldigt, wenn sie es auch nicht gethan.

Wir haben gegenwärtig einen, für den Herbst ungewöhnlich hohen Krankenstand, viel Coliken, Diarrhöen und leichte Brechdurchfälle, nebenbei nichts Ernsthaftes, sogar die amtlich angeordnete Cloakenpolizei wird nicht ernsthaft betrieben. Eine gute Zahl Leute will eben immer selber probiren wie es ist. Gott gebe,

[1] Cholera in Zürich.

daß unſer etwas ſchmutziges, mit fluctuirendem Unterwaſſer reichlich verſehenes Rheinthal geſund bleibe. Wenn es losginge, hättet ihr Züricher einen Truppenzuſammenzug gehabt, und wir hätten eine Schlacht zu erwarten. Alle Diſpoſitionen zum Unglück ſind da, und faſt alle Anordnungen zur Hülfe fehlen.

Sei mir herzlich gegrüßt und grüße Frau und Kinder von meiner Frau und mir aufs Freundſchaftlichſte!

Dein Sonderegger.

72. Altſtätten, den 12. Nov. 1867.

Mein lieber Freund!

Soeben leſe ich im Tagblatte die Nachricht vom Tode Deines Herrn Bruders Ludwig und komme, Dir meine herzliche und aufrichtige Condolenz zu bezeugen. Er war ein Mann von großer Einſicht und Redlichkeit, einer von denen, zu welchen ich im Unglück betteln gegangen wäre und dem ich zutraute, daß er in Frieden und Krieg zu den Stützen des Vaterlandes gehörte. Ich werde den philoſophiſchen Ingenieur in freundlichem Andenken bewahren!

Es freute mich zu vernehmen, daß Du trotz aller Unbill des Wetters Deine kurze Erholungsreiſe mit Glück und Befriedigung gemacht haſt und ich bedaure nur, daß Du über den magern Empfang, den Du bei mir gefunden und die ſehr unbedeutende gêne, welche der Ofenhafner und nicht Du gemacht, noch ein Wort des Dankes ſagen magſt. Sei ſo gut und komm bald wieder! Nebenbei haſt Du mir die große Wohlthat erwieſen, mich von mehrwöchentlichem ſchwerem Kummer zu erlöſen durch Deine freundliche Beurtheilung des Krankenhäuschens, welches ich durch meine alleinige Schuld gänzlich verpfuſcht glaubte.

Deinen Ueberdruß an Choleraweisheit kann ich ſehr begreifen und billigen und doch gehöre ich noch zu der Sekte der Pilzgläubigen. Mir imponirt beſonders der practiſche Erfolg, welchen dieſe Paraſitentheorie bei dem oidion Tukeri im Veltlin und anderswo gehabt hat. Türkiſch geſprochen möchte ich überhaupt im Paradieſe Phyſiologie verſtehen lernen und würde die ganze

Pragmatik der Weltgeschichte gerne andern Seligen überlassen. Ἀπέχειν; sagt Zeus.

Sei mir herzlich gegrüßt. Gott gebe Dir einen guten Winter nach einem sehr ungemüthlich durchgearbeiteten Herbst.

Tausend freundliche Grüße von Haus zu Haus!

Dein Sonderegger.

73. Altstätten, den 31. Decbr. 1867.

Mein lieber Freund!

Nimm es nicht für Förmlichkeit, wenn ich thue was ich nicht lassen kann und Dir mit zwei Worten sage, daß ich, auf eine Poststation meiner Lebensreise zurückschauend, auch insbesondere Deiner gedenke und mich freue, daß bei allerlei Arbeiten und Ereignissen, die uns älter machen, unsere freundschaftlichen Beziehungen freundlich fortbestehen.

Habe herzlich Dank für Deine unwandelbare Gesinnung und bewahre mir auch ferner Deinen Rath und die Liebe, welche ihn gibt.

Meine Frau vereint ihre herzlichen Glück- und Segenswünsche für Dich und Deine verehrte Frau und die lieben Kinder mit meinen Grüßen und insbesondere möchten wir uns dem Bruder Studio Hermann und der muntern Anna in Erinnerung bringen.

Gott befohlen!

Mit herzlicher Hochachtung

Dein Sonderegger.

74. Tobolsk[1], den 15. April 1868.

Mein lieber Freund!

Herzlichen Dank für Deine stets wache Theilnahme und Freundschaft. Wenn ich Dein klares Urtheil je einmal auf einem Abwege betroffen hätte, so wäre es bei dem Gedanken, daß ich Dir meine zweite Auflage Sonderegger nicht hätte schicken,

[1] Scherzhafte Bezeichnung des damals im April noch sehr winterlichen Altstätten.

resp. anvertrauen wollen, oder daß ich gar anfinge zimpferlich zu werden. Im Gegentheil gedachte ich einfach bei Dir anzufragen, ob Dir möglich wäre, mich während des bevorstehend geglaubten Zürcheraufenthaltes bei Dir aufzunehmen. Ich kann mir Zürich gar nicht denken ohne Dich. Daß keine Examina kommen, mag ich als „Examinator" — Hut ab! — wohl leiden, denn ich fürchte sehr, neben den akademischen Lehrern eine erbärmliche Figur zu spielen und würde mich in den betreffenden Capiteln lieber selber examiniren lassen, als Andere darüber plagen. Als Mensch wäre mir die Sache sehr gelegen gekommen, denn ich habe so den Buckel voll Elend und Pech in der Praxis, daß ich herzlich gern einen Vorwand benützte, der ganzen Maschine für Menschenrettung eine Woche Lebewohl zu sagen. Die Commission, und hätte sie nur ihre Mitglieder zu zählen, gedenke ich daher nicht zu versäumen.

Mein Rücken ist frei, d. h. die eigene Familie gesund, dafür bin ich Gott auch am Werktag dankbar, ich selber befinde mich wohl, aber — lassen wir das! „20 Mann Preußen," sagt Pestalozzi. und hat auch Recht. Herzliche Grüße von Haus zu Haus!] Dein dankbarer Sonderegger.

75. Altstätten, den 12. Mai 1871.

Mein lieber Freund!

Die Nachricht vom Tode Deines Bruders hat mir sehr leid gethan und ich komme hiemit Dir und den Deinigen meine Condolenz darzubringen! Es liegt keine Milderung des Unglücks darin, daß es vorauszusehen war: der Schmerz um den Verlust eines klaren und starken Charakters und eines liebenswürdigen Familienvaters ist nicht mit Tröstungen zu heilen und lebt sich langsam aus. Gott gebe, daß die Kinder fröhlich gedeihen und das würdige Bild ihres heimgegangenen Vaters darstellen! Ich werde dem geistreichen „Herrn Jacques" ein achtungsvolles Andenken bewahren.

Wenn ich wieder nach Zürich komme, werde ich Dich wieder nicht schonen und gerne Deinen gemüthlichen Familienkreis aufsuchen. Für die freundliche und ermuthigende Aufnahme meiner

Broschüre vielen Dank! Ich bin nicht halb so zufrieden damit, wie Du es gewesen!

Meine herzlichen Grüße Deiner Frau, Deinen Kindern und Dir, von mir und den Meinigen!

Dein Sonderegger.

76. St. Gallen, den 3. December 1894.

Lieber Freund!

Herzlichen Dank für Deinen liebenswürdigen Brief, der mich in vergangene schöne Zeiten versetzt, da wir noch öfter miteinander verkehrten. Nun sind unsere Lebenswege nicht mehr so parallel, wie z. B. in Würzburg, aber wo sie sich kreuzen, benutzen wir gerne den Anlaß uns zuzurufen, daß wir eigentlich die Alten geblieben sind.

Daß Du mit meinem tuberkulösen Heftchen[1] zufrieden bist — das kommt Dir selber wohl. Sei es gut oder schlecht: Du bist an allem schuld. Erinnerst Du Dich noch, wie Du mir in der Post zu Grüsch, bei einem guten Glase Veltliner, mit dem wir Abschied nahmen, gerathen, in der Frage des Cantonsspitals, die mir sehr am Herzen lag „eine Broschüre zu schreiben"? Ich erröthete und erschrack über den Vorschlag, und hätte niemals den Muth gehabt ihn auszuführen, wenn Du nicht dazu gerathen hättest. So sehr Du Dir darin gefielest, spottend und ironisch zu erscheinen, so war mir Dein Wohlwollen und Deine Ehrlichkeit über alle Zweifel erhaben, und ich folgte dem Rathe. Daß der Mensch seine Schwachheiten nicht ablegt, sondern eher groß zieht, das ist physiologisch, und so kam schließlich ein ganzer Gänsemarsch von Broschüren, alle auf Deine Rechnung. Das Erröthen habe ich verlernt. In diesem kurzen Menschenleben soll jeder

---

[1] Vergl. pag. 97.

Die Widmung auf der betr. Broschüre lautete: Herrn Dr. Pestalozzi-Bodmer sendet mit herzlichen Grüßen und in dankbarer Erinnerung an vergangene Zeiten diese paar Blätter als Lebenszeichen eines alten Husters, der Verfasser.

St. Gallen, „im alten Eisen" Nr. 31,
den 24. November 1894.

fein Sprüchlein ſagen und ſich nicht geniren, nur Comödie ſpielen darf er nicht; es muß ihm ernſt ſein. Ich hoffe, auch Du habeſt mich im Verdacht, daß es mir bitterer Ernſt geweſen.

Dir und Deinem Hauſe meine herzlichen Grüße! Gott gebe uns einen guten Winter! Ich habe einen ruhigen vor mir. Letzten Sommer bin ich beinahe geſtorben, und jetzt habe nur noch ein bischen Sprechſtunde; die ganze ſonſtige Praxis mußte ich aufgeben, weil ich mit den Treppen auf ſo geſpanntem Fuße ſtehe, wie Deine Frau mit den Fliegen. Nun, ich hätte vor 45 Jahren mit weniger accordirt und darf nicht klagen.

Auf frohes Wiederſehen!

Dein alter Sonderegger.

An ſeine Tochter, Frau Wiget-Sonderegger.

77. Den 24. Auguſt 1878.

Fontanellen-Lied für Bertha Wiget-Sonderegger.[1]

„Warum die Fontanelle ſich bewegt?
Und was dort lebet und ſich regt?"
Das iſt des Lebensblutes warme Welle,
Die an dieſer zarten Stelle
Bei jedem Pulsſchlag fühlbar wird!
Straff geſpannt und ſchnell im Lauf
Fibrirt der Herzpuls da hinauf!

Und dann die andere Bewegung,
Langſamer-tiefere Erregung,
Ein rhythmiſch Senken und Sich-heben,
Das bedeutet Athmungsleben;

[1] Antwort auf eine von der Tochter an den Vater geſtellte Frage.

Hier ſiehſt Du in engen Schranken
Des Luft- und Athmungsdruckes Schwanken.
Schließlich zeigt Dir die Umhüllung
Des Gehirns auch deſſen Füllung;
Kurzum, die Fontanelle hat
Bedeutung wie ein Zifferblatt;
Wirkt für das Kind als Manometer,
Für's Mutterglück als Barometer.
An dieſem Inſtrument zu leſen,
Iſt ſchon manchmal gut geweſen.
B'hüt Gott Dein Kind an jeder Stelle,
Zumal auch an der Fontanelle!

An ſeinen Enkel, Hans Wigel. (Nr. 78 und 79.)

XAÎPE;
φίλε νεανία;

78. Bern, den 10. Oct. 1893.

Mein lieber Hans!

Es thut mir ſehr leid, ich kann nicht zum Moſten kommen; ich moſte ſchon ſeit acht Tagen für die Mutter Helvetia, friſches Obſt, auch faules darunter, und unreifes. Die Mühle geht ſtreng und ich ſchwitze oft. Ob Helvetia das Zeug ſchließlich trinken wird, iſt noch ungewiß. Während des ganzen Sonntags wird aber nicht gemahlen. Da bin ich mit Schuler und Schmid den Thunerſee hinaufgefahren. Im „Schweizerhof" kehrten wir ein und gedachten der lieben Leute, die letzten Sommer an jenem idylliſchen Tiſchchen geſeſſen, „dem Wanderer zur kurzen Ruh' bereitet". Dann, am Sonntag Morgen, bei ſtrahlendem Sonnenſchein, unter blauem Himmel und durch bunt ſchimmernde Wieſen, Wälder und Alpen, krabbelten wir im fröhlichen menſchenerfüllten, liederſchallenden Eiſenbahnwagen zu den großen Herren empor,

die der Jungfrau das Geleite geben durch die vielen Jahrtausende. Wir hörten sie miteinander reden; es tönte wie Donner. Und Diamanten trug die Jungfrau. Man konnte sie kaum ansehen vor Glanz! Dessenungeachtet aßen wir in der Hütte zu Scheidegg mit Ueberzeugung ein Mittagsmahl. Nach einem feierlichen Spaziergang an den Fuß des Eiger, ließen wir uns in das lachende grüne Grindelwaldthal hinabrädeln, grüßten dort die alten Herren Wetterhorn, Schreckhorn und Finsteraarhorn. Sie winkten mir ganz deutlich und ein kräftig anhebender Föhnwind verzog die Wolken und Nebel zu einem Fragezeichen und zu einem Ausruf. Das hieß wohl: „Alter, ob Du uns wiedersiehst ist fraglich, aber wir befehlen Dir, schicke noch öfter Deine Kinder und Kindeskinder zu uns herauf! Wir sind auch Lehrer. Ganz begriffen hat uns noch Keiner!"

Du kennst ja die Gegend und hast zum ersten Male eine Welt gesehen, die uns immer herrlicher erscheint. — Hast Du auch das Schulhaus gesehen? Ich erinnere mich an zwei schöne Sprüche, die an der Wand geschrieben stehen und die ich für Dich und mich festhalten will. „Wer nicht ein Freund der Schule ist, der ist fürwahr ein schlechter Christ." „Doch gelten wird bei Gott noch minder, wer schlecht erzieht zuhaus die Kinder."

Nach Grindelwald kam die prächtige Thalfahrt bis Interlaken und Abends 8½ waren wir wieder in Bern. Wenn Du mir gelegentlich, als deutschen Aufsatz, eine Reisebeschreibung machen willst, will ich sie lesen, loben und ein bischen belohnen. Grüße mir Deine lieben Eltern, die „lustigen Brüder": Clara und Ernst, den kleinen Rechtsgelehrten Eugen, und die gute Tante, weiß wie die Jungfrau, aber etwas jünger.

Sei mir herzlich gegrüßt und gedenke in Liebe Deines

Großvaters Sonderegger.

79. St. Gallen, den 11. Juli 1894.

Mein lieber Hans!

Meine herzlichen Glückwünsche zum Geburtstage! — sie sind zwar schon einige Tage auf Lager und verspätet, aber dafür sind sie kein Sommerflor und verwelken nicht. Im Gegentheil: dauer-

haft und ernstgemeint sind meine Wünsche und meine Hoffnungen, zu deren Erfüllung Dir Gott die Kraft des Leibes und der Seele verleihen möge.

So lieb und wichtig Du mir selber stets gewesen bist und bleiben wirst, so unwichtig und zufällig erscheint es mir, ob Du just am 7. oder am 11. Juli zur Welt gekommen seiest. So vergaß ich letzten Sonntag Dir zu sagen, was ich Dir eigentlich immer zurufe, so oft ich Deiner gedenke: Prosit, lieber Hans!

Inliegendes Blechlein ist an sich unbedeutend, aber dennoch das Symbol eines jungen Mannes: edles Metall, zähe, nicht angreifbar durch Rost und Schmutz, und überall als werthvoll anerkannt. Das gebe Gott!

In alter Liebe und Treue Dein Großvater

Sonderegger.

An Frau Professor Dr. Ruge-Bänziger. (Nr. 80—83.)

80. St. Gallen, den 12. Nov. 1891.

Liebe Frau Tizli!

Vor Allem meine angelegentliche Abbitte, daß ich Dich erschreckt! Ich glaubte vorsichtig zu sein und war doch ungeschickt. Wills nicht wieder thun! Ich danke Dir herzlich für Deine Bemühungen und lege Deine Briefe wieder bei, damit Du sie zerstöreſt. „Habent sua fata libelli.“

. . . . Es wäre eine Schlechtigkeit, Dir nicht unbedingte Discretion zuzumuthen. Es ist aus allem nichts geworden. Die sogenannte Kleine bekam Angst vor einer nicht nebelfreien Zukunft und hat nach meiner Ansicht wohl gethan. Heirathen, Du hast vielleicht auch schon davon gehört? ist Herzenssache oder wie Faust die Religion definirt: „Gefühl ist Alles!“ Mit dem Verstande allein zu heirathen, heißt die Partitur einer Beethoven'schen Symphonie lesen. Man muß schon sehr Musiker sein (wie z. B. ich[1]) um die Ohren mit den Augen schadlos zu halten, ja zu

[1] Ironische Selbsttaxation. S. war nicht „musikalisch“.

entzücken. Kurz, die Begeisterung war nicht groß genug, um sehr gegründete Bedenken zu überwinden. Also — Schwamm drüber!

Und wie gehts bei Dir? Wie gerne tränke ich wieder Deinen Thee und rauchte ich Deines lieben Mannes aromatisches Kraut, das mir so wohl gefallen, weil es mit viel Geist und Behagen angeboten wurde. Ich empfinde jetzt noch ein Heimweh, wenn ich an die Zeit meiner Anatomie-Collegien denke. Es liegt ein Frieden in der Wissenschaft, welchen die Praxis nicht gewährt. Genieße, was Dir Gott beschieden! Ich wünsche euch einen guten Winter und so schön wie ihn die Niederländer zu malen verstehen.

Deine lieben Angehörigen gefallen mir sehr gut, Mei ist wonnetrunken von Venedig heimgekehrt, Papa macht eine stramme Figur[1] nach Leib und Seele und Mama ist lieb wie immer, alle sind gesund und fröhlich. Auch ich schließe mich an. Die Reperaturwerkstätte Rorschach hat mich leidlich geflickt und der geschäftige Müßiggang, in dem ich jetzt lebe, gefällt mir sehr, was ein schlimmes Alterszeichen ist. Meiner Frau gehts befriedigend; in Rorschach wimmelt der Bienenkorb, wo man die jungen Drohnen zu Arbeitsbienen umwandeln soll.[2] Wie schüchtern ist ein Darwin neben den Pädagogen!

Nun, Gott befohlen, lieber Tiz und lieber Georges! Auf frohes Widersehen!

Dein alter Onkel Sonderegger.

81. St. Gallen, den 27. Oct. 1893.

Liebes Tizli!

Herzlichen Dank für Deinen Geburtstagsbrief! Du beschämst mich, denn ich verdiene Deine liebenswürdige Aufmerksamkeit nicht, ich habe keine Verdienste um Dich und die Deinigen und muß bei Dir in Mitte der traurigsten Erinnerungen stehen, die nun wieder emporsteigen, Tag um Tag, eine wahrhafte Passionszeit, über welche nur die unbedingte Ergebung in den Willen Gottes hinweghilft. Wir sind allzumal „kruijers“[3] und müssen

[1] Augenarzt Dr. Bänziger in St. Gallen, der intimste Freund von S.
[2] Institut Wiget (Schwiegersohn von S.).
[3] Dienstmann in Holland.

Aufträge besorgen unser Leben lang, dieses ist keine Freude und keine Strafe, sondern eine Aufgabe, eine Arbeit, bei der es gut ist, sie durch Angewöhnung lieb zu gewinnen. Auch Du wirst arbeitend Dich durch den Winter schlagen und Deinen lieben, klaren Mann bei seinem rastlosen Wirken unterstützen, eine verständnißvolle Gehülfin des Gelehrten sein. Möge Gott euch gesund und tapfer erhalten!

Meiner Frau geht es ordentlich, mir sehr gut. Die Berichte aus Deiner Familie hast Du regelmäßig und ich freue mich, daß ich denselben nichts beizufügen habe.

Ich beglückwünsche die Frau Professor, aber habe doch ein richtiges Heimweh nach den Tagen des kleinen Tineli, dem man noch ein Spielzeug schenken durfte. Ist nicht schließlich vieles Spielzeug, was wir ernsthaft nehmen!

Sei mir herzlich gegrüßt Du und Dein lieber Georges!

Dein alter Götti Sonderegger.

82. St. Gallen, den 24. November 1894.

Liebes Tineli!

Du hast mir zu meinem Geburtstage einen Brief geschrieben, für den ich Dir herzlich danke; er hat mich überrascht und gerührt. Je älter ich werde, um so mehr erfreut mich die Sonne und die Pracht der Natur, in weit höherem Grade aber die Güte meiner Mitmenschen und die Treue meiner Freunde. Wir leben nicht von der äußern Natur, aber von unsern Freunden, die uns das Leben schön machen. Wie viel Liebes und Gutes verdanke ich, seit Generationen, dem Hause Bänziger! Von den lieben Großeltern zu Altstätten, bei denen ich daheim gewesen, bis zu Deinem vielgetreuen Vater und Deiner lieben vortrefflichen Mutter, und von diesen wieder bis zu ihren Kindern — wie ungemessene Freundschaft und Liebe habe ich erfahren! Schenkt mir diesen Sonnenschein noch so lange ich lebe!

Du erhältst dieser Tage eine kleine Flugschrift[1], die ich im Auftrage geschrieben, und die Dir mein altes Gesicht wieder in

[1] Tuberkulose und Heilstätten für Brustkranke in der Schweiz.

Erinnerung rufen kann. Ich werde mit den Jahren rücksichtsloser, aber nicht weiser, schartiger aber nicht schärfer, und habe das Gefühl, in aller Eile sagen zu müssen, was ich noch auf dem Herzen habe. Dieses Gefühl setzt sich — nicht zu meinem Vortheile — bei mir fest, seit ich die Stadtpraxis aufgeben mußte. Jetzt werde ich, da Hugentobler und Feurer ihre Gärten mit herrlichen schmiedeisernen Geländern schmücken, auch mein Haus verzieren und ihm einen Namen geben, wie in hiesiger Stadt gebräuchlich, und in goldenen Lettern über die Hausthüre setzen lassen: „Zum alten Eisen." So lange meine Augen noch aushalten, und ich lesen oder schreiben kann, werde ich mich über meine Lage hinwegtäuschen.

Nun aber, wie geht es Dir und Deinem lieben Professor? Ich denke, ihr segelt durch das Holländerklima wie ein gutes Schiff durch das Meer: ein scharfer Kiel schneidet die Wellen, eine starke Maschine treibt die tapferen Räder, und am Steuer sitzt die Ueberlegung, lenkt den Curs und siegt über Nebel und Stürme. Auch wir haben Nebel und Stürme gehabt; seitdem am 4. Nov. der Beutezug entgleist und seine Mannschaft verunglückt ist, wurde es wieder heller und jetzt z. B. erfreuen wir uns schönen Sonnenscheins, und Meister Vorwärts besucht mit den lieben Seinigen den „hohen Kasten", was ganz wörtlich zu nehmen ist. Gustav und sein Institut sind heute auf dem Gäbris! Auch der große Rath ist vorbei, und die Wahrscheinlichkeit wächst, daß ich noch einen kleinen Erfolg der Waisenkinderfrage erlebe.

Ueber St. Gallen und Deine Familie, ditto über alte Bekannte und Freunde derselben wird Dir die muntere Mei redlich berichten, was sehr gut ist, denn ich wäre ein schlechter Berichterstatter, auch wenn ich oft schriebe.

Ich springe in drei Sätzen Deine Treppe hinauf, öffne mit wenig Phantasie Deine Thüre und treffe Dich und Herrn Professor beisammen, in gelehrte Arbeit vertieft. Haltet einen Augenblick ein, reicht mir die Hand, es thut mir so wohl, euch zu grüßen!

Gott befohlen, liebe Seelen! Ich muß wieder verschwinden. Adieu! Dein alter

Sonderegger, zubenannt: Oheim.

83. St. Gallen, den 27. Oct. 1895.

An das Haus George Tizli!

Meine Lieben!

Für euere Glückwünsche und die liebenswürdige Theilnahme herzlichen Dank, ganz besonders auch für die Poesie, welche den heiligen Ernst in fröhlicher Hülle darbietet. Daß es Euch um mein Wohlergehen ernst ist, habe ich schon so oft erfahren und — hoffe ich noch ferner zu erleben; denn nicht die grünen Bäume und der blaue Himmel, sondern liebe gute Menschen machen das Leben werthvoll; ohne diese ist der Mensch im schönsten Lande und bei gut besetzter Tafel ein trostloser Ahasverus. Wie ich in meinem ganzen Leben sehr viel Wohlwollen und überschwängliche Güte genossen, so wurde sie mir ganz besonders dieser Zeit zu theil. Der fröhliche Festtag zu Rorschach wurde uns allen durch die Gegenwart von Papa und Mei sehr verschönert. Der liebe alte Freund war munter und ist auch überhaupt energischer und besser dran als früher. Ich bedaure es sehr, wenn die Kinder wieder nach Zürich verreisen. „Kein Mensch muß müssen, und ein Großvater müßte?" Ja wohl, „was er für recht und gut erkennt, und was ein Enkel will, daß muß ein Großpapa!" Diese Paraphrase aus Nathan ist in unserem Falle ein wahres Heilmittel. Gebe Gott, daß es lange nachwirke!

Nun aber noch meinen besonderen Dank für den prächtigen Rembrandt und den braven Tulpins, dem der (leider Schweizer!) Bauhin seine Klappe geraubt. Die Idee ist schön und die Ausführung klassisch. Das Bild hängt in meiner Bude, wie einst das Neue Testament unter dem Kopfkissen des Sträflings lag, „damit ihm gute Gedanken kommen." Mir thäten anatomische Gedanken so wohl. Mit 70 Jahren kommen sie nicht mehr. Nur meine Gefühle sind noch jung, und mit demselben Eifer, wie wenn ich euer Altersgenosse wäre, bitte ich um euere fernere Freundschaft und grüße ich Euch herzlich!

Euer alter: Dr. Sonderegger.

An Herrn Dr. Bänziger von St. Gallen

z. Zt. in Amsterdam auf Besuch.

84. St. Gallen, den 1. Juni 1895.

Lieber Freund!

Herzlichen Dank für Deinen Brief! Ich brauche Dich nicht erst zu versichern, wie sehr er mich erfreute. Es gehört für uns zu den integrirenden Lebensreizen, mit einander zu verkehren. Wir gedenken Deiner sehr oft und freuen uns jeden schönen Tages, der es Dir erlaubt, die Majestät des Meeres und das zähe Culturleben eines interessanten Volkes zu genießen. Sei Du doch nicht blöde und genieße, was Dir Gott beschieden, bleibe noch bei den lieben Deinigen und laß uns zu Hause den alten Trott gehen. Wir brennen nicht durch. Es wird Dich gereuen, wenn Du eine Stunde früher von Amsterdam weggehst, als unbedingt sein muß. — Neues passirt bei uns überhaupt nicht. Für Deine Theilnahme an meinen kleinen parlamentarischen Kämpfen herzlichen Dank.

. . . . Es kommt noch die Beratung im Novbr. und das Referendum; kurz, vor Weihnacht wird nichts entschieden sein. Ich habe für mich eine bequeme Stellung: ich will nichts weiters von dieser Welt und gehe mit fröhlichem Gleichmuth in den Kampf.

In der lieben Heimat wenig Neues.

. . . . Ich befinde mich ganz gut und gedenke voll Dank gegen Gott und meine treuen Freunde, wie es just vor einem Jahre gewesen. Es ist einer zwar ein schlechter Christ, wenn er Gott dankt, daß er ihn nicht zu sich genommen. Nächst den Engländern sind die Christen die größten Heuchler.

Doch wohin gerathe ich? Laß mich lieber in Deine jetzige zweite Heimat eintreten und gestatte mir, die lieben Deinigen zu grüßen, den vielgetreuen Schwiegersohn und die gute Frau Titzli, bei der es sich von selbst versteht, daß sie fein und liebenswürdig ist. Du hast's gut da unten im Tiefland; komm noch nicht nach

Hause, wir sind hier eine schlimme Bande (NB. May ja noch in Zürich) und können Dich bedeutend „ennuyiren", womit ich schließe, um später wieder anzufangen.

Dein treuergebener alter

Sonderegger,

ditto treu ergebene Alte: Frau Dr. Sonderegger.

An Frau Dr. Bänziger, St. Gallen.

85. Rigi-Scheidegg, 1892.

Lieb' Mamma sprach: ich hoff' Du schreibst,
Damit wir wissen was Du treibst!
Selbst eine Karte sei genug,
Mit meinem bloßen Namenszug.
Wohlan, den Schein will ich Dir geben,
Als Quittung für mein fröhlich Leben,
Als Menu von dem Ferienschmaus,
Als Schuldschein für Dein liebes Haus,
Dem ich für viele gute Stunden
Zu Freundschaft und zu Dank verbunden.
Ich schwelge hier in Luft und Licht,
Die Sommerhitze stört mich nicht;
Fremdlinge schwirren um und um,
Ich unter ihnen froh und stumm,
Der ich den Naturgenuß
In Andacht still verdauen muß.
Auf Scheidegg, wo die Winde heulen,
Nisten jetzt Minerva's Eulen:
Große weltberühmte Häuser,
Des Wissens Könige und Kaiser:
Cohn und Förster: Oculisten,
Dufour und Kocher: gute Christen,
Diese selbst mit Weib und Kind,
Die hier ganz menschlich lustig sind.

„Vor dem Sclaven, wenn er die Kette bricht,
Doch vor dem Professor erzittre nicht!"
Hier ist alles Freundschaft, Liebe;
Tief unten liegt der Welt Getriebe,
Hier lebt man wie im Himmelreich
— Und kommt doch wieder gern zu euch!
St. Gallen ist die schönste Stadt,
Wenn man dort seine Freunde hat.
Ich grüße Frau Emilie,
Die Bänziger-Familie,
Den Vater, der dem Dunkeln wehrt,[1]
Den Eidam, der die Aerzte lehrt,[2]
Und seinen, auch gelehrten, Titz,[3]
Und die Marei, das Bündel Witz.
Rigifirst im Nebelwetter
Jacob Laurenz Sonderegger.

Den 25. August 1892.

An Herrn Dr. Niederer in Rehtobel, Kt. Appenzell. (Nr. 86—93.)

86. St. Gallen, den 12. Aug. 1844.

Mein theurer Freund!

Unsere Correspondenz schien schier in Stocken gerathen zu wollen — allerdings nicht, dessen bin ich lebhaft überzeugt, weil die Gefühle der Liebe und Freundschaft erlahmt und erkaltet wären, sondern weil andere von uns unabhängige Umstände hindernd eingetreten. C. Zürcher schrieb mir letzthin von Genf, daß er auf seiner Reise auch den „lieben und getreuen Landsmann Niederer" besucht habe; er lasse mich grüßen und erwarte Briefe von mir. Nun weiß ich nicht, ob Du meine Zuschrift vom Feb-

[1] Augenarzt Bänziger.
[2] Prof. Ruge, Anatom.
[3] Dessen Frau.

ruar nicht erhalten haſt, (was mir ſehr unlieb wäre, da ſie Manches enthält, was ich keinem Unberufenen ſagen möchte), oder ob ein von Dir an mich gerichteter Brief verloren gieng, was mir ebenfalls ſehr leid thäte. Daß ich dann ſpäter nicht wieder ſchrieb, beruht darauf, daß ich nicht wußte, ob Du dieſes Sommerſemeſter noch in Bern ſeieſt. Ich erwartete Dich dann mit vieler Freude auf das Turnfeſt und die Gefälligkeit des Quartiermeiſters hätte Dich bei meinem Koſtherrn einlogirt. Dich ſelbſt habe ich nun nicht ſehen noch ſprechen können, aber einigen Erſatz dafür gibt mir der geſtern hier angekommene stud. med. Rengglin, welcher mir allerhand gute Berichte über Dein Befinden und Deine ſonſtigen Verhältniſſe gab, und wohl die Güte haben wird, dieſe Zeilen an Dich gelangen zu laſſen. Sie beginnen alſo mit Recht mit einer aufrichtigen Entſchuldigung wegen meines langen Stillſchweigens, welche Dir vielleicht aus den obenangeführten Gründen als eine Art von Rechtfertigung erſcheinen kann.

Ueber das hieſige Turnfeſt und deſſen Verlauf, über den freundlichen und ſchönen Geiſt, der das Ganze hob und adelte, über ausgeführte Heldenthaten und errungene Siege, über Sonnenſchein und Regen, kurz über alles, was im Bereiche deſſen liegt, was ein Turner in hier ſehen und erfahren konnte, das werden Dir die Berner ſelbſt weit, weit beſſer erzählen und darſtellen können, als ich, Du wirſt ſie dieſes Mal leicht wieder erkennen, die glorreichen Häuſer, ſie tragen entweder einen Loorberkranz um die Schläfe oder haben Preiſe an ſich hängend. Ich laſſe mich in dieſes Kapitel nicht weiter oder ausführlicher ein und frage Dich vor allem um Dein leibliches und geiſtiges Befinden in genere und in specie. Daran ſchließt ſich die Bitte, mich gelegentlich einmal mit einem Briefe zu erfreuen, den ich Dir möglichſt bald wieder beantworten werde. Schreibe mir von Dir, was Du willſt, mich intereſſirt alles.

Ich gehe alſo auf mich ſelbſt zurück und ſage Dir, was Du aus dem Datum ſchon ſiehſt, daß ich noch in St. Gallen bin. Es hat mir zwar letzte Oſtern faſt wehe gethan, nicht auch mit einigen Andern den Torniſter ſchnüren und wandern zu können, es gieng mir wie den Zugvögeln, die man in Käfige geſperrt. Allein der Rath des Herrn Prof. Scheitlin und der Wunſch meines Vaters, der ſtets ſo wohl für mich ſorgt, be-

stimmten mich, zu bleiben, zumal da mir Fortsetzung begonnener Fächer noththat und ich die Gelegenheit, oft in einem wohleingerichteten chemischen Laboratorium arbeiten und Geschichte der Philosophie hören zu können nicht gerne fahren ließ. Auf den Winter eine Universität zu beziehen, hätte ich in der That gar keine Lust, auch wenn es nicht abgerathen würde. So kömmt es, daß ich vor nächster Ostern nicht fortkomme. Ich will sehr froh sein, wenn ich bis dann die Maturität erlange, welche sich Du und Custer in allerdings kürzerer Zeit verschafften. Das nur schmerzt mich, daß mir auf diese Weise wenig Wahrscheinlichkeit bleibt, mit Dir studiren zu können, — und doch hätte ich es so sehr gerne gethan. Freund, wir wollen darum miteinander leben, eins, als Freunde, und wollen einst gemeinschaftlich die Natur studiren, nicht wie sie sich auf dem Catheder und in dem anatomischen Theater offenbart, sondern wie sie wunderbar am Kranken- und Sterbebette waltet. Und die Gemeinschaft auf der großen allgemeinen Akademie des Lebens wird uns wahrlich die auf der Universität — zwar auf eigenthümliche Art — ersetzen. Und auch in einen Orden werden wir eintreten, seine Symbole und Grundfesten werden sein: die Freundschaft und die Humanität im weitesten und schönsten Sinne des Wortes, wie sie G. v. Herder darstellt. Verzeihe, wenn ich in schönen Träumereien, meinen Hoffnungen und Wünschen, die sich um Dich herumdrehen, bald vom Briefstone abgekommen wäre. Ich bin im Ganzen gesund und wohl, nur genirt und stört der Körper den Geist zuweilen mit Beschwerden, die ungefähr aussehen wie Hypochondrie. — Turne, mein Freund! Ja wohl, sehr gerne, aber ich kriege bei jeder einigermaßen anstrengenden Bewegung ganz gewaltiges Herzklopfen. Es ist überhaupt oft keine angenehme Aufgabe, ein Jüngling zu sein und sich seines Lebens freuen zu wollen (versteht sich cum grano salis et honestate), wenn man in einem Cadaver oder Hause wohnt, wo man bei jedem frohen Sprunge riskirt, die Baracke umzuwerfen oder durch die Böden hinab in die Küche zu fallen. Oft aber wohne ich dann allerdings wieder besser, und wenn ich zu den gescheuerten Fenstern hinausgucke und mit einem lieben Freunde „a Woort prächte", so habe ich eine frohe artige Aussicht ins Grüne — und oft ins Blaue, Zukünftige. Mich freut es übrigens ganz

gewaltig, daß zwischen mir und der Universität nur noch ein Winter ist. Ein Mehreres über einige psychologische Erfahrungen werde ich Dir später mittheilen. Habe nun die Güte, dieses Geschreibsel als ein Stück von mir nachsichtig anzunehmen. Sei gesund und glücklich, wie ich es Dir von Herzen wünsche.

Dein treuer Freund

J. Laur. Sonderegger,
bei Herrn Hildbrand zu Neubrunn.

87. St. Gallen, den 30. Aug. 1844.

Mein theurer Freund!

Dein liebes Schreiben vom 27. d. M. habe ich heute Vormittag richtig erhalten, und mich sehr daran erbaut. Mit vielem Vergnügen theile ich Dir daher jetzt die Resultate einer Nachmittagsvisite bei Herrn Arzt Seitz mit. Er interessirte sich sehr um Dich und eröffnete mit der größten Bereitwilligkeit seine Meinung. Er sagt, er kenne zwar Bern mit allen seinen Verhältnissen nicht so ganz genau, müsse jedoch in jedem Falle München abrathen, und zwar entschieden. Wenn Du in Bern die Theorien, oder, mich besser auszudrücken — die theoretischen Fächer der Medicin schon so weit durchgemacht habest, daß Du bei der Wahl einer neuen Hochschule weniger auf diese als auf mannigfaltige und ausbildende Anschauung sehen könnest, so würde er eine große Universität empfehlen, besonders Wien oder Berlin. Beide Plätze seien vorzüglich, bieten in ihren Spitälern die größte Mannigfaltigkeit alles Merkwürdigen und oft Seltenen dar. Berlin habe freie Collegien mit Honorarien, während in Wien ein bestimmter, sehr mäßig belegter Curs vorgeschrieben sei. Wenn Du daher dieses letztere vorzögest, thätest Du wohl, gleichsam als absolvirter Medicus hinzukommen, und als Hospitant Dir Einlaß in das medicinische und geburtshülfliche Klinicum zu verschaffen, und nebenbei einige Curse privatim zu hören. Auf diese Weise kommen Dir weit mehr Fälle zu Gesicht und unter die Hände als in dem regelmäßigen, sehr stark frequentirten Curse, und Du könnest in einem Semester soviel und mehr profitiren, als auf einer kleinern Anstalt in zweien.

Nicht zu übersehen wäre dann allerdings auch das ophthalmologische Institut von (unter) Jäger. Auch pathologische und microscopische Anatomie, sowie Pathologie sollen vortrefflich sein. Ebenso in Berlin, das dabei den originellen und ausgezeichneten Schönlein und herrliche Irrenanstalten besitze. — Wäre es Dir aber daran gelegen, noch theoretischen Unterricht mit der practischen Anschauung zu verbinden, so würdest Du gewiß zu Deiner Zufriedenheit und mit Erfolg Würzburg oder Heidelberg beziehen. Falls Du im Französischen recht sattelfest seiest, könnte auch Straßburg oder Paris für Wien oder Berlin functioniren.

Dieses ist die Summa der Unterredung, so gut ich sie zu geben vermag.

Was die „Krankheit unserer Tage" anbelangt, so habe ich mich im letzten Briefe zu unbestimmt ausgedrückt. Ich wies nämlich auf ein körperlich-geistiges, wie ich glaubte, durch den Unterleib bedingtes Leiden hin, welches neben gemüthlicher Verstimmung auch Verstimmung oder vielmehr unwillkürliches Springen der Gedanken hervorrief. Diese, nicht Unterbrechung, sondern Aberration des Denkvermögens war es, die ich Dir letzthin noch nicht mittheilte. Diese Lage fing mir an, unerträglich zu werden, und hinderte mich am Studiren. Ich theilte mich Herrn Prof. Scheitlin, diesem väterlichen Lehrer mit, welcher sagte, er habe ähnliche Fälle kennen gelernt, und der Grund liege im Nervensysteme. Er glaube die stärkere Beschäftigung eines andern Systemes könne die Geistesthätigkeiten wieder in die gewünschte, vom freien Willen beherrschte Ordnung bringen. Auf seinen Rath wasche ich seit ein paar Wochen jeden Morgen die Brust und die Arme tüchtig mit kaltem Wasser, und mit sichtlichem Erfolg. Ich verkenne Deine wohlmeinende Liebe nicht, die sich mir auch hier als freundschaftliche Führerin anbietet, und lobe die Zartheit, mit welcher Du von einem, leider zu häufig vorkommenden Uebel sprichst, das oft in seinen Folgen ähnlich erscheint, wie bei mir die Verstimmung des Nervensystems. Allein in diesem Falle wären diese Erscheinungen mittelbar freiwillig, durch einen Akt der sich mehr oder weniger klar bewußten Unsittlichkeit hervorgerufen. Aber schau, lieber Freund, ich kann Dich versichern, daß ich mein ganzes Leben davon ganz frei blieb.

. . . . Der Kampf der Pflicht jedoch mit einer heftigen, aber wenn nicht genau bewacht, zur Furie werdenden Forderung des Körpers ist begreiflich fast ununterbrochen — wie bei Jedem. Ich habe mich bisher wohl hüten können, die Forderungen der Geschlechtlichkeit weder auf natürliche noch unnatürliche Art zu befriedigen, und werde es mit Gottes Hülfe ferner thun, damit dem Leibe die nöthige Kraft, und noch mehr dem Geiste ein vorwurfsfreies, vertrauensvoll zum Himmel schauendes Bewußtsein meiner selbst bleibe. (Wiefern die Selbstzufriedenheit überhaupt beim Menschen möglich ist!) Auch ich hoffe in den Ferien eine bestimmtere Erklärung der ziemlich allgemein gehaltenen Nachrichten von Deinem Befinden. Gott mit Dir, daß Du geistig und leiblich froh und glücklich seiest! Dr. Zollikofer grüßt Dich, und besonders auch Dein Freund

J. L. Sonderegger.

88. St. Gallen, den 3. Febr. 1845.

Mein theurer Freund!

Dein Brief vom 31. v. M., den ich heute morgen erhielt, hat mich sehr traurig gestimmt, und ich nehme an dem Unfall, der Dich betroffen, den wärmsten Antheil. Doch, indem ich unverzüglich mit Dir sprechen und im Geiste Dein Krankenbette besuchen möchte, hält mich das Gefühl der Scham, der Vorwurf, Dir unnöthigen Kummer verursacht zu haben wieder für einen Augenblick zurück. Ich vertraue daher vor Allem auf Deine Güte und Freundschaft und bitte Dich von ganzem Herzen um Verzeihung. Ich kann Dich übrigens versichern, daß ich Dir schon seit ein paar Wochen geschrieben hätte, wäre nicht eine fatale Entzündung meines rechten Auges dazwischen gekommen, in Folge welcher ich drei Wochen das Haus hüten und alle Arbeit (wegen krankhaftem Zustande auch des andern Auges) ganz aufgeben und bei Seite legen mußte. Durch Anwendung von Blutegeln, Abführmitteln, Bähungen, wiederholte Vesikatore und reizende Mittel, sowie durch täglich 3—4 Mal wiederholtes Bestreichen des Augapfels mit Laudanum ist es Dr. Rheiner (oder der Natur, die sich durchaus nicht schulmeistern lassen will) gelungen, die dicke

graue Nacht, die ſich auf meinem Auge gelagert, aufzuhellen, und jetzt bin ich doch dahin gekommen, morgen wieder ausgehen zu dürfen und das freudige Gefühl zu empfinden, daß es wieder allmählig tage. Klar ſehe ich noch nicht, aber doch unklar. Schonung und fortgeſetzte Anwendung der Rhabarber (denn Kopf und Verdauungsorgane ſtehen bei mir in zu großer Wechſelſeitigkeit und Mitleidenſchaft, als daß ein dort angebrachtes Gegengewicht hier nicht ableiten ſollte) ſowie durch die Ziehpflaſter und das Laudanum hoffe ich in einigen Wochen wieder hell zu ſehen. Dieſer Umſtand, den ich Dir hiemit etwas ausführlich mitgetheilt, möge mein langes Schweigen auch einigermaßen entſchuldigen. Ja, theurer Freund, lege vor Allem ruhig und entſchieden den Gedanken bei, daß ich Dir untreu, kalt gegen Dich werde. Nein fürwahr nicht. Ich habe zu ſehr einen Freund nothwendig, der über mir ſteht, deſſen ich mich recht freuen, den ich achten und lieben kann: denn die gegenſeitige Achtung iſt nach meiner Anſicht eine ſo wichtige Grundlage der Freundſchaft, als die Liebe. Möge unſere Verbindung, unſere Freundſchaft ſtets inniger, offener, freier werden! Ich kenne gar keinen Gedanken, der mich ſo ſehr erwärmt und begeiſtert, als der, einſt mit einem treuen, wiſſenſchaftlich und practiſch wohldurchgebildeten Freund als Arzt zu wirken. Alle Freuden dieſes göttlichen Berufes müſſen dadurch noch geſteigert werden, alle Leiden desſelben werden erträglicher, werden durch den Freund ſelbſt ſo zu ſagen freundlich. Ja wahr iſt's: Idem velle, idem nolle, vera est amicitia (wenn's ſchon Catilina geſagt). Vor uns liegt die Wiſſenſchaft, die Kunſt, die Natur, — die herrliche, räthſelvolle, ſchrankenloſe, — und das Leben in ſeinen tauſendfachen Geſtalten: unſer Studium iſt der Menſch Gottes Ebenbild — was gibt es Größeres! Der Arzt bei der Geburt und beim Tode, am Krankenbette — der Beichtvater der Menſchheit, welcher Stoff zu wiſſenſchaftlichen Beobachtungen, und welcher Standpunkt zu Blicken ins moraliſche Leben! O, daß es Gott gefallen möge, uns einſt in nachbarlichen Kreiſen wirken zu laſſen! Du haſt jetzt die Bahn der Theorie bereits kennen gelernt, Dir ſchließt ſich das Leben auf. Ich werde auch manchen Kampf zu beſtehen, manche Unbefriedigtheit und manchen Zweifel zu bekämpfen haben, bis ich mit Dir als ein Gleichſtehender über

Mediciniſches ſprechen kann. Ich betrete das heilige Gebiet der Medicin mit großen Hoffnungen, mit Freude und nicht geringerer Furcht. „Poëta nascitur“, der Mediciner auch. Wenn es ſich zu ſpät erwieſe, ich ſei nicht berufen? Ich habe gegen tauſend Zweifel nichts als meine Hoffnung. Gott gebe, daß Du ſo glücklich und ehrenvoll durch die Examina geheſt, als ich hoffe und zuverſichtlich erwarte! — Doch ich habe da allerlei geſagt und zu viel von mir ſelbſt geſprochen, zu ſehr meinen perſönlichen Gefühlen Lauf gelaſſen. Ich möchte Dich gerne tröſten wegen Deines Unfalles, der in Deinem wiſſenſchaftlichen Leben eine ſo unangenehme Pauſe macht, aber ich weiß, Du biſt Mann und Chriſt; es ſollte ſo ſein, und darum ward es ſo. Gott leite Dich wieder aus dieſem Leiden, wie er es Dir ſandte! Auch in Beziehung auf den Tod des Herrn Dr. Leuch die Verſicherung meiner herzlichen Theilnahme. Vor einem Jahre habe ich ebenfalls einen ſchweren Verluſt ertragen, den meiner treuen und vortrefflichen Mutter. Unſere Freuden und Leiden ſind Theile eines großen Ganzen, das wir entweder im Alter ſchon, oder gewiß im Jenſeits als ein weislich geordnetes erkennen werden. Der Tod lehrt die wahre Metaphyſik und wird dem Arzte, ſowie jedem Denkenden überhaupt, einſt ſehr intereſſante Gebiete aufſchließen. Dort drüben werden wir uns einſt wieder Vieles zu ſagen haben!

. . . . Lebe wohl und geneſe bald! Dein Dir ſtets treu ergebener

J. Laur. Sonderegger
bei Herrn Stdtſchrbr. Hildbrand.

Cuſter iſt gegenwärtig in Würzburg und geht auf Oſtern noch für zwei Semeſter nach Wien. Er ſei, wie er ſeinem Vater geſchrieben, erſt jetzt von jenem körperlich-geiſtigen Uebel ganz frei. Was war es eigentlich? Hypochondrie? —

O wie traurig ſteht es jetzt um unſer Vaterland! Können wir auch einmal etwas helfen und in den Riß treten? Wir wollen, und werden. Der Wahlſpruch des Arztes iſt ja: Homo sum, humani nihil a me alienum puto!

89. Zürich, den 28. December 1845.

Theuerſter Freund!

Gott zum Gruße, Amicissime! Doctor medicinae! öffentlich anerkannter und examinirter practiſcher Arzt des Appenzellerlandes! Deine Titel mehren ſich ja wie die Kinder Abrahams, und deiner Würden werden viel wie der Sterne am Himmel, ja es bleibt dir bald nur noch eine übrig, die eines Hausvaters; — von den Rathsherrntiteln rede ich gar nicht, denn dieſe ſind meiſt die Knechte und oft die Narren ihres Volkes, die Gefoppten und Foppenden, die Vertreter des Gemeinwohls, Zertreter ihrer Privatruhe. — Doch halt, was ſchwatze ich dummes Zeug, du möchteſt am Ende meinen, ich wollte mir unfreundſchaftliche Extravaganzen erlauben; bewahre, nein, gratuliren will ich, ſobald ich an Dich denke, gratuliren ſo aus vollem Herzen, wie man es nur dann kann, wenn es ſich um den Gewinn einer großen Frage, einer Lebensaufgabe handelt. Du haſt dich nun bereits auf dem bürgerlich geſellſchaftlichen Boden auf eine ehrenvolle Weiſe feſtgeſtellt, haſt feſten Fuß gefaßt auf einem Grunde, groß genug, ein ſtattliches Haus des Glückes darauf zu errichten. Du haſt um die öffentliche Anerkennung, dieſe ſpröde heißgeliebte Schöne gefreit, und keinen Korb erhalten, haſt dem Staat, dem unerbittlichen Zutodereuter des Geſetzes, einen Gelehrten nachgetrunken, und haſt nicht geblutet, biſt nicht angebrannt, drum wirſt Du nicht verdonnert, darum muß ich Dich loben; biſt ſchuldig nichts geblieben, d'rum muß ich Dich auch lieben! ꝛc. Fürwahr wenn ein Tropfen Poeſie in meiner dürren Geſtalt wohnte, ich würde dich ſtraks mit Verſen beſtürmen, mit Hexametern ſchwer verſchanzen und mit hinkenden und lahmen Jamben dein armes Zwerchfell zu Tode foltern — ſo aber will ich aufhören ſchlechte Witze zu reißen und dir in aller Proſa und Herzlichkeit noch einmal Glück wünſchen zu der glücklichen Vollendung des Examens, ſo wie auch zum neuen Jahr, das eben vor der Thüre ſteht, und zu dem künftigen Lebenslaufe überhaupt, der jetzt weit und ungemeſſen in einer ganz neuen Richtung vor Dir offen daliegt. — Das iſt jetzt eine Zeit, Plane und Entwürfe zu machen! Ich ſehne mich ebenſo darnach, wie ein Mädchen nach dem Hochzeitstag, den es doch nicht ohne Herzklopfen

und Angst anbrechen sieht. Doch werden Dir deine Patienten, die Zangen- und andere Geburten der Menschheit die Plane bald vertreiben, und Dich mit tausend Fäden an das Leben binden, deren jeder an und für sich schwach ist, aber alle zusammen bilden ein unzerreißbares Tau, das uns festbindet. — Interessant wird es mir sein, wenn Du mir auch mittheilst, wie du jetzt zu Doctor (ut ita dicam) .... stehest, und was er jetzt von Dir schwatze, der wohlehrwürdige Examenschwänzer. — Habe überhaupt die Güte, mir gelegenheitlich eine Schilderung deiner gegenwärtigen Lage und Verhältnisse mitzutheilen — es muß ein erbauliches Stück werden! Besonders gib mir gefälligst auch einige psychologische Bemerkungen, deren das Krankenbett so viele hervorrufen und geben kann. Mir scheint der Arzt der natürliche Beichtvater der Menschheit zu sein. So lange der Mensch gesund ist und alles so zusammenharmonirt, wie Natur oder Unnatur ihn gestimmt, hat er oft die Sprache nur um seine Gedanken zu verbergen, wie Talleyrand sagte — allein niedergebeugt von Krankheit, entschleiert und enthüllt durch Leiden, zeigt er seine baare Natürlichkeit, den tiefen Adel der Seele wie die unreinen Regungen derselben, den Glauben und die Zaghaftigkeit, die Religion und die Leere des Geistes. Darum sollte nach meiner Ansicht ein Arzt auch mit der Theologie, wenigstens mit dem practischen Theile derselben bekannt sein, um nicht zu verstummen, wenn der Leidende nach Trost verlangt, noch feig zu fliehen, wenn der Tod seine Nähe fühlen läßt. — Es ist daher auch nichts unerbaulicher, als wenn der Arzt und der Pfarrer, auf dem Lande der Trost und die Hoffnung aller Leidenden und Unwissenden, sich gegenseitig befeinden, so recht zum Hohn und Spotte der Wissenschaft, als machte sie roh und ungesellig statt gebildet und umgänglich. — Wenn ich dann Nachrichten von Dir erhalte, so wäre es mir auch lieb zu wissen, ob Du bald oder erst später nach Wien oder drgl. zu gehen gedenkest. — Ich meinestheils befinde mich hier Gott sei Dank recht gesund und wohl, nachdem ich vor einigen Wochen eine heftige rheumatische Entzündung wieder des rechten Auges erlitten. Da ich aber in meinem Philister (wenn man eine „Excellenz" so nennen darf) einen guten Arzt in der Nähe hatte, war alles in etwa 4 Tagen gethan. Sogleich wurden

8 Blutegel appliciert, Magnes. sulphuric. mit aq. stibiat innerlich gegeben, ein Vesicans hinter das Ohr gesteckt und dann Unguent. mercur. ciner. in die Schläfengegend eingerieben, daneben gefastet und gefaullenzt. Das heißt ja die Krankheit mit Keulen vertreiben. Item es gieng, und ich bin jetzt gut daran — (NB. ich habe erst noch Acet. saturni mit aq. rosar. zu Waschungen anzuführen vergessen!!! das hat gar Teufel ausgetrieben!). Sonst geht es recht, nur ist meine Haut zu torpid und faul, was jedesmal deprimirend auf die Nervenfunctionen, respective Aufmerksamkeit bei Vorträgen, einwirkt, und wogegen ich hie und da Tuschebäder zu appliciren gedenke. Zudem ist meine Darmsecretion ärgerlich torpid und lahm; ich würde Dich daher gerne im nächsten Briefe um ein Mittel gegen zuweilen eintretende Obstructionen bitten. Salze nehme ich nicht mehr, und bereue, früher so oft genommen zu haben, da sie nur momentan wirken, dann erschlaffen. Ich würde allenfalls fragen: a) ein Clysma von laulichem Aq. font. oder b) 1—2 gr. Calomel mit Sacchar. oder c) Ol. crotonis guttam unam vel duo in 8 Pulvern, je eins bis zwei zu nehmen (für einen Fall scilic.) oder endlich d) Electuarium Sennae. Jetzt aber steht meine Gelehrsamkeit still, ich bitte Dich um eine Kritik der angegebenen Versuche! Lache mich nur nicht zu arg aus, denn ich weiß noch nicht was für ein Thier Materia medica ist. —

Die Collegia an hiesiger Hochschule sind dieses Semester sehr gut, ja ich darf behaupten, daß ich sie mir nie besser hätte wünschen mögen. Anatomie bei Engel ist ausgezeichnet, die Secirübungen thun gut und es mangelt nie an Stoff, zudem darf man Präparate mit heim nehmen. Ockens Naturgeschichte ist eo ipso ausgezeichnet und dessen Naturphilosophie per se ganz herrlich. Loewig liest organische Chemie auf eine eben so gründliche als anregende Weise, und ich komme je länger je mehr zur Ueberzeugung, daß sich unsere Physiologie größtentheils, ja vielleicht ganz auf Chemie zurückführen lassen muß, wenn ich auch wohl zugebe, daß wir jetzt noch lange nicht auf diesem Standpunkte angelangt sind; wir sind wenigstens auf gutem Wege. Der Mensch wird deßwegen keineswegs zu einer Retorte, sondern vielmehr zu einem ganzen Laboratorium, in welchem auch der Chemiker, das Abbild des

Urchemikers, Gottes, nicht fehlt. Besonders einflußreich ist in Beziehung auf die Unterscheidung zwischen organischen und unorganischen Verbindungen, und zur Feststellung des Begriffes der Lebenskraft die Darstellung von Essigsäure aus Chlorkohlenstoff, unter Mitwirkung der allgemeinen cosmischen Agentien, besonders der Wärme und des Lichtes, und durch Anwendung von Aq. und Kalium — amalgam. So stellen wir aus Unorganischem eine der häufigsten organischen Verbindungen dar, und ich bin begierig den fernern Gang der Chemie hierin zu erfahren. Sodann höre ich noch bei einem sehr nahmhaften Gelehrten, Dr. Naegeli, Physiologie und Entwicklungsgeschichte der Pflanzen, ein sehr treffliches Colleg. Auf nächstes Frühjahr soll hier ein Curs im chemischen Laboratorium für Mediciner, sowie auch ein physiologisches Institut errichtet werden, wo Vivesectionen, mikroskopische und chemische Untersuchungen sich die Hand bieten würden. Das soll mal famos werden! Nun möchte ich Dich noch eines fragen, nämlich wie Du als Arzt die thierische Wärme betrachtest. Ich meinestheils kann sie nicht anders als wie das Resultat der stets stattfindenden chemischen Verbindungen, Zersetzungen und Umsetzungen auffassen. Die Nerventhätigkeit würde sich denn dabei etwa verhalten, wie das Licht bei unorganischen und organischen Verbindungen. Lieb wäre es mir, wenn wir diesen oder einen ähnlichen Punkt zum Gegenstande unserer weiteren Correspondenz machen würden, je nach deiner individuellen Neigung; das freundschaftliche Element würde nichts darunter leiden, und unsere Correspondenz wäre dann jedenfalls mehr als nur das bekannte: Ego valeo, si vales bene est, vale! Schließlich nimm es mir ja nicht übel, wenn ich Dich höflich ersuche, künftig deine werthen Episteln etwas kleiner und enger zu schreiben, denn es scheint mir, Du thuest Dir allemal selber Gewalt an, wenn Du so bald abbrechen mußt. Uebrigens will ich deiner individuellen Neigung nicht vorgreifen, noch sie bestimmen. Lebe recht wohl. Gottes Segen sei in diesem neuen Jahr und immerdar über Dir! Von Herzen Dein treuer Freund:

J. Laur. Sonderegger, stud. med.,
bei Herrn Bürgermeister Dr. Zehnder.

NB. Es thut uns recht leid, gegenwärtigen Brief nicht franciren zu laſſen, aber ich bin dieſer Tage auf dem abſoluteſten Hund. Pardon alſo. Laß es übrigens künftig weit lieber auch bleiben!

90. Zürich, den 23. Jan. 1848.

Theurer Freund!

Nachdem ich aus einer, wie ich eben erfahre unſichern Quelle vernommen, daß Du als Arzt mit dem Bataillon Meyer im Executionsdienſte ſteheſt, wartete ich mit der Beantwortung Deines letzten Briefes immer noch zu. Nun ich durch Büchler ziemlich ſicher weiß, daß Du jetzt bei Hauſe biſt, ja die Heimath vielleicht gar nie verlaſſen mußteſt, will ich nicht länger ſäumen, Dir Nachrichten von mir zu geben. Vorerſt muß ich auf Deine ernſten Vorwürfe, die ich freundſchaftlich hinnahm wie ſie gegeben waren, bemerken, daß es mir ſelbſt gewiß von Herzen leid und wehe that, Dir mein gegebenes Wort nicht halten zu können. Allein auf der einen Seite hielt mich, wie ich Dir bereits mitgetheilt, der entſchiedene Wunſch meines Vaters zurück, auf der andern forderten mich eine Anzahl hieſiger Studirender dringend und im Namen meines Amtes auf, ſchnell nach Zürich zu kommen, um wegen Bildung oder Nichtbildung einer Bürgerwache oder eines Freicorps eine Verſammlung der Studentenſchaft abzuhalten. So kam es, daß ich, zwiſchen zwei ganz kategoriſche Forderungen eingeklemmt, ſo gut wie keine Zeit mehr für mich fand, und zum Beweis, daß ich nicht etwa Dich allein vernachläſſigt, kann ich Dir nur ſagen, daß ich bei meinem lieben Herrn Arbenz, bei dem ich überdieß meinen jüngern Bruder als künftigen Zögling einzuführen hatte, 1½ Stund blieb, und in St. Gallen nur Herrn Hildbrand eine Viſite von ¼ Stund machte. Ich bitte Dich alſo nochmals, Angeſichts meiner damaligen Lage, um Verzeihung. Ich möchte ſagen: Du mußt mir ſie angedeihen laſſen, indem Du billig und mein Freund biſt. Ich werde es übrigens mit den Beſuchen halten wie letztes Semeſter mit der Correſpondenz: ich verſpreche wenig, um es um ſo ſicherer zu halten, aber: in Zerich . . . will ich fahren, wenn Du mich nicht in den nächſten

Ferien in Deiner Ol. jecoris-Kneipe persönlich erscheinen siehst. Sapienti sat.

Ich nehme also an, wir seien in diesem Punkt wieder auf dem alten freundschaftlichen Fuße und plaudern vorwärts als wäre gar nichts passirt. —

Vor allem möchte ich Dir herzlich Glück wünschen zu der glücklichen Wendung der Dinge die wir seit unserm letzten Beisammensein erlebten. Wenn es Gottes Wille ist, daß wir vor fremdem Eingriffe verschont bleiben und die h. Tagsatzung Uebermuth und Kraft von einander zu unterscheiden weiß, so dürfen wir uns freuen, Schweizer und Liberale zu sein. Ich habe einen Theil der Kriegsscenen als ein chirurgischer Begleiter bei dem Transporte der Verwundeten miterlebt, war während der Schlacht bei Gislikon zu Kl. Dietwyl, und traf dort auch Herrn Pfarrer Engwiller, der mir als Geistlicher, klagend um die Gefallenen und Schwergetroffenen seiner Gemeinde, und als eidsgenössischer Wehrmann, in seinem durchschossenen Gewande, ehrwürdig und aufs Neue respectabel erschien. Ich habe dort einige ernste, tief zu Herzen gehende Kriegsscenen erlebt, viele Verwundete gesehen und mehrere selber besorgen geholfen. Ich begleitete eine Abtheilung des Zuges bis nach Zürich und war auch am 10. December dabei, als man eine Parthie der so unverantwortlich vernachlässigten und zum Theil verpfuschten Patienten aus den schlechten Spitälern A.... in das hiesige Spital abholte. Es waren 13 Appenzeller dabei. Ein Niederer von Lutzenberg mußte leider als frisch amputirt noch in A.... gelassen werden, und ist dann dort in Folge von Pyämie, die in den unsaubern, für Luft und Licht verschlossenen Spelunken gut zu Hause war, gestorben.

Hier waren die Einrichtungen und so viel ich urtheilen darf, die Pflege und ärztliche Behandlung, pompös. Ich wüßte keine Sorgfalt noch Einrichtung, die zu wünschen übrig geblieben wäre. Unter den etwa 60 hier gelegenen Verwundeten, sowie unter denen die ich zu Muri und Aarau sah, beobachtete ich manchen interessanten Fall. Ich habe mir Manches so fest und sicher experientia ins Gedächtniß gefaßt, kaue auch so ungerne das obligatorisch schon oft Erzählte und Beschriebene wieder, daß ich diesem kleinen Blatte

keine ſchlechte Skizze anvertrauen mag; ſondern ich verſpare Details auf unſer nächſtes Zuſammentreffen, das ſich hoffentlich in etwa 8—10 Wochen finden wird. —

Nun, lieber Freund, noch eins, und darin möchte ich gerne Deinen Rath, bitte Dich auch freundſchaftlichſt um baldige Mittheilung Deiner Anſicht. Ich war nämlich längſt geſonnen, auf kommenden Frühling Zürich zu verlaſſen und Würzburg, reſpective Prag und Wien zu beziehen. Nun macht ſich Profeſſor Engel, über deſſen ausgezeichneten Geiſt und deſſen unbedingt edle Abſicht ich nicht erſt Vieles ſagen darf, Engel macht ſich an mich und widerräth es mir. Er ladet mich ein, nächſten Sommer noch mit ihm zu microſcopiren (was ich auch dieſen Winter privatiſſime thun kann), mit ihm phyſiologiſche und chemiſche Arbeiten zu machen, räth mir, im Sommer die noch fehlenden 3 Examencollegien (theoretiſche Geburtshülfe, Mater. medic. und Ophthalmologie, die hier ſämmtlich ſchwach oder ſchlecht ſind) zu hören, alle drei Cliniken (die übrigens durch die Füchſe, mit denen man von vorne wieder anfängt, ſehr langweilig werden), wieder zu nehmen, auf den Herbſt das Staatsexamen zu machen, und dann zu reiſen. Dieſer Gedanke nun iſt allerdings flott, aber wenn ich ſo bald das Examen machen ſoll, vor dem ich noch Pech habe, ſo kann ich den Sommer den Engel wenig mehr genießen; nach ſo kurzen Studien und vor gänzlichem Abſchluß derſelben kann ich kein gutes Examen machen; wenn ich es auch gemacht, ſo iſt dann die Zeit, die mir für das Ausland bleibt nur eine unſichere Galgenfriſt; und endlich, wenn ich hier bleibe, kann ich nicht wohl promoviren. Hier iſts zu theuer, als daß mein Vater, der davon gar nichts wiſſen will, mir den Stoff gäbe. In Oeſterreich kann ich nicht wohl den Dr. machen, und in gegenwärtiger eitler Zeit, die über Titel gar nicht erhaben iſt, mir den „Med. practicus“ unter meinen Collegen wie ein Siegel wiſſenſchaftlichen Plebejerthums nachlaufen zu laſſen, dazu habe ich wenig Luſt. In Würzburg könnte ich den Mammon zum Dr. ſchon noch auftreiben, würde auch von Kölliker ſehr gut aufgenommen. Ich habe auch ſchon d'ran gedacht, ob ich nicht bei meinem verehrten und angeſtaunten Engel (freilich auch bei einigen nicht angeſtaunten Docenten) bleiben und am Ende des nächſten Semeſters in Bern promoviren könnte.

Thu mir den Gefallen und sage mir: a. ob und wie es gienge, b. wieviel das Examen in Bern koste, überhaupt welche Bedingungen jene Universität für die Erlangung jener berühmten Floskel stelle. Du wirst mich mit Deinen dießfallsigen Nachrichten, noch mehr mit Deinem werthen Rathe, sehr erfreuen. Im Ganzen zieht es mich sehr in die Ferne. Ich bin schon 6 Semester hier und brauche verhältnißmäßig bei eingeschränktem Leben sehr viel Gelder. — Dieser Tage erfuhr ich den Hinschied unsers verehrten Prof. Scheitlin. Diese Nachricht hat mich sehr ergriffen, und erst seit der vortreffliche, edle Character, dieser Vater und Berather der Armen und der Unerfahrenen, seit dieser ausgezeichnete Erzieher der Jugend nicht mehr ist, fühle ich recht, was er war, und wie viel wir verloren. —

Deinen Brief an Dr. K. Bataillon Meier habe ich seiner Zeit unverzüglich nach eingeholter Erkundigung vom Kriegsbüreau per Post befördert.

Lebe recht wohl. Dich grüßt von ganzem Herzen Dein

Sonderegger,
(bei Herrn Fries, Grünschloß).

91. Wien, d. 2. Nov. 1848.

Theurer Freund!

Ich habe Dir ein bischen lange nicht mehr geschrieben, und auch diese Zeilen sollen nur heißen „Si vales bene est; ego valeo. Vale!“ Bomben, Granaten, Kartätschen, Kanonen und dergleichen Weißzeug haben mir hier in Wien viel Zeit verderbt und ich hätte am Ende in einem solchen Leben und Treiben, wenn ich es auch nur mitansehen und meinen Gemüthsantheil in das wandelbare Glücksspiel hergeben mußte, die Medicin und mich und Alles fast vergessen! Von meinen lieben Leutchen sowie von der ganzen übrigen Welt habe ich ohnedieß seit längerer Zeit nichts mehr vernommen, und da der Belagerungszustand der Journalistik auch nicht besonders günstig ist, werde ich noch lange ein etwas einsiedlerisches Leben führen müssen. Nebenbei bemerkt, bin ich am 28. Sept. äußerst wohlbehalten hier angekommen.

Ich platzte sogleich in die Curse von Hebra und in die beliebigsten seinen Visiten bei....[1] Siegmund, Dumreicher, Schuh und in die Augenklinik des Rosas hinein, besuchte die Sectionen, sah nebenbei die pompöse Weltstadt an und war urbehaglich dabei. Da kam mir ganz ex abrupto der 6.—7. Octbr.; ich wurde furchtbar an den Ernst des Lebens und der Politik gemahnt, hörte den Kanonendonner des Bürgerkrieges und sah bestürzt, wie dieser mit eisernem Tritte von Verhängniß zu Verhängniß schritt. Diese nächtlichen Kanonaden, die Feuersbrünste, die den Himmel rötheten, der düstere Alarmmarsch dieser ungeheuren revolutionären Stadt haben in mir sehr viele Eindrücke und Gedanken zurückgelassen, deren Ausführung ich gerne auf ein frohes Wiedersehen verspare. Ich habe als ganz passives Mitglied, als ein fremder Zuschauer malgré lui, die ganze Historie von der Ermordung Latours bis zum Bombardement der Kaiserstadt mitgemacht, und bin jetzt froh, daß es einmal vorbei ist. Es tritt jetzt Belagerungszustand ein und wird wohl einige Zeit dauern, ein verhängnißvolles Jahr verhängnißvoll schließen. Unter diesen Verhältnissen kann ich nichts Gescheideres thun, als die friedlichen Studien da wieder aufzunehmen, wo der Kriegslärm sie unterbrochen. Ich besuche Hebra, Rosas, Operationen bei Linhart und bei Semmelweiß, daneben die so reich gewordenen chirurg. Abtheilungen, und werde in einigen Wochen für 2 Monate in die Caserne, i. e. in das Gebärhaus gehen und dort wohnen und ganz dem Handwerk leben. Dabei freuen mich die Sectionen, wenn sie wieder einmal ihren Normalgang gehen. Seit dem 6. Oct. giebt es fast nur gerichtliche Fälle, Untersuchungen letaler Schußwunden, die zwar den Kopf etwas bereichern, aber das Gemüth belästigen. So sah ich gestern im Leichenhofe 220 gefallene Arbeiter, darunter auch Weiber und Kinder. Du wirst Dir mit Behagen die Specialitäten der Wienerereignisse aus öffentl. Blättern sammeln, jedenfalls mich freundschaftlich entschuldigen, wenn ich nicht die ganze mehrere Bogen lange Historie speciell aufzeichne. Ich gedenke vorab noch 3 Monate oder was hier zu bleiben und dann nach Prag zu gehen,

[1] Unleserlich im Manuskript.

und bitte Dich, mir gelegenheitlich zu schreiben. Soll ich wohl jetzt schon ein Augenetui von Schleifer nehmen? Grüße mir die Zollikoferschen und sage ihnen beiläufig, woran ich sei und daß ich gut durchgekommen. Gott befohlen mein Lieber!

Dein Sonderegger.

Adr.: Dr. Sonderegger, abzug. beim Portier des allgem. K. K. Krankenhauses, Alservorstadt, Wien.

92. Würzburg, den 22. Mai 1848.

Theurer Freund!

Eugster's Schwager kehrt ohne den armen Kranken wieder nach Hause, und ich will ihm zum Ueberfluß noch eine kurze Darstellung von dessen Zustand mitgeben. Er ist sehr abgezehrt, todmatt, die linke Infraclaviculargegend besonders stark eingesunken, bei der Auscultation und Percussion die Zeichen einer bedeutendern Caverne darbietend. Der kurze Husten sowie die eigenthümlich heisere Stimme lassen auch Laryngealreiz vermuthen. Die Sputa sind nicht massenhaft aber purulent und alle paar Tage sehr mit Blut gemischt. Häufig stellen sich leise Bauchschmerzen und heftige Diarrhöen ein, dabei liegt der Kranke fast immer im Schweiße, hat, bei übrigens ordentlichem Appetite, viel Durst, einen kleinen schwachen Puls von 100 und mehr Schlägen, ohne Morphium gar keinen Schlaf, und auch bei Anwendung desselben häufige wilde und beunruhigende Träume. Zu allem dem vollendet noch eine unbegränzte Hoffnung, wie sie dem wissenschaftlichen Standpunkte des Leidenden gar nicht entspricht, das Bild dieser traurigen Krankheit. Jetzt ist er seit 8 Tagen im Spital, in einem mit allen wünschenswerthen Bequemlichkeiten ausgestatteten Studentenzimmer, und unter einer, nach den Verhältnissen nicht unpassenden Behandlung von Marcus. Er gibt ihm Morgens frische Molken, die hier aus der „Schweizerei" ganz gut zu haben sind, den Tag über Chinin. sulph. mit Acid. phosphoric. in schleimigem Decocte, Abends ein Morphiumpulver. Daneben blande nährende Diät, zum Getränk Schleimiges oder Milch. Es geht auch in der That ein klein wenig besser; der Kranke fühlt sich wohl aufgehoben, und will einstweilen durchaus nicht heim. Ich

denke mir's möglich, daß auch die Nähe seiner Braut, von der ich übrigens noch nie mit ihm gesprochen, sowie die Hoffnung auf Genesung unter guter Pflege, ihn an Würzburg fesseln. Zudem hat auch Prof. Mohr und Marcus dem Herr Eugster entschieden abgerathen, seinen Schwager mitzunehmen; ich habe gestern nach dem Krankenbesuche ebenfalls mit Marcus gesprochen und bin durch seine Ansicht in der meinigen bestärkt worden. Denn wirf einmal einen Blick auf das Krankheitsbild. Wie willst Du einen Kranken, der zum Stehen zu schwach ist, immer im Schweiß liegt, nicht schlafen kann ohne Opium, der bei der geringsten Aufregung Blut spuckt, kaum zu Athem kommt, wie willst Du ihn transportiren, ohne eine schnelle Colliquation zu befürchten, ja eine Hämorrhagie fast gewiß erwarten zu müssen. Es wäre gewissenlos, auch noch die allerletzte Chance zum Leben so muthwillig auf's Spiel zu setzen. Ich bin froh, daß der eigene Wille des Kranken sich so unbewußt in die Nothwendigkeit, hier zu bleiben, fügt. So stehen die Dinge. Ich denke Du werdest die getroffenen Maßregeln aus diesen angeführten Gründen rechtfertigen müssen; aber es schneidet mir in's Herz, daß ich Dir solche Berichte über Deinen lieben alten Freund geben muß, daß ich zum zweiten Male sehen soll, wie ein Jüngling in der Vollkraft seines Lebens, im Angesicht einer edlen Laufbahn so traurig untergeht — nein, nicht untergehen wird er, aber unsere Freude an ihm, die Wonne, mit einem edlen Menschen durch's Leben zu gehen, die wird uns genommen. Noch ein's, lieber Freund. Wenn mich nicht Alles täuscht, so hat der Brief, den ich an Eugster abzugeben hatte, ihn einigermaßen aufgeregt und beunruhigt; er findet, ich müsse Dir seinen Zustand sehr böse geschildert haben und hätte mich fast gefragt, ob ich denn auch Gründe dazu gehabt. Ich bitte Dich daher, wenn Du ihm wieder schreibst, Deinen Kummer, den ich nur so wohl begreife, möglichst zu verbergen, und dem Leidenden Hoffnung, oder doch Beruhigung zu geben. Meine Ansicht über solche Fälle ist nämlich die: Auch der beste und tüchtigste Mensch stirbt ungerne, zumal wenn er so jung und am Anfange einer farbenreichen Zukunft ist, wenn er von so altvertrauten Freunden, ja von einer edlen Jungfrau geliebt wird, und wieder liebt, darum sollen wir ihn den

bittern Gedanken des Scheidens nicht eher schmecken lassen als es sein muß. Wir wissen ja auch in den zweifelhaftesten Fällen nicht, ob ein Kranker nicht dennoch davon komme; wozu ihm Lebewohl sagen ehe es Zeit ist? Ja die Natur, Gott selber hat ja dem armen Leidenden mit seinem Uebel auch die krankhafte Hoffnung gegeben, damit er den unvermeidlichen Schlund nicht eher sehe, als bis er hinabsinkt; darum wollen wir den Armen in seiner Täuschung lassen, so lang es Gott gefällt. Das ist ein Fall wo es heißt: „Ein Wahn der mich erquickt, ist mehr als Wahrheit werth, die mich zu Boden drückt." Ich weiß wohl, daß das eben berührte Princip auch als das Princip der Feigheit verschrien ist, item, es ist philosophischer, humaner. — Du wirst mir mein dießfallsiges Glaubensbekenntniß nicht wie eine Predigt oder gar für eine Oratio contr. Catilinam hinnehmen.

Den eingelegten Brief nach Halle habe ich nach Ordre behandelt, und nebenbei den guten Kerl von Z . . . . bedauert, daß das der Letzte sei, den er von Dir erhalte. Was hat der arme Teufel gethan, daß Du mit ihm brechen willst? Wenn man solches wegen vernachlässigter Correspondenz zu gewärtigen hat, so werde ich mich doppelt in Acht nehmen. Uebrigens geht es mir hier gut, ich habe Gefallen an Würzburg und kann viel lernen, wenn ich Ernst habe. Ich werde künftig regelmäßige Nachrichten über Eugster's Befinden in den Speicher und zu Dir schicken. Gott behüte Dich und sei mit Dir. Mit steter Lust und Freundschaft grüßt Dich Dein Sonderegger.

Da Freund Eugster sich bestrebt, sein Verhältniß zu seiner Versprochenen geheim zu halten, so bist auch Du ersucht, durchaus Verschwiegenheit darüber zu bewahren! —

93. Balgach, den 3. März 1851.

Mein lieber Freund!

Aus dem schwarzen Meere philisteriösen Stillschweigens tauchen nur noch jene Nachrichten auf, die unserm ganzen Lebenslaufe eine andere Richtung geben, während die kleinern Schwankungen des Seelenlebens in den geographischen Entfernungen verhallen. So sei Dir denn rechtskräftig kund und zu wissen gethan, daß

ich, Endesunterzeichneter, mich mit dem, mir höchstachtbaren und liebenswürdigsten Frauenzimmer unseres Vaterlandes, mit Jungfrau Sophie Bärlocher, lediger Tochter des Herrn Pfarrer Bärlocher zu Rheineck, versprochen habe. Ich bin seit diesem längst bedachten und gewissenhaft erwogenen Schritte so glücklich und fidel wie noch nie in meinem Leben, und sehe eine rosige, menschlich herrliche Zukunft vor mir. Laß mein liebes Bräutchen und mich Deiner biedern Freundschaft bestens empfohlen sein! Ich höre, daß Du seit unserem letzten Zusammentreffen nichts Geringeres errungen, werde es jedoch so lange für frommen Mythus halten, bis Du es mir selber anzeigst. Jedenfalls wünsche ich Dir von Herzen Glück, und grüße Dich bestens

Dein Sonderegger.

An Fräulein Köppel. (Nr. 94 und 95.)

94. St. Gallen, den 10. Aug. 1884.

Liebe Fräulein Köppel!

Seien Sie mir heute ganz besonders gegrüßt, in alter Hochachtung und mit herzlichen Wünschen! Geburtstage und andere Markſteine unserer Lebensreise fliegen immer hastiger an uns vorbei und je länger und bunter die Reihe wirbelt, um so ruhiger und ergebener schauen wir dem wechselvollen Spiele zu. Gottes Wille geschehe, in guten und bösen Tagen; ob wir siegen oder zermalmt werden: Gottes Wille geschehe. Wenn bloß unser Wille geschähe und der Lenker der Welten grausam genug wäre, unserem thörichten Flehen nachzugeben, dann wäre jeder Geburtstag eine Leichenfeier unseres Glückes; das Bewußtsein aber, in einem großen, wenn auch unverstandenen Plane Gottes mitzuwirken, macht uns allzeit froh; wir knüpfen unser endliches Wehe an den Gedanken der Vorsehung und sind versöhnt, ja glücklich, wie es uns auch gehen möge! Schauen Sie auch Ihr Leben von diesem Standpunkte an und auf Ihren einsamen Spaziergängen gedenken Sie des Volksliedes: „Der liebe Gott geht durch den Wald!“

Ueber meine Grundstimmung haben Sie hiemit ein freimüthiges Bekenntniß; meine Zaghaftigkeit kennen Sie zum Ueberdrusse und über mein sonstiges Leben geben Ihnen meine allzuhäufigen Publicationen Aufschluß! Gut ist's, wenn ich bald aufhören darf, denn ich werde alt und monoton. Gegenwärtig bin ich auch noch Cholera-Vogt; ein heiteres Amt, wenn's losginge ein schönes. Unter diesen Umständen kann ich nicht weit von Hause weg und werde ich meine Ferien, den ganzen September, theils mit meiner guten Frau in Ragaz, theils in Rorschach zubringen.

Im October sehen wir Sie in St. Gallen, nicht wahr?

Ich wünsche Ihnen Glück und frischen Muth und grüße Sie in alter Hochachtung! Ihr ergebener

Dr. Sonderegger.

95. St. Gallen, den 10. Aug. 1885.

Liebe Fräulein Köppel!

Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen zum heutigen Tage meine herzlichen Grüße und Glückwünsche darbringe und Ihnen im Geiste die Hand drücke! Es knüpfen sich auch für mich viele freundliche und ernste Erinnerungen an diesen Tag, der Ihnen jetzt und in Zukunft ein gesegneter sein möge! Wir haben den Standpunkt überwunden, zu fragen ob das Leben eine Freude oder ein Schmerz sei und nehmen es als eine providentielle Aufgabe, die wir lösen müssen und lösen wollen. Sie haben bisher immer viel Liebenswürdigkeit und Tapferkeit bewiesen; Gott erhalte Sie Ihnen auch ferner!

Die Frage wegen Glarus war mir wohl bekannt und ich habe tief bedauert, daß Sie so unbillig gebunden worden. Warum wollte ich diese Kette berühren, die ich nicht zu lösen vermochte? Wenn Sie für irgend einen andern Plan meine Hülfe gebrauchen könnten, so thun Sie mir die Freundschaft, sie als selbstverständlich zu benutzen.

Gegenwärtig sind Gustav und Bertha in Tarasp, die Kinder hier und wir genießen das sehr freundliche Logis in unserm neuen Hause.

Wann werden wir Sie wieder bei uns sehen?

In herzlicher Hochachtung Ihr

Dr. Sonderegger.

An Herr Prof. Dr. Hasse, Hannover.[1] (Nr. 96–98.)

96. St. Gallen, den 22. März 1886.

Verehrter Herr Professor!

Empfangen Sie meinen warmen herzlichen Dank für Ihren liebenswürdigen Brief! Ich habe mich sehr besonnen, ehe ich es gewagt, Ihnen mein kleines Elaboratle zu schicken, schließlich überwog der Grund, dem alten lieben Lehrer und väterlichen Freunde Grüß Gott zu sagen. Dieser alte klassische „Hasse" lebt mit und unter uns fort so lange wir selber leben, und wenn ein paar Ihrer alten Schüler zusammentreffen, so leitet sehr bald jedes Thema auf den Weg, der nach Zürich und zu Hasse führt und ich habe im Laufe von bald vier Jahrzehnden (wir sind alt geworden!) mit manchem Studiengenossen der Zeiten gedacht, die wir unter Ihrer recht väterlichen Führung zugebracht. Ich bin nur einer von den vielen Schweizern, welche mit Dankbarkeit und Liebe an Ihnen hangen. Bänziger grüßt Sie sehr. Er ist tapfer und ein angesehener Oculist, war ein persönlicher Freund Graefe's. Seine Söhne sind treffliche Leute, einer Assistent

---

[1] Brief des Empfängers an den Herausgeber:

Hannover, den 23. November 1896.

Hochgeehrter Herr College!

Indem ich Ihnen drei Briefe Sonderegger's zusende, fühle ich mich beschämt, daß ich trotz angestrengten Suchens nicht mehr gefunden habe. Diese drei dürften auch kaum für Ihre Zwecke viel bedeuten. Für mich haben sie als Zeugnisse treuer liebevoller Anhänglichkeit und Freundschaft einen großen Werth. Unter den nicht aufgefundenen befanden sich zwei, die ich Ihnen vor Allem gern mitgetheilt hätte. Der eine, offenbar in einer gelegentlichen trüben Stimmung geschriebene, erging sich in Klagen über viel Unerreichtes und nicht Anerkanntes in seinem Leben mit wehmüthigem Rückblick auf die schönen Jugendjahre in Zürich und das Ideale der damals erfaßten Ziele. Das begegnet manchem tüchtigen Menschen und Sonderegger konnte wahrlich mit wahrer Befriedigung auf seine Leistungen und Erfolge schauen. Der andere Brief war voller humoristischer Einfälle und Wendungen; Zufriedenheit und Wohlgefühl sprachen sich aus. Sollten mir diese Briefe doch noch in die Hand fallen, so würde ich sie Ihnen sofort senden. Mit wiederholtem Bedauern, so wenig Ihren Wünschen gerecht geworden zu sein, verbleibe ich mit collegialischem Gruß

Ihr hochachtungsvoll ergb. K. E. Hasse.

bei Horner; eine Tochter ist deutsche Professorsfrau Georg Ruge, Heidelberg. Reiffer ist ein grauer knorriger, fein gebildeter, gemüthlich zarter und äußerst rechtschaffener Mann, kinderlos. Pestalozzi ist ein Züri-Herr in des Wortes strengster Bedeutung; ich selber war 14 Jahre Collega palustris, dann 10 Jahre Collega campestris und jetzt 12 Jahre Collega urbanus und es ist mir über Erwarten und Verdienen gut gegangen. Meine Tochter ist glücklich verehelicht und die Vorsteherin eines Institutes für 50 Knaben; mein Sohn ist in Nordamerika als Mechaniker; ich bin Großvater und von meiner lieben kleinen Alten treu gepflegt. Da ich wissenschaftlich zu nichts gut war, habe ich praktisch zu thun versucht was ich etwa thun konnte; eins ist mir geblieben: aufrichtige Liebe zur ärztlichen Wissenschaft und dankbare Erinnerung an meine Lehrer, unter welchen Sie auch als Mensch und Freund hervorragen.

Seien Sie mir herzlich und in Hochachtung gegrüßt!

Ihr Dr. Sonderegger.

97. St. Gallen, den 3. Nov. 1888.

Hochverehrter Herr!

Empfangen Sie meinen warmen herzlichen Dank für Ihre liebenswürdigen Zeilen vom 1. Sept. und für Ihr liebes Bild!

Wie hat es mir weh gethan, daß ich Sie in Zürich nicht persönlich begrüßen durfte, daß ich so zur Unzeit krank geworden. Ich habe Sie wahrlich nie vergessen und daß Sie mir als unerreichtes Ideal vorgeschwebt, ist keine Redensart; ich habe mich immer an Vorbildern erwärmt und gestärkt, aber jetzt da ich alt geworden bin, schaue ich mit Ruhe und Rührung in die Studienzeiten zurück, in welchen Sie mich, nach einer heiteren Doctorpromotion ein „animal disputax“ genannt haben. Ich mußte das nachher oft sein, Sie haben richtig prognosticirt, aber mußte nie für meine persönlichen Interessen disputiren, sondern durfte allgemeinen dienen. Ich habe als Student gar nichts vom Leben erwartet, kaum die Nahrung, und deshalb jetzt viel erreicht, d. h. ich habe mich ehrlich durch die Welt gehustet und bin mit Be-

hagen daran, meine Praxis aufzugeben und von der Bühne in den Zuschauerraum zu gehen.

Vorigen Herbst, am „Hyänen-Congreß", wie die Wiener sagten, besuchte ich Josef Engel; er lebt ganz einsam, ist beinahe ganz blind, läßt sich vorlesen und besucht täglich einige Collegien, um sich zu beschäftigen. Der einst so bedeutende Mann hat mir in der Seele weh gethan. Er ist an seinem Sarcasmus gescheitert, war aber, wie die meisten Satyriker, eine wohlwollende Natur.

Während ich Sie auf meine Antwort warten ließ, habe ich mich aufnehmen lassen, und schicke ich Ihnen nun den ehmaligen stud. med. von Zürich.

Sie werden gefunden haben, mein lieber Herr Professor! daß Sie dort in der Erinnerung von Vielen leben, und daß Ihre damaligen Schüler auch ein Verständniß hatten für Ihre treue und lichtvolle Erziehungsweise. Daß Sie uns zu erziehen suchten, und nicht blos docirt haben, das werden wir Ihnen nie vergessen!

Auf Wiedersehen im nächsten Jahre, so Gott will! Guten Winter!

In herzlicher Hochachtung grüßend, Ihr dankbarer Schüler

Dr. Sonderegger.

98. St. Gallen, den 28. Decbr. 1893.

Verehrter Herr Professor!

Vor allem meine herzlichen Glückwünsche zum Jahreswechsel!

Ich habe Ihnen lange nicht mehr geschrieben und dennoch sehr oft an Sie gedacht. Was konnte ich Ihnen nützen, wie Sie erleichtern bei Ihren vielen und großen Beschwerden und Schmerzen, die Sie so standhaft ertragen! Ich wünsche Ihnen vor allem, daß es Ihnen beschieden sei, sich selber gleich zu bleiben und Ihre alte Weltanschauung, die heitere Ruhe des Philosophen zu bewahren. Wenn wir dem biblischen Rathe folgen „nicht für den folgenden Tag zu sorgen", so können wir auch den alten Horaz noch erleben, der uns zuruft: „Grata superveniet, quae non sperabitur hora". — Mögen die erwarteten und unerwarteten guten Stunden Ihnen noch reichlich beschieden sein!

Mir geht es ganz vortrefflich. Ich habe den größten Theil der Praxis abgegeben und nur noch einige alte befreundete Familien behalten, und ebenso die Audienzstunden; ich habe meine Vereinsstellungen niedergelegt und könnte jetzt mit Freude studiren, wenn mein Gehirn nicht ein kühles Siegellack wäre, das neue Eindrücke nur schwer und undeutlich aufnimmt. Ich bin oft krank gewesen und habe von Ulc. rotundum eine Peritonitis gehabt; mein Appetit ist bevormundet und der Trost einer Cigarre ist mir genommen. Ich bin der Welt noch nicht ganz abgestorben und wenn meine Kraft so gut wäre wie mein Wille, so wäre ich noch brauchbar. Meine Frau lebt, meine Kinder und Enkel gedeihen und ich bin ein theilnehmender Zuschauer der zähnefletschenden Welt. Da ich an ein inneres Entwicklungsgesetz der Völker glaube, fürchte ich vorläufig noch nicht, daß die Welt untergehe. In meiner persönlichen Welt der Erinnerung treffe ich Sie regelmäßig und lebe ich oft mit Ihnen.

Seien Sie mir herzlich und in alter Hochachtung und Dankbarkeit gegrüßt! Ihr Schüler:

Dr. Sonderegger.

An Herrn Prof. Dr. Jos. Engel, Wien. (Nr. 99—103.)

99. St. Gallen, den 20. Jan. 1890.

Mein verehrter Lehrer und Freund!

Empfangen Sie meinen herzlichen Gruß und ebenso warme Grüße von Reiffer, mit welchem ich letzthin einen Tag zusammen gewesen. Er ist silberweiß und rosenroth, sonst wie immer: ein gewaltiger Reiter und ein Aseptiker allerstrengster Observanz. Auch sein gesunder, derber Humor ist ihm geblieben. Ihm und manchem Andern habe ich Ihre Grüße persönlich mitgetheilt und alle habe ich damit erfreut, denn Sie leben noch in Vieler Herzen fort und haben ein weitaus größeres Andenken hinterlassen, als Sie in Ihrem Stoicismus glauben mögen.

Ich habe mich von meiner vorjährigen Pneumonie gut erholt,

aber mußte einen Theil der Praxis aufgeben, ohne deswegen müßig zu sein. Ich gedenke Ihrer oft und mit Theilnahme. Ihr letzter Brief liegt auf meinem Schreibtische und ermahnt mich, wie ehemals Sie selber es gethan; er ist der Gruß eines treuen Freundes und eines tapferen Mannes. Möge Ihr Schicksal in diesem neuen Jahre ein freundliches sein und Ihre Einsamkeit Ihnen nicht allzu schwer werden! Flüchten Sie sich unter das Dach eines Ihrer Söhne! Es ist süß, sich von Kindern pflegen zu lassen; ich habe das, seit wir uns gesehen, reichlich erfahren.

Grüßen Sie mir Ihren Herrn Sohn und seine freundliche Familie am Nord-West-Bahnhofe und empfangen Sie die Versicherung meiner steten herzlichen Hochachtung und Dankbarkeit! Gott befohlen!

Ihr alter Sonderegger.

100. St. Gallen, den 23. Decbr. 1893.

Verehrter Herr Professor!

Schon wieder Jahreswechsel! Mehr als drei Jahre sollen verflossen sein, seit ich Sie persönlich begrüßte. Ich habe den Eindruck, es sei vor wenigen Wochen gewesen. Aus oft recht langen Tagen und Wochen entstehen kurze Jahre und wir fallen durch unsere Biographie hinunter, wie der Stein in den Brunnen, mit beschleunigter Schnelligkeit. Dennoch blassen alte liebe Bilder nicht ab; ehe meine Sonne untergeht, beleuchtet sie mir noch wie mit Alpenglühen die Gestalten meiner treuen Freunde und Lehrer, zu denen ich immer emporgeschaut. Sie ganz besonders grüßen mich oft und ich vernehme bei so manchen Anlässen wieder Ihre leicht hingeworfenen, schwerwiegenden Worte: „Sagen Sie niemals: ich habe für dieses oder jenes kein Talent, man hat Talent zu allem, was man ernstlich will.“ Oder: „Antworten Sie niemals mehr als man Sie gefragt hat.“ Oder: „Wenn Ihnen die Medicin bloß ein Erwerb wird, dann ist Alles verloren.“ Und wenn es dem „Engel des Herrn“ — wie wir ihn unter uns nannten — — heiliger Ernst war, dann hat er einen scharfen Witz gemacht; und wenn ihm fast eine Thräne im Auge stand, hat er gelacht. Durch vier Jahrzehnde eines praktischen Lebens hat mich dieser

gute Genius begleitet, manchmal gestraft, manchmal ermuthigt — während er meinte, ich habe ihn vergessen. So ist es manchen meiner Collegen gegangen. Es hat mir so wohl gethan, Sie wieder zu sehen. Haben Sie Dank für die liebenswürdige Aufnahme, die Sie mir gewährt!

„Die Schulbänke fangen an hart zu werden," schreiben Sie mir; aber die Freude an der Geistesarbeit ist Ihnen doch geblieben, und der ungeheure Vorrath von Gedanken und Erinnerungsbildern, die Sie sich erworben, ist eine Mitternachtsonne, die auch die unfruchtbare Polarzone unseres Lebens noch erhellt. Mögen Sie Ihren Muth bewahren! Das ist mein herzlicher Wunsch beim Jahreswechsel. Sie werden die Festtage im Kreise Ihrer treuen Söhne und ihrer Familien feiern und sich in der Liebe sonnen. Nehmen Sie auch von mir die Versicherung alter Liebe und Dankbarkeit entgegen!

Unser alte Freund Reiffer war schwer krank, hat sich aber wieder erholt. So klassisch braunroth ist kein Gesicht sonst, so silberglänzend kein anderer gewaltiger Haarwuchs, so brummig keine andere zarte, wohlwollende Seele, und so fest im Sattel sitzt selten ein alter Kriegsmann! Auch Bänziger war sehr krank, hat sich aber wieder glücklich erholt. Er sieht aus, als wäre er 40 Jahre alt, statt 62. Eine seiner Töchter ist die liebliche Gattin des Anatomen der Universität Amsterdam: Ruge. Von mir ist wenig zu berichten. Ich praktizire nicht mehr viel und bin wesentlich noch Sanitätsbeamter und Vereinsvorstand, doch wird der Arzt jährlich kleiner und der Großvater immer vorherrschender. Meine beiden Kinder sind in voller angestrengter Berufsthätigkeit: die Tochter Institutsmutter in Rorschach und der Sohn Constructeur in Milwaukee. Enkel habe ich auf beiden Hemisphären. „Der Hagestolz zahlt einen Batzen," — hätten wir seiner Zeit in Andeer gesagt, als der verehrte Flavius heimreisen mußte, weil sein lieber kleiner Peppi krank geworden.[1] Alles vorbei!

[1] Reminiscenz an eine 1846 ausgeführte Reise nach Andeer, an welcher außer Prof. Engel einige seiner Schüler theilnahmen, offenbar alle in köstlichster Laune und unter angenommenen sehr charakteristischen Namen.

Nun, Gott befohlen! lieber alter Freund! Ihren Angehörigen meine hochachtungsvollen Grüße und Ihnen ganz besonders meine Grüße und die Versicherung steter Hochachtung und Dankbarkeit!

Ihr Dr. Sonderegger.

101. St. Gallen, den 12. Oct. 1894.

Verehrter Herr Professor!

Immer noch liegt der Brief vor mir, den ich im Januar von Ihnen und Ihrem Herrn Sohne erhalten; endlich beantworte ich ihn. Ich hätte das diesen Frühling beinahe ganz versäumt, denn ich war sehr krank. Dem Anatomen die Diagnose meiner Aerzte: doppelseitige Bronchitis, rechtseitig ein großes pleuritisches Exudat und dazu ein senile Herz, das oft sehr tactlos wurde. Jetzt bin ich, wie die Leute sagen, wieder „sehr gut dran", aber so kurzathmig, daß ich die Praxis aufgeben mußte und nur noch ein bischen Sprechstunde halte. Da wir in St. Gallen sehr angenehme ärztlich-collegiale Verhältnisse haben, bleibe ich noch mit der Welt, in der ich lebte, in Verbindung; damit darf ich zufrieden sein. Ich werde schwerhörig, sehe aber noch gut: dafür muß ich sehr dankbar sein. Wenn ich bedenke, welche Schwierigkeiten Sie, mein lieber Lehrer und Freund, überwinden, so schäme ich mich, von meinem Befinden überhaupt zu sprechen. Ich wünsche von Herzen, daß Sie die Belagerung durch den bevorstehenden Winter glücklich bestehen. Sie haben so gewaltige Massen von Erinnerungen und Reflexionen aufgespeichert, daß Sie auch in Ihrer Einsamkeit geistreiche und angenehme Gesellschaft genießen. Unser schweizerische Volksschriftsteller Jerem. Gotthelf sagt: „Langeweile sei eine Bauernkrankheit." In der That bekommt Bildung und Wissenschaft einen ganz neuen, sonst kaum beachteten Werth, wenn man ganz auf sich selber angewiesen ist. Lassen Sie sich immer noch durch Collegienbesuche unterhalten? Auch auf dem Gebiete des Geistes ist Geben seliger als Nehmen, und ich möchte Ihnen wünschen, daß Sie stetsfort noch ein bischen dociren könnten. Nun aber kommen wir, Sie allmälig und ich jetzt schon, in das Stadium der Nach-bilder und der Nach-Empfin-

dungen, bei denen das Unangenehme noch besser abblaßt als das Schöne und Gute, das wir genossen.

Von Ihren Freunden und Schülern weiß ich Ihnen wenig zu berichten. Daß Bänziger's vortreffliche Frau gestorben ist, wissen Sie. Er selber ist noch rüstig und an der Arbeit, nebenbei mein sehr zuverlässiger und liebenswürdiger Freund. Meine Frau ist schwer arthritisch, aber tapfer und aufrecht. Den Familien meiner beiden Kinder geht es gut. Zwei Enkel, ein 13 und ein 17 Jahre alter, drohen Aerzte zu werden. Ich mahne ab, nicht zu, habe aber meine heimliche Freude daran. Wenn ich noch einmal jung würde, möchte ich wieder Medicin studiren. Das alte Wort: „Galenus dat opes“ ist auch bei uns nicht mehr wahr; aber man hat doch bei keinem Berufe so viele Gelegenheit, ein anständiger Mensch zu sein, wenn man nur halbwegs will. Das Studium selber, ohne Praxis, ist eine Wonne. Ich habe mir längst vorgenommen, falls ich als Protestant dennoch in den Himmel käme, mich dort sogleich für die ersten 5000 Jahre als stud. med. einschreiben zu lassen. Besonders würde mich die höhere Anatomie und Physiologie interessiren. Professor publicus ordinarius wäre auch wieder ein Engel. Doch genug des Scherzes. Der Mensch zeichnet sich in seinen Wünschen richtiger als in seinen Thaten.

Ihr Herr Sohn, der Marschall im kaiserl. Stalle der Dampfrosse, hat mir mit manchen Berichten aus seiner Familie auch Betrachtungen über sociale und politische Zustände mitgetheilt, die ich, der Republikaner und auf meinem schweiz. Standpunkte, in ganz gleicher Weise anstelle. Die Menschen und ihre Tugenden und Sünden sehen sich auffallend gleich. Was in einem Staate die Aristokratie und das Militär schadet, das schadet im andern die Demokratie und auch das Militär. Das Raubthier im Menschen wird durch sein bischen Bildung schlecht verhüllt. Um nicht zu verzweifeln, betrachte ich die Weltgeschichte vom naturwissenschaftlichen Standpunkt und glaube an ein Entwicklungsgesetz.

„Hagestolz zahlt einen Batzen; er hat Professor gesagt statt Flavius!“ Diese Worte verdiene ich auch mit dem Tenor, in den ich verfallen bin. Und da wir die Batzen nicht wieder feuchtfröhlich verjubeln können, will ich schweigen. „Andeer, das blühet

nur einmal" und der große Musikdirektor Flavius kehrt in jener Gestalt nicht wieder. Bei diesem Anlasse die Notiz, daß Schufterle der Bär, ein brummender, liebenswürdiger Mensch geblieben ist; (vulgo Dr. Reiffer).[1]

Nun Gott befohlen! Ich wünsche Ihnen und Ihren Familien, zumal dem Herrn Ober-Ingenieur, einen guten Winter! Von Herzen Ihr dankbarer Schüler

Sonderegger.

102. St. Gallen, den 29. Decbr. 1894.

Verehrter Herr Professor!

Lieber Lehrer und Freund!

Wir Aerzte brauchen zwar keine besonderen Festtage, um sehr ernsthaft über vieles nachzudenken; unser Beruf beruhigt unsere Lebensanschauung und versöhnt uns mit vielem, was die Welt lobt und was sie tadelt. Aber für den Idealismus der Freundschaft stumpft uns die Medicin nicht ab; sie zeigt uns, daß der einzige Werth unseres Daseins und unsere einzige Freude auf den Menschen beruht und wir nur durch sie glücklich sein können. Darum wünsche und hoffe ich, daß Sie und die Ihrigen treu und tapfer und siegreich miteinander den Ansturm des neuen Jahres bestehen. Seien Sie mir alle herzlich und in Hochachtung gegrüßt! insbesondere auch Herr Ober-Ingenieur Engel.

Ihr dankbarer alter Schüler

Sonderegger.

103. St. Gallen, den 25. Decbr. 1895.

Lieber Herr Professor!

Sie hätten längst Berichte, ja viele Briefe von mir, wenn ich etwas zu sagen wüßte, was Sie erfreuen oder erheitern könnte; aber ich bin auf das Stoppelfeld des Greisenalters gerathen, da sind die Blumen spärlich, und die vergessenen Aehren noch spärlicher. Ich gedenke in Liebe und Dankbarkeit meines ehemaligen

[1] Vergl. die Fußnote zu Brief Nr. 100.

Lehrers und beständigen treuen Freundes, lebe überhaupt intensiv in Zürcher Erinnerungen, und bewege mich in denselben wie in einem Paradiese. Was auch damals nicht angenehm gewesen sein mochte, es ist alles vergessen, und das viele Schöne und Gute, das ich dort genossen, steht deutlich und farbenreich vor mir, von einer Gloriole beleuchtet, die vollständig verblaßt, wenn die Erinnerungen meiner praktischen ärztlichen Laufbahn auftauchen. Das Gefühl, ein Helfer zu sein, habe ich selten genossen, dagegen ist die Erinnerung an Schiefes und Trauriges meistens im Vordergrunde meines Gesichtskreises gestanden, und ich empfinde es als ein Glück des Alters, für nichts mehr verantwortlich zu sein, zumal nicht für den Jammer verwaister Familien. Auf wissenschaftliche Leistungen und auf eine für ganze Länder maßgebende Lehrthätigkeit kann ich ja nicht zurückblicken! Jetzt komme ich mir vor wie der „verwunschene Prinz", lebe behaglich und werde von den Meinigen auf Händen getragen. Auch meinen 70sten Geburtstag haben sie in liebenswürdigster Weise gefeiert. Ich habe niemanden zu fürchten als Gott. Sie sehen: ganz wie Bismarck. Allerdings heißt mein VIIIer mit Unrecht: Gehör-nerv; mein Herz macht Schwierigkeiten, meine Lungen sind gebläht und im Leibe habe ich eine Weckeruhr, die mich jede Nacht oft aufruft; aber es könnte alles schlimmer sein und ich bin ein vergnügter Schiffbrüchiger, weil mir das von Schiller besungene gerettete Boot geblieben ist, das mich vor dem Untersinken vorläufig zu bewahren scheint.

Wie geht es Ihnen, mein lieber Lehrer und Freund? Gott gebe, daß Sie sich eben so glücklich wie tapfer durchschlagen!

Ich trete heute vor Sie zu dem Zwecke, Ihnen fröhliche Weihnacht zu wünschen, Glück und Segen zum Jahreswechsel.

Grüßen Sie mir Ihren Sohn, den Herrn Ober-Ingenieur! Ich wünsche ihm und seiner Familie ein glückliches neues Jahr!

Mit herzlichen und hochachtungsvollen Grüßen Ihr

Dr. Sonderegger.

An Herrn Ob.-Ingenieur F. Engel, Wien.

104. St. Gallen, den 10. März 1892.

Hochgeehrter Herr!

Vor allem meinen Dank für Ihren liebenswürdigen Brief vom Dezember vorigen Jahres, der mich sehr gefreut hat, weil er mir ein neuer Beweis Ihres Wohlwollens war, der mich aber auch sehr wehmüthig stimmte, indem er mir das stille leidensvolle Leben Ihres Herrn Vaters, meines lieben und unvergeßlichen Lehrers schilderte. Wie gerne hätte ich ihm auf Neujahr geschrieben und von Herzen gratulirt; aber ich habe es nicht gewagt. Wunden zu berühren, die man nicht heilen kann, ist grausam, und den alten verwundeten Helden zu trösten, dessen geistige Kraft so hoch über der meinigen steht, dazu war ich nicht frech genug. Grüßen Sie mir ihn tausendmal und sagen Sie ihm, daß ich ihn nicht nur nicht vergessen, sondern daß mir in meinen alten Tagen sein Bild so klar und so leuchtend erscheint wie vor 47 Jahren, da ich als Schüler ihn bewunderte und als einen akademischen Lehrer von Gottes Gnaden kennen lernte. Der heilige Ernst, die treue Sorge für das Wohl seiner Studenten hat ihn mir zum Ideale gemacht, wie ich es später selten wieder gefunden. Er hat mich durch das Leben begleitet, angespornt und getröstet auch in den Jahren, da er wohl glauben konnte, ich habe ihn vergessen, weil ich ihm nicht mehr schrieb. Ich möchte ihm eine Art von Rechenschaft ablegen, wie ich meinen Weg als gemeiner Praktiker gegangen bin, kein Specialist, kein wissenschaftlicher Mann, aber doch ein Mensch, der ganz besonders von seinem „guten Engel" gelernt hat, die Wissenschaft hoch zu achten und die Menschen zu lieben. Darum erlaube ich mir, Ihnen zu seinen Handen, oder für Sie selber, zum Vorlesen oder auch zum Einschlafen! meine Photographie zu schicken, ein Buch, mit dem ich versuchte, ein Lehrer der Ungelehrten und ein Schulmeister für gebildete Frauen zu sein.[1] Es thut mir leid, Ihnen nichts Besseres anbieten zu können.

Seien Sie mir, Alle, herzlich gegrüßt!

Ihr freundschaftlich ergebener Dr. Sonderegger.

[1] Vorposten der Gesundheitspflege.

An einen praktischen Arzt.

105. Den 26. Juni 1868.

Mein lieber Herr Collega!

Soeben erhalte ich den großen inhaltsreichen Brief Ihres Herrn Sohnes und danke Ihnen für das Vertrauen, mit welchem Sie mir dieses intime Schreiben vorgelegt. Ich las es in Einem Zuge und habe am Ende wo möglich noch größern Respekt vor Vater und Sohn bekommen, als ich zuvor schon gehabt. Der ehrenwerthe Jüngling hat mir persönlich eine scharfe Strafpredigt gehalten, als er mit großer Wahrheit die Lage des Halbwissers schilderte, welcher eben Bildung genug hat, seine Blößen zu fühlen, und nicht Durst genug sie zu ignoriren. Ich habe die Zuversicht, Ihr Sohn werde in diesem Punkte glücklicher sein und mehr Selbstbefriedigung erlangen, ohne unbescheiden zu werden. Aber der ganze Brief macht mir den Eindruck des müde gehetzten Studenten, welcher zu viel geschanzt hat und bei der Unendlichkeit der Wissenschaft alle Zuversicht verliert. Diese Stimmung wird durch Studien nicht verbessert und ich wäre ganz entschlossen zum Rathe, auf den Sommer und Herbst alle Examina zu machen, um die Spannkraft und Zuversicht für fernere Studien wieder zu gewinnen. Dieser Studiosus fällt gewiß nicht durch, viel wahrscheinlicher wird er erste Noten machen, selbst in Berlin oder wo immer bei Fremden, geschweige in X. bei seinen bekannten Lehrern. In Y. sollen die Concordatsprüfungen beleidigend leicht gewesen sein und X. wird schwerlich seine fleißigsten und talentvollsten Köpfe mit Gewalt über Bord werfen. Ich nehme eine Examenfrage ernst und weiß, welches Unglück ein Mißerfolg ist: dennoch möchte ich zu dem Schritte rathen, weil bei allzulangen Präparationen der gute Studio allzu mürbe wird. Kann er sich nicht von Ihnen oder einem Freunde vorläufig examiniren lassen? Ich habe Aehnliches mehrmals erlebt bei ängstlichen und ganz wohl bestellten Candidaten.

Puncto Specialität möchte ich mich auf jede zusagende verlegen und die innere Medicin als allgemeine Basis für Alle und als letzte Zuflucht nehmen; wir haben, wenn wir Chirurgen,

Ophthalmologen ꝛc. sind, stets noch Material und Gelegenheit, uns in die interne Medicin einzupauken, aber nicht umgekehrt, schon wegen der technischen Fertigkeiten in Untersuchung und Operationen. Leider entscheiden bei der innern Medicin, wie wir Alle nur zu gut wissen, oft genug die Umgangsform und das Gesicht des Arztes und der wissenschaftliche und ehrliche Mann hat gar keine Waffe gegenüber dem gemeinsten Betruge — kurz dieses „Beneficium flebile" der innern Medicin, oft selbst ein recht nahrhaftes Beneficium, bleibt uns immer noch übrig, wenn alle Stricke reißen. Also wäre ich meinerseits in erster Linie für andere Zweige.

Möchte ich Ihrem braven Sohne eine kleine Dosis von der Zuversicht und dem Muth geben können, welchen ich — mir wünsche, um ihn zu bewegen, bald und frisch in die Examina zu gehen, um wieder frei zu werden. Er wird sich schließlich wundern wie wenig er von Allem was er auf Lager gehalten, wirklich gebraucht hat.

Meine herzlichen und hochachtungsvollsten Grüße!

Ihr Dr. Sonderegger.

An Herrn Dr. Zinn, Direktor der Irrenheilanstalt Neustadt-Eberswalde.[1] (Nr. 106—109.)

106. St. Gallen, den 27. Oct. 1895.

Lieber Freund!

Soeben erhalte ich Dein liebenswürdiges Telegramm. Ich danke Dir herzlich für Deine Theilnahme! Du sammelst feurige

---

[1] Brief des Empfängers an den Herausgeber:

Eberswalde, den 2. Oktober 1896.

Hochverehrter Herr Kollega!

Im Anschluß an Influenza im Mai sehr schwer erkrankt bin ich nach mehr als viermonatlicher Abwesenheit von Haus am Montag ge-

Kohlen auf mein sündiges Haupt. Ich habe im August Deiner sehr oft gedacht, aber in Tagen schweren Unwohlseins den Geburtstag verpaßt, zu dessen Feier ich Bilder des Cant.-Spitals senden zu können hoffte. Sie kommen später, wenn der Photograph wieder fest sitzt.

Wir wünschen uns gegenseitig und von ganzem Herzen alles Gute. Wir haben, beide, an Jahren, Familie und Stellung mehr erreicht, als wir in unserer Jugend zu hoffen gewagt, und müssen uns Glück wünschen, wenn wir davor bewahrt bleiben, vom Gehirn aus zu altern. Du bist in diesem Punkte offenbar besser dran. Ich kann nicht mehr erwerben: mein Gehirn ist kaltes Siegellack und nimmt kein Siegel mehr an. Dessenungeachtet sitze ich noch im Großen Rathe und vertrete die Specialität der — Waisenversorgung.

Wyl macht mir schweren Kummer. Director Schiller ist

---

bessert, aber noch nicht dienstfähig hierher zurückgekehrt. Erst jetzt erfahre ich den inzwischen erfolgten Tod meines unvergeßlichen Freundes Sonderegger. Ich muß meiner Familie für die mir gewordene Schonung dankbar sein, denn auch noch jetzt als Rekonvalescent hat mich die Trauerbotschaft auf das Tiefste und Schmerzlichste ergriffen.

Ich habe seit 1864 in dem lebhaftesten mündlichen und schriftlichen Verkehr bis 1872 mit dem Verstorbenen gestanden. Seit meinem Hiersein 1872 wurde der schriftliche Verkehr ununterbrochen fortgesetzt; ich habe den Freund wiederholt in St. Gallen und er hat mich einmal auch hier besucht. Sein letzter Brief datirt vom 20. März l. J. und habe ich denselben bereits krank unter dem 14. Mai beantwortet. Vorher im März hatte ich ihn noch um seinen ärztlichen Rat gebeten, den er mir in dem erwähnten Briefe auch bereitwillig erteilt hat.

Ich hatte sämtliche Briefe Sondereggers als teures Andenken aufbewahrt und gar manchmal ältere Briefe von ihm wieder und immer wieder gelesen. In meiner Krankheit wollte ich mein Haus bestellen und habe alle Briefe, leider auch die von Sonderegger, vernichtet, um zu verhüten, daß sie nach meinem Tode nicht in unberufene Hände fallen. Ich bedaure das jetzt sehr, da ich bei Ihnen und der Familie Sonderegger über den Gebrauch derselben ja vollkommen beruhigt sein könnte. Nur seinen Brief vom 20. März ct. habe ich noch aufbewahrt und sende Ihnen denselben mit der Bitte um gefällige Rückgabe zu. . . . .

Mit freundlichem Gruß und kollegialer Hochachtung

Ihr ergebener Dr. Zinn senior.

ganz vorzüglich, und auch dafür anerkannt, aber eine Baukostenüberschreitung von ½ Million lähmt jede weitere Entwicklung für lange. . . . .

Ich schicke Dir wieder einmal einen Jahresbericht, damit Du seheſt, was man in Deinem sogenannten Vaterlande treibt.

Daß Du ein glücklicher Familienvater, Schwiegervater und Großvater biſt, thut mir im Herzen wohl. Meine hochachtungsvollen Grüße Deiner liebenswürdigen Frau und Deiner ganzen Familie! „Von Haus zu Haus" haben wir ehemals geschrieben.

Ich lebe zurückgezogen, habe nur noch Sprechstunde und leſe, was mir wohlgefällt und — längſt bekannt iſt. Ich bin für alte Freunde, auch in der Literatur. Meiner Familie gehts gut, in Milwaukee und in Rorschach; von da beſucht ein Enkel die fünfte Klaſſe im Gymnaſium.

Auf Wieder-schreiben!

Von Herzen Dein alter Sonderegger.

107. St. Gallen, den 10. Nov. 1895.

Lieber alter Freund!

Mit vielem Danke beſcheinige ich Dir den Empfang Deines Gutachtens über „Reform des Irrenweſens". Ich las die Arbeit mit großem Intereſſe und freute mich auch, daß Deine Klinge noch rein und ſcharf, die Hand noch feſt und das Auge ſicher iſt. Man hat ſich leider immer zu wehren und dieſe Kriegsbereitſchaft verſchlingt auch manche Kräfte, die man — angenehmer verwenden könnte. Ob nützlicher? iſt noch die Frage. Docendo discimus. aber auch defendendo, belligerando! Ihr Deutſche habt leider auch viele Schwätzer, gegen die ihr euch wehren müßt, aber es iſt für mich und die große Mehrzahl aller deutſch redenden Schweizer ein Troſt, daß ihr Deutſche die Vormacht ſeid und für lange Zeiten bleiben werdet. Der Witz iſt richtig, daß Sadowa das Ende des 30jährigen Krieges geweſen ſei.

Ich habe meinen 70ſten im Familienkreiſe gefeiert, und in der Tagespreſſe meine Leichenpredigt geleſen; es erübrigt mir nur noch, zu ſterben. Mein Verleger ſchickte mir Tante Voß. Haſt Du ihr ſo ſchöne Perſonalien von mir geſchickt? So gehts.

Anno 1882 bei Anlaß des Impfkrieges wurde ich in St. Gallen ausgepfiffen und insultirt, jetzt: geschmeichelt — wer wird das alles tragisch nehmen? Ich vegetire in meiner Bude und genieße den, in allen Glückwünschen wiederholten „Lebensabend". Da „Müßiggang aller Laster Anfang" ist, schicke ich Dir gelegentlich ein paar Stilübungen.

Dir und den Deinigen meine hochachtungsvollen und freundschaftlichen Grüße! Dein alter

Dr. Sonderegger.

108. St. Gallen, den 24. Dec. 1895.

Lieber Freund!

Fröhliche Weihnacht! Glückliches neues Jahr! Dir persönlich, Deiner Familie und Deinem Berufe. Das ist ja alles unzertrennlich und es kann niemals nur in einer Beziehung gut oder schlimm gehen. Möge diese würdige und glückliche Dreieinheit nicht gestört werden.

Es ist uns dieses Jahr etwas sehr menschliches passiert: wir sind 70 geworden. „Wie ganz anders war es, Gretchen, da Du noch im Catechismus geblättert, halb Kinderspiele, halb Gott im Herzen?" Anders war's, aber besser nicht. Es war der Mühe werth, zu leben. Wenn wir nicht ganz arbeitsunfähig werden, dann ist alles gut.

Ich schicke Dir wieder einmal Berichte aus Deiner alten Heimath. Bilder vom Cant.-Spital habe ich trotz aller Mühe nicht erlangt. Kein Photograph will; nicht einmal auf Bestellung.

Nun, Gott befohlen! Herzliche Grüße von Haus zu Haus!

Dein alter Sonderegger.

109. St. Gallen, den 20. März 1896.

Lieber Freund! Bruder Jahrgang! Collega Großpapa!

Herzl. Dank für Deinen Brief! Wir wollen in der That die alten Beziehungen nicht ersterben lassen; wir bedürfen derselben sogar mehr, als in den jungen Jahren. Zuerst kommt Deine Struma. Da ist die von mir verlangte Meinung fol-

gende: Die Schilddrüsenpräparate sind noch unsicher, oft sehr heftig wirkend, ganz analog dem Jod. Der große Kocher in Bern, der weit über 1000 Kröpfe exstirpirt und auch in diesem Kapitel Großes gearbeitet hat, mahnt auch zur Vorsicht. Jodkali anlangend, habe ich die bestimmte Erfahrung — zumal vom Bade Tölz, das Viele auf eigene Faust besuchen, — daß Alte dabei ganz auffallend leiden, Herzklopfen bekommen und marastisch werden! Ich habe wiederholt und seit Jahren mit gutem Erfolge strumösen Alten Passuggerwasser verordnet, ½—1 Jahr lang täglich eine Flasche der angenehmen Natron-Ulricusquelle, das pro Liter etwa ein Milligramm Jodnatrium enthält. Diese kleinen Gaben wirken noch und haben die üblen Nebenwirkungen nicht. Ich ließ auch schon diese kleinen Gaben in beliebigem Natronsäuerling nehmen. Ueberlege es Dir! Aber puncto Jod und puncto Tabletten: „Cave canem!“

Deine übrigen Berichte und die von Deiner Familie haben mich sehr interessirt und erfreut. Grüße mir Deine liebenswürdige und hochachtbare Frau, Deine Töchter und Deine Söhne! Carlmänndli ist jetzt Herr Inspector geworden und ich bin Carlmänndli-Knäblein, das mit Andacht seine schöne Abhandlung liest. — Am Meisten beneide ich den jungen Collegen Wilhelm Pirmin. Medicinische Chemie, das wäre mein Fall, wenn Gott mir die verlorenen Jahre wieder gäbe. Grüße mir den jungen Docenten! Die Nachrichten von Herrn Dittmar haben mir wohlgethan! Unter den Tausenden, die verloren gehen, begrüßen wir mit Rührung die, welche entronnen sind! Wenn Du den 14. Mai feierst dann sei Du ein bischen stolz! Die Vaccination verbessert und gestützt zu haben, ist ein Verdienst größer als es scheint, denn die Opposition hört nicht auf und die Dummen werden nicht alle, trotzdem seit Pasteur, Koch und Behring die Vaccination eine wissenschaftliche Unterlage gefunden hat. Die Welt ist viel unwissender als man meint. —

Ich meinerseits aber fühle meine Unwissenheit heftiger. Mein Gehirn ist kühles Siegellack, und nimmt neue Eindrücke nur undeutlich auf. Ich muß vom alten aufgewärmten Kohl leben, habe nur noch Audienzstunde, bin kurzathmig, fange an schwer-

hörig zu werden, führe aber ein sehr vergnügtes Leben in meinen „Ferien", auf meiner Bude, oder in Rorschach, Institut Wiget, bei meiner Tochter. Der Knabe derselben ist etwas länger als ich und besucht die Cantonsschule, tagsüber lebt er in meinem Famileli. Mama ist noch kleiner als früher, womöglich noch geschäftiger, arthritisch u. s. w., grüßt Euch alle herzlich! Mein Sohn ist in Milwaukee, Wis. N.-Amer., in guter Stellung und vergnügter Familienvater. Bänziger wird alt, führt aber noch seine Praxis und Spitalabtheilung; sein Sohn ist ein sehr angesehener Augenarzt in Zürich. . . . . Jäger gedeiht, sein Sohn ist Assistent bei Krönlein in Zürich. Jung gedeiht noch besser, ist ein treuer Freund und geriebener Parlamentarier; sein Sohn ist stud. med. in Basel. Daß der gute Rheiner gestorben mußt Du ja wissen. . . . . Henne's einer Sohn hat eine glänzende Praxis in Schaffhausen, der andere praktizirt in Wyl. . . . . Zehnder in Zürich liegt auf seinem Sterbebette. Kappeler hat mehrere Pavillons gebaut, einen großartigen Operations-Pavillon 2c. 2c. . . . . Er lebt und praktizirt als großer und gefeierter Mann in Constanz, muß aber sein Stadtspital aus dem Rohen aufarbeiten. . . . . Hasse lebt in Hannover, wo ich ihn 1890 besuchte; ich correspondire zuweilen mit dem lieben Alten, ebenso mit Engel, der in Wien ist, blind und einsam, aber geistig lebendig und trotzig. In Bern haben wir jetzt ein „schweizerisches Gesundheitsamt" mit einem tüchtigen Director, Dr. Schmid, und zwei Hülfsarbeitern. Es ist im Anfang. Zürich hat seinen Antivivisectionsschwindel überwunden. Gaule war wesentlich Schuld daran, da er in populären Vorträgen und vor Schullehrern Vivisectionen machte. Als altes Mitglied bin ich auch zum Heerbann aufgeboten worden. Ich schicke Dir mein Sprüchlein,[1] damit Du lachest — es sei das ja gesund. Pirminsberg und Wyl sind überfüllt. Die Directoren sind ganz gute Männer, berufstreu und liebenswürdig. Das schreckliche Bau-Deficit von Wyl ist Schuld der Regierung, die den hochfahrenden Architekten einfach gewähren

---

[1] Artikel in Nr. 348, Jahrgang 1895, der „Neuen Zürcher Zeitung." (Vivisection. Ein Wort an alle Gebildeten und Barmherzigen.)

ließ. Unsere Spitalberichte und Sanitätsberichte wirst Du erhalten haben. Wir haben guten Willen und — kleine Erfolge.

Nun, Gott befohlen! Herzliche Grüße von Haus zu Haus!

Dein alter Sonderegger.

NS. Hast Du mir im Oktober einen so schönen Nekrolog in die „Tante Voß" geschrieben?

An Frau Dr. Zehnder, Zürich.

110. St. Gallen, den 7. Juni 1886.

Verehrte Frau Doctor!

Noch vor wenigen Tagen gaben Sie mir Berichte von dem Wohlbefinden Ihres greisen Vaters und heute schon muß ich Ihnen zu seinem Hinschiede condoliren. Ich thue es von ganzem Herzen und reiche Ihnen im Geiste die Hand, und wünsche, daß der Segen eines guten Vaters über Ihnen walte!

Verschmähen Sie auch den Trost nicht, daß Sie ihm Ihre kindliche Liebe redlich bewiesen und seine alten Tage nach besten Kräften versüßt haben! Wir sind nun alle in die vorderste Reihe der Auswanderer gerückt, hinter uns blühen neue Generationen, und über allen leuchtet die ewige versöhnende Liebe, welche das Leben und das Scheiden erträglich macht. Gott gebe Ihnen Trost und Kraft des Leibes und der Seele!

Grüßen Sie mir Ihren lieben Herrn Doctor und alle die Ihrigen und genehmigen Sie mit meiner warmen Theilnahme auch die Versicherung meiner steten freundschaftlichen Hochachtung und Ergebenheit! Ihr Dr. Sonderegger.

An Frau Prof. Escher-Behnder. (Nr. 111—114.)

111. St. Gallen, den 17. April 1896.

Hochgeehrte Frau Professor!

Ihre Mittheilungen vom 14. haben mich gerührt, weil Sie überhaupt meiner gedachten und an meine Theilnahme glaubten, und haben mich in Sorge gesetzt, weil ich keine ehrliche Antwort fand außer dem Wunsche, daß der arme Dulder bald erlöst sein möchte. Während ich schrieb, erhielt ich durch die Tagespresse die Todesnachricht — die mich doch erschütterte, so sehr sie vorauszusehen und zu erhoffen war. Mit Ihrem Vater steigt einer der intelligentesten, rechtschaffensten und berufstreuesten Männer zu Grabe. Er war ein wesentlicher und guter Theil auch meines Lebens. Als Student und als Praktiker, als Arzt und als Bürger habe ich mich so oft seines Rathes und seines Vorbildes erfreut. Er war durch lange und wichtige Zeiten eine Charaktergestalt der Stadt Zürich, und ist nicht umsonst ihr Ehrenbürger geworden. Seine lange Leidenszeit war auch mir sehr schwer, der ich ja doch so ferne stand und nichts zur Erleichterung thun konnte. Sie aber, hochgeehrte Frau! haben Ihre Aufgabe vollständig und würdig gelöst. Möge der guten und getreuen Tochter in langen glücklichen Jahren vergolten werden, was sie an ihren Eltern gethan! In diesen schweren Tagen steht auch die Erinnerung an die liebe Mutter tröstend und segnend im Kreise der Familie, die nun mit ihrer Vergangenheit abgeschlossen hat, und selber ihre jungen Kämpfer in die Welt hinaussenden wird. Gott gebe Glück den Arbeitenden und Trost den Trauernden!

Ich danke Ihnen nochmals für Ihre freundlichen Berichte, bezeuge Ihnen und den Ihrigen, Ihrem Herrn Gemahl und Ihren Herrn Brüdern, meine warme herzliche Theilnahme und grüße Sie in steter Hochachtung und Ergebenheit!

Ihr Dr. Sonderegger.

112. St. Gallen, den 20. April 1896.

Hochgeehrte Frau Professor!

Sie haben mir in so verdankenswerther und freundschaftlicher Weise während der langen Leidensgeschichte Ihres lieben Vaters Berichte gegeben, daß ich es heute wage, Ihre Geduld noch weiter in Anspruch zu nehmen und Sie zu bitten, mir so bald wie möglich die mitfolgenden Fragen zu beantworten, damit ich sie zu einem kleinen Nekrologe verwende, der im Corr.-Blatt für Schweizerärzte erscheinen soll. Ich habe Lotz darum angesprochen, weil er besser schreibt als ich. Er lehnt es ab — ungern, aber weil er den verstorbenen Freund weniger lang gekannt habe als ich. An gutem Willen fehlt es mir wahrlich nicht; aber ob ich dem Verstorbenen gerecht werde, ihn auch nicht durch mein Lob verletze? Geben Sie mir die Data, und ich will versuchen, wenigstens meine Schuldigkeit zu thun. Ich thäte lieber mehr.

Ihnen und den Ihrigen meine freundschaftlichen und hochachtungsvollen Grüße! Ihr Dr. Sonderegger.

113. St. Gallen, den 7. Mai 1896.

Hochgeehrte Frau!

Hiemit übersende ich Ihnen die mir anvertrauten Notizen Ihres lieben Vaters. Ich habe sie benützt so gut als möglich; sie geben nur über kleine Abschnitte des inhaltreichen Lebens Auskunft; meine persönlichen Erinnerungen reichten weiter.

Leider war es bei der Buchdruckerei nicht mehr möglich, den Nekrolog auf 1. Mai zu bringen; er kommt auf den 15. und ich werde nicht ermangeln, Ihnen denselben zuzusenden. Möchte ich die mir so hochachtbaren Kinder meines Freundes in keiner Weise beleidigt haben! Mein Wille war sehr gut, aber meine Kraft entspricht ihm nicht. Nehmen Sie es freundlich auf, so gut als ich es geben kann! Sie haben eine lange Leidenszeit hinter sich, Strapazen und Kummer; mögen Sie sich gut erholen und in Ihrem Familienkreise Trost und Muth finden!

In steter Hochachtung und freundschaftlicher Anhänglichkeit Ihr ergebener Dr. Sonderegger.

114. St. Gallen, den 17. Mai 1896.

Hochgeehrte Frau!

Herzlichen Dank für die lieben Bilder! Ich werde sie in Ehren halten und oft anschauen, so lebendig auch die Erinnerung vor meiner Seele steht. Das Bild der guten Mutter besaß ich noch gar nicht, und ebenso wenig einen „alten Zehnder". Daß Sie und die Ihrigen meinen kleinen Nekrolog gütig aufgenommen, gereicht mir zur großen Beruhigung. Ich achtete den Verstorbenen viel zu hoch, um ihm eine triviale Lobrede zu halten, und benutzte geflissentlich auch den Schlagschatten, den kraftvolle Gestalten immer werfen.

Auch für die freundlichen Berichte über Ihre Familie herzlichen Dank! Sie haben mich in hohem Maaße interessirt, und ich weiß ja aus eigener Erfahrung, daß das Glück der Eltern ganz vom Schicksale ihrer Kinder abhängig ist. Ihr Morgen verspricht einen sehr schönen Tag; Gott gebe ihn! Nebenbei hat es mich überrascht, wie Sie, „vor so kurzer Zeit" noch Fräulein Agnes Zehnder, jetzt schon von Ihren jungen Männern sprechen, den sogenannten „Kindern" der jungen Frau Professor. So eilt das Leben, mit beschleunigter Geschwindigkeit, wie ein fallender Stein!

Wenn ich alter und nicht mehr reisefähiger Mensch einmal die ferne Großstadt Zürich besuchen kann, werde ich mir gerne erlauben, Sie und die Ihrigen persönlich zu grüßen.

In steter freundschaftlicher Hochachtung, Ihr ergebener

Dr. Sonderegger.

An Herrn Prof. Hagenbach-Burckhardt, Basel.

115. St. Gallen, den 29. Dec. 1885.

Verehrter Herr Professor!

Spät erst, aber nach sorgfältiger Lectüre und deshalb mit warmer Ueberzeugung komme ich hiemit, Ihnen zu danken für die liebenswürdige Zusendung Ihrer vortrefflichen Arbeit über Spitalinfectionen. Das Wissen schärft das Gewissen und die

Naturwiſſenſchaft iſt von viel höherer ethiſcher Bedeutung, als ſie gewöhnlich dafür angeſehen wird.

Mögen Sie geſund und rüſtig und mit Ihren bisherigen großen Erfolgen im neuen Jahre weiter arbeiten! Meine herzlichen Wünſche dem akademiſchen Lehrer und dem Arzte, und meine hochachtungsvollen Grüße dem lieben Collegen!

Ihr Dr. Sonderegger.

An Herrn Dr. Killias, Taraſp.

116. St. Gallen, den 26. Aug. 1889.

Verehrter Herr Collega!

Empfangen Sie vor allem meinen herzlichen Dank für die liebenswürdige Zuſendung Ihrer Flora! Es iſt bald an der Zeit. Ich beneide Sie um Ihre Botanik, die, ein richtiger Lorbeer, immer grün und ausdauernd iſt. Die meinige iſt leider ganz verdorrt.

Noch weit mehr danke ich Ihnen für die ſehr unverdiente Ehre der Einladung zu Ihrer Aerzteverſammlung. Ich bin leider jetzt nicht reiſefähig und muß im ſtillen theilnehmen, aber ich thue es auch in aufrichtiger Hochachtung vor meinen Bündtner Collegen, die zu den wiſſenſchaftlich tüchtigſten und zu den tapferſten unſeres Vaterlandes gehören. Ich kenne die Schwierigkeiten einer ärztlichen Praxis mit geographiſchen und ſocialen Hinderniſſen und verehre die Männer, welche ſie ſo treu und ſo liebenswürdig zu üben verſtehen. Grüßen Sie mir unſere hochachtbaren Collegen in Bündten!

Dem Koch im Kurhaus Taraſp ein Pereat! Ich bin als Schweizer ganz unglücklich, wenn ich die Deutſchen, und Andere, ſo ſchwer ſchimpfen höre. Man kann's ja in Vulpera, in Schuls, in St. Moritz auch machen; nur in Nairs nicht! „Tua res agitur, vicini cum paries ardet.“ Das ſei meine Entſchuldigung für die ſehr ehrliche Unhöflichkeit.

In freundſchaftlicher Hochachtung Ihr alter

Dr. Sonderegger.

Der ärztliche Berater an eine Familie X.
(Nr. 117—127.)

117. Altstätten, den 12. Aug. 1871.

Verehrter Herr Pfarrer!

Herzlichen Dank für die gütigen Berichte, welche Sie und Ihre Frau uns geschickt. Sie täuschen sich nicht, wenn Sie uns zumuthen, daß wir uns sehr für Sie interessiren und daß wir Sie in freundschaftlichem Andenken bewahren. Unsere Photographien wollen wir sehr gerne gegen die Ihrigen umtauschen, müssen aber noch um Geduld bitten, bis wir „schöne" Exemplare haben. Daß Sie ein Honorar mitgeschickt war unnöthig und kommt von der leidigen Gewohnheit der Herrn Theologen, jeden Mediciner für einen Materialisten anzuschauen. Ich danke bestens für die Güte, mit welcher Sie meine Weisheit taxirt. Gebe Gott, daß ich Ihnen keine schlechten Räthe gegeben habe, und es wird jedenfalls sehr zu meiner Beruhigung dienen, wenn ich ab und zu Berichte von Ihnen erhalte; insbesondere weiß ich nicht zum Voraus, ob wir bei Ihrer ehrenwerthen Frau bei kurzen Bädern bleiben können oder zu Abreibungen und dergl. übergehen müssen. Ihre Diät anlangend müssen wir unsern Plan möglichst rein ausführen. Ich halte die Thatsache der „Verschleimung" für richtig, die Auslegung derselben für Theorie und alte Hypothese und vollends die Behandlung mit Mineralwasser, — mein verehrtes Tarasp nicht ausgenommen — für schädlich. Richtige Diät, Hautkultur und Bewegung werden Sie aus dem Zauberkreise von Verschleimung und Diarrhoe hinausbringen. Größere oder andauernde Diarrhoe allerdings ist sofort medicamentös zu behandeln.

Ihrer Frau und Ihnen meine herzlichsten Wünsche für gute Genesung und meine freundschaftlichen und hochachtungsvollen Grüße! Ihr Dr. Sonderegger.

118. Den 7. Sept. 1871.

Verehrte Frau Pfarrer!

Genehmigen Sie von meiner Frau und mir den herzlichsten Dank für Ihre freundlichen Berichte. Der Gedanke ist uns sehr angenehm, daß wir auch ohne allen ärztlichen Anlaß im Verhältnisse freundschaftlicher Theilnahme und aufrichtiger Hochachtung zu Ihnen und Ihrem Hause verbleiben dürfen. Möge uns wieder einmal ein freundlicher Weg zusammenführen, wie „unter den Palmen" von Lindau!

Unsern lieben Herrn Pfarrer lassen wir einstweilen nach seiner „Ordensregel" fortleben und ich will gerne jederzeit gewärtigen, wie es ihm dabei geht. Ihre Verhältnisse anlangend habe ich Sie, nach meiner Ueberzeugung, nicht ohne Grund getröstet und hoffe ich, allmälig von merklicher Besserung zu hören. Ich bin so frei, Ihnen ein kurzes Fragenschema für folgende Berichte zu geben und bitte Sie heute, mit allen gegebenen Vorschriften in gewohnter Treue fortzufahren. Insbesondere scheint mir die vermehrte Schleimabsonderung nicht Folge der Bäder zu sein; kurzdauernd müssen diese immerhin bleiben. Für den nach Umfang und Inhalt guten Schlaf danken wir Gott; es gibt kein besseres Nervenstärkungsmittel, als einen guten, nicht erzwungenen Schlaf.

Schließlich muß ich Ihnen auch noch ein kleines Recept präsentiren. Es scheint mir des Versuches werth, Sie täglich 2 kleine Gaben Chinin nehmen zu lassen und zwar für einige Wochen . . . . Sie würden also das Recept zurücknehmen und repetiren lassen.

Die gewünschten Broschürchen kommen gelegentlich. Die Grobheiten darin sind Berechnung: Druck auf den mephistophelischen passiven Widerstand des Regierungsrathes und einzelner weniger — Aerzte.

Mit herzlicher Hochachtung und freundschaftlichen Grüßen an Sie und die Ihrigen! Dr. Sonderegger.

119. Altstätten, den 4. Decbr. 1871.

Verehrte Frau Pfarrer!

Haben Sie Nachsicht mit meiner Saumseligkeit! Es ging nicht anders. Zu allererst drücke ich Ihnen mein tiefes Bedauern aus, daß „Ihre Flucht im Winter" stattfindet und ich bitte Sie, insbesondere fürzusorgen, daß die Betten, ehe sie im neuen Logis bezogen werden, exakt durchwärmt und die Zimmer gut geheizt seien. Halten Sie die Hausfrau in gehörigen Schranken und lassen Sie Ihre Dienstmänner alles Mögliche thun!

Ihre gesundheitlichen Berichte wären mir in hohem Grade beunruhigend, wenn Sie nicht schon seit vielen Jahren dieselben Beschwerden hätten; aber eine Entzündung der Gehirnhäute, eine Fremdbildung oder Erweichung, und wie die ernsten Gedanken und Erinnerungen heißen mögen, hätte längst einen andern Verlauf genommen und während die Dauer Ihrer Leiden einerseits sehr lästig ist, hat sie anderseits etwas Beruhigendes und ich hoffe, wenn ich Ihre Zustände mit andern ähnlichen vergleiche, es brechen für Sie auch wieder gute und gesunde Zeiten an. Ich erlaube mir, Ihnen hiemit ein Medicament zu verordnen, welches die Wirkung der vorgeschriebenen Diät unterstützen kann und welches ich Sie bitte, etwa 2 Monate zu nehmen, wenn Sie nicht unterdessen Anderes berichten und mich zur Abänderung veranlassen.

Diät bleibt gleich. Bei dem kalten Wetter möchte es gerathen sein, statt der verordneten Bäder alle 10—14 Tage eine laue Abwaschung (etwa 25° R.) Abends am warmen Ofen, mit nachheriger Flucht ins Bett, vorzunehmen. Die Abtrocknung geschehe mit einem gut durchwärmten leinenen, etwas groben, d. h. milde frottirenden Tuche.

Vor allem kommt es darauf an, daß Ihr Leben sich so regelmäßig und ruhig abwickelt als möglich und daß Sie täglich Ihren Ausgang ins Freie machen.

Hätten Sie Catarrh, dann bleiben Sie schön daheim und trinken Selterserwasser mit Milch, bis er abgewickelt ist. Ganz besonders bitte ich Sie, verehrter Herr Pfarrer, Ihren Catarrhen Sorge zu tragen und einem frischen Husten zu liebe eher einmal

8 Tage alle Functionen einzustellen, als längeres Invalidenthum zu riskiren. Sie werden von verschleppten oder vernachläßigten Catarrhen nicht tuberculös, aber asthmatisch und müssen deshalb so sorgfältig sein, als wären Sie der Hektik verdächtig. Jeder große Brustcatarrh läßt bei solchen Corpulenten einen Passivsaldo von Kurzathmigkeit zurück. Für nächsten Sommer würde ich die Frage für sehr beherzigenswerth halten, ob Sie nicht einmal kunstgerecht aber mäßig die Wasserkur (z. B. in Mammern) gebrauchen sollen, um in ein richtiges Geleise zu kommen. Ihren zahmen Banting setzen Sie unterdessen fort.

Statt der „Antisudine“ gebe ich Ihnen die — bekannte — Formel zum Mittel, welches Sie nach Bedürfniß mögen machen lassen.

Ihnen und den lieben Ihrigen meine herzlichen und hochachtungsvollen Grüße. Ich gewärtige jederzeit mit größtem Interesse Ihre Berichte! Ihr Dr. Sonderegger.

120. Den 12. Jan. 1872.

Verehrte Frau Pfarrer!

Gott sei Dank, daß der schwere und tiefgreifende Sturm in Ihrem Hause vorüber ist! Meine Frau und ich — wir haben herzlichen Antheil genommen und freuen uns jetzt mit Ihnen der bessern Zeiten. Man kann sich von Lungen- und Rippenfellentzündungen vollständig erholen und hoffentlich wird Ihr hochachtbarer Herr Pfarrer auch zu der glücklichen Regel gehören.

Vorsicht im Ausgehen und Sorge gegen Erkältung ist dringend nöthig. Die alte Bitte, Catarrhe und Husten stets genau zu bewachen, wiederhole ich hier; übrigens wird Herr Pfarrer sein früheres Regimen erst nach gänzlicher Genesung wieder aufnehmen. — Sie selber, verehrte Frau Pfarrer, haben gut gethan, bis zu Ablauf des Catarrhs gar nichts einzunehmen; nachher möchte ich Ihnen Ihre Tröpfchen zum Gebrauche für längere Zeit empfehlen, ebenso fleißige kurze Ausgänge, — aber nicht bei „Nordost“, sonst kommen Sie auch noch aufs Krankenlager. Im Uebrigen bestätige ich früher Gesagtes und hoffe auch für Sie auf bessere Zeiten.

Wenn nur der fatale Umzug nicht wäre!

Wenn wieder durch W . . . . reisend, werde ich bei Ihnen zusprechen. Gott befohlen! Gute Gesundheit und Seelenruhe zum angetretenen Jahre! Die lieben Meinigen grüßen Sie mit mir in herzlicher und hochachtungsvoller Weise! „Sie", das heißt selbstverständlich Herrn und Frau Pfarrer und die liebe Kleine im „bunten Rocke". Ihr Dr. Sonderegger.

Große Abbitte für Verspätung, aber — „non possumus!"

121. Den 7. April 1872.

Verehrter Herr Pfarrer!

Gott sei Dank, daß wir wieder so weit sind! Ich habe mit herzlichem Antheil Ihre Leidensgeschichte erfahren und für Ihre arme Frau noch mehr Sorge gehabt als für Sie, weil so oft das Ueberleben schwieriger ist, als das Sterben. — Nach Allem was Sie durchgemacht, würde ich nächsten Sommer keine Wassercur unternehmen, aber: mit Erlaubniß Ihres Arztes, dem Sie davon sagen müssen! alle Abende vor Schlafengehen, im Sommer alle Morgen (statt Abends) eine kurze (d. h. 1/4—1/2 Minute dauernde) Abwaschung mit dem feuchten Schwamm machen, welcher in Wasser von 22—20° R. getaucht und ausgedrückt ist. Die Waschung der Füße mit Tanninlösung würde ich bald beginnen; das hat keine Gefährde und es ist besser Sie lassen die Fußschweiße nicht allzusehr einreißen.

Ziehen Sie getrost nach Obersdorf und werden Sie Ihrem zahmen Banting nicht untreu. Und Ihre Frau? Die arme Seele hat die alte Erfahrung bestätigt, daß ein bekümmertes Herz die allerschlimmste Krankheit ist: das macht Husten. Jetzt ist keine Rede von jenem verschriebenen Eisenmittel und ich möchte empfehlen, daß Frau Pfarrer alle . . . . paar Stund ein Glas Milch trinke, Kuh oder Ziege, frisch oder gekocht, mit Salz oder Zucker, nach Belieben, aber planmäßig Milch und soviel als eben angeht. Dazu bitte ich, in allerlei Form, in Suppen, in Milch, direkt mit Salz oder Zucker, jeden Tag 4 Eidotter zu verzehren, (4, wenn es angeht auch 5—6). Es handelt sich darum, der Abmagerung, welche an sich Gefahr bringen könnte, möglichst Einhalt zu thun, und Eigelb leistet mehr als Leberthran und Butter ꝛc. Nebenbei

bitte ich den Churchhill'schen Sirup mit Hypophosphate de Chaux fleißig fortzusetzen und in der neuen Wohnung fürzusorgen, daß Sie in durchsonnten Räumen leben, besonders auch ausgesonnte Schlafzimmer haben.

Meine Frau und ich, wir hoffen auf Ihrer Beider gute Genesung und auf Ihr Wohlergehen und interessiren uns in hohem Grade für Ihre Berichte. Wir sind leidlich wohl und nicht insultirt (ausgenommen mein Betreffniß an einem Drohbriefe gegen „fremde Zottli" d. h. Niedergelassene), im Gegentheil mehr geschmeichelt als mir lieb ist, denn ich habe doch ganz kleine Wanderplane. Mein harmloser Nachbar, der alte Prof. V . . ., Mathematiker, Deïst und sehr anti-römischer Litterat, wurde allerdings als Ketzer und Ungläubiger sehr insultirt (aber von einem Einzelnen) und zieht jetzt nach St. Gallen. Die Dogmatik ist der Bürgerkrieg, das Christenthum ist der Friede: ersteres fühlen wir, letzteres glauben wir hier täglich.

Mit herzlichen Wünschen und hochachtungsvollsten Grüßen

Ihr Dr. Sonderegger.

122. St. Gallen, den 23. Juni 1873.

Verehrte Frau Pfarrer!

Endlich komme ich zum Schreiben; Unwohlsein und dringende Berufsgeschäfte haben mich bisher absolut verhindert. Ich wünsche Ihrem lieben Herrn Pfarrer gute Cur und möchte ihn, wenn sein Arzt beistimmt, ermahnen, sein Mineralwasser anfangs zu erwärmen, um Kohlensäure auszutreiben und Eingenommenheit des Kopfes zu verhüten.

Ich kann mir körperliche und berufliche Gründe zur Niedergeschlagenheit — aus eigener Erfahrung — wohl denken und begreifen und kenne kein anderes Mittel als geduldige Beharrlichkeit, da nach Gottes Weltordnung den schlimmen Tagen auch wieder gute folgen müssen. — Sollen Sie Herrn Pfarrer begleiten? Wenn ich als Arzt Traurige zu trösten versuche, so mache ich gerne zuweilen Pausen, um mich nicht allzurasch abzunutzen. Dieses Sich-verbrauchen droht Ihnen weniger als mir, aber dennoch ist möglich, daß nach einer Trennung von wenigen

Wochen dieselbe Theilnahme und Aufmunterung wieder kräftiger einwirkt als zuvor. Oft auch erleben wir, daß der nothgedrungene Aufenthalt in fremder Umgebung erfrischend wirkt — wie alle Noth es thut. Insoweit würde ich, im Interesse des Herrn Pfarrer, es für fraglich halten, ob Ihre Begleitung oder Ihr zeitweises Wegbleiben besser sei? Es setzt Ihre ganze Güte voraus, wenn Sie mich nicht mißverstehen und nicht gekränkt sein sollen. Das thäte mir freilich sehr leid.

Ihnen selber wird das heiße Cannstatt sehr wenig nützen und vielleicht Herrn Pfarrer zur eigenen Bürde die Last hinzufügen, Sie matt statt munter werden zu sehn. Sie können bei schlechtem Wetter in Cannstatt bleiben, bei gutem bin ich für Königsfeld.

Während Ihrer Ferien, ob in Cannstatt oder Königsfeld, nehmen Sie am besten gar nichts ein. In Cannstatt könnten Sie alle 1—2 Tage ein Bad von 25° R 10—15 Minuten, versuchen, bei subjectiv gutem Befinden fortsetzen, bei Unbehagen aussetzen. In Königsfeld trinken Sie Milch, insofern sie Ihnen gut bekommt. Wären Sie dort aber in Sorge und Angst, dann ziehe ich meinen Vorschlag, wenn auch ungern, zurück. — Lassen Sie sich durch meine Saumseligkeit nicht entmuthigen. Ich will künftig viel prompter antworten.

Mit herzlicher Hochachtung grüßend Ihr ergebener

Dr. Sonderegger.

123. Den 1. Sept. 1873.

Verehrte Frau Pfarrer!

Es ist sehr lieb, daß Sie mir so einläßlich geschrieben und ich freue mich Ihrer Berichte im Ganzen. Einen Wunsch möchte ich Ihnen ans Herz legen: Weniger Besuche empfangen, — viel weniger! und wenig mitmachen. Die stille „Einkehr in uns selber", ein regelmäßig sich abwickelndes Leben ist sehr gesund. Wir arme Kinder unserer Zeit gehen an Dauerläufen und Hetzparthien zu Grunde und könnten viel mehr leisten wenn wir viel weniger thäten. Mein Haus empfängt leider zu wenige Leute, sonst aber bin ich, vielgeschäftig, wie der bekannte Mann in der Hölle, der

seinen Brüdern, auch Schwestern! rathen möchte, es anders zu machen als er. Die Hetze zerrüttet unsere Nerven.

Nebenbei trinken Sie Bier, essen Sie nach Können und Verdauen und gehen Sie fleißig aus. Sowie es kühler wird nehmen Sie mitfolgend verschriebene Blaud'sche Pillen für längere Zeit.

Frau und Sohn husten in Fideris, ich in St. Gallen, und grüße Sie in herzlicher Hochachtung, ebenso Herrn Pfarrer! Ihr ergebener Dr. Sonderegger.

124. Den 14. December 1875.

Verehrte Frau Pfarrer!

Sie sehen ich kann auch zaudern, nicht nur Ihr lieber Herr Gemahl! Meine späte Antwort ist aber wenigstens getragen von einem Gefühle der Befriedigung und von Hoffnungen für Ihre Zukunft. Der ganze Gang Ihres Leidens charakterisirt dieses stets mehr als nervös und rechtfertigt die negativen Untersuchungsergebnisse am Kopf, am Rücken und am beweglichen Herzen. Nehmen Sie es nicht für eine Grille, wenn ich Ihnen den unscheinbaren Rath gebe, täglich auszugehen, zumal bei jetzigem trocken kaltem Wetter. Nervöse sind Luft-Gourmands und können nicht genug reine Luft haben. Was Besuche und eine edle Vielgeschäftigkeit aufregen und schwächen, das beruhigt und stärkt eine mäßige Bewegung im Freien, — aber keine schnelle zur Eisenbahn und keine lange Heldenfahrt! Kurz und beharrlich muß Ihr Spazierengehen sein.

Medicamente gebe ich Ihnen einstweilen gar nicht, empfehle aber große Sorgfalt für eine reichliche, gemischte und kräftige Ernährung.

Hoffentlich wiederholen Sie die Bade- und Luftcur im Engadin noch mehrmals. Daß Sie keinen Säuerling ertragen, ist eine Mahnung, auch keinen Siphon noch Selterserwasser zu trinken. — Ob ich Ihnen nicht das Herz schwer gemacht mit meiner Zustimmung zur Orientreise Ihres lieben Herrn Pfarrers? Gesundheitlich wird das Unternehmen gut thun und sogenannte „zufällige" Gefahren sind nicht reichlicher zu erwarten, als bei

jeder andern Reise. Ich muthe Ihnen in diesem Punkt eine gute Dosis christlicher Seelenruhe zu.

Schreiben Sie mir wieder, sobald Ihre Leiden ein Briefcouvert werth sind und seien Sie meiner aufrichtigen Theilnahme stets versichert. — Die rheumatische „Kleine" soll sich früh und Abends trocken abreiben, aber tüchtig, bis sie warm wird, etwa ein bis zwei Minuten lang, lieber im gewärmten als im kalten Zimmer. Meine liebe Frau macht sich das Vergnügen, Ihnen selber zu schreiben und will es nicht auf meine „Geschäfts-Correspondenz" ankommen lassen.

Seien Sie herzlich und in steter Hochachtung gegrüßt! Glückliche Feiertage!

Ihr ergebener Dr. Sonderegger.

125. St. Gallen, den 2. Juni 1898.

Verehrte Frau Pfarrer!

Herzlichen Dank für Ihre freundlichen, mein ärztliches Gewissen beruhigenden Zeilen!

Ich hoffe auf Ihre allmälige Befreiung von Ihren schlimmsten Drangsalen, völlige Freiheit von allen Schwächen und Beschwerden werden Sie noch längere Zeit nicht erreichen. Vor Allem rathe ich Ihnen Ruhe, Ihnen der Cur- und Gasthaushalterin von Gebensdorf und Ihnen, der lieben und begeisterten Frau Winkelried, die sich in alle Speere stürzt, ohne damit „der Freiheit eine Gasse" zu machen! Mißverstehen Sie mich nicht, wenn ich an Ihnen tadle, was ich selber auch schon gethan, und glauben Sie nicht, daß ich Ihre Gesinnung und Ihre Arbeit gering anschlage: aber viele Gemeinnützigkeit ist jetzt nicht zulässig für Sie und ich bitte Sie, daß Sie bis auf weitere „Erlaubniß" recht egoistisch philisterhaft und kühl nur für sich selber sorgen möchten. Sie haben einen gewissen gleichmäßigen und ruhigen Ablauf Ihrer Tage nöthig, wenn Sie nicht krank und arbeitsunfähig werden sollen. Ich rechne auf Ihre Verzeihung für meine Hartherzigkeit und auf Ihre liebenswürdige Observanz meiner Vorschriften, deren Handhabung im gegebenen Falle Ihr Herr Gemahl Ihnen erläutern und erleichtern wird. Sie thun gut,

das letzt verordnete Mittel noch etwa zwei mal repetiren zu lassen und sich so einzurichten, daß Sie im September, wenn die Moskito's verstummt haben, nochmals Baden besuchen. So könnten Sie dann im Sommer schön zu Hause bleiben und nach Pfingsten mit Ihrer wiedergewonnenen Tochter eine hübsche Fahrt machen. So sicher Herr Pfarrer Regen erwartet, gerade so sicher prophezeie ich Sonnenschein und wir wissen Beide gleich — viel!

Mit Ihnen aber, mein lieber Herr Pfarrer, bin ich zufrieden, wenn Sie sich allmorgentlich mit dem feuchten Schwamme abreiben und ich verlange überhaupt nicht mehr, halte Begießungen sogar für sehr unnütz für Sie.

Nehmen Sie den Sommer über wieder 4—5 Wochen täglich 1 Theelöffel Carlsbadersalz in warmem Wasser, oder, wenn der Versuch es als besser herausstellte, ein kleines Fläschchen Tarasper Salzwasser (Lucius). Alles ohne abführende Wirkungen.

Zu Ihrem Entschlusse aber meine herzlichen Segenswünsche! Ich hoffe und glaube, daß Ihnen die Rückkehr in städtische Verhältnisse gut thut, und daß Sie dabei den „Königsberger Corporalstock" freiwillig auf sich einhauen lassen, ist schön und ist gesund.

Seien Sie mir herzlich und in steter Freundschaft gegrüßt!

Ihr Dr. Sonderegger.

Viele Grüße auch von meiner Frau!

126. St. Gallen, den 16. Januar 1879.

Verehrte Frau Pfarrer!

Vor Allem die herzlichste Erwiderung Ihrer freundlichen und treuen Wünsche für die noch übrigen 23/24 dieses Jahres. Es ist wahrlich noch genug übrig, Menschenherzen mit Glück und mit Unglück zu füllen; Gott gebe, daß Sie mit Frieden erfüllt seien, dann geht alles Andere. Wenn ich Ihnen Glück und Segen wünsche, so ist selbstverständlich Ihr lieber Herr Gemahl ebenso damit gemeint und ich freue mich sehr, daß er wieder seinen specifischen heimatlichen Boden unter den Füßen hat und dadurch erstarkt. So reich angelegt und ausgestattet Ihr Herr Pfarrer auch ist, so wenig ist er Cosmopolit. Gerade die tiefwurzelnden Bäume sind schwer zu versetzen und es hat auch jede Seele wie

jede Pflanze eine Zone, in welcher allein sie zur vollen Entwicklung kommt. Dieses Klima ist ganz gewiß Basel wie es leibt und lebt, für Herrn Pfarrer, — aber weniger für Sie, die Sie sich eine künstliche Atmosphäre von Landluft, von Ruhe und Regelmäßigkeit erst anschaffen müssen. Lassen Sie sich nicht in die Wirbel alles Guten und Schönen hineinziehen, sondern beschränken Sie Ihre Aufgaben und pflegen Sie Ihr Leben so sorgfältig, als wäre es das Leben Ihres Kindes oder Ihres Gemahles!

Nähren Sie sich sorgfältig und reichlich! Gehen Sie täglich einen Weg ins Freie! Nehmen Sie Carlsbadersalz nie als Abführmittel, aber wenn nöthig um Ihre Verdauung zu verbessern und endlich — gebrauchen Sie einige Wochen die mitfolgend verschriebenen Pillen, welche Sie kurz vor dem Essen nehmen und von welchen Sie keinerlei rasche Wirkung, wohl aber langsames Abnehmen der Kreuz- und Rückenschmerzen verspüren sollten. — Es wird mir sehr angenehm sein, gelegentlich wieder Ihre Berichte zu haben; auch rathe ich Ihnen, einmal zu versuchen, ob ich mich nicht auch ohne ein reichliches Honorar für Sie interessire!

Mit herzlichen Wünschen und hochachtungsvollen Grüßen an Sie, an Herrn Pfarrer und an Fräulein H . . .

Ihr Dr. Sonderegger.

127. St. Gallen, den 20. Juni 1879.

Verehrte Frau Pfarrer!

Längere Abwesenheit hat mir alle Correspondenz unterbrochen und ich bitte um Ihre Nachsicht. — Den Rhabarberwein gibt Ihnen der Apotheker auch ohne Recept, da er ein sehr unschuldiges Mittel ist; ich lege Recept bei und bitte um längeren Gebrauch des Mittels. — Ihr früher Bezug der neugebauten? Wohnung macht mich staunen. Ist auch Alles trocken? Jedenfalls lüften Sie ganz consequent und stark und stellen Sie Ihre Betten nur mit der Stirn, nicht mit der Langseite an die Wand.

Beim Umzuge ist's wohl Ihre Pflicht, sich auf die intellectuelle Arbeit zu beschränken und alles Weitere robusteren Händen zu überlassen. Daß Sie weniger gemeinnützig sein können als Sie möchten, darf Sie nicht so sehr kränken. Das Vaterland

und die Kirche fangen bei der Familie an und da lassen Sie Ihre klare und redliche Seele getreulich walten. Neben der Thätigkeit im nächsten Berufskreise ist viele sogenannte Gemeinnützigkeit nur Schwindel, im besten Falle Selbsttäuschung. Bleiben Sie gelassen und geduldig und Sie werden schließlich mehr erreichen, als Ihre Bescheidenheit jetzt träumt.

Mit Brestenberg bin ich sehr einverstanden. Auf den September läßt sich noch manches machen, z. B. Tarasperwasser zu trinken in Churwalden oder in Ragaz, wo allerdings Ihr lieber Herr Gemahl nicht baden soll. Kurz, der September ist noch immer der tolerantere und edlere, als der vielbesungene Mai.

Daß Hagenbach Ihr Arzt ist, freut mich herzlich. Er ist an Wissen und Können und Gesinnung ein musterhafter College und ärztlicher Lehrer.

Lassen Sie sich nochmals sagen, verehrte Frau, daß mich Alles in hohem Grade interessirt, was Sie oder die lieben Ihrigen angeht, und daß ich das menschliche und ärztliche Amt, mir klagen zu lassen und mit Theilnahme zuzuhören, als die beste Seite meines Lebens ansehe. Was haben wir armen Menschen mehr als unsern guten Willen!

In herzlicher Hochachtung Sie und Ihr Haus grüßend

Ihr ergebener Dr. Sonderegger.

An Herrn Dr. Schelling in Berneck. (Nr. 128a—129.)

128a. St. Gallen, den 1. Aug. 1887.

Verehrter Herr Collega!

Sie erhalten hier einen „Schreibebrief", den Sie dem Kranken vorlegen können. Ich theile allerdings Ihre Sorge. Wir müssen uns eben als anständige Soldaten wehren, so gut und so lange wir es können, und den Muth des geplagten Mannes aufrecht erhalten. Ihr Dr. S.

128b.

Verehrter Herr Collega!

Als Sie den 18. Juli die Güte gehabt, mir über das Befinden des Herrn C. R. S. zu berichten, schien es mir am richtigsten, den von Ihnen und mir eingeschlagenen Curplan weiter zu verfolgen. Ihr heute eingegangener Bericht ist so, wie er zu erwarten gewesen: es geht nicht eben schlecht, aber wir sind noch nicht am Ziele. Da unsere Ansichten über die Krankheit gänzlich übereinstimmen, werden wir uns auch über die fernere Behandlung leicht vereinbaren. Angesichts der mechanischen Störung an der Bicuspidalklappe werden wir den Patienten täglich etwa 12—16 Stunden ruhig liegen lassen, bis der Puls seine Kraft und Ruhe wieder gewinnt.

Sowie die tägliche Urinausscheidung unter 1 Liter herabgeht, würde ich ein Inf. herb. digit., nicht durch Aufkochen, sondern nur mit 70° R.-Wasser bereitet und 1 Stunde digerirt, anwenden, und zwar in zwei bis drei aufeinander folgenden Tagen zusammen Gramm 20,0. Ginge es nicht gut, so möchte ich für 14 Tage ausschließliche Milchdiät anordnen, d. h. also: Milch, Brod (wenig), Milchbrei, weiche Eier, — und Wasser; gar nichts Anderes. In der Zwischenzeit, wenn kein Inf. dig. genommen wird, schlage ich vor zu geben: Liq. kalii acet. exact. parati! einen Theelöffel in 1 Glas Zuckerwasser, Vormittags und auf die Nacht. Auch darin stimmen wir miteinander überein, daß wir dem Kranken nicht sehr viele Medicamente aufnöthigen wollen. Bekanntlich sind diese Zustände sehr langwierig, aber nicht hoffnungslos, und mit Geduld und Beharrlichkeit kommt man ja gerade bei diesen Kranken noch recht oft zu guten Erfolgen. Grüßen Sie mir den hochachtbaren Mann! Es ist mir angenehm, ihn unter Ihrer guten Obhut zu wissen.

In freundschaftlicher Hochachtung Ihr ergebener

Dr. Sonderegger.

129. St. Gallen, den 13. Aug. 1887.

Verehrter Herr Collega!

Ein braver Mann weniger! Es thut mir herzlich leid, daß wir ihn verlieren müssen. Ich würde unter solchen Umständen

jede Nacht eine Dosis Morphium geben; so häufig das Mittel auch mißbraucht wird, so unentbehrlich ist es für die letzten Stadien unheilbarer Krankheiten und als kräftige hypodermatische Injection zur Euthanasie. Am Morgen und Tags über gäbe ich Wein, Bernecker, Sassella, Malaga, nach Geschmack; ebenso hören weitere Vorschriften über Diät auf. Wenn ich der Kranke wäre, würde ich recht sehr bitten, mir den Moschus zu erlassen. Die Wirkung ist den Geruch nicht werth, nach meiner Ansicht in diesen Fällen überhaupt nichts.

Braucht es den Tag über etwas pro consolatione, dann lieber ein Aethereum oder Aqua destillata.

Mit freundschaftlichen Grüßen Ihr ergebener

Dr. Sonderegger.

An Herrn Dr. Seitz in St. Gallen. (Nr. 130—132.)

130. Zürich, den 20. Mai 1845.

Hochgeehrtester Herr Doctor!

Die gütige Theilnahme, durch welche Sie mich während meines Aufenthaltes in St. Gallen ebenso sehr erfreut als beehrt, und die sich noch vor meiner Abreise auf eine für mich so wohlthätige Weise ausgesprochen, muntert mich auf, Ihnen hiemit in kurzem Kunde von der gegenwärtigen Gestaltung meiner Verhältnisse zu geben. — Vor Allem aber erlauben Sie mir, Ihnen hiemit noch meinen herzlichen Dank auszusprechen für Ihre Empfehlungen, welche mir sowohl ihrer objectiven Wirkung als ihres relativen Werthes wegen stets höchst schätzbar sein werden.

Nachdem ich die kleine aber sehr angenehme Reise nach Zürich glücklich zurückgelegt und den ersten vollen Tag an meinem neuen Aufenthaltsorte angetreten hatte, begab ich mich zu den Herrn Professoren Engel und Oken, bei welchen mir ein sehr freundlicher und aufmunternder Empfang zutheil wurde. Oken eröffnete und las Ihr Schreiben mit vielem Interesse, und besah sich darauf die Bandwürmer, welche ich ganz unbeschädigt und gut erhalten mitge-

bracht hatte, wobei er bemerkte, daß er diese Thiere mit großem Vergnügen untersuchen und dann Ihnen seiner Zeit die gefundenen Resultate mittheilen werde. Dieser mir so interessante Besuch bei diesem großen Philosophen und Naturhistoriker endete mit dessen Einladung, mich, in welcher wissenschaftlichen Beziehung nur immer, stets an ihn zu wenden, so oft ich seiner bedürfe. Ebenso sehr hatte ich bei Herrn Prof. Engel Gelegenheit, die Kraft Ihrer Empfehlung wahrzunehmen, und abgesehen sogar von dem Ruhme, mit welchem ich stets diesen Gelehrten nennen hörte, und von der hohen Achtung und Liebe, mit welcher seine Zuhörer fast ohne Ausnahme an ihm hangen, that es mir leid, nicht jetzt schon ein Collegium bei ihm hören zu können; überhaupt scheint mir nichts mehr den Werth und die Würde zu bezeichnen, welche Prof. Engel auch als akademischer Lehrer behauptet, als die Spannung und Aengstlichkeit, welche das Gerücht, als wolle er Zürich verlassen, hier verbreitete. Jetzt ist die Besorgniß mit dem Grunde derselben wieder gehoben, und man spricht mehr von einem Werke, das er eben im Drucke herausgebe, nämlich von einer Physiologie des Menschen. In gegenwärtigem Semester liest er allgemeine Pathologie und pathol. Anatomie. Das Collegium über Physiologie eröffnete Professor Kölliker, der eine Reise nach England gemacht, erst heute, wie denn überhaupt vor dem 5. Mai Niemand las, zwei Theologen ausgenommen.

Die Collegien, welche ich dieses Semester höre, sind meist naturhistorische, so die specielle Botanik mit besonderer Berücksichtigung auf officinelle Pflanzen, vorgetragen von Prof. Heer, dann Anorganische Chemie, welche Prof. Loewig auf eine ausgezeichnete Weise in 6 wöchentl. Stunden liest und mit Experimenten begleitet, und Naturgeschichte von Oken. Es ist in der That eine Freude, diesen Mann vortragen zu hören und die Fülle der Gedanken, den unermeßlichen Ideenreichthum anzustaunen, welchen er bei der Darstellung seines Systemes, wie des Allgemeinen der Naturgeschichte überhaupt entfaltet; und wer auch etwa zuweilen zweifelt, ob diese speculative Auffassungsweise der Natur das Einzelne auf eine der Erfahrung entsprechende Weise darstelle, nimmt doch gewiß gerne einmal diese „Nachschöpfung" vor.

Dann höre ich auch noch eine Einleitung in die Anatomie und Physiologie, sowie Osteologie, beide bei Prosector Dr. Meyer. So kommt die Zahl meiner wöchentlichen Stunden auf etwa 25 und reicht völlig hin, belehrende Privatbeschäftigung zu geben. Die Anstalten, welche hier dem Studirenden geöffnet sind, zeichnen sich wirklich durch vortreffliche Einrichtungen und großen Reichthum aus, und ich freue mich überhaupt sehr, Zürich und nicht Tübingen gewählt zu haben. Die Zahl der Studierenden beläuft sich hier nur auf 150, von denen die allermeisten der medicin. und der theolog. Facultät angehören; die Juristen sollen sich sogar nur auf etwa 12 belaufen.

In der angenehmen Hoffnung, Sie nächsten Herbst persönlich besuchen, und mir einen guten Rath von Ihnen erbitten zu dürfen, nehme ich hiemit Ihre Geduld nicht weiter in Anspruch und füge noch meine herzlichsten Grüße und Empfehlungen bei, sowie die Versicherung wahrer Hochachtung und Ergebenheit.

Ihr J. Laur. Sonderegger
bei Herrn Schwerdtfeger Locher auf dem Großmünsterplatz.

131. Balgach, den 28. März 1855.

Hochverehrter Herr!

Im Vertrauen auf Ihr mir schon so oft zugewendetes Wohlwollen bin ich so frei, Sie in einer mir höchst wichtigen Frage um Ihren freundschaftlichen Rath zu bitten. Ich bin, ohne Anmeldung, zum Badearzt nach Pfäffers berufen. Sie kennen Pfäffers und sein Publikum, dessen Bedürfnisse, und mich. Würden Sie mir rathen, eine gute aber sehr anstrengende Landpraxis (unter uns gesagt von 20—28 Ordinationen täglich) durch die jährlich fünfmonatliche Abwesenheit zu verderben und mich den ungewissen Honoraren des „Innern Bades" anzuvertrauen? Hätte ich auf diesem Wege eine ehrenvollere und ökonomisch bessere Stellung zu hoffen als im Rheinthal, wo ich bisher von der Geduld des Publikums wohl gelitten bin? Und endlich: werde ich meine Tuberkulose in der schattigen Schlucht nicht rascher abspinnen als im offenen Thale? Ich werde Ihnen aufs Neue zum

aufrichtigsten Danke verpflichtet sein, wenn Sie mich einer freien Antwort freundschaftlich würdigen, und grüße Sie und die verehrten Ihrigen hochachtungsvoll:

Dr. Sonderegger.

132. Altstätten, den 24. Jan. 1864.

Verehrter Herr Collega!

Indem ich Ihnen den richtigen Empfang Ihres Honorars hiemit gebührend anzeige, muß ich Ihnen außer meinem verbindlichsten Danke auch das Geständniß ablegen, daß mich der großartige Maßstab, in welchem Sie meine sehr kleinen Leistungen vergelten, wahrhaft beschämt hat. Ich bin ohnedieß nach humanen und wissenschaftlichen Beziehungen Ihr alter Schuldner und werde es gerne bleiben; ich verdanke Ihnen manchen Trost, manche Ermuthigung und würde mich glücklich schätzen, Ihnen auf bessere Weise als mit meiner armseligen Conkurrenz meine Dankbarkeit bezeugen zu können. Wenn ich je Ihnen irgend etwas erleichtern oder nützen könnte, so verfügen Sie über meine Kräfte, für die ich zwar keinerlei Erfolg, aber redliche Absicht verbürge.

Mit herzlichen Grüßen und freundschaftlicher Hochachtung

Ihr Dr. Sonderegger.

An Herrn Dr. Kahn in Zürich. (Nr. 133—135.)

133. St. Gallen, den 19. Decbr. 1881.

Mein lieber Freund!

Bewegten Herzens empfange ich die Nachricht vom Hinschiede Deines lieben Vaters. Das war ein edler und bedeutender Geist, uns Aerzten ein leuchtendes Vorbild!

Ich habe auch persönliche Gründe, dem liebenswürdigen und väterlichen Arzte, der sich meiner in den kranken Tagen meiner Jugend so treu angenommen, dankbar zu sein.

Lieber Freund! Wir stehen jetzt im ersten Treffen und

müssen nachrückenden Geschlechtern eine Gasse machen; gebe Gott, daß wir so klare, reine Spuren zurücklassen wie Dein edler, alter Papa!

Meine herzlichen Grüße und meine warme Condolenz!

Dein Sonderegger.

134. St. Gallen, den 25. October 1895.

Lieber Freund!

Herzlichen Dank für Deine Glückwünsche und Deine liebenswürdige Theilnahme, ebenso für das sinnvolle Geschenk. Ich habe ja schon eines von Dir: Hebels Werke, die Du mir bei der Fuchstaufe gegeben, und wenn ich das liebe Buch zur Hand nehme, finde ich dort auch Deinen Namen, der aber auch ohne das in meiner Erinnerung feststeht und in bester Beleuchtung. Wie geht der Traum des Lebens vorüber! Jetzt sind wir schon „alte Männer", ein Erwerb, auch ein geistiger, ist nicht mehr möglich und wir sind auf das angewiesen, was wir früher erworben. Mein Gehirn ist wie erkaltendes Siegellack; es nimmt die schärfsten neuen Siegel nicht mehr auf — antwortet verschwommen auf neue Eindrücke. Während meine Intelligenz abnimmt, ist das Gefühl eher noch empfindlicher geworden. Ich schicke Dir eine kleine Probe. Man kann über die Form lachen — über den Inhalt aber nicht.

Ich bin sehr kurzathmig, habe alle Hauspraxis aufgeben müssen und nur noch die Sprechstunde behalten. Von Zeit zu Zeit liege ich ein paar Wochen krank zu Bette, oft schwer krank. In der Zwischenzeit bin ich wohl und vergnügt. Ich möchte in meinem Leben noch einmal mit Muße Zürich sehen. Wenn mir das Glück zutheil wird, dann überfalle ich Dich. Dir und Deiner Fräulein Schwester meine hochachtungsvollen Grüße!

In alter Freundschaft Dein Sonderegger.

135. St. Gallen, den 24. Mai 1896.

Lieber Freund!

Du bleibst doch immer derselbe treue Mann! Habe Dank auch für diese Aufmerksamkeit! Seit ich 1890 Hasse in Hannover

besuchte, schreiben wir uns jährlich 1—2 Mal, und ich kannte den Inhalt des Briefes. Die Zusendung hat mich deswegen nicht weniger erfreut. Mir geht es ganz gut, nur kann ich nicht gut schnaufen und doch hangen wir St. Galler an dieser alten Gewohnheit. Daß der arme Zehnder so mühevoll von hinnen gehen muß, ist bitter! Ein so energisches und thätiges Leben sollte rasch abschließen dürfen. Es wird vieles besser werden, wenn einmal Seidel und Greulich dem alten Aristokraten eine neue Weltordnung vorschreiben. Einstweilen seien wir froh, daß er noch der Beste ist und herrscht! Wie mag wohl die Welt 1996 aussehen?

Unterdessen: Wie siehst Du aus? Geht's Dir gut? Ich wünsche es von Herzen und gedenke Deiner in alter Freundschaft!

Dein Sonderegger.

An Herrn Pfarrer Bion in Zürich. (Nr. 136—150.)

136. St. Gallen, den 15. Febr. 1879.

Lieber Freund!

Mit der langsamen und aufmerksamen Durchlesung Deines Berichtes „über Ferienversorgung erholungsbedürftiger Kinder" zu Ende, kann ich, obschon sonst leider ein fauler Correspondent, nicht anders, als Dir mit ein paar Worten zu danken. Ich möchte kommen und Dir die Hand drücken und Dir sagen, daß Du mich in tiefster Seele erfreut und erbaut hast. Es ist gesundes Christenthum und die naive Humanität in dem Unternehmen, welche alle guten Menschen überall verbindet, und an welcher wir unsere Mitbrüder und uns selber wieder erkennen müssen, wenn wir nicht zu Grunde gehen wollen. Gott segne Dein Werk, Deinen Standpunkt und Dich selber!

In freundschaftlicher Hochachtung Dich und Dein Haus grüßend Dein Dr. Sonderegger.

137. St. Gallen, den 30. März 1883.

Verehrter Freund!

Die hygieinische Gruppe hat eine Sammlung schweizerischer Litteratur über Hygieine angelegt; in dieser Sammlung darf unser vortrefflicher und vorbildlicher College Bion nicht fehlen und ich bitte Dich um Deine bisherigen Berichte über die Ferien-Colonien, welche Du eingeführt, ausgeführt und fortgeführt hast.

Nachdem Du uns Aerzte in den Schatten gestellt und beschämt hast, kannst Du nun mit Deinem guten Namen und Deiner guten That noch die Hygieinische Ausstellung zieren. Du „hast's und vermagst's"; sei so gütig und thue es und schicke das Ganze nur hieher; auch die Statuten, wenn es außer Deinem Kopfe und Deinem Herzen noch welche gibt!

Herzliche Grüße von Deinem

Sonderegger.

138. St. Gallen, den 4. April 1883.

Lieber Freund!

Es ist charakteristisch, wie gänzlich fremd die Hygieine der öffentlichen Meinung ist, wenn ein Mann von so großer Einsicht und von so hervorragenden und beneidenswerten Leistungen auf dem Gebiete der Hygieine seine Arbeit nicht der Hyg.-Ausstellung gibt, sondern der Wohlthätigkeit, während doch die Ferienversorgung zunächst die Gesundheit und nicht das Almosen im Auge hat. Selbstverständlich mache ich Dir keinen Vorwurf dafür, denn Du hast, wie ein katholischer Heiliger, Ueberschuß und verdienst Achtung, außer der persönlichen Freundschaft.

Es ist mir mit der ganzen Schulhygieine und mit den Ingenieur-Arbeiten nicht besser gegangen. Niemand will bei der Hygieine sein, wenn er auch nobel genug ist, Jahr und Tag für dieselbe zu arbeiten.

Sei Du nun so gütig und gib mir den genauen Titel Deiner Arbeiten, die Ausstellungsnummer und die Gruppe, damit ich sie in meinen Specialkatalog für Hygieine eintrage.

Habe ich keine materielle Zusammenstellung erhalten, so will ich wenigstens nach einer ideellen trachten.

In herzlicher Hochachtung und mit freundschaftlichen Grüßen

Dein Sonderegger.

139. St. Gallen, den 10. Juni 1891.

Lieber Freund!

Meine warmen herzlichen Glückwünsche zu Deinem neuen schönen Werke![1] Das ist christliche Theologie! Das ist „Standpunktspredigt". Alles andere ist ein Unglück.

Gegen Alkoholismus haben wir im Cant. St. Gallen nichts als das Alkoholgesetz pro rata des Cantons, mit zweckentsprechender Verwendung des Alkohol-Zehntels.

Ferner mitfolgendes Gesetzchen, welches ein Veto nicht findet und als angenommen betrachtet werden darf. Ich lege Dir auch die Motive bei, welche s. Z. im Großen Rathe zur Geltung gekommen sind.

Herzliche Grüße! Dein Dr. Sonderegger.

140. St. Gallen, den 27. Juni 1892.

Verehrter Freund!

Du bist sehr genügsam. Ich danke für die gütige Censur meines Aufsätzchens. Mache mit demselben was Du willst. Die Copie für das Tagblatt möchte ich noch durchsehen und dann einreichen.

Nun noch ein paar freundschaftlich ehrliche Bemerkungen „hinter den Coulissen". Die Hobelspäne und Büscheli müssen fort. Es hilft nichts, wenn sie dem sehr ehrenwerthen Herrn O..... keinen Eindruck machen; andern Leuten machen sie den drohenden unheimlichen Eindruck mit ungeschwächter Kraft.

Dann zweitens: Die Kuhställe sind so nieder und so dumpf, daß man sie für eine Curanstalt kaum zeigen darf, und von den drei Reihen Kühen waren 2 recht schmutzig, auch die „Streichgräben" voll Mist, ja mehrere streckten ihre Euter in die Fladen.

[1] Bezieht sich auf die Errichtung eines Erholungshauses am Zürichberg.

Da muß wenigstens reinlicher gewirthschaftet werden, und der Maßstab eines gewöhnlichen Bauernstalles langt für einen Curstall nicht aus; dieser muß, wenigstens in der Reinlichkeit, ein Herrenstall sein. [1]

Ich will lieber, Du vernehmest das von mir als von Andern, und hoffe Du könnest vorbeugen.

Mit herzlichen Grüßen Dein alter

Sonderegger,
Ex-Vicar von Würzburg. [2]

141. St. Gallen, den 29. Sept. 1892.

Lieber Freund!

„Mönchlein, Mönchlein, Du gehst einen schweren Gang!" Doch hat das Mönchlein Großes gethan! Möge es Dir auch so ergehen. Die Tuberkulose zu bekämpfen, ist eine unabsehbar große Aufgabe. Die Tuberkulösen sind „wie Sand am Meere". Welchen willst Du helfen? Laß die Unheilbaren liegen und gib sie dem Staate, diesem Epimetheus mit seinen Armenhäusern und Spitälern. Zu diesen Unheilbaren gehören die bekannten „fortgeschrittenen" Phthisiker, aber auch großentheils die kleinen Kinder, die als Knochenkranke die verschiedenen Anstalten anfüllen. Auch

---

[1] (Nach einem Besuch auf der Ferienkolonie Schwäbrig. Dem Wunsche Sondereggers wurde entsprochen und ein neuer schöner Stall nach allen Regeln der Viehhygieine gebaut.)

[2] Diese Unterschrift hat folgende nette Entstehungsgeschichte:

Zur Zeit, als Sonderegger in Würzburg studirte, starb und wurde dort begraben ein Studiengenosse aus dem Canton Appenzell und die betrübte Mutter desselben wünschte durch S. die Leichenrede zu erhalten. S. fand dieselbe aber so ungenügend und wenig Trost spendend, daß er selbst eine solche verfaßte und der trauernden Mutter zustellte. — Diese Thatsache wurde entdeckt, als Herr Pfarrer Bion in späteren Jahren jene Frau als Seelsorger besuchte und sie ihm die Rede, an welcher sie so viel Freude und Trost gefunden, vorlegte. B. erkannte aus der originellen und inhaltsreichen Sprache sofort den Autor und sagte dieß gelegentlich seinem Freunde Sonderegger, der darob sehr verduzt war und — als „Pfarrvicar von Würzburg" sich ihm für spätere Dienste empfahl.

diese armen Würmer nähme ich nicht, oder nur als Reconvalescenten, nach kalten Abscessen, Hüftgelenksresektionen u. s. w.

Die dankbareren Tuberkulösen, die, nicht eben human aber technisch gesprochen, der Hülfe werth sind, scheinen mir folgende zu sein: 1. Junge Leute in der Ergänzungsschule und beim Schulaustritt, Lehrlinge, „grüne" Knaben und Mädchen, die noch am Scheidewege zwischen Gesundheit und Schwindsucht stehen. 2. Ferner kommen junge Frauen, die zu rasch nacheinander geboren haben, Frauen und Männer, die bei sehr angestrengter Arbeit erschöpft sind und aus einem Catarrh oder einer Grippe in die Tuberkulose hineingerathen. 3. Kurz: es müßte für Kinder und für Erwachsene ein zuverlässiges ärztliches Zeugniß gefordert werden, daß sie keine verlorenen Posten seien, sondern Aussicht auf Heilung haben.

Die Tuberkulose ist eine Infectionskrankheit; die Constitution, die Anlage inficirt zu werden, ist angeboren, oder durch sociale Verhältnisse — Mangel oder Schwelgerei — erworben. Wo die Infection bereits stattgefunden hat, da bleibt uns nur übrig, die Constitution widerstandsfähiger zu machen um den Unsamen wieder zu überwinden. (Eine Wiese voll Herbstzeitlosen heilen wir durch Drainage und Düngung. Dann vergehen die Zeitlosen in dem fetten Grunde.) Es braucht also, das möchte ich sagen, nicht specifischer Tuberkulose-Stationen, sondern richtiger socialer Verhältnisse: Staubfreie, trockene Luft, Sonne, Nahrung, Wohnung — und eine gelinde Arbeit, zur Behandlung. Darum hat Schuler ganz richtig eine solche Station vorgeschlagen in Mollis, gar nicht in Davoser-Höhe, sondern leidlich tief gelegen. Gut wären mehrere verstreute Häuser. Der Betrieb wird wichtiger als die Bauart, und man läßt sich zu oft humane Aufgaben erschweren oder ganz verderben durch die Lust der Architekten, Paläste zu bauen. Dem Architekten darf der Bau Selbstzweck sein, der Bauherr aber ist ein Narr, wenn er den Architekten nicht in der Hand behält. St. Gallen weiß ein Lied davon zu singen.

Durch die hochfahrende Abfertigung eines . . . . Arztes hast Du Dich doch nicht entmuthigen lassen?

Mit herzlichen Grüßen und stets zu Deinen Diensten, Dein alter Sonderegger.

142. St. Gallen, den 11. Nov. 1892.

Lieber Freund!

Anstatt nach Olten zu gehen, lag ich elend zu Bette, für manche Tage, und bin erst wieder herausgekrochen. Daher die Verspätung meiner Antwort. Haffter, der allezeit getreue Elias, hat Deine Sache geführt und mir dann berichtet, wie auf dem zweiten Blatte zu lesen steht.

Wenn ich Dir das Ergebniß meiner Ueberlegung mittheilen darf, so ist es folgendes: Asyle, kleinere, da und dort, je nach dem vorhandenen Gelde und Christenthum, sind sehr nöthig und eine große Wohlthat. Wenn die Sache marschiren soll, darf sie weder unter der Flagge der freisinnigen, noch unter der Flagge der orthodoxen Geistlichen fahren. Wenn sie marschiren soll, muß sie den schwerfälligen Apparat eines Vereines nur als Toga um die Schultern haben, aber thatsächlich nur auf zwei Beinen stehen. Mach's Du persönlich, wie die Ferien-Colonien uud vieles andere Gute! Du besitzest Vertrauen und Dein Name ist eine Armee; man vergißt bei Dir den Reformer, den Protestanten, den Pfarrer, und sieht den Apostel christlicher Humanität. Mit einem so oder anders gefärbten Theologen-Comité bleibst Du sitzen. Sammle Du ein kleines Comité ad hoc und ziehe Du Aerzte hinein, und wenn Du Dir über den Anfang der Ausführung klar geworden bist, dann setze Du die Posaune an den Mund, Schlafende, Lebendige und Todte aufzuwecken. Ist das Kind geboren, wenn auch noch so klein und zart, dann können die weisen Pflegerinnen und Kindsmägde kommen und daran herumschmieren und sich vorstellen, daß es deswegen so gut gedeihe. Aber der Anfang muß persönlich sein und auf einem einzigen Manne beruhen. Dieser Mann bist Du, und Du wirst allein mehr erreichen, als wenn Du Vereine und Commissionen an Deinen Rockschößen hast. Unter den Füßen, als Resonanzboden, darfst Du sie schon haben.

Ich bin schamroth und unglücklich, daß ein Theologe die Schulden der Aerzte bezahlt, aber ich bin ehrlich genug, ihn zu segnen, daß er sie bezahlt.

Dieses meine Ansicht. Sei mir herzlich und in Hochachtung gegrüßt! Dein Dr. Sonderegger.

143. St. Gallen, den 15. Nov. 1892.

Lieber Freund!

Die Vorschläge, die Du bringst, gefallen mir gut. Versuche ob Du Kocher mitbekommst, wende Dich persönlich und sehr eindringlich an ihn. Er wäre sehr werthvoll. Ich bin das minder: gegenwärtig an Leib und Seele kaput, muthlos und mit mir selber sehr unzufrieden. Auch habe ich in der Aerzte-Commission und in cantonalen Dingen (Reorganisation unseres Sanitätswesens) so viel Werg an der Kunkel, daß ich mich für gar nichts Neues verpflichte. Ich will allenfalls als Arzt mitthun, aber irgend eine größere Leistung kann ich nicht versprechen. Versammle Du Dein erstes Comité wann Du willst, ich muß vom 21. bis etwa am 30. im Großen Rathe sitzen, wo ich nicht fehlen darf, weil ich da und dort Rede stehen muß.

Mißverstehe mich nicht, aber mehr versprechen als man halten kann, ist eine Schlechtigkeit, die ich Dir gegenüber nicht begehen möchte.

Herzliche Grüße! Dein Sonderegger.

144. St. Gallen, den 27. Jan. 1893.

Lieber Freund!

Im Namen von Elias und in meinem Namen erkläre ich, daß wir Deinem Ruf an eine Versammlung folgen werden, aber mit dem besten Willen keine activen Leistungen versprechen können, weil wir bereits voll beladen sind. Mitte März paßt uns viel besser als Februar. Wir bitten um frühzeitige Einladung, weil wir den Tag einer Eidgen. Cholera-Conferenz frei halten müssen. Ich freue mich, daß Du allein und in Deinem Namen die Sache zur Hand nimmst. Nur so geht es. „Hätte unser Herr Gott die Erschaffung der Welt an eine Commission gewiesen, sie wäre jetzt noch nicht fertig." Collektiv kann man arbeiten, aber nicht schaffen.

Mit herzlichen Glückwünschen und sehr hochachtungsvollen Grüßen Dein alter Sonderegger.

145. St. Gallen, den 21. Oct. 1894.

Lieber Freund!

Nachträglich eine Räubergeſchichte! Unſer Schulden . . ., der leichtſinnige Verwüſter unſerer Hülfsgelder, hat uns im Aſyl Wyl ſehr rationelle Schweineſtälle gebaut, hoch und luftig, wahre Tempel für den Heiligen Zola. Im Winter ſind aber die Viecher faſt umgekommen, mager und nervös geworden. Wir haben in aller Stille und hinter dem Rücken des kritiſirenden Souverains — einen Ofen in den großen Schweineſtall ſtellen müſſen. Sorge Du dafür, daß Deine Schwäbrig-Kühe im Winter dennoch keinen Ofen brauchen! Die Aufgabe iſt ſchwer, gut zu ventiliren und doch in unſerm Klima gehörig für den Winter vorzuſorgen.

Entſchuldige meine ungeheure Weisheit!

Sei ſo gut und ſchicke mir etwa 25 tuberkulöſe Briefumſchläge. Es langweilt mich, die ganze Geſchichte auf die Umſchläge meiner Briefe hinzuſchreiben.

In herzlicher Hochachtung Dein alter

Dr. Sonderegger.

146.[1] St. Gallen, den 10. Nov. 1894.

Lieber Freund!

Du biſt ſehr gütig. Auf eine ſo milde Kritik war ich gar nicht gefaßt. Es wird ja ſchon noch ſchärfer kommen.

Deine Rathſchläge und Wünſche werde ich befolgen, um ſo leichter, da ich deren Berechtigung einſehe.

Aber den „Aufruf an das Schweizervolk" mußt Du mir noch einmal ſchicken, ſchon wegen des Datums. Ich habe ihn vergeſſen.

Ich werde Dir die Redaktion der Zuſätze zu pag. 37 noch vorlegen, ehe ich ſie drucken laſſe. An H . . . . habe ich jetzt ein Exemplar geſchickt. Der Mann der Wiſſenſchaft wird das Elaborat eines alten Praktikers ein bischen verachten.

---

[1] Die nächſten 4 Briefe beziehen ſich auf die Broſchüre Sonderegger's, deren Titel aus der Nachſchrift zu Nro. 146 erſichtlich iſt.

Mit dem Josef war es mir bitterer Ernst.[1] Ich hörte viel Opposition gegen Bion, gegen Robert Koch, gegen die Dökter, gegen die ganze Bande der Philanthropen. Deshalb die „Vorfragen" und ihr Tenor. Ehe ich vorwärts gehen kann, muß ich den beiseite schieben, der mir im Wege steht.

Uebrigens ist Josef Vicekönig geworden und ich gedenke das Beispiel an Dir weiter zu verfolgen. Mit herzlichem Gruße

Dein Sonderegger.

Nachschrift, wie bei allen Briefen junger Mädchen.

Ein College sagt mir, nach dem Titel könnte man glauben, es wäre nur so von und für Dökter, es sollte noch eine populäre Schelle angehängt werden. Wohlan denn: „Tuberkulose und Heilstätten für Brustkranke in der Schweiz; ein Wort aus dem Volke und für das Volk." Bist Du einverstanden? Wenn wir schon einen mehr als 8stündigen Arbeitstag haben, auch am Sonntag nicht betrunken sind und am Montag nicht Blauen machen — sind wir dennoch auch Volk! Man hat das Wort zu sehr an die mindesten unserer Mitbrüder ausgeliefert.

147. St. Gallen, den 11. Nov. 1894.

Lieber Freund!

Ich werde langweilig. Habe Du Geduld. Corrigiren ist viel schwieriger als componiren. In dem Zusatze auf pag. 37 möchte ich nämlich die „feurigen Kohlen" weglassen. Die Schlacht ist geschlagen und die Wunden sollen verbunden bleiben. Es ist besser, auf dieses sehr neutrale Gebiet keine Politik hereinzuziehen, so sehr es auch den gewöhnlichsten Eidgenossen juckt. Bist Du einverstanden?

Herzliche Grüße! Dr. Sonderegger.

148. St. Gallen, Sonntag den 18. Nov. 1894.

Lieber Freund!

Nächsten Freitag sollst Du 100 Exemplare haben und dann wird Zollikofer ferner so versenden, wie Du verfügst. Mit

[1] Kapitel I der Broschüre beginnt folgendermaßen: „Da kommt Joseph der Träumer," Heilstätten für Brustkranke, so lautet seine neue Forderung. —

den Gratis-Exemplaren an alle möglichen Leute, oder eher 14 Tage früher! könnte man einen Haufen an die Buchhändler abgeben, um noch schnell eine kleine Einnahme zu machen. Wenn einmal die Gratisversendung an alle Leute im Gange ist, kauft's niemand mehr. Ich wäre der Meinung: jetzt nur an Dein Initiativ-Comité und an die Mitglieder der Bundesversammlung und an die Buchhändler. Nach 4—5 Wochen dann: „Es ging ein Säemann aus zu säen!"

Herr Rektor Hunziker hat mir in aller Form erlaubt, unter der Flagge der Gemeinnützigen zu fahren. Dir und Deinem Werke schadet das nicht; der Inhalt gibt genüglichen Aufschluß!

Also los! Wer ein Schriftlein fliegen läßt, gleicht einem Manne, der ein Kind taufen läßt. Da ists jetzt, mit allen ererbten guten und bösen Anlagen, vielleicht ein Glück, vielleicht ein Unglück für alle Betheiligten. Wer kann sich einer Beklommenheit erwehren! Doch genug!

Sei herzlich gegrüßt! Dein alter

Sonderegger.

149. St. Gallen, den 24. Nov. 1894.

Lieber Freund!

Zum Dank für alles Vertrauen, das Du mir geschenkt, werde ich ruppig. Habe Geduld mit mir und laß Dir folgende Betrachtung vorflöten:

Es liegt mir ganz uneben, daß mein Flugblättli den Aerzten per Nachnahme sollte geschickt werden. So wandert bei uns Aerzten ausschließlich der Schund, das verunglückte Produkt eines unklaren und aufdringlichen Collegen. Ich habe schwerwiegende Gründe, bescheiden zu sein; aber zu dem Erscheinen per Nachnahme bin ich — ich entdecke es mit Schrecken — doch noch zu eitel und bitte Dich, es mir zu erlassen. Freund Elias wird die Reklametrommel rühren, und die Buchhändler werden den Aerzten Exemplare zuschicken. Wer das Corr.-Blatt nicht hält und mit dem Buchladen nicht verkehrt, der refüsirt auch 50 cts. Nachnahme. Es gibt ab und zu Collegen, die wegen fs. 2 Jahresbeitrag aus einem Vereine treten. Zum Glück sind es wenige.

Ich möchte Folgendes vorschlagen:

1. Du sendest, d. h. lässest expediren, Exemplare an alle Bundesräthe und Bundesversammlungsmitglieder, aber ich bitte: mit einem Umschlage, der klar macht, Du habest es geschickt, nicht ich. Du darfst zudringlich sein mit einem andern, aber nicht mit Deinem eigenen Namen. So auch ich.

2. Ferner schickst Du Exemplare, an wen Du gerne willst.

3. Ich lasse mir vorab 50 Exemplare geben und schicke sie an alle, denen ich den Probeabzug geschickt, also an das ganze Oltener Comité, das auf Turbans Normalien verzeichnet ist.

4. Dem Herrn Emil Zollikofer sagen wir, er könne den Buchhändlern liefern, so viel sie wollen, aber nur auf feste Bestellung (damit man nicht 11 Monate lang auf „Krebse" warten muß) und zum Preise von 35 cts. das Stück, mit dem Rechte es zu verkaufen für 50 cts. So wird ein Theil der Kosten gedeckt.

5. Später erst, etwa im Frühling, sendest Du Exemplare an die Gemeinnützigen, ferner an eine Auswahl von Geistlichen Aerzten und Beamten, die man durch Vertrauenspersonen sich bezeichnen läßt. Glattweg „auf den Weg" zu säen, ist gefährlich. Der Verlust des Saatgutes ist das Wenigste, aber die „Vögel" machen auch den Säemann lächerlich.

6. Wo ein Canton in Wehen liegt, da senden wir seinen Cantonsräthen, oder wenigstens einer Auswahl derselben, das Wischli als Treibmittel. Wo aber alles noch ruhig ist, lassen wir es bei den Vorläufern bewenden, die man nach oben Nr. 1. 2. 3. 4. und 5 geschickt hat.

Bist Du damit einverstanden, so freut es mich; bist Du nicht einverstanden, so werde ich auch der abweichenden Ansicht gehorchen.

Mit herzlichen Grüßen Dein alter

Sonderegger.

150. St. Gallen, den 21. Mai 1895.

Lieber Freund!

Wie Du aus der Beilage ersiehst, bin ich nicht mehr Präs. der S. Ae. C.[1] Es hat alles seine Zeit. Meine Zeit ist vorbei.

[1] Schweizerische Aerztekommission.

Darum bin ich gegangen. Da wir Aerzte bereits vor die Bundesbehörden getreten sind, dürfen wir nicht mit einem zweiten Anliegen zugleich kommen, wenn nicht beide Abweisung gewärtigen sollen. Unterstützen können wir die Bestrebungen eines andern, aber selbständig mit zwei verschiedenen Postulaten aufrücken können wir nicht. Wende Dich an Kocher! Vielleicht kann es der Direktor des schweiz. Gesundheitsamtes Dr. Schmid vermitteln, daß sein Freund Müller von Sumiswald im Nationalrathe für die Sache einsteht. Alles zusammengenommen, wird Bion mehr leisten und stärker ziehen, als irgend ein Arzt. Gegenüber den Aerzten ist die Stimmung der Volksseele die des Antisemitismus. „Haut den Juden!" Ziehe Du mit Deiner Fahne zu Felde, Du kommst gegenwärtig weiter!

Es soll mich herzlich freuen Dich wieder zu sehen und ich grüße Dich in alter Hochachtung und Freundschaft!

Dr. Sonderegger.

An Herrn Sanitätsrath Dr. Jung in Wyl.
(Nr. 151—176.)

151. Altstätten, den 7. Sptbr. 1864.

Verehrter Herr Collega!

Wollen wir den ärztlichen Verein in Wyl den 11., 12., 18. oder 19. October abhalten? Um nicht bei wenigen Vorberathungsgegenständen den zerstreut wohnenden Comitemitgliedern einen ganzen Tag wegzunehmen, habe ich das schriftliche Verfahren versucht, und gewärtige die Antworten, um direct oder nach weiterer Umfrage einen Entscheid zu fassen.

Ihre Vorschläge für Behandlung practischer Themata sind vortrefflich, dankbarer und nützlicher als Abhandlungen über aufgewärmte Gelehrsamkeit. Eine andere Frage ist, ob wir dieses Mal mehr thun können als nur die Ziele und Wege sanitätspolizeilicher und diätetischer Untersuchungen zu entwerfen und zu ver-

abreden? Wenn Sie mit Ihrem klaren Blicke und Ihrer vielseitigen Erfahrung diese Aufgabe auf irgend einem Gebiete zu lösen anfangen wollen wird es sehr gut sein und ich bitte Sie recht angelegentlich darum! Zudem nehmen wir das Anerbieten von Ihrem ehrenwerthen Herrn Papa wie von Ihnen dankbar an, das Sie uns mit der Aussicht auf ein paar practisch zu demonstrirender Fälle machen. So nur kommt Leben und Interesse in die Versammlung. Daß sie in Wyl nicht ohne reichen Inhalt und nicht ohne Anregung verlaufe: dafür werden Sie wesentlich sorgen, verehrter Herr College, und ich begehe nimmermehr die Ungezogenheit, Sie nur zum Quartiermeister machen zu wollen. Der Verein erwartet mehr von Ihnen. Also sind Ihre Anerbietungen zum Voraus angenommen und notirt.

Eine fernere Frage ist die, ob wir nicht auch die Spitalangelegenheit wieder aufwecken wollen. Es ist an uns Aerzten, materielle Leistungen auf dem Gebiete der Humanität wenigstens zu befürworten, anzuregen, der Welt als nothwendig darzustellen, wenn wir sie auch nicht ausführen könnten. Ferner möchte es am Platze sein, für kräftigere Unterstützung und Leitung der Irrenanstalt eine Lanze einzulegen. — Manche Arbeiten sind vorläufig zugesagt, sehr wenige definitiv, und wir können in die Lage kommen zu viel oder zu wenig Arbeit zu haben, weshalb es sehr gut wäre, wenn Sie es mir möglich machen würden, Ihren Vortrag fest zu notiren. .... — Die Zeit anlangend werden wir wohl frühe beginnen, etwa um 8—8½ Uhr, um frühe zu Tische gehen und Entferntere, die 4.45 abreisen, an Seele und Leib gesättigt entlassen zu können. In welchen Zeitungen zeigen wir an? Die Mitglieder erhalten gedruckte Einladungen wie voriges Jahr!

Ueber alles gewärtige ich Ihre mir sehr schätzbare Ansicht und danke Ihnen auch für die äußerst freundliche Einladung in Ihr Haus, die ich, wenn irgend möglich, gerne annehme, um mit Ihnen zusammen zu sein. Jedenfalls aber würde ich zuvor anzeigen. Wir wechseln wohl noch einige Billets bis dann!

Mit hochachtungsvollem und collegialischem Gruße

Ihr Dr. Sonderegger.

152. Den 8. Sept. 1864.

Verehrter Herr Collega!

„Les beaux esprits se rencontrent.“ Sie werden meine Antworten in der gleichen Stunde erhalten haben wie ich Ihre Fragen. Ich bitte sehr ab für meine Saumseligkeit; nehmen Sie dieselbe nicht für Mangel an Achtung sondern für einen morbus congenitus, der mich zuweilen plagt!

Themata der öffentlichen Gesundheitspflege müssen erst ausgewählt werden, auch muß eine gute Arbeit zu Grunde liegen, wenn sich eine ersprießliche Discussion daran entwickeln soll; deswegen berührte ich die genannten Themata des Cant.-Spitales und des Irrenhauses. Haben Sie abweichende Ansichen, so theilen Sie mir dieselben gütigst mit; sie sollen zur Geltung kommen!

Bänziger werde ich nicht loslassen. Wenn der Zufall wollte, daß dannzumal ein Fall von Ophthalmoblennorhoea neonator. in Wyl aufzutreiben wäre, um die Gräfe'schen Ansichten ad oculos medicorum zu demonstriren, wäre das sehr gut und die Zumuthung irgend einem behandelnden Arzte gegenüber kaum incollegialisch.

Zahl der sich versammelnden Mitglieder? Gott weiß das. Ich denke wir melden dem Wirthe etwa 30 Mann an, wie voriges Jahr auch; kommen dann mehr, so sieht man das ein paar Stunden vor Tische schon und kann noch nachbessern.

Mit collegial. Hochachtung und freundlichem Gruße Ihr ergebener Dr. Sonderegger.

153. Altstätten, den 26. Nov. 1864.

Verehrtester Herr Collega!

Sie kennen Ansichten und Absichten der Aerzte wie auch die unsers Vereines. Die allgemeine Eingabe an die Regierung ist abgegangen. Es wird aber nöthig und gut sein, bis zur Frühlingssitzung des Gr. Rathes auch einen detaillirteren Plan zur Ausführung vorzulegen, wäre es auch nur, daß wir nicht den Vorwurf riskiren, den Friedrich II. einem Consistorialrathe gemacht: „Der verdammte Pfaffe weiß selber nicht was er will.“ Ich

glaube wir Alle wissen was wir wollen und haben nur die Aufgabe, uns klar und eindringlich und beharrlich genug auszusprechen.

Es versteht sich, daß die Directionen der Versammlung von Wyl vorläufig maßgebend sind; ebenso versteht es sich, daß keinerlei weitere Eingabe gemacht wird, welche nicht zuvor wenigstens das Comité, womöglich eine Hauptversammlung passirt hätte.

Einstweilen möchte ich um Beantwortung der Fragen bitten:

1. Wäre in Wyl Bedürfniß und Neigung mit dem Staat gemeinsam eine Nothfallstube zu errichten?

2. Besteht dort eine Krankenanstalt, ein Spital 2c., das sich mit gutem Willen und Staatsbeiträgen zu einer kleinen Bezirkskrankenanstalt erweitern ließe? Wenn eine solche da ist, dürfte ich um deren Statuten 2c. zur Einsicht bitten?

Ich gedenke erst Material zu sammeln, dann einen detaillirten Vorschlag auszuarbeiten, diesen dem Comité und dann dem Verein vorzulegen. Sind Sie damit einverstanden? Rathen, corrigiren Sie! Ich bin nicht rechthaberisch! Sie, verehrter Herr! sind eine energische practische Natur und können Wege zeigen wie auch bahnen; thun Sie es! Haben wir vorgearbeitet so müssen wir möglichst viele Aerzte zur Zustimmung bekommen, wir sollten vielleicht auch bei den Gemeinderäthen in ähnlichem Sinne wie jetzt bei der Regierung, sondiren und Räthe einholen? . . . .

Seien Sie mir herzlich gegrüßt und empfehlen Sie mich den verehrten Ihrigen! Ich wünsche dem gemüthlichen Familienkreise einen glücklichen Winter!

Mit Hochachtung ergeben Ihr

Sonderegger.

154. Den 10. März 1865.

Verehrtester Herr Collega!

Meinen besten Dank für Ihre freundliche Zuschrift, noch mehr für die ernste und wohlwollende Theilnahme an den Fragen, welche unsern Stand und unsere Vereinszwecke betreffen! Zur Erläuterung Ihrer Notiz, daß der Sanitätsrath ein ähnliches Circular erlassen, erlaube ich mir, Ihnen zu bemerken, daß anno 1858 oder 59 in allen Gemeinden angefragt wurde: wie viel die

Rechnungen der Armenärzte in den letzten Jahren betragen haben? Dieses Material nützte aber, auch wenn es vollständig wäre, gar nichts, weil es sich nicht um eine Anstalt handelt, welche die Armenärzte ersetzen oder überflüssig machen soll, nicht um eine Anstalt, welche alle armen Kranken aufnähme, sondern um eine solche, welche nur ein kleines Contingent der bisherigen Armenpraxis beanspruchte. Sie haben, leider! sehr Recht, wenn Sie finden, die Frageſtellung sei unbequem und werde voraussichtlich nicht gut beantwortet werden; allein ich wußte mir nicht besser zu helfen und gedenke die Nichtantwortenden so lange mit Bitten und Briefen zu plagen, bis sie entsprechen. Auch unsere Regierung gehört zu diesen. Während sie sich jedes Heiratscandidaten mit Begeisterung annimmt, hat sie dem ärztl. Verein weder Antwort noch Empfangsanzeige seiner Eingabe zukommen lassen. Unverschämt werden hilft nichts; geduldig sein und wiederkommen ist besser. — Sollen wir die Frühlingsversammlung nicht erst etwa im Mai halten? Jetzt ist überall großer Krankenstand und nur Sie und Herr Kollege Jäger haben Vortheil von der Versammlung im März. So gerne ich Ihnen in diesem Punkte gefällig sein möchte, so scheint mir Verschiebung bis zum Mai doch besser! Sie haben vielleicht andere Gründe, die ich noch nicht kenne und die ich sehr gerne beachten werde. Nehmen wir an: „qui tacet consentit.“ Wünschen Sie es anders, so schreiben Sie!

Mit Hochachtung und collegialischer Freundschaft grüßend
Ihr ergebener Dr. Sonderegger.

155. Altstätten, den 23. Mai 1865.

Verehrter Herr College!

So eben kommt die Einladung von Dr. Moser in Wyl retour. Er sei gestorben. Da er Mitglied des Vereins gewesen, möchte ich Sie oder Ihren Herrn Vater bitten, eine kurze Biographie, einen kleinen Necrolog für nächste Sitzung zu besorgen oder von sicherer Hand besorgen zu lassen. Es muß sein. Wir müssen ein Band der Pietät um die ohnedieß auseinander fahrenden Mitglieder schlingen und zumal auch den „Alten“, Lebenden

wie Todten, die sich unsers Vereines angenommen, gebührende Aufmerksamkeit schenken. Seit der Gründung ist bloß ..... aus dem Vereine weggestorben und da war ich zu feige, die Wahrheit zu sagen und zu ehrlich sie zu umgehen; so schwieg ich, und alle Andern ditto. Aber wenn es irgend zu machen ist, sollte jeder verstorbene Collega von einem Freunde oder Bekannten in die Annalen des Vereins eingetragen werden. Wir müssen Beweise der Zusammengehörigkeit suchen und geben. Wir haben Alle unsere Tugenden und Fehler; über beide erhebt uns der Tod, und die Todesnachricht kann uns zu Philosophen im besten Sinne des Wortes machen. Also haben Sie die Güte, für den Necrolog Moser's zu sorgen!

Zu Gegendiensten bereit hochachtungsvollst grüßend Ihr

Dr. Sonderegger.

156. Bad Fideris, den 15. Aug. 1865.

Verehrter Herr College!

Dieser Tage erhielt ich von Ihrem ehrenwerthen Herrn Papa Antwort auf unser Cirkular und bitte Sie, ihm meinen besten Dank und achtungsvollsten Gruß zu übermitteln! Diese Zeilen bezwecken, Ihnen zu gestehen, daß ich, je länger und einläßlicher ich unsere Spitalfrage betrachte, zu dem Schlusse komme, wir seien auf falscher Fährte und sollten, statt auf Nothfallstuben hinzuarbeiten, einen Cantonsspital ins Auge fassen und daneben thatsächliche Handhabung der, im Armengesetze vorgesehenen Krankenpflege der Gemeinden. Auch Herr College Jäger, den ich auf meiner Hiehereise zu diesem Zwecke besucht, ist auf diese Anschauung eingegangen, bei all' seiner Unabhängigkeit und Einsicht. Creirt der Staat Nothfallsstuben, so werden sie, in genüglicher Anzahl, bei guter Einrichtung und Betreibung, sehr viel kosten, ja viel mehr als ein einzelner Spital. In manchen Gemeinden wird sich gar kein Lokal finden, welches den billigsten Anforderungen an ein Krankenasyl entspräche und vielfach müßte neu gebaut werden.

Accomodirt man sich aber an die gegebenen Lokalitäten, so ergeben sich an den meisten Orten elende Anhängsel an's Armenhaus, eine bessere Sorte Gesellenherbergen, die weder in technischer

noch humaner Hinsicht mehr leisten, als das bisherige System der Unordnung und des Zufalls. Man kann so leicht ein paar magere Brocken hinwerfen und dann sagen: eure Asyle taugen doch wenig, also kehren wir zum Alten zurück. In kleinen, armen, agrikolen Gemeinden fallen jedenfalls die Asyle schlecht aus, wenn man sie nicht ganz neu macht, und größere Gemeinden machen sie von selber, wie St. Gallen, Rorschach, Rheineck, Altstätten, Ragaz, denen noch manche nachfolgen werden und müssen.

Ein Spital dagegen könnte technisch wie human als Musteranstalt wirken, böte schweren oder übelgelegenen Kranken eine gute Zufluchtsstätte und könnte ergänzen, was im Lande herum in Privat- und Armenpraxis zu thun übrig bleibt oder machen, was vielerorts unmöglich ist. Man weiß besser, was man gethan hat und wird im Großen Rathe wie in der öffentlichen Meinung mehr Verständniß finden, als für Nothfallsstuben. Auch haben alle andern Cantone auch vorerst ein rechtes Krankenhaus gemacht und es ist nicht gut, wenn wir St. Galler glauben, alles anders und extra haben zu müssen; wir haben uns damit auf vielen Gebieten schon blamirt. Gegen einen Cantonsspital spricht die Lage des Cantons, aber nach Erstellung der Toggenburger Bahn sind wir dann so günstig gestellt, als die meisten andern Cantone. Es spricht dagegen die Rivalität gegen die Stadt. Wir Aerzte müssen und werden aber darüber erhaben sein, der bestgelegene Ort ist der beste, heiße er wie er wolle. Und endlich könnte die Furcht, da und dort einen besonders „interessanten" Fall an den Cant.-Spital abgeben zu müssen, Einzelne plagen. Dieser Schaden läßt sich nicht läugnen, aber: 1. fiat justitia und pereat mundus, wenn dem Kranken so besser geholfen ist, ist's recht; 2. die Anregung, die Controlle, die Aufstachelung des Ehrgeizes der Aerzte ist mehr werth für dieselben, als ein Schutzzoll der Praxis. Ich bin auch Arzt und lebe gar nicht von Renten, sondern von der Praxis und habe Kinder, die mir auch lieb sind und für die ich sorgen möchte: und dennoch fürchte ich einen Cant.-Spital gar nicht und denke es müsse fast allen Collegen ebenso gehen .... Schließlich bedenken wir: Ragaz-Pfäfers ist im Cant. Schulgesetz verheftet und für uns fort. Zu haben ist noch der Bürgerrechtstaxenfond und Diversa, im Gesammtbetrag von

etwa ½ Million. Die müssen wir in Anspruch nehmen, ehe Bodenseegürtelbahn, Seethalbahn, Lukmanier, Casernen u. s. w. u. s. w. unsern Staat ausschöpfen, wir müssen uns wehren und zwar jetzt. Was sagen Sie dazu, verehrter Herr Collega? Ihre Ansicht ist mir sehr wichtig.

Mit Hochachtung grüßend Ihr

Dr. Sonderegger.

157. Altstätten, den 16. Nov. 1865.

Werther Freund und Collega!

Anknüpfend an die freundlichen Erinnerungen unserer Hauptversammlung benütze ich das freundschaftliche Du zum ersten Male und bei einem würdigen Anlasse. Ich wünsche Dir in allen Beziehungen Glück für die bevorstehenden Großrathssitzungen und insbesondere das Glück, für unsere humane Angelegenheit etwas wirken zu können! — Meine Erörterung, mehr Herz als Kopf, ist längst in Deinen Händen und es werden Dir weder die guten Seiten des Thema's noch die Schwächen seiner Behandlung entgangen sein. Habe Nachsicht mit der stümperhaften Bearbeitung und wirf das Gewicht Deines Wortes und Deiner Persönlichkeit in die Waagschale, wenn leichter Witz, gewandte Rabulistik, kurzsichtige Knickerei die Angelegenheit kurzweg abwälzen möchte! Ich habe unter Anderm auch den Fehler gemacht, die Gründe gegen einen Spital nicht erschöpfend genug zu behandeln und vernehme seither besonders auch folgendes Raisonnement: Man soll die beiden noch flüssigen Fonde als Sparhafen für unvorhergesehene Unglücksfälle aufbewahren. Schöne Ausrede, wenn man nichts thun will und doch nicht mehr mit Superbus Mehlwurm dem Collegium lächelnd erklären darf: „Ein Cantonsspital ist eine Grille müßiger Stadtärzte" wie es 1858 der Fall gewesen. Schöne Ausrede, wenn auch das eingeschlagene System stoischen Stillschweigens nicht hülfe. — Welche Calamitäten heilte diese Casse? Theurung und Hungersnoth? Diese heilen die Eisenbahnen besser als es alle früheren Kornböden thaten, und es ist vielleicht gut, bei diesem Anlaß den Eisenbahnen ihre wohlverdiente Lobrede zu halten für culturgeschichtliche und damit auch ökonomische Leistungen;

es ist vielleicht gut, den Eisenbahnmännern sowohl als den Geistlichen und Erziehern zu sagen, daß wir nicht auf ihre Kosten, sondern neben ihnen, einen Spital wollen. Zeiten wie 1816 und 1817 sind jetzt unmöglich, solange nicht der ganze Erdball steril wird. Es ist keine bloße Redeweise wenn wir sagen, die Eisenbahn-Conti sind unsere Hunger-Cassen.

Oder sollten diese flüssigen Fonds ein Brandunglück decken? Weil wir zu faul, bei aller Staatsweisheit zu unbeholfen sind, durch Freigebung, durch Concordate, durch Rückversicherungen uns schadlos zu halten wie andere gescheide Leute? Dürfen wir einer unbeholfenen Brandassecuranz zu Liebe die Krankenpflege opfern?

Oder ist jenes Geld für Kriegszeiten? Wie lange wird es reichen? Wird es die Last der Kriegssteuern nur merklich vermindern? Werden wir nicht gerade in einem Kriege mit großen Opfern an Geld und Menschenleben büßen, daß wir weder in den Gemeinden noch im Canton etwas Ordentliches für Krankenpflege gethan? Kann man das Alles dann um's Geld machen? So wenig als eine schlagfertige Armee aus ungeübten Leuten! Ich weiß noch wohl, mit welchen Klagen und Verwünschungen die Sonderbundsverwundeten Appenzeller, St. Galler und Thurgauer die improvisirten, wirklich schlechten Aargauer Nothspitäler verlassen haben, ich weiß wie Viele rein aus Mangel an ordentlicher Verpflegung damals gestorben sind, während ich als ärztl. Freiwilliger damals bei Gislikon und Sins wie in Muri und Aarau gewesen. Seither hat das Aargau gelernt und sich besser eingerichtet, wir St. Galler sind stehen geblieben. Und dann die Nachwehen des Krieges: arme Familien, Krüppel, secundäre Operationen, Typhen! erfordern die nicht Alle einen Spital, und würde unser Geld, im Kriegsfalle, nicht mehr nützen als Spital, denn als verschwindende Steuererleichterung?

Doch nein, sagt ein Anderer, wir brauchen die Zinsen dieser Fonds für die Cantonsschule! Welche Selbstverhöhnung: die Erziehung und Bildung auf Kosten der Barmherzigkeit! Sind wir so arm an Geist und Geld, nur eine Pflicht auf Kosten einer andern erfüllen zu können; geht nur Eins in unsre Köpfe und Herzen hinein? Stelle Du den Heuchler an den Pranger der öffentlichen Meinung, der zu behaupten wagt, man müsse die

Cantonsschule erhalten auf Kosten der Barmherzigkeit! Es ist ihm weder mit der Bildung noch mit der Barmherzigkeit Ernst, denn beide sind Eins.

Nur zu einem Zwecke ist es unbestreitbar besser, die Fonds unangetastet zu lassen: sie sind eine gute Zuckerbüchse, aus welcher eine Parthei ihren Anhängern etwas Süßes geben kann, ohne daß es der steuernde Bürger direkt bemerkt. An diesen warmen Cassen kann man wieder einmal die kirchlichen und politischen Schwäzereien aufwärmen, mit denen man fromm, liberal und was man überhaupt will, scheinen kann, ohne arbeiten zu müssen.

Arbeiten, practische Leistungen des Christenthums und der Bildung, das muß die Losung sein, und nur mit diesem Grundsatz ist ein glückliches Staatsleben möglich; wir dürfen nicht mehr fragen: bist du katholisch oder reformirt, conservativ oder radical, sondern: bist Du ein Arbeiter oder ein Schwäzer?

Verehrter Freund! Du bist in Deinem Leben und Wirken ein geborner Arbeiter. Laß Dir nicht imponiren von den Schwäzern, sondern fahre ungenirt in sie hinein; die Wahrheit ist immer eine Macht und Du kannst mit dieser Macht die Mehrheit des Rathes um Dich versammeln! Portire Du, ich bitte Dich: Die Anträge auf Eintreten, auf fs. 600 000 für den Spitalfond! Ganz gradaus — es geht vielleicht im ersten Stoß besser als wenn alle alten Weiber ihre Obergutachten noch dreinlegen. Frisch gewagt ist halb gewonnen und es wäre Deiner würdig, das zu thun was andere blos gesprochen und geschrieben haben! Zürne mir nicht, wenn ich, getrieben von diesen Fragen, mich viel ausführlicher ausgesprochen als nöthig und recht ist! Ich gebe Dir wahrlich kein Mandat, aber ich wollte Dir Bitten an's Herz legen.

Ehe wir daran denken, singt man uns in betreffender confessioneller Melodie das Requiem und wir müssen bei Gott noch etwas Anderes zurücklassen als ein paar Kinder und ein paar Franken; wir müssen auch unser Scherflein in den Gotteskasten des öffentlichen Wohles legen! Es thut mir innerlich wohl, bei diesem Bestreben Dein Duzbruder geworden zu sein!

Sei mir herzlich gegrüßt!

Mit freundschaftlicher Hochachtung Dein

Dr. Sonderegger.

158. Altstätten, den 29. April 1866.

Verehrter Freund!

Du bist immer der Gleiche, stets kampfbereit und für unsere gute Sache begeistert: ich hoffe zu Gott, es sei Dir beschieden, durch Umsicht und Unerschrockenheit, mit Deinem geflügelten und wohlgezielten Worte im Rathssaale wie durch Deinen Rath außer demselben die gute Sache zu fördern. Unterdessen verhält es sich, wie mir scheint, also:

1. Wenn's nicht anders sein kann sind unsere Götter gern nobel, aber es soll nichts kosten und ihnen für die hohe Politik in keiner Weise den Weg verlegen. Gut, also Cant. Armenfond! obschon es heiter und jammervoll zugleich ist zu denken, daß alle Begeisterung für die Cantonsschule wie ein scheues Pferd umkehrt vor der kleinsten Steuer, die man in andern Fragen so wenig scheut. Du hast sehr recht, schon hier ein aber! entgegen zu setzen und zu fragen, ob sie so unbeweglich festsitzen, der Bürgerrechts- und Salzfond.

2. Der Cant. Armenfond ginge als erste Anlage wohl an, aber: St. Pirminsberg braucht ein Anleihen von wenigstens fs. 80 000. Das soll also dieser Fond schwitzen? Ich würde sagen, jetzt soll er's zahlen in Betracht der elenden Staatsfinanzen, die zwar von einem Genie verwaltet werden, aber doch schlecht sind. Die Staatskasse aber soll allmählig helfen es wieder zu ersetzen.

3. Ein Anleihen also, keine Abtretung, würde ich meinen. Aber M . . . spricht von 192 000. Das kommt daher: Der sehr ehrenwerthe Mann hat die Idee, ein Neubau für Epileptische sei gut und nöthig, und ich durfte ihm diese Idee nicht verderben, ohne als Inspector dem ganzen sehr nöthigen! Reorganisationsplan zu schaden. Ich persönlich würde Alles nach Vorschlag Wolff-Zinn machen, aber den wegen übler Localität sehr theuren Neubau für Epileptische weglassen und das Geld den Heilbaren zuwenden! Ich denke es wird wenig Ueberredung brauchen, Dich und Jäger in Concilio für diese Anschauung zu gewinnen; ich will und muß jetzt schweigen, um nicht alle Irrenanstaltsreformen unmöglich zu machen. An der Hauptversammlung wollen wir

St. Pirminsberg außer der Sprache lassen und das Petitum um einen Krankenfond aufrecht erhalten?

Wenn's nur möglich ist, daß im Sommer, bei Hitze und Heuwetter, die Sache günstig entschieden oder verschoben, aber nicht abgewiesen wird. Das Finanzgenie wäre gerade gut genug, in der Eile einen abweisenden Beschluß zu erschleichen.

Für die Wintersitzung nehmen wir, nach Berathung mit guten Leuten, nochmal ein bischen Druckerschwärze und wärmen die Frage im großen Publikum auf. Für den Sommer würde der Schuß unbeachtet verhallen.

Wollen wir uns Montags d. 28. Mai oder Mittwochs d. 23. versammeln? Deiner Antwort gewärtig und herzlich grüßend

Dein Dr. Sonderegger.

NS. Du sollst und mußt irgend eine Arbeit mitbringen, Carlotta Patti (Wegelin Carl) ist fest engagirt, Du: — Vieuxtemps — mußt uns etwas geigen, ich bin einstweilen Capellmeister aber nicht Virtuos, und die Vorstellung in St. Gallen muß etwas Ordentliches werden.

Telegramm vom 6. Juni 1866:

Herrn Kantonsrath Dr. Jung, St. Gallen.

Herzlichen Dank für den Bericht. Gottes Segen für Dein umsichtiges und kräftiges Wirken. Es tagt jetzt!

Dr. Sonderegger.

159. Altstätten, den 17. Nov. 1866.

Werther Freund und Collega!

Hier hast Du die Zusammenstellung der Gründe, welche den Sanitätsrath bewogen haben, auf Reform der ärztl. Staatsprüfungen anzutragen. Deine eigene reiche Erfahrung auf wissenschaftl. und pract. Gebiete wird weiter reichen als mein mageres Referat, und Du hast, ganz besonders gegenüber dem vornehmen Geschwätz müßiggehender Würdeträger, Dich wohl öfter des horazischen „Nil admirari" erinnert. Einfach verhöhnen und schlecht machen lassen wir ärztliche Fragen nicht mehr, dazu sind unsere Ziele zu heilig und unsere Absichten zu gut.

Ob es passend sei, jetzt die Sportelfrage zu bringen, überlasse ich Deinem Ermessen und dem Eifer, mit welchem die Regierung die Vorlage macht — oder nicht macht. Wenn wir jetzt feststellen, so wird die bessere Ordnung doch erst in zwei Jahren losgehen können: darum das Drängen. Immer die Allerletzten zu sein, ist für uns St. Gallische Aerzte auch demüthigend.

Ich bin in mancher Beziehung froh, Dich im Großen Rathe zu wissen und wünsche Dir auch für künftige Zeiten die Genugthuung, mit Erfolg zu wirken, wie Du es den 6. Juni 1866 gethan!

Glückliche und vergnügte Session!

Post festum hätte ich gerne diese Notizen sowie die kleine Arbeit: „Aerztliche Standpunkte und Aufgaben" wieder zurück.

Mit freundschaftlicher Hochachtung grüßend

Dr. Sonderegger.

160. Den 17. Nov 1868.

Lieber Freund!

Zu meiner Ehrenrettung möchte ich Dir, für Dich und zu handen manches hochachtbaren Cantonsrathes bemerken, daß ich die Zeitungen erst in Anspruch nahm, als ich sicher wußte, daß Hoffmann keine Botschaft drucken und an die Hrn. Rathsmitglieder vertheilen lasse. Da schien es mir geboten, daß ich für den ärztl. Verein die „Botschaft" schreibe. Wo ich nicht recht gethan, bitte ich um Nachsicht.

Das „Neue Tagblatt" hat einen größern Artikel von mir aufgenommen, wofür ich dankbar bin, und ladet auch „zur Mittheilung abweichender Ansichten" ein. Darf ich Dich bitten, falls es, wie ich sicher glaube, ohne Dir selber Gewalt anzuthun, geschehen kann, beförderlichst in jenem Blatte eine Zustimmung zu unserm Programm erscheinen zu lassen. Wir wollen nicht einen Querkopf à la .... oder einen Streithahn à la .... abwarten, sondern zur Zeit für das einstehen, was wir für wahr halten.

In Privatsachen bescheidener, in Spitalfrage unbescheiden und „zudringlich aus Grundsatz" und herzlich grüßend Dein freundschaftlich ergebener Dr. Sonderegger.

161. Den 25. Nov. 1868.

Lieber Freund und Collega!

Vielen Dank für Deinen Brief, insbesondere auch für Deine Warnung. Ich erkenne daran den wahren Freund; schön reden kann Jeder. Zudem hast Du ganz und gar Recht und ich bin so sehr Deiner Ansicht, daß ich in der That kein Jota weiter zu schreiben gedachte. Es kommen wohl Suppenartikel diätetischen Inhaltes, aber nichts Spitalfragliches.

Nr. 269 Neues Tagblatt war mir nicht bekannt, sonst hätte ich gar nicht geantwortet. Nun Großer Rath. Ich bin aller Hoffnung baar und vollständig resignirt, aber ebenso instinctiv und fest zu folgendem entschlossen:

1. Wiederkommen, so lange ich hoffen kann, noch gelesen zu werden.

2. Wenn . . . . keine Zeit zur Botschaft findet, so werde ich Zeit finden, ihn mit der größten Selbstverläugnung beharrlich anzugreifen und seine elende Geschäftsführung des Hülfscomité in der Presse rücksichtslos zu verhandeln. Je mehr ich sehe, in welchem Tempo die Regierung diese Frage betrieb und betreibt, um so mehr werde ich in ein oppositionelles Fahrwasser getrieben, und was die Menschenliebe nicht leistet, leistet oft Entrüstung und Scham. Heraus müssen sie, in gemessener aber möglichst prägnanter Form vor das Forum der Schweizerpresse. Wenn Du kannst und willst, laß . . . . sagen: daß er sein Zögern werde bezahlen müssen, der alte Menschenverächter!

Doch warum schon wieder hitzig? Ich werde mich publica schon besser in Acht nehmen, als dem freundlich nachsichtigen Collega Cantonsrath gegenüber. Was thun? Was Du für gut findest, ich vertraue Dir unbedingt. Aber in erster Linie drücken, daß die Frage bald vorgelegt sei. Der Kerl kann ja auch mündlich referiren.

Wenn es angeht, eintreten: wenn es nicht geht, kann man stets noch verschieben.

Die Gefahr beim Verschieben ist groß:

1. Die Stadt macht stets bessere Rechnung und will deshalb weniger mitmachen.

2. Die Vota zersplittern sich, Bezirks- ꝛc. Anstalten, kurz halb und gar nicht verdaute Projecte tauchen auf.

3. Die Frage kommt außer Athem! Das Interesse schwindet und man kann wieder vorn anfangen. Ich jedenfalls nicht; ich predige mich gedankenarm und werde langweilig.

4. Wenn dann irgend etwas quer kommt, so ists ganz vorbei.

Also ungenirt auf den faulen Kerl drücken, ihn stoßen, ungestoßen thut er nichts.

Ach Gott! ich wollte leichter Tausende zum Islam bekehren, als eine Handvoll Leute zur Barmherzigkeit.

Sei mir herzlich gegrüßt!

Dein Sonderegger.

162. D., den 13. Jan. 1869.

Lieber Freund!

Der arme Ektopische hat mich trotz alles Elendes gefreut, weil er einen Brief von Dir brachte und mir Gelegenheit gibt, Dir Grüß Gott und Prosit Neujahr! zu sagen, was ich ja so von selber auch nicht gethan hätte. Deine Räthe und Ansichten sind offenbar richtig und ich habe mich bestrebt, sie auszuführen.

Ob ich zürne? Gott im Himmel, wer kann zürnen, daß die Welt nicht nach seinem Kopfe geht! Ich habe für mich keinen Aerger, wenn es nicht geht, für mich keine Satisfaction, wenn Alles gut geht; ich habe eine rein instinctive Theilnahme und Angst für die Spitalfrage an sich, und fühle mich in tiefster Seele allen den Männern zu Dank verbunden, welche nicht mit Hohn und Kälte, sondern mit Liebe auf all' das Elend hinblicken, an welchem unser „souveränes Volk" laborirt. Pax hominibus bonae voluntatis! Die Politik der Worte, sei sie so oder anders gefärbt, wird täglich unausstehlicher. Du hast die würdige Aufgabe, in Commission und Gr. Rathe mit Deiner Klarheit und Kraft, als Mensch wie ganz besonders als Arzt, ein entscheidendes Gewicht in die Waagschale zu legen. Ich danke Gott, daß Du dabei bist; meines Vertrauens, meiner Freundschaft, wenn es die Frage erfordert, meines Gehorsams, sei stets versichert!

Herzlichen Gruß und Handschlag pro anno Domini misericordis 1869 von Deinem Sonderegger.

163. Altstätten, den 28. October 1869.

Lieber Freund und Collega!

Wenn ich in der Noth bin so denke ich an Dich und wenn es mir anfängt zu fürchten, so nehme ich Zuflucht zu Dir. Du kannst mir einige Zudringlichkeiten entschuldigen und vertragen, und wirst mich nicht mißverstehen, wenn ich Dir hier mein persönliches Raisonnement gegen Bezirks-Spitäler vorlege. Die Idee für Bez.-Spitäler ist die Frucht des erwachenden Gewissens, welches die Unterlassungssünden überblickt und nun Alles auf einmal gutmachen möchte; Bez.-Spitäler sind der erste Gedanke dessen, der die Spitalfrage Einmal in einer müßigen Stunde anguckt: wenn man die Sache ernst und einläßlich nimmt, so kommt man zum Votum Thürlimann: „Ich will schließlich auch lieber das erreichbare Gute, als das unerreichbare Beste." Die Bez.-Spitäler werden in der Gr.-Räthl. Commission an College Buschor ihren Vertreter haben, nicht aus bösem Willen, aber aus Mangel an längerm und einläßlicherem Studium der Frage. Für die Richtigkeit der in der Reg.-Räthl. Botschaft gegebenen Daten bürgen persönlich die Namen der dortigen einzelnen Commissionsmitglieder; .... kann Dir sagen, daß alle Entschlüsse und Vorschläge daselbst einstimmig gefaßt worden, so sehr auch in der ersten Sitzung die Ansichten auseinandergegangen. Du hast eine hochachtbare Liebhaberei, etwas Rechtes, Ganzes zu thun; wirf Dich, ich bitte Dich um Gotteswillen, mit der ganzen Kraft Deines Namens und Deiner Persönlichkeit in diese Frage und vollführe im Rathe und am entscheidenden Orte die gute That, welche wir Aerzte unserm Lande und unserm Gewissen schuldig sind!

Wann ärztlicher Verein in St. Gallen? ich proponire Mai 31., vom 12. an kann ich nicht.

Mit freundschaftlicher Hochachtung und herzlichen Grüßen

Dein Sondereggger.

164. D. 12. October 71.

Lieber Freund!

Vielen Dank für Deinen inhaltsreichen Brief. Daß der Impfstoff nicht besser gefangen, thut mir leid und ist wahrscheinlich

die Folge vom langen Transporte bei großer Hitze. Dem zarten Kinde ſchadet es am wenigſten, nur eine Puſtel gehabt zu haben, und man wird eben die große Operation gelegentlich wiederholen können, wie ich hoffe mit retrovaccinirtem Stoffe, von dem Du zuerſt bekommen ſollſt. Vorläufig haben wir den ganzen Erwerb ins Geſchäft geſteckt und nichts zum Vertheilen. Näheres Mittwochs den 18., ſo Gott will. Zumal hoffe und wünſche ich, daß Du ſelber wieder ganz geſund und munter ſeieſt!

1. Und nun dieſe Conferenz? Appenzell und das hochdemokratiſche Thurgau haben einen Unſinn gemacht und wünſchen nun nicht allein zu ſtehen; ſehr begreiflich, aber nicht ſehr logiſch und nicht moraliſch. Das Appenzeller-Geſetz: Freigebung interner Medicin, und Patentirung von Geburtshülfe und Chirurgie, iſt doch gewiß blühende Inconſequenz.

2. Aufhebung des Pfuſcherverbotes iſt factiſche Freigebung in feigſter Form.

3. Nach dieſer Freigebung wird man Pfuſcher ſo wenig beſtrafen als jetzt, ja noch weniger, weil beim Publikum und Richtern der Gedanke, es gebe keine Medicin und Alles ſei Pfuſcherei, noch feſter ſtehen wird als jetzt. Hätte man den Pfuſcher je für ſo gefährlich gehalten wie den Falſchmünzer oder den Fahnenflüchtigen — er wäre nie aufgekommen. Man war lax beim Verbot und gedenkt nun ſtrenge zu ſein bei Freigebung!

4. Preußen hat noch ein kleines Gegengewicht im Titelverbot. Wir haben gar kein Gegengewicht, oder Titelverbot, noch öffentliche Hygieine, welche der Rede werth iſt; wenig Krankenpflege, nicht einmal Nachfrage nach Ernährung unſerer Waiſen und ſchon gar nicht die humane Opferwilligkeit und Kraft Amerika's, welches wir nachahmen in — Freigebung. Niederreißen in Medicin, Staat und Kirche kann jeder Narr; ich lobe mir den, der auch aufbaut.

Schließlich hat wohl weder eine Regierung noch ein Collegium außer dem Gr. Rathe das Recht, dem Canton eine ſolche Lumpenwirthſchaft durch einen Conferenzbeſchluß aufzuhalſen. Die Frage iſt eine mediciniſche und es iſt nicht nöthig ſie durch Juriſten vertreten zu laſſen. . . . .

So viel — zu Deiner Belehrung? Na, — ſo eitel bin ich

nicht, Herr Bez.-Ammann und Cantonsrath und Pathe und Accoucheur des Cant.-Spitals! — aber so viel und nicht weniger zur Erleichterung Deines Sonderegger.

165. St. Gallen, 31. Dec. 1874.

Mein lieber Freund!

Ich kann das eilende Jahr nicht ziehen lassen, ohne Dir nochmals die Hand zu drücken und Dir warm zu danken für alle Liebe und Freundschaft, für alle Geduld und alles Vertrauen, welches ich von Dir genossen, und ohne mit Dir zu klagen über den Schmerz, der Dich und die Deinigen so schwer heimgesucht und ohne mit Dir mich anzuklammern an den Glauben, daß es keinen Zufall gibt und daß Gottes Fügungen auch da väterlich sind, wo wir sie ganz und gar nicht verstehen![1] Gott gebe Dir Glück und Muth zum neuen Jahre und den lieben Deinigen ein glückliches Gedeihen! Grüße mir sie Alle und sei meiner Hochachtung und Freundschaft stets versichert!

Dein Dr. Sonderegger.

166. Den 2. Febr. 1875.

Lieber Freund!

Du hast furchtbar viel zu thun, darum kann man Dir auch noch mehr aufladen. In wenigen Tagen soll ich der Sanit.-Commission einen Entwurf der Vollziehungsverordnung vorlegen. Sei so gut und gucke mir das Ding an. Ich will keine Abhandlung, einigen Röthel, Bemerkungen wie: zuviel, streichen, Unsinn, gut, brauchbar ꝛc. Ich verstehe Dich, wenn Du auch ganz kurz sprichst; aber ohne Deinen Compaß mag ich nicht in den tückischen Gewässern der Gesetzgebung herumfahren.

Dir und den lieben Deinigen meine freundschaftlichen Grüße!

Dein Dr. Sonderegger.

[1] Dr. Jung hatte das Unglück, seinen ältesten Sohn an Perityphlitis zu verlieren.

167. St. Gallen, den 3. Febr. 1883.

Lieber Freund!

Hic Rhodos hic salta!

Krankenkassen müssen wir machen, wir müssen aus dem gottlosen Pharisäerthum der Parteien und der Confessionen hinaus und des Armen und Kranken uns annehmen, müssen mehr Moral und mehr Barmherzigkeit in unser öffentliches Leben legen; das thut den Armen wohl und macht die Besitzenden besser.

Obligatorisch muß die Krankenpflege für Familienlose (Aufenthalter) sein, sonst ist sie gar nichts.

Gegen Mißbrauch schützt eine niedere Taxe für die hiezu bestellten Aerzte. Sie haben ja doch mehr als jetzt, da sie gar nichts haben. Zeitweise Ausfälle sollen Gemeinden und Staat decken. Vielleicht wird es ein Grund, nicht alle Lumperei gewähren zu lassen und bessere Polizei zu halten.

Dieses auf Rechnung.

Herzliche Grüße von Deinem

Sonderegger.

168. Den 19. März 1885.

Lieber Freund!

Acten und Gutachten wird Dir Curti schicken, letzteres vom Präsidenten und Actuar der Sanit.-Commission contrasignirt.

Aepli und ich haben neulich ein großes Gutachten in gleicher Weise, nur mit unsern Namen, an das Cant.-Gericht abgegeben, und es ist angenommen worden. Präs. Bärlocher sagte mir, daß die beauftragte Sanit.-Commission voll berechtigt sei, die ihr übertragene Arbeit an einzelne ihrer Mitglieder zu delegiren und daß Contrasignirung oder ein Begleitschreiben, in welchem die San.-Commiss. (Präs. und Actuar) das Gutachten als das amtliche anerkennen, vollkommen genüge. Das Cant.-Gericht hat nicht einmal diese Contrasignirung verlangt. Dieses zur Entschuldigung eines, wie ich ganz gut einsehe, formalen Fehlers. Wenn das nur der einzige wäre!

Deine Andeutung eines Kampfes gegen die Freibetten hat mich sehr beunruhigt. Ich habe in allen Krankenpflegefragen

vom Reg.-Rathe seit 22 Jahren nur Schlimmes erfahren. Diese großen Herren sehen alle medicinischen Fragen und alle Krankenpflege für ungeheuren Luxus an und scheinen in ihren Köpfen nur für Confession und für Rechtsfragen Raum zu haben; ihr Ideal ist ein mustergültiges Zuchthaus — und mustergültige Einrichtung es zu bevölkern! — Ich fürchte immer alles Schlimme und bin oft recht unglücklich, da wo man Hülfe und Verständniß finden sollte nur Widerstand und versteckten bösen Willen zu finden. Wäre der Große Rath nicht stetsfort gut gewesen, man hätte die Tagestaxen lieber recht hoch gestellt, um sehr wenige Kranke zu haben, wie der edle .... in Collegio gesagt haben soll. Ich hoffe Du verlässest mich nicht mit Deinem Rathe und mit Deiner Hülfe, wenn ein Wetter losgeht; ich bin gemüthlich zu tief ergriffen und gekränkt, um immer ruhig und vernünftig zu handeln.

Daß es Deiner Frau gut geht, sei Gott gedankt!

Herzliche Grüße! Dein Sonderegger.

169. St. Gallen, den 19. Sept. 1885.

Lieber Freund!

Sei so gut und lese diese Blättchen und gib mir Deine Ansicht! Ich möchte die intensive Opposition, die wir ganz gewiß in der Regierung haben, rücksichtslos und energisch angreifen. Ohne diese Methode wäre auch der Cant.-Spital niemals vorwärts gekommen. Wir sind 7 Jahre in Hochachtung ersterbend und loyal und artig gewesen, ohne irgend etwas zu erreichen. Ich wage mit voller Ueberlegung meine Stelle als Sanitätsrath und die ganze Gnade der Oberen dran, wenn es etwas nützt.

Leider werden von mir meistens Leute angeklagt, welche nicht mehr da sind. Aber eine Regierung muß schließlich zu ihren Beschlüssen stehen und die Jetztlebenden sind nur indirekt, wenn sie wollen gar nicht, getroffen.

Es ist ein kleines Compliment, wenn ich Dir sage, daß Du kluger bist als ich, darum suche ich Deinen Rath.

Mit herzlichen Grüßen Dein Sonderegger.

170. Den 28. October 1885.

Lieber Freund!

„Te Deum laudamus!“ Der 25. October war gut. Die Conservativen haben viel sittlichen Ernst entwickelt, da dieser auch bei den Liberalen vorhanden ist, so hoffe ich, es werde sich für die wichtigsten Fragen in diesem Zeichen eine Partei der ehrlichen Leute bilden, gegenüber den Demagogen und Schwätzern. Auch dem Asyl kommt das zu gute. Ich habe Deinen Rath befolgt und will das Flugblatt hinauswerfen. An wen?

1) an alle Cant.-Räthe
2) an alle Aerzte
3) an alle Gemeindeammänner
4) an alle Kath. Geistlichen
5) an alle Evangel. Geistlichen.

Ist's so recht? an wen sonst noch? Ich bitte um Deine umgehende Antwort, da ich Deines Rathes nicht entbehren kann.

Für Deine Sendung pcto. Gesetze besten Dank! Die Sammlung ist schon verpfuscht, aber man muß herausschlagen was möglich. Mit herzlichen Grüßen

Dein Sonderegger.

171. Den 8. December 1889.

Lieber Freund!

Ich brauche Deinen Rath, um so eher als ich weiß, daß Du kundig, ehrlich — und wahrscheinlich nicht meiner Ansicht bist.

Wenn ich schreibe, denke ich (unter uns gesagt!), daß ich zum letzten Male schreibe und nachher nicht mehr könne. Dadurch gerathe ich leicht in einen ernsthaften und rücksichtslosen Ton. Ich fechte nicht für mich, sondern für meinen Beruf, und halte meine Absicht für ganz ehrlich. Damit ist leider nicht gesagt, daß mein Vorgehen auch richtig sei.

Was ich meine, ersiehst Du leicht. Ich will nach einigen Seiten reagiren. Wer sich alles gefallen läßt, dem geschieht ganz recht, daß man ihn haut. Sich selber darf — und soll — einer ruhig hauen lassen, niemals aber sein Amt, seine Confession.

Mir ist die Medicin allerdings auch Confession: ein Bekenntniß vor Gott und vor den Menschen.

Ich möchte also gerne das alles sagen — es giebt kein großes Sendschreiben — wenn Du nicht findest, es schade. „Non nocere!“ ruft uns Hippocrates zu.

Die Sendschreiben überhaupt, alle Jahre eines, finde ich nöthig, um Fühlung zu behalten und anzuregen, sonst schlafen wir noch mehr ein. Und warum darf der Styl nicht familiär sein? Wir sind weder Leo XIII. noch Bismarck I. und machen uns mit allzu feierlichem Curialstyl mehr lächerlich als geachtet.

Nun urtheile Du und gieb mir bald Antwort.

Herzliche Grüße!

Dein alter Sonderegger.

172. Schönberg, den 24. Juli 1891.

Liebe Freunde![1]

„Mein erst Gefühl sei Preis und Dank!“ Nach Tagen der Athemnoth und der Schmerzen wieder außer Bett, verwende ich meine ersten Schreibübungen dazu, Euch zu danken für Euere liebenswürdige Theilnahme und Euere Nachfrage bei Bänziger. Es geht wieder, und ich hoffe wenn nicht der Arzt, so werde doch der Sanitätsbeamte noch ein wenig arbeiten können. Ich begrüße Jung aufs Wärmste und lobe ihn, daß er sich nicht hat hinaus manövriren lassen. Wir brauchen seine Einsicht und sein Wohlwollen, sein Interesse für das geplagte Menschengewusel. Ich wünsche Dir eine gute Cur! und keine allzu kurze! Das Jahr ist lang; es muß vorhalten!

Und Du, lieber Gebärvater[2]! Pater Kellermeister, der den Novizen den Kelch des Lebens in die Hand giebt und sie dann mit schönen Wünschen und im tiefsten Basse dem Frater Ludi magister zuschiebt: Dir geplagtester aller Aesculaps-Söhne, wünsche ich den allnächtlichen Hochgenuß einer stummen Hausglocke und die alltägliche Freude, mit Menschen zu leben denen nichts

[1] An Dr. Jung und Dr. Kuhn gerichtet, welche beide zur Kur in Baden sich aufhielten.

[2] Dr. Kuhn, berühmter Frauenarzt und Geburtshelfer in St. Gallen.

fehlt — als ein Uterus. Seid mir herzlich gegrüßt, Kuhn und Jung, liebe Freunde! Wünsche gute Cur!

Euer alter Sonderegger
z. Z. in der Reparaturwerkstätte Rorschach.

173. St. Gallen, den 2. Januar 1892.

Lieber Freund!

Prosit! Glück und Segen Dir und Deinem Hause!

Die Correspondenz für 1892 ist eröffnet; freundschaftlich wird sie immer sein, möge sie auch glücklich und anmuthig werden.

Billroths Rede folgt wieder zurück. „Das ist alles schön und recht, so ungefähr sagts unser Pfarrer auch, nur mit ein bischen andern Worten." Bei uns schimpfen die Aerzte im Parlamente über die Medicin, oder aber sie schweigen. Wir haben noch keinen so großen Collegen wie Billroth in der Bundesversammlung, und keinen so guten: Parteirosse rechts und links — das ist so ziemlich alles. Wenn auch Billroth eine Vox clamantis in deserto ist, so wird seine Stimme doch nicht ganz verhallen.

Herzliche Grüße Dir und Deiner Familie!

Dein Sonderegger.

174. St. Gallen, den 24. November 1894.

Lieber Freund!

Herzlichen Dank für Deinen Brief, dessen Inhalt mir in der Seele wohlgethan hat.

Es geht wieder, und der Leib wird seiner rüstigen Seele wieder zur Verfügung stehen. Gott sei's gedankt! Wir bedürfen Deines Geistes, und also auch Deiner Beine noch lange und noch in ausgiebigem Maße![1]

Der Große Rath ist glatt abgelaufen, das Büdget, mit und ohne Schlendrian, die Mohrenwäsche des Bau-Departementes,

[1] Dr. Jung war wegen Riß der Quadricepssehne einige Zeit invalide. Eine Operation durch Dr. Feurer (St. Gallen) brachte ihm gänzliche Genesung.

das Ragazer Culturkämpfli, die .... 'sche Wahlrede mit socialdemokratischem Schnittlauch, meine Zornesaufwallung mit nachfolgender Commission, — alles vorbei, wie ein Jahrmarkt mit viel Lärm und wenig Nationalökonomie.

Nicht vorbei war Collega Jung. Man hat Dir fleißig nachgefragt, und hätte in Erinnerung an Dich dem Cant.-Spitale alles bewilligt, was er nur gewollt hätte. Dummerweise wollte er zu dieser guten Stunde nichts.

Hier ist mein Sprößling.[1] Nimm ihn gnädig auf. Ich habe ihn noch ein bischen gewaschen, seit Du ihn gesehen.

Dir und den Deinigen meine herzlichen Grüße!

In alter Freundschaft Dein Sonderegger.

An Herrn Spitaldirektor Dr. V. Kappeler in Münsterlingen. (Nr. 175—179.)

175. St. Gallen, den 28. Februar 1876.

Verehrter Herr Collega!

Im Mai versammelt sich der schweizerische Aerzteverein in Zürich und es liegt mir sehr daran, daß dort die ärztlichen Kräfte der Ostschweiz richtig vertreten seien. In Olten und Bern sind wir Gäste, hier müssen wir die Wirthe sein.

Ich gelange deßhalb mit dem angelegentlichen Ansuchen an Sie, einen Vortrag für jene Sitzung zu übernehmen. Das Thema steht Ihnen frei und abgesehen von den statutenmäßig eingeräumten 20 Minuten, sind kurze, mit Widerhaken versehene und zur Discussion anregende Vorträge dankbarer, als wissenschaftlich vollendete und ausgeführte Abhandlungen.

Sie dürfen es sich somit in jeder Beziehung bequem machen und werden durch Ihre freundliche Mitwirkung wie zum Gehalte

[1] Broschüre über Asyle für Brustkranke.

der Versammlung so auch zur festen Vereinigung der schweizerischen Aerzte Vieles beitragen.

Ich gewärtige ganz gelegentlich Ihre geehrte Antwort und grüße in Hochachtung und Ergebenheit:

Dr. Sonderegger,
Präs. der Schweizer. Aerzte-Commission.

176. Den 16. März 1876.

Verehrter Herr Collega!

Vielen Dank zum Voraus! Ich wußte, daß Sie uns nicht im Stiche lassen und Ihren Mann stellen; empfehle mich auch jetzt schon für ein anderes Mal, denn als Praeses lasse ich mir einen Hang zur Feinschmeckerei nicht absprechen.

In warmer Hochachtung dankend Ihr

Dr. Sonderegger.

177. Den 6. April 1876.

Verehrter Herr Collega!

Mißverstehen Sie mich nicht! Ich habe Sie an's Ende der Tractanden gesetzt, weil Sie etwas demonstriren und bei Demonstrationen die Sitzung aus den Fugen geht.

Frankenhäuser ist als Reservist engagirt und ihm zum voraus gesagt, er erscheine wahrscheinlich gar nicht und sei mir nur gut genug, wenn Lücken entstünden. Ich lasse Sie und Ihre Demonstrationen nicht gerne fahren, weil Demonstration und Discussion werthvoller sind als bloße Vorträge; ich lasse Sie nicht gerne fahren, weil der Verein nicht bloß Collegium hören, sondern selbstständig arbeiten und den nicht docirenden Collegen auch zum Worte kommen lassen soll. Nur wenn sich Ihre Arbeit nicht auf eine kurze Zeit zusammendrängen ließe, müßte ich Ihre Ablehnung annehmen, sonst aber thue ich es nicht. Reiffers Controverse ist einfach und nicht zeitraubend. Schuler wird kurz sein. Ich behafte Sie also stetsfort bei Ihrem freundlichen Anerbieten.

In steter Hochachtung Ihr ergebener

Dr. Sonderegger.

178. St. Gallen, den 21. Jan. 1878.

Verehrter Herr Collega!

Ihre freundliche Einladung gerne benutzend möchten Dr. Kuhn und ich gerne nächsten Sonntag den 27. Ihre, durch Betrieb und Erfolge mustergültige Anstalt besuchen und ich komme hiemit, Sie um eine Correspondenzkarte-Antwort zu bitten, ob Sie uns zu kommen gestatten und ob wir Ihnen gelegener kämen, wenn wir Morgens um 8.30 oder Vormittags 10.36 anlangten? Wir wünschen, Sie in jeder Beziehung möglichst wenig zu stören.

Mit einigem Schrecken las ich in den Zeitungen, daß der thurg. Reg.-Rath Anträge für Freigebung der ärztlichen Praxis vorbereite. Die Erfahrungen von Glarus und Appenzell sind sehr wenig einladend, insbesondere ist auch die Stellung der Aerzte, entgegen allen Prophezeiungen, erheblich schlechter geworden. Genaue Angaben sind bei Schuler in Mollis und bei Altherr in Heiden zu haben. Die Sicherheitsventile für Medicinenhandel erweisen sich als Illusion: die „Wilden" beziehen von Außen und zum constatirten „Totschlag" lassen es die Verkäufer nicht kommen; keine Illusion aber ist es, daß ein Quacksalber ein ganz anderer Kerl ist, wenn er legitim practiciren darf, als wenn er es furtim thun muß. Die Lehre vom Verblassen des Nimbus bei der Freigebung ist eine Phantasie, welche, wie alle Phantasie, bestraft wird. — Doch warum diese erhitzte Auseinandersetzung, gegenüber Ihnen, der auf keinem Gebiete meiner Ansicht bedarf! Ich bitte um Ihre bewährte, unverwüstliche Nachsicht und grüße Sie in steter Hochachtung und Ergebenheit!

Ihr Dr. Sonderegger.

179. St. Gallen, den 30. Nov. 1879.

Verehrter Herr!

Herzlichen Dank für die liebenswürdige Aufmerksamkeit, mit welcher Sie mir Ihr neuestes Werk „Anaesthetica" zugesandt. Ich habe es sehr einläßlich angesehen und Vieles darin gelesen und bin stolz und freudig bewegt, daß wir Schweizer so Vortreffliches leisten. Diese nach Inhalt und Form prächtige Arbeit

wird Ihren wohlverdienten Ruf wieder mehren und ich gratulire Ihnen zu den Uebersetzungen!

Obschon mir ein viel trivialeres und nicht wissenschaftliches Arbeitsfeld zugewiesen ist, habe ich mir doch die Hochachtung vor der Wissenschaft bewahrt und ich drücke Ihnen dankbar und neidlos die Hand, mit der Bitte zugleich, auch den schweiz. Aerzteverein bald wieder mit Ihren werthvollen Arbeiten zu erfreuen.

In Hochachtung grüßend Ihr ergebener

Dr. Sonderegger.

An Herrn Dr. Schuler, eidgenöss. Fabrikinspektor in Mollis.[1] (Nr. 180–182.)

180. St. Gallen, den 18. Jan. 1876.

Verehrter Herr Collega!

Ihr Entwurf[2] ist sehr gut und gefällt mir nach Anlage und Ausführung sehr wohl. Er leistet Alles, was man erwarten und möglicher Weise auch erreichen kann.

Allerdings ist § 16, der unausweichliche, ein Unsinn, weil man mit dem Civilprocesse weder Krankheiten noch ärztliche Handlungen controlliren kann und die guten Leute die Flucht und Beweglichkeit organischer Vorgänge niemals in ihrem ökonomisch-politisch-juridischen Netze fangen und festhalten werden. Ich ver-

---

[1] Brief des Empfängers an den Herausgeber:

Mollis, den 8. Septbr. 1896.

Verehrter Freund und College!

Sie haben bei mir einen reichen Vorrath von Briefen unseres seligen Sonderegger zu finden gehofft. Sie haben sich schwer getäuscht. Meine engere Bekanntschaft mit ihm datirt eigentlich erst aus der Zeit meines Inspectorats, also seit 1878. Den einzigen Brief, den ich aus der Zeit vorher besitze, lege ich Ihnen bei; er ist 1876 geschrieben, als ich mir noch mit Glarner Sanitätspolizei zu thun machte und unsern Centralpräses con-

[2] Glarner Sanitätspolizeiverordnung.

misse nur Eins: das nämlich, daß die wilden Aerzte gegenüber von Seuchen und gemeingefährlichen Krankheiten (Pocken, Flecktyphus, Typh. abdom., Cholera, Wasserscheu, Rotz, Rinderpest) ebenso zur Anzeige verpflichtet und bei Nichtanzeige für Verbreitung der Seuche haftbar erklärt und bestraft werden, wie die wirklichen Aerzte. Ohne das wird bei freier Praxis alle Seuchenpolizei illusorisch und da diese „Unbefangenen" so viel klarer sehen

---

sultirte. Nach 1878 kamen wir sehr oft persönlich zusammen und mit jedem Jahre mehr. Ich hatte mehrmals im Jahr in St. Gallen oder in der Nähe zu thun und unterließ es nie, sowohl Freund Sonderegger, als auch die Rabengesellschaft, deren eifriges Mitglied er war, aufzusuchen. Bei diesen Zusammenkünften besprachen wir, was uns bewegte. Je näher ich ihm trat, je mehr Werth setzte ich auf diesen mündlichen Verkehr. Es war sonderbar: in seinen Briefen fürchtete er nur allzusehr, durch eine unumwundene Kritik zu verletzen, vom Begonnenen abzuschrecken. Er hob oft allzusehr nur das Gute hervor und vergaß in der Freude darüber, auch auf die Mängel energisch genug hinzuweisen. Kam er dagegen in eifrige Discussion, vertrat er mit gewohntem Feuer seinen Standpunkt, dann gab er weit unbefangener seine Ansicht, sein Urtheil zum besten, dann freute man sich erst recht des so klugen, gewandten, vorsichtigen und doch für seine Jedeale mit solcher Begeisterung und solcher Hingabe eintretenden Mannes.

Das war der Grund, warum ich am meisten Werth darauf setzte, in mündlichem Verkehr alle meine Anliegen mit ihm zu besprechen. Allerdings flogen zahlreiche Briefchen das Jahr durch hin und her, wenn uns gerade beiden eine Frage am Herzen lag. So war es z. B. 1879, aus welchem Jahr ich Ihnen einen Brief beilegen kann, der auf die Ausgestaltung des Fabrikgesetzes Bezug hat. Aber das waren fast nur kleine Zettelchen, Fragen wegen einzelnen untergeordneten Punkten, die ich nicht aufbewahrt habe. So besitze ich sozusagen gar keine Briefe von Freund S., und selbst im letzten Jahr, als unser Zusammensein sich länger als gewöhnlich verzögerte, kam es nur ausnahmsweise zu einem kleinen Flugblättchen, dem beiliegenden letzten Briefchen.

Ich bedaure sehr, Sie so im Stiche lassen zu müssen, um so mehr, da S. ein Briefschreiber war, wie es wenige gibt, geistreich, anregend, und dabei doch überall den herzguten, anspruchslosen Mann erkennen lassend. Aber eines erschwert die Publication dieser Briefe: sie enthalten zu viel Lob. Ich muß aufrichtig gestehen, das wird manchen abhalten, seine Briefe publiciren zu lassen, da es fast wie das Bestreben aussehen würde, mit der Anerkennung eines so hervorragenden Mannes zu glänzen. Mir wenigstens geht es so.

. . . . Mit freundschaftlichem Gruß Ihr ergebener

Schuler.

als die verkehrten Studirten, so ist diese Forderung nur billig und eine Ehrensache für die naturwüchsigen Genies.

In § 20 möchte ich weniger von „Giften" sprechen, weil man die legale Medicin gar zu sehr als eingestandene Giftmischerei hinstellt. Ich würde sagen „heftig wirkende Stoffe" oder „Chemikalien und Droguen, deren Handhabung technische Kenntnisse erfordert," kurz ich würde den Namen Gift sanft umschreiben. Sie finden leicht bessere Umschreibungen.

Zu dem Entwurfe möchte ich einen Beiwagen von „Motiven" laufen lassen. Da ließe sich dann die Atropin-Mörderin Jeanneret und manche ähnliche schwarze Gestalt anbringen, welche die Segnungen des freien Giftverkaufes illustrirt. Es ist leicht, in verständlichen Zügen zu schildern, wie man dem Verbrechen Thür und Thor öffnet, während man nur die „unschuldige" freie Medicin einlassen will.

Ihre Inspectionen sind das Punctum saliens! Wenn nur diese nicht durchfallen! Ohne Stoß von oben und von Seite der Gebildeten und Aerzte treibt das souveräne Volk Quackfalberei aber nicht Hygieine.

Bei uns in St. Gallen ist noch nichts geschehen. Die Gemeinden und Privaten haben Recht zu klagen und untersuchen zu lassen und die Gerichte haben Competenz zu strafen, aber es steht kein Kläger und kein Richter auf und man wird in greller plumper Weise Uebelstände illustriren, die öffentliche Meinung beunruhigen müssen, bis etwas geschieht.

Sie haben ohne Gesetze und Competenzen mehr gethan als wir St. Galler! Seien Sie uns ferner Vorbild und Sporn!

Ihren Fabrik-Inspectionsbericht las ich mit Andacht und hoffe etwas aus demselben zu lernen.

In freundschaftlicher Hochachtung und Ergebenheit

Ihr Dr. Sonderegger.

181. St. Gallen, den 4. Mai 1879.

Verehrter Herr und Freund!

Herzlichen Dank für Ihre freundliche Theilnahme und Begrüßung! Ich habe eine Ermunterung sehr nöthig, denn ich bin

mir bewußt, meiner Aufgabe nicht gewachsen zu sein, und auch die aufmerksame Lesung Ihrer vortrefflichen Arbeiten hat es mir klar gemacht, daß ich eigentlich nur mit dem guten Willen, nicht aber mit der erforderlichen Sachkenntniß arbeite. Dafür aber begrüße ich neidlos alles Bessere und habe ich gar keine Neigung, eigensinnig zu sein.

Meine Beurtheilung Ihrer beiden Arbeiten kann nur ein unbedingtes Lob und ein Wort des warmen Dankes sein.

Ich finde es sehr wohlgethan, daß Sie Ihre Grenzen so enge wie möglich ziehen und ganz langsam und stätig, aber ohne große Concessionen oder Niederlagen zu gewärtigen, ins Zeug gehen wollen und sich Zeit und Vollmacht zu Weiterem offen behalten.

Ich kann mich bei Besprechung der Haftpflicht mit Ihrer Forderung A I—IV und B I–V vollkommen einverstanden erklären und glaube auch, daß die Staubinhalationen erst nach Jahr und Tag zur Sprache kommen können. Die „Gifte" sind verständlicher, den „Staub" kennen ja wir Aerzte erst seit kurzen Jahren.

Auch Ihre Ansichten über Verkürzung der Arbeitszeit scheinen mir sehr richtig und vorsichtig gehalten.

Der Ausschluß der Schwangern ist, wie ich mir auch in der Eingabe an das Eidg. Dep. des Innern zu sagen erlaubte, eine theoretische Forderung, mit welcher man das Fabrikgesetz blamirt, wenn man nicht den gesammten Nutzeffect des betreffenden Paragraphen für die Wöchnerinnen verwendet.

Ich bin Ihnen dankbar, daß Sie mit der Aerztecommission, welcher weder das persönliche Wissen noch die persönliche Erfahrung zur Verfügung stand wie Ihnen, so zart umgegangen sind. Da die Aerzte-Commission zur Sanitäts-Commission geworden ist, so wäre eine recht glänzende Niederlage ein förmliches Unglück für sie gewesen und es liegt mir sehr daran, die freundlichen Beziehungen zum Fabrikinspectorat auch ferner zu pflegen, damit nicht „duobus litigantibus tertius gaudeat". Dieser Tertius guckt ohnedieß überall heraus, wo man mit dem Theoretisch-geforderten Ernst machen will.

Ihre Arbeit über Zündholzfabrication ist ein wahres Muster-

und Meisterstück, ein Programm für andere Detailarbeiten: Was die Aerztecommission in ihrer Eingabe an die Bundesversammlung den 15. Mai 1878 mehr instinktmäßig gefordert, das verlangen Sie an der Hand einer streng logischen und actenmäßig belegten Beweisführung. Ich sage auch da zu meiner Entschuldigung: ich konnte nicht so gründliche Einsicht haben, wie Sie dieselbe gewonnen! Bei Ihren Schlußforderungen vermisse ich nur Eins: den erhöhten Einfuhrzoll auf Zündhölzer mit gelbem Phosphor. Da es sich um eine sanitäre und nicht um eine nationalökonomische Frage handelt, so wäre vielleicht ein Zollsatz zulässig, welchen der „Freihandel" als solcher nicht gestattet. Ohne Erschwerung dieser Einfuhr wird uns Alles nichts nützen, denn billiger kommt das Fabrikat aus rothem Phosphor nicht und sich auf die Einsicht der Consumenten zu verlassen, wäre Ironie.

Ich wiederhole, daß ich dem Herrn Fabrikinspector zu diesem Gutachten, welches für entfernte Kreise und die Volksmenge eine der ersten Kundgebungen dieses Amtes ist, förmlich und aufrichtig gratulire!

Darf ich, ohne Unbescheidenheit die Bitte wiederholen, daß Sie bei Inspectionen in St. Gallen Ihr Absteigequartier bei mir nehmen möchten. Wir werden uns gegenseitig gar nicht stören, ich habe Raum und „Hafermus" genüglich in Bereitschaft!

Seien Sie mir herzlich und in Hochachtung gegrüßt!

Ihr Dr. Sonderegger.

182. St. Gallen, den 12. März 1896.

Lieber Freund!

Herzlichen Dank für Deine Sendung! Ich bin eben zu Ende gekommen mit dem Lesen der Arbeit „über Fabrik-Wohnhäuser" und habe mir vieles angestrichen, was ich niemals vergessen möchte. Wie bescheiden präsentirst Du die große weitschichtige Arbeit; wie ruhig und besonnen ist Dein Urtheil, wie verhüllt die glühende Liebe zum Volke und zur Wahrheit, die das Werk wie seinen Meister erfüllt und treibt! Die Arbeiter jubeln Dir nicht zu, denn Du agitirst nicht, und hältst sie nicht zum besten; die Arbeitgeber schmeicheln Dir auch nicht, zur Strafe dafür,

daß Du ihnen nicht schmeichelst; aber Generationen werden Dein Verdienst, Deine grundlegenden Arbeiten dankbar anerkennen. Ich beneide Dich um Deine große, ruhige Kraft. Hätte ich diese nur leihweise für ein paar Monate, so könnte meine Waisenfrage geborgen sein! Gott erhalte Dich gesund und arbeitsfreudig!

Hoffentlich geht es Deiner Frau endlich wieder gut. Meine herzlichen Wünsche auch in dieser Beziehung.

In alter Hochachtung und Freundschaft

Dein Sonderegger.

An Herrn Dr. Schiller, Direktor des Asyls in Wyl. (Nr. 183 und 184.)

183. St. Gallen, den 28. December 1892.

Verehrter Herr Collega!

Ihrer freundlichen Einladung konnte ich nicht folgen, denn ich bin stets noch ein Invalide und erhole mich langsam. Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen hiemit wenigstens schriftlich meine warmen und herzlichen Glückwünsche zum Jahreswechsel darbringe! Sie haben ein interessantes aber schweres Jahr hinter sich und werden auch im kommenden Jahre noch manche Widerstände zu überwinden haben, bis die Anstalt als die plastische Darstellung vom Geiste des Directors erscheint. Aber Sie werden die Widerstände überwinden, Ihre Kraft wird mit denselben wachsen und sie schließlich siegreich überragen. Gott gebe Ihnen Muth und gute Gesundheit! Ich bitte um Ihr Vertrauen und Ihre Freundschaft und hoffe mich derselben nicht unwürdig zu erweisen. Verfügen Sie über mich, wo ich Ihnen und Ihren Interessen nützlich sein könnte und seien Sie mir herzlich und in freundschaftlicher Hochachtung gegrüßt! Ihr Dr. Sonderegger.

184.[1] St. Gallen, den 2. Mai 1894.

Verehrter Herr Director!

„Infandum regina jubes renovare dolorem“. Wir können thun was wir wollen, so ist's nicht recht. Fragen wir ungenirt unser Gewissen, und handeln wir so, wie Sie es im Sinne haben. Ich bin einverstanden. Sie lassen ein Flacon für fs. 15 kommen; es hält sich am kühlen und trockenen Orte viele Wochen. Dann würde ich die Impfung empfehlen, aber freistellen. Machen die Pocken Fortschritte, so zwingt man den Rest.

Darf ich, ohne unbescheiden zu sein, Sie darauf aufmerksam machen, daß die Genfer Lancy-Lymphe, die für den Canton ausschließlich vorgeschriebene, sehr kräftig wirkt, und verlangt, daß die einzelnen kleinen Scarificationen nicht zusammenfließen können. Die alten Impflinge stöhnen ganz anders, als die Kinder.

Wenn ich Ihnen irgendwie nützlich sein könnte, würde es mich herzlich freuen. Verfügen Sie über mich.

In freundschaftlicher Hochachtung Ihr

Dr. Sonderegger.

An Herrn Prof. Dr. Wartmann, Rektor der Kantonsschule St. Gallen. (Nr. 185 und 186.)

185. Altstädten, den 20. Aug. 1866.

Verehrter Herr Rector!

Da aus dem ärztlichen Concordate der Schweiz voraussichtlich noch lange nichts wird, und der Canton St. Gallen seine allzukurzen und für Gedächtniskram und gutes Mundstück berechneten Examina für Aerzte abändern muß, tritt aufs Neue die Frage in den Vordergrund: welche Vorbildung ist zu verlangen? Und ich möchte Sie gerne um einen guten Rath und freundlichen

[1] Antwort auf die Frage, ob die Asylinsassen wegen Pockengefahr im Rheinthal und Wallenstadt geimpft werden dürfen.

Wink bitten, obschon eigentlich Ihre maßgebenden Ansichten bei Freund Wegelin und Papa Wild besser angebracht sind.

Möglichste Vorbildung muß sein; je unreifer der Student, desto armseliger der Arzt.

Ehedem war „allgemeine Bildung" = alte Sprachen, Geschichte und Mathematik. Unterdessen sind die Naturwissenschaften so reich an Stoff, so mannigfaltig in der Form, so anregend für Verstand und Gemüth geworden, daß sie neben den alten Sprachen auch dann noch concurriren könnten, wenn sie nicht ins Specialfach des Arztes hinüberspielten.

Ein Schulsack Latein und besonders Griechisch ist nöthig! Aber wie groß soll er sein? Soll man bis in die obersten Klassen die meiste Zeit auf alte Sprachen verwenden, während diese für Geschmack, Gemüth, feines Urtheil nicht mehr leisten als die darüber vernachlässigten lebenden Sprachen?

„Non omnia possumus omnes". Der Gymnasiast kann nicht in Philologicis, Mathematicis und Naturwissenschaften excelliren. Ich wollte, hätte ich einen Sohn der Arzt werden wollte, er excellirte in Naturwissenschaften und Mathematik, denn ich sehe unter den philologisirenden Aerzten, welche sich rühmen dürfen, in Hellas und Rom noch daheim zu sein, fast nur einbalsamirte Könige, welche beim Glanz ihrer Zeit stehen blieben und auf unverantwortliche Weise ihren Fachstudien den Rücken kehrten, von der ganzen bewegten Welt in der sie leben, kaum eine Ahnung haben. Studirte ich wieder Medicin, so möchte ich von der Mitte des Gymnasiums (N.B. Gymnasium Knabenkloster d. d. 1841—45) an eine Industrieschule und an's Polytechnikum, und dann nach bestandenem Chemiker- 2c. Examen an die Universität. Ich möchte Sie nun fragen:

1. Gibt unsere jetzige Cantons-Schule, abgesehen von Ihrem persönlichen Gewichte, welches manchen Schaden im Plane ausgleichen kann, so lange Sie selber da sind, gibt die Cant.-Schule genug naturwissenschaftliche und mathematische Fächer und nicht zu viel Philologica?

Darf ich Sie um ein Programm bitten?

2. Wäre es gut, vom Candidaten zu fordern: Absolvirung der Cant.-Schule oder der Industrieschule?

3. Wäre es gut, die erste Hälfte der Cant.-Schule fest zu verlangen und darauf die zweite Hälfte oder die obere Industrieschule — technische Abtheilung — folgen zu lassen?

Sie finden wohl mit Recht meine Fragen confus; doch hoffe ich, daß Sie die Absicht geduldig aufnehmen und bitte nur um kurze, wegweisende und andeutende Mittheilungen. Ich schreibe als Beamter, aber ohne Auftrag und möchte wenigstens keinen Unsinn machen.

Genehmigen Sie, verehrter Herr Rector, die Versicherung meiner steten Hochachtung und Ergebenheit und grüßen Sie mir auch Ihren lieben Herrn Papa! Dr. Sonderegger.

186. Den 25. Oct. 1895.

Hochgeachteter Herr!

Sie haben mich mit dem Diplome eines Ehrenmitgliedes Ihrer Gesellschaft ebenso sehr geehrt als überrascht.[1] Leider bin ich mir nicht bewußt, diese Auszeichnung verdient zu haben, außer etwa durch mein Alter.

Ich war seit langen Jahren ein Verehrer der Naturwissenschaft, denn sie führt die Pflugschar, welche den ganzen Boden unsers Culturlebens umackert und säet in aller Stille Körner, aus denen das geistige Brod für Generationen gemacht wird. Die Naturwissenschaften haben das Leben der Völker tiefer und nachhaltiger verändert und verbessert als die größten Staatsactionen und die verheerendsten Kriege. Wenn es ein Stolz ist, unter der Fahne eines großen und siegreichen Feldherrn zu marschiren, so ist es ein noch viel größeres Glück, unter dem Panier der friedfertigen, schöpferischen und erziehenden Naturwissenschaft zu stehen. Dieses Glück habe ich in Ihrem Vereine oft genossen; ich danke Ihnen dafür und wünsche der naturwissenschaftlichen Gesellschaft ein ferneres kräftiges Gedeihen, wie es ihr Führer und ihre Mitglieder erwarten lassen.

Genehmigen Sie die Versicherung meiner steten Hochachtung und Ergebenheit! Dr. Sonderegger.

[1] Das Ehren-Diplom der St. Gallischen naturwissenschaftl. Gesellschaft wurde Dr. Sonderegger bei Anlaß seines 70. Geburtstages überreicht.

An Herrn Dr. Häberlin in Zürich,

damals Redaktor der schweiz. Hebammenzeitung.

187. St. Gallen, den 30. Dec. 93.

Hochgeehrter Herr Collega!

Ich bin mir gar nicht klar darüber, ob eine Hebammenzeitung nützlich sei? Eine Zeitung muß mit Kritik gelesen werden, oder sie schadet. Das sieht man auch bei ärztlichen Zeitschriften. Diese nöthige Kritik hat die Hebamme nicht, und es ist ihr und den ihr Anvertrauten besser, sie schwöre in verba magistri, handle gewissenhaft nach Unterricht und Lehrbuch.

Da ich seit 20 Jahren keine Geburtshülfe mehr treibe, empfehle ich Ihnen, sich an unseren St. Galler Gynäkologen: Dr. Kuhn und Dr. Wartmann, sowie an den Hebammenlehrer Dr. Aepli zu wenden.

In Hochachtung ergeben:

Dr. Sonderegger.

An Herrn Dr. Haegler sen. in Basel.

(Nr. 188—190.)

188. St. Gallen, den 15. Oct. 1894.

Verehrter Herr Collega!

Herzlichen Dank für Ihre freundliche Antwort.[1] Ich habe gar nicht hoffen dürfen, daß die Umstände Ihnen erlauben, so liebenswürdig zu sein. Nach meiner Meinung wäre es ein großes Glück für den Canton St. Gallen, wenn er sich als Miether bei Ihrer Heilstätte betheiligen könnte. Nun ist aber die Sache bei uns noch gar nicht angefangen. Nächsten Samstag wird der cantonale Aerzteverein seine Commission beauftragen, die Vorarbeiten zu beginnen.

[1] Auf die Anfrage, ob event. ein Anschluß der St. Galler an das Basler Sanatorium möglich wäre.

Wir haben in den Cantonen St. Gallen und Appenzell kein passendes Hochgebirge und werden entweder etwas im Stile von Langenbruck machen oder nach Bünden auswandern müssen.

Ich hatte ein Bedürfniß zu wissen, ob wir überhaupt daran denken könnten und dürften, bei Basel zu Gast zu sein. Vorläufig ist mir Ihre Ansicht genügend und maßgebend. Ich werde aber, in Ihrem und in meinem Interesse, Ihren Brief in der Tasche behalten und niemanden etwas davon sagen. Kommt die rechte Zeit, so frage ich wieder, ermuthigt durch die gütige Aufnahme der ersten Anfrage. So viel ich kann, will ich fürsorgen, daß das noch in diesem Jahrhundert geschehe.

Genehmigen Sie meinen Dank und die Versicherung freundschaftlicher Hochachtung!

Ihr ergebener Dr. Sonderegger.

189. St. Gallen, den 10. Dec. 1894.

Verehrter Herr Collega!

Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Zusendung Ihres sehr schönen Vortrages über Heilstätten. Hätte ich die beiden Basler Vorträge früher gekannt, so wäre mir der Muth zu schreiben vergangen. Sie und Collega Jaquet sagen alles was zu sagen ist, und in weit mehr academischer Form, als es mir möglich ist.

Nun gestatten Sie mir die Fortsetzung meiner sehr confidentiellen Correspondenz, bei der ich aber die strenge Wahrheit zu sagen glaube und vorweg Thatsachen annehme, die kommen müssen und werden.

St. Gallen studirt jetzt: Orte, Bauten, Frequenzen und Kosten von Asylen. Das Resultat wird sein:

1. Im Canton St. Gallen gibt es keinen Ort, der klimatisch richtig und für die Betheiligten ordentlich zugänglich wäre.

2. Ebenso nicht in unserem Enclave, Canton Appenzell.

3. Für Bau und Betrieb finden wir eben jetzt die Mittel nicht, weil der Staat ½ Million unerwartete Baukostenüberschreitung von Wyl zu tragen hat und weil „das Volk" an den Krisen seiner Industrie leidet. Das sind alles faule Ausreden,

aber sie gelten doch. Deshalb werden wir bis in 1/2 Jahr dazu kommen zu sagen: Wir wollen mit Basel unterhandeln, in Davos einen Pavillon für circa 40 Betten auf unsere Kosten bauen und den Betrieb an Basel übergeben, so daß wir den Krankentag für alle St. Galler voll vergüten. Aerztliche Leitung und die ganze Führung der Anstalt bliebe also in der Hand der Basler.

Ich stelle mir vor, das wäre im Interesse Aller. Je größer die Anstalt, um so eher kann man einen tüchtigen Direktor für dieselbe finden und um so billiger wird der Betrieb. Vor der Caserne und der Uebervölkerung schützt uns das System der einzelnen Pavillons.

Wir St. Galler können bei den Baslern in Davos so gut Gesundheit studiren, wie wir in Basel Medicin studiren. Wenn wir uns anständig aufführen, werden wir vielleicht in Davos zugelassen wie in Basel.

Ich kann nun selbstverständlich gar nichts thun und darf nicht ein fertiges Programm bringen, ehe die Frage ein bischen gekocht hat. Die Leute werden gern oder ungern selber zum Vorschlage Davos kommen; dann ist er gut. Ein bloß individueller Vorschlag erregt zu viel Opposition, — und das mit Recht.

Deßwegen möchte ich Sie bitten: sich so einzurichten, daß die Möglichkeit eines Anschlusses in oben angedeutetem Sinne offen bliebe, und ferner Sie bitten, es mir zu sagen, wenn diese Möglichkeit in Frage gestellt oder abgewiesen würde, damit wir St. Galler uns darnach einrichten und unsere Arbeit beschleunigen.

Seien Sie mir herzlich und in Hochachtung gegrüßt!

Ihr Dr. Sonderegger.

190. St. Gallen, den 25. Oct. 1895.

Verehrter Herr Collega!

Herzlichen Dank für Ihre Glückwünsche und für Ihre liebenswürdige Theilnahme, ebenso für die freundliche Illusion, die Sie sich über mich machen. Mein guter Wille und meine Ehrlichkeit der Absichten sind nicht zu bestreiten, aber hoffentlich selbstverständlich; über die Weisheit der Ausführung und die Größe der Erfolge bin ich anderer Meinung. Jedenfalls hat mir mein 70.

Geburtstag wieder einen Beweis von der Güte des menschlichen Herzens gegeben. Wenn man sich halbwegs anständig aufführt, und ein bischen alt wird, findet man Anerkennung von allen Seiten.

Ich danke Ihnen, ich wiederhole es, für Ihre schöne Illusion; möge der alte Schacherjude, dessen Bild ich Ihnen hiemit anbiete, dieselbe nicht beschädigen!

Für Ihr Photogramm herzlichen Dank! Ein Bild aus früheren Jahren liegt in meinem Aerzte-Album; Sie haben sich wenig verändert, und sind auch geistig nicht alt geworden. Gott erhalte Sie gesund und rüstig!

Seien Sie mir herzlich und in Hochachtung gegrüßt!

Ihr Dr. Sonderegger.

An Herrn Dr. Bruggisser, Nationalrat in Wohlen. (Nr. 191—193.)

191. St. Gallen, den 15. Juli 1882.

Verehrter Herr Collega!

Herzlichen Dank für Ihre freundlichen Bemühungen! Wir müssen eben das Mögliche thun, um unser Gewissen zu retten. Wenn Calamitäten kommen, werden gerade die Schreier wieder über die Aerzte herfallen. Wir sind die Prügeljungen der gegenwärtigen Culturstufe. Die Verwerfung des Gesetzes[1] kann uns rühriger und wachsamer machen, als wir bisher gewesen sind und befreit uns von vieler Unbill.

Die Versendung kann, nach der Antwort des Oberpostdirectors, gratis geschehen.

In herzlicher Hochachtung Ihr ergebener

Dr. Sonderegger.

---

[1] Eidgenössisches Epidemiengesetz.

192. St. Gallen, 30. Nov. 1884.

Verehrter Herr Collega!

Ich condolire dem Vaterland und gratulire dem Teufel, daß man Sie bei Hause gelassen hat.[1] Wir finden nun in den Räthen außer Deucher, gar keinen richtigen Collegen mehr. ...., ... und ....., drei würdige Brüder, welche den Tempel Aesculaps am liebsten anzünden würden, um sich ihre Privatkastanien dabei zu braten. Prognosis valde dubia für allen sanitätspolizeilichen Fortschritt.

Ich gedachte mitfolgendes Ding einzubringen. Aerzte-Commission will nicht, Bundesrath will wahrscheinlich auch nicht; die Choleraexperten wollen vielleicht. Sehen Sie sich die Geschichte an und antworten Sie mir gelegentlich. Mir scheint die Lage einfach und klar; bei „dem allgemeinen Schütteln des Kopfes" fange ich aber an, mich als Candidaten Jobs zu fühlen.

Auf Wiedersehen bei der Sitzung!

Mit herzlichen Grüßen Ihr Sonderegger.

193. St. Gallen, den 22. Mai 1895.

Verehrter Herr Collega!

Wie der Bettelmusikant, wenn er „sehr schön" gesungen hat, mit dem Teller herumgeht, so komme ich zu Ihnen mit der Rechnung für meinen Schulaufsatz.[2] Lassen Sie sich auch das noch gefallen. Ich habe meine schweren Bedenken für das ganze Krankenkassengesetz. Wir getreue liebe Eidgenossen sind nachgerade Nörgeler, die Mücken seihen und Kameele verschlucken, viel zu schlau, um etwas Gescheidtes fertig zu bringen. Die blinden Anhänger der absoluten Freiheit, mit Verbot aller und jeder Vereins- und Kassenärzte, werden schlimme Gegner sein und alles verderben; .....

Möge Ihr Geld besser angewendet sein, als 1882 Alfred Steiger's „schöne Batzen" für die Impfflugblätter!

Herzliche und hochachtungsvolle Grüße von

Ihrem Dr. Sonderegger.

[1] Adressat wurde nicht mehr in den Nationalrat gewählt.

[2] Der Adressat war Quästor der schweizerischen Aerzte-Commission.

An Herrn Dr. C. Kaufmann, Dozent für Chirurgie in Zürich.

194. St. Gallen, den 18. Mai 1895.

Verehrter Herr Collega!

Vielen Dank für Ihre freundlichen Zeilen! Ich weiß ganz gut, daß wir verschiedener Ansicht sind, und möchte mich bei Ihnen rechtfertigen, obschon für die Eingabe der Aerzte-Commission alle Mitglieder gleichmäßig haftbar sind.

Ueber die Richtigkeit Ihrer Anschauungen läßt sich gar nicht disputiren; die steht auch bei mir fest, das entscheidet aber nichts. Zu jedem Vertrage gehören zwei. Wenn wir vom andern Contrahenten, von der herrschenden öffentlichen Meinung, so wenig Notiz nehmen wie s. Z. Greulich, und nur unsere Berufsgenossen hören, so werden wir „mit Glanz abfahren". Das Publikum hält die Aerzte für reich und habsüchtig und benützt mit Jubel jeden Anlaß, ihnen eines aufzumessen, auch wenn es zu seinem eigenen Schaden wäre; siehe Epidemiengesetzabstimmungen oder die neuesten Impfabstimmungen im Canton Bern. Es ist der reine Antisemitismus. Das beste Mittel, deutsche und österreichische Kassenärzte, und nur solche! zu bekommen, ist die Forderung der unbedingten Freiheit, und der schlimmste Feind der Aerzte ist ...., der im Namen der „Intérêts professionnels", der ökonomischen Interessen, wie er selber sie definirt, absolute Freiheit verlangt und sich im Namen der Hälfte aller .... Aerzte direct an die Bundesbehörden wendet, ohne Rücksicht auf die von allen anerkannte gemeinsame Vertretung. Der macht es unsern Gegnern bequem. „Da seht die Egoisten, die nur für ihren Geldbeutel sorgen!"

Ganz auf Ihrem Standpunkt, Herr Collega! auf dem Standpunkt des allein Rationellen, hat man s. Z. die Impfung in das Epidemiengesetz hineingenommen und alles zu Falle gebracht. Auf demselben doctrinären Standpunkte werden wir die schweizerischen Aerzte schwer schädigen, wenn wir mehr verlangen, als wir nach der ganzen Sachlage zu erwarten berechtigt sind. Sie taxiren unsere Opposition zu gering.

Nehmen Sie dieſe Zeilen als einen ſchwachen Beweis dafür, daß mir Ihre Meinung nicht gleichgültig iſt, und empfangen Sie die Verſicherung meiner collegialen Hochachtung und Ergebenheit:

Dr. Sonderegger.

An Herrn Dr. Wager in Luzern.

195. St. Gallen, den 30. Juni 1889.

Verehrter Herr Collega!

Ihr Brief und die beigelegten Zeitungsausſchnitte verſetzen mich wieder mitten in eine Frage, welche ich vor einigen Jahren gründlich durchgekoſtet, und die für unſere St. Galler Verhältniſſe abgeſchloſſen iſt.

Der Chefarzt unſerer Chir. Abtheilung am Cant.-Spital, Herr Dr. Feurer, hat durchſchnittlich 100 Kranke als Tagesbeſtand. (NB. Die Gynäkologiſchen bilden eine eigene Abtheilung, welcher Herr Dr. Kuhn vorſteht!) Dabei gegen 400 größere Operationen jährlich. Er hat 2 Pavillons und eine Sommerbaracke, 1 Aſſiſtenzarzt, und 1 Volontair mit Kuhn gemeinſam. Salaire fs. 3000. Keine Wohnung noch Wohnungsgeld und keinerlei Einnahmen von Penſionairs. Dieſe zahlen fs. 6—10 Tagestaxe, meiſt fs. 6—7. Alles inbegriffen: Operationen, Bandagen, Extraabwart, Extraſpeiſen u. ſ. w., kurz: Alles.

Herr College Kuhn hat durchſchnittlich 20 Kranke, macht jährlich 200 Operationen, wohnt nicht im Hauſe, bezieht an Salaire fs. 1000 und hat ebenfalls keinerlei weitere Anſprüche. — Es gilt hier als Grundſatz, daß der Patient in der ſtaatlichen Anſtalt außer ſeiner Taxe (und außer ganz ungewöhnlichen Verpflegungsanſprüchen) nichts zu zahlen habe. Die Spitalärzte müſſen die Ehre und die, nicht werthloſe! amtliche Accreditirung anſtatt Geld nehmen. Es geſchieht dabei Unrecht und Unſinn. So ziehen Feurer und Kuhn ihre Privatpatienten in den Spital, weil dieſer mehr Garantie für Aſepſis gewährt als das beſte Privathaus und weil ſie ihr wohleingeſchultes Perſonal haben.

Sie operiren auch die Reichen — gratis, und es kommt nur ausnahmsweise vor, daß einer, nach dem Austritte aus dem Spital, ein kleines Honorar schickt.

In Münsterlingen ist der Grundsatz ebenfalls streng festgehalten, daß der Pensionair im Spitale nur seine Taxe bezahle, und gar kein Extra für Operationen 2c. Dort aber hat Herr Director Dr. Kappeler viele seiner Pensionairs nicht im Cant.-Spitale, sondern in der nahe dabei gelegenen Privat-Pension „Schelling".

In Bern hat es bekanntlich so gut wie gar keine Pensionairs in der „Insel" und floriren eine Reihe von Privatspitälern, so die von Kocher, Dumont, Niehans u. s. w.

Wie es in Zürich gehalten wird, darüber müssen Sie direct nachfragen. Im „Rothen Kreuz" und im „Theodosianum" werden Operationen extra berechnet, wie in den Berner Asylen, dagegen im Cant.-Spitale ist, so viel ich weiß, alles in der Taxe inbegriffen.

Sie sehen somit, daß die operative Chirurgie im Cant.-Spital St. Gallen sehr schlecht honorirt wird, und daß man die wissenschaftliche Gewissenhaftigkeit der Aerzte, welche für ihre Patienten und nicht für sich selber sorgen, scharf ausbeutet. Ich würde es überall befürworten, daß Spitalärzte, welche ihre Privatpatienten als Pensionairs in den Spital bringen, sie da auch ein Honorar für Operationen bezahlen lassen. Es soll das „unrepublikanisch" sein, sagt man mir. Ich finde das jetzige Verfahren doctrinär, unpsychologisch, unbillig. Wenn Sie aber einen Spital in Credit setzen wollen und wenn Sie tüchtige Specialisten gewonnen haben, dann ist die starre Einheitstaxe ohne alles Honorar der beste Weg! Probatum est! Stets zu Weiterem bereit, grüße ich Sie in Hochachtung und Ergebenheit!

Dr. Sonderegger.

An Herrn Dr. Wilh. Dock, auf der Waid (St. Gallen). (Nr. 196 und 197.)

196. St. Gallen, den 22. Oct. 1894.

Der Quartaner Laurenz bittet ganz ergebenst den Primaner Wilhelm, ihm bei seiner Hausaufgabe[1] behülflich zu sein und ihm zu sagen:

1) Wo ist das älteste, erste englische Asyl für Skrophulöse, an der Küste zu ....? Wie heißt das Asyl? Wann wurde es eröffnet (1700?) und wie viele Plätze hat es?
2) Frankreich. Seit wann datiren seine Asyle für Lungenkranke? Wie viele Heilstätten? Wie viele Plätze?
3) Wie viele Mitglieder zählt der große allgemeine Hülfsverein für Lungenkranke?

Nach Deinem schönen Vortrag vom Samstag weißt du diese paar Namen und Zahlen wohl auswendig, oder Du hast sie gleich zur Hand und kannst sie gleich auf dieses Blatt einschreiben. — Dann wird die Sendung, die du mir versprochen, nicht mehr nöthig. Die andern Data habe ich schon. —

Zum Voraus herzlichen Dank!

In freundschaftlicher Hochachtung grüßend Dein alter

Sonderegger.

197. St. Gallen, 27. Oct. 1894.

Verehrter Freund!

Mit vielem Danke übersende ich Dir die Manuskripte und Bücher, die Du mir anvertraut. — Sie sind voll belehrenden Inhaltes und ich freue mich, in Deiner Gesellschaft die Angelegenheit weiter beraten zu dürfen.

Unter uns sind wir über die Schwindsucht einig; für den

---

[1] Heilstätten für Brustkranke.

Export und vor fremden Leuten nennen wir sie immer noch Phthisis, von φθίω und φθίσις.[1]

Mit herzlichen und hochachtungsvollen Grüßen

Dein alter Sonderegger

Arzt, Wundarzt, Geburtshelfer und Pedant, Nörgeler.

An Herrn Dr. Kürsteiner in Gais.

(Nr. 198—202.)

198. St. Gallen, den 10. Febr. 1892.

Verehrter Herr Collega!

Besten Dank für Ihre interessante Sendung! Leider habe ich, außer betreffenden Abschnitten in Haesers Geschichte der Medicin, gar nichts über die Geschichte der Irrenpflege. Ich hoffe Ihnen aber bis Ende des Monats etwas verschaffen zu können. Dem Standpunkte des Herrn Pfarrer L . . . . kann die Gegenfrage gestellt werden: Welcher anständige Staat oder Canton hat die Irrenversorgung der Privatthätigkeit überlassen? Sind wir allein gescheidt? Sind die andern alle dumm oder hartherzig?

Allerdings besteht in der Union N. Am. und in England nur private Irrenpflege. Dort ist aber auch die ganze Krankenpflege privat, alle Spitäler; ebenso auch sind die Schulen frei und nicht obligatorisch gewesen bis auf die allerneueste Zeit. Mit solchen ganz anders gearteten Einrichtungen und Anschauungen können wir Schweizer doch nicht rechnen. Da wo beiläufig unsere Socialpolitik herrscht, in allen Cantonen und allen Staaten unseres Continentes! sind die Irrenanstalten staatlich.

Ich würde vorläufig nur vom Irrenhause als „Heil- und Pflegeanstalt" sprechen und diese bauen:

---

[1] Der Adressat hatte in seinem Antwortschreiben Phthisis mit y geschrieben, was das etymologische Gewissen Sondereggers beleidigte und ihn zur Correctur veranlaßte. Darauf bezieht sich die humoristische Unterschrift.

1. groß genug (so groß als gerade möglich!)

2. an einem Platze, wo man später durch neue Bauten nachhelfen kann, „wenn diese für unsere Nachkommen einmal nöthig werden!“ Dann kann man die Erweiterungen an die bestehende Verwaltung anhängen und braucht nicht den ganzen Apparat neu zu schaffen, wie wir St. Galler in Wyl, weil wir weder in St. Pirminsberg noch bei dem Cant.-Spitale Platz haben für Erweiterung.

An der Staatsanstalt müssen Sie festhalten, sonst gibts eine Winkelwirthschaft, eine Männedorfer Trudelei, gut gemeint und schlecht gemacht.

Könnten Sie nicht die Zinsen zum Fonds schlagen und die laufenden Irrenkosten aus dem Laufenden decken? Diese zahlreichen kleinen Ausgaben wären eine beredte Propaganda für die Gründung der Anstalt! Der Fondirungsplan ist so grausam kühl, so mephistophelisch vorsichtig, auf sehr späte Zeiten berechnet! Jetzt müssen wir schon schweigen, in Appenzell A. Rh. und in St. Gallen; aber wenn bessere Zeiten kommen, dann heizen Sie den Kessel und fahren Sie rascher vorwärts.

Doch halt! Ich denke laut und schwatze unverschämt. Lassen Sie die Frage nicht los; an jeder Landsgemeinde muß etwas davon vorkommen. Während die Leute schliefen, säete der Teufel Unkraut unter den Weizen. Gott erhalte Sie wach und munter, begeistert und trotzig, vor Allem: gesund!

Seien Sie herzlich und in Hochachtung gegrüßt von Ihrem ergebenen Dr. Sonderegger.

199. St. Gallen, den 25. Juli 1892.

Verehrter Herr Collega!

It is the cause! it is the cause! So kommt es, wenn man in Alt-England und bei den Fürsten der Hygieine ein wohlbekannter und ein lieber Mann ist; dann wird man auch angepumpt. Ich habe es nicht so weit gebracht und werde deshalb auch nicht angesprochen, weder ich noch die Aerzte-Commission. Wir haben, um im bittern Ernste zu sprechen, für das Langenbeckhaus in Berlin auch nichts gegeben. Wenig: macht sich schlecht, und

nobel: bringen wir es nicht zusammen. Einzelne Chirurgen werden zum Langenbeckhause gesteuert haben und vielleicht wird Kocher, unser großer Collega, und persona gratissima in England, sich persönlich betheiligen; fragen Sie ihn. Ich thue nicht mit. Ich verehre die Engländer, bewundere sie und — fürchte sie nebenbei. Sie können so gut das Gegentheil von dem thun, was sie behaupten. Sie sind, wie Romulus und Remus, von einer Wölfin gesäugt. Diesen Eindruck bekam ich bei der Cholera-Conferenz zu Rom 1885 — zu meinem großen Erstaunen. — Mir scheint, daß man Ihnen, der Sie regelmäßig mit den liebenswürdigsten Trägern der Wissenschaft verkehren, die gedruckte Einladung mehr als Mittheilung denn als Aufforderung geschickt hat.

Sie nehmen mich nach diesem Briefe schwerlich für eine Schlange, eher für einen Igel. Haben Sie unter allen Umständen Geduld mit mir!

In freundschaftlicher Hochachtung grüßend Ihr

Dr. Sonderegger.

200. St. Gallen, den 15. September 1894.

Verehrter Herr Collega!

Meine Antwort kommt dieses Mal verspätet und ich bitte um Ihre Nachsicht. Dann möchte ich Ihnen gratuliren und den Ausdruck meines großen Respectes darbringen für Ihre feine englische Berichterstattung.[1] Da werden es Ihnen nicht viele nachthun, insbesondere ich nicht. Ich möchte Ihr Schüler sein.

Daß man Irrenhäuser bauen kann, ohne Hunderttausende zu verschleudern, ist ganz gewiß, und es ist ein Landesunglück wenn man so unnöthig kostbar baut wie wir St. Galler in Wyl gethan. Forel hat Recht, im Princip, und er ist ein sehr gescheidter und rechtschaffener Mann. Ob er für Anordnung und Beurtheilung von Bauten objectiv genug sei? ist eine andere Frage. Jedenfalls wäre es gut von dem neuen Forel'schen System irgendwo eine Probe zu sehen, ehe es dem Cant. Appenzell A. Rh. empfohlen wird. Marsens im Cant. Freiburg ist eine

[1] Im Corr.-Blatt für Schweizer Aerzte.

der billig gebauten Irrenanstalten. Ueber die Pläne und Bauten im Cant. Tessin könnte man wohl durch die Landeskanzlei zuverlässige Berichte einholen. Ich fürchte, man kann sich auch die fertigen Bauten und den Betrieb persönlich ansehen, ehe Ihr Canton ans Bauen geht. Der althergebrachte politische Liberalismus hat für Humanitätsfragen sehr wenig Interesse. Es pressirt ihm nie. Unsere Conservativen aber interessiren sich für ihre Kirche und die Demokraten für ihre Luftschlösser.

Wenn die Aerzte nicht wühlen und nicht unangenehm werden, nicht revolutioniren und den hohen Herren Druckerschwärze anwerfen, müssen Sie noch lange warten.

Wenn ich Ihnen Material oder Adressen verschaffen kann, werde ich es mit Freude thun. — In freundschaftlicher Hochachtung grüßend Ihr alter Dr. Sonderegger.

201. St. Gallen, den 26. November 1894.

Verehrter Herr Collega!

Gott sei Dank wenn Sie so weit sind, daß von der Platzfrage einer appenzellischen Irrenanstalt überhaupt gesprochen wird. Ueber die Grundsätze dieser Wahl sind wir wohl alle einig.

1. Die Anstalt muß so gelegen sein, daß man sie bequem erreicht, also nicht in Rehetobel, Wald, Schwellbrunn, Trogen. Die Nähe einer Eisenbahnstation ist sehr wünschenswerth.

2. Die Anstalt soll nicht zu entfernt von einem größeren Orte sein, um unter der öffentlichen, besonders auch ärztlichen Controlle zu stehen. Aus diesem Grunde haben wir Wyl dem abgelegenen Oberkirch vorgezogen. Wir möchten sehr wünschen, Pirminsberg läge näher bei St. Gallen. So würde ich denken an Gais, Teufen, Herisau.

3. Die Anstalt muß ein großes Areal haben, um Ackerbau und Viehzucht treiben zu können. Diese Arbeiten haben therapeutischen Werth, und die Anstalt wirthschaftet billiger, weil ein Theil der Kranken Arbeit liefert, die man nicht bezahlt, weil man sie nicht abschätzen kann, auch wenn man es will. Halten Sie vor allem auf großes Areal, damit Sie nicht ein bloßes anständiges Gefängniß bekommen, wie im „Schutz" bei Walzen-

hausen. Ohne Feldarbeit werden Heilbare blödsinnig und Unheilbare unerträglich.

Es wird nun wesentlich davon abhängen, wo und zu welchen Preisen Sie ein großes Grundstück erhalten können. Ich denke für 120 Kranke sollten Sie 10 Hectar rechnen.

Daß man guten Baugrund, sonnige Lage und genüglich gutes Wasser haben muß, versteht sich überall von selber. Die Abwässer können Sie $^3/_4$ des Jahres zum Berieseln verwenden, und für 3 Monate in ein Flüßchen laufen lassen. Wahrscheinlich werden Sie doch Gruben anlegen, vielleicht außer dem Hause, wie es jetzt in St. Pirminsberg geschieht.

Ich empfehle Ihnen für Detailfragen Direktor Schiller in Wyl ....

Ich verschone Sie mit Mehrerem, bin aber stets und gerne bereit, Ihre weiteren bestimmten Fragen beantworten zu helfen, so gut es in meinen Kräften steht. Erlebnisse habe ich viele: möchten es auch Erfahrungen sein!

In freundschaftlicher Hochachtung grüßend

Ihr Dr. Sonderegger.

202. St. Gallen, den 16. Dec. 1895.

Verehrter Herr Collega!

Es hat mir leid gethan, daß Sie mich nicht angetroffen. Gestatten Sie mir, Ihnen meine Antwort und Ansicht schriftlich mitzutheilen. Vor allem glaube ich, daß Sie bei dem jetzigen Tempo um 1995 noch kein Irrenhaus haben. Gibts denn in Außerrhoden keinen zweiten Fisch[1] mehr, der mit Verzweiflung den Leuten die Pistole auf die Brust setzt und sein Ziel erreicht? Mit der Liebenswürdigkeit und Loyalität werden Sie nur ausgelacht und kommen zu gar nichts. Jedenfalls müssen Sie: 1. die Ungefährlichen (so weit sie es sind!) in die Armenhäuser zurücknehmen, und 2. die Beiträge der Gemeinden erhöhen. Lassen Sie Ihren Schriftgelehrten und Pharisäern das Wasser nur bis an den Hals reichen; sie werden dann „christlicher". Vor allem

[1] Dr. Fisch, Arzt in Herisau, schneidiger Gründer des dortigen schönen Bezirkskrankenhauses.

müſſen Sie ganz regelmäßig, alle Jahre ein paar Mal, Ihre Preſſe mit einem häßlichen Falle, der ſich mit Irren zugetragen hat, bedienen. Ohne eine planmäßige Agitation erreichen Sie nichts. Wenn Ihnen das Geſchäft nicht paßt, ſo nehmen Sie einen andern Arzt oder einen Pfarrer dazu. Sie werden doch im ganzen Lande noch ein böſes Maul finden, das ſich in den „Dienſt des Herren“ ſtellt.

Ferner thun Sie gut, die Sache ſo zu drehen, daß Sie möglichſt viel vom Staate und möglichſt wenig, am beſten gar nichts! von den Gemeinden verlangen; dann machen alle mit; im andern Falle iſt überall Oppoſition. Ich ſehe das bei unſerer Waiſenfrage. Anfangen muß der Staat. Später machen die Gemeinden aus Eitelkeit ganz energiſch mit. Aus Chriſtenthum? Wie haißt: Chriſtenthum?

Seien Sie mir herzlich und in Hochachtung gegrüßt!

Ihr alter Sonderegger.

An Herrn Prof. Dr. de Cérenville in Lauſanne.

(Nr. 203—209.)

203. St. Gallen, den 12. Juli 1887.

Verehrter Herr Collega!

Nachdem Herr Collega Baader Ihnen officiell angezeigt, daß wir Ihnen in Ihrer Abweſenheit das Amt eines Schriftführers der ſchweizeriſchen Aerzte-Commiſſion aufgebürdet, möchte ich auch perſönlich Sie begrüßen und Sie bitten, mit Ihrer ganzen Geduld und Liebenswürdigkeit und Arbeitskraft mir zur Seite zu ſtehen. Wir müſſen, und wollen auch, als feſtverbundene Collegen an den Aufgaben arbeiten, welche noch ungeordnet und ungelöst vor uns ſchweizeriſchen Aerzten liegen. Schenken Sie mir auch ferner Ihr Vertrauen und ich will mich beſtreben, desſelben nicht unwürdig zu ſein.

Das erſte Protokoll unſerer neuen Commiſſion hat ad hoc

Collega Hafftter übernommen; unsere Eingabe an den Bundesrath sollten Sie mit unterzeichnen, da dieselbe einstimmig angenommen worden; formell richtiger zeichnet Baader. Darf ich noch ausdrücklich fragen: Meine Einladungskarte lautete doch auf den 10. Juli? nicht auf den 9. Es liegt mir daran, hierüber Ihre Antwort zu haben. Bei aller Hochachtung vor dem Sonntag und seiner Heilighaltung, kann ich ab und zu eine Sonntagssitzung nicht umgehen, wenn ich möglichst viele Mitglieder zusammenbringen will. Uebrigens vide Matthaeus XII, 12 und keine weitere Entschuldigung.

Seien Sie mir herzlich und in Hochachtung gegrüßt!

Ihr Dr. Sonderegger.

204. St. Gallen, den 29. März 1888.

Verehrter Herr Collega!

Ihrem Wunsche entsprechend gebe ich Ihnen hiemit meine Ansichten über den Eidgenössischen Medicinal-Referenten. Ich habe dieses Programm nothgedrungen und in Eile an Herrn Bundesrath Schenk geschickt. Die Gründe dieser Eile ersehen Sie aus dem Schriftstück selber.

Ehe ich es im Bundespalaste abgab, ließ ich es noch durch die Hand Kochers gehen; dieser ist bekanntlich nicht sehr radical und für die Ideen der politischen Centralisation nicht hochbegeistert; darum gerade war mir daran gelegen, seine Ansicht zu haben. Er stimmte unbedingt bei und erklärte sich mit meiner Begründungsweise einverstanden.

Da ich unterdessen keine neuen Gründe gefunden habe und voraussichtlich bis Mai keine neuen finden werde, so muß mein Referat auf eine Besprechung der hier aufgezählten 9 Punkte hinauslaufen.

Mein Ceterum censeo ist: wir sind geographisch ein anderes, kleineres Land geworden, und müssen uns nun social und administrativ darnach einrichten. Ehemals sagte man in St. Gallen: Weit, weit hinaus, bis gegen Lausanne! und was dort begegnete, ging uns wenig an. Jetzt brauchen wir von 7 Uhr Morgens bis 4^{25} Abends, um in Lausanne zu sein; der weit entfernte

Conféderé vaudois iſt unſer Nachbar geworden und wir können uns gegenſeitig nicht ignoriren. Alles Andere folgt aus dieſem Stücke Eiſenbahn- und Telegraphenleben. Wie das Schießpulver die Kriege umgeſtaltet hat, ſo wird der Dampf den Frieden umgeſtalten. Tells Armbruſt iſt mir ehrwürdig, aber eine Reliquie!

Es wäre mir lieb mit Ihnen zuſammenſtimmen zu können. Wir dürfen nicht verſchiedene oder gar entgegengeſetzte Anſichten vertreten. Ich bin zu allen weitern Erörterungen ſehr bereit. Wenn ich undeutlich oder unleſerlich ſchreibe, ſagen Sie es mir! Ich will gerne mein Mögliches thun. In Hochachtung.

Ihr Dr. Sonderegger.

205. St. Gallen, den 26. Juli 1888.

Verehrter Herr und Freund!

Als Ihr Brief anlangte, lag ich an Pneumonie zu Bette; jetzt in Reconvalescenz, möchte ich Ihnen mit Muße antworten. Wir werden uns leicht verſtehen, und „tout comprendre, c'est tout pardonner“. Wir haben mit Freund Baader die Frage der Organiſation des Eidgenöſſiſchen Medicinalweſens discutirt und gedachten, ſie mit Zeit und Weile weiter zu behandeln. Nun kam um Neujahr der Bericht, daß eine neue Organiſation des Eidgenöſſiſchen Departements des Innern bevorſtehe. Auf eine Verfaſſungsreviſion zu hoffen, wäre Unſinn, ſogar auf ein Bundesgeſetz oder einen Bundesbeſchluß können wir nicht hoffen, da in der Bundesverſammlung, d. h. beſonders im Nationalrathe, unſere Gegner zahlreich und energiſch, unſere Freunde vereinzelt und ſtumm ſind. Auf dieſem Wege können wir noch 10 Jahre länger warten und geiſtreich discutiren. Ich beabſichtigte nun die Gelegenheit zu benutzen, bei dieſer neuen Geſchäftsordnung einen Arzt in den Beamtenſtab des Departementes hineinzubringen, der unter irgend einem Titel Medicinalweſen betriebe und die Nützlichkeit und Nothwendigkeit ſeines Amtes ad oculos demonſtrirte, um die ſpäteren legislatoriſchen Schritte zu erleichtern. Wenn aber Herr Bundesrath Schenk ſich überhaupt zu einer größeren Beachtung des Eidgenöſſiſchen Medicinalweſens herbeilaſſen ſollte, müßte er bald, ſehr bald Antwort haben, ob die Aerzte über-

haupt eine centrale Vereinigung der cantonalen Kräfte haben wollen oder nicht.

Die Stimmung der Versammlung von Lausanne ging dahin:[1] es müsse Etwas gethan werden. Ob Referent? ob dieser allein oder mit einer Sanitäts-Commission? ob eine Sanitäts-Commission mit oder ohne Betheiligung der Schweizerischen Aerzte-Commission? Das waren offene Fragen und ich wählte deshalb den Ausdruck „Bureau", in dessen Umfang alle obigen Vorschläge Raum finden, den Ausdruck, der nichts präjudicirt und doch präsentabler ist als das Wort: „etwas". Wir Aerzte wußten wohl, was wir unter diesem „etwas" verstanden, aber der h. Bundesrath konnte das nicht wissen, und ich wählte deshalb den Ausdruck „Bureau". Ob Herr Bundesrath Schenk auf unsere Wünsche eingehen kann und will, ist mir noch gänzlich unbekannt.

Mein Zweck war: bei der Departements-Reform rasch einen Haken einzusetzen und zu versuchen, das für den Augenblick Mögliche und Erreichbare zu nehmen. Wir können uns wohl eine schöne Organisation entwerfen, eine solche, welche von Genf bis Chur einstimmigen Beifall erreicht: das nützt noch nichts und ist nicht mehr werth als die deutsche Reichsverfassung der Paulskirche von 1848. Zuerst kommt die Frage: was können wir überhaupt erreichen? Ohne diese Vorfrage ist alles Andere „akademische Dialektik". Nachdem wir jetzt etwas oder nichts erreicht haben, bleibt uns reichlich Zeit, in allen Cantonalvereinen alle wünschenswerthen Einrichtungen zu berathen. Die Schwierigkeit fängt erst dann an, wenn es sich darum handelt, den Pathen zu finden, welcher im Nationalrathe unser hoffnungsvolles Kind aus der Taufe hebt und es legitim macht!

Sagen Sie unsern lieben Collegen von Genf, daß Freund Haffter, als er vergaß, auch französisch abstimmen zu lassen, ohne Absicht und ohne üblen Willen handelte, und sagen Sie ihnen ferner, daß ich nicht nur keine Absicht hatte sie zu majorisiren, und daß ich in dieser ganzen Frage keinerlei Ehrgeiz kenne, sondern daß ich sogar ein grundsätzlicher Verächter aller persön-

[1] Schweiz. Aerztetag 1888; praesidio Haffter. Haupttraktandum: Organisation des schweizerischen Medizinalwesens.

lichen Eitelkeiten bin. Nach wenigen Jahren ist's „Wurst", ob wir gerühmt oder getadelt worden seien, aber nicht gleichgültig ist's, ob wir zum allgemeinen Besten irgend etwas — und wäre es noch so wenig — wirklich gethan, oder ob wir bloß darüber disputirt haben. Sie sehen, lieber Herr College! ich bin Opportunist bis zum Cynismus, aber nur in öffentlichen Fragen und niemals in privaten, und keineswegs Opportunist bin ich im Punkte der Ehrlichkeit; ich habe eine viel dickere Haut als meine Freunde in Genf, aber kein schlechteres Herz; sagen Sie Ihnen das!

Also wie gesagt: pas trop de zèle! Die Discussion kann auf allen Punkten losgehn, wir haben leider sehr viel Zeit dazu!

In herzlicher Hochachtung Ihr ergebener

Dr. Sonderegger.

206. St. Gallen, den 30. Mai 1889.

Verehrter Herr Collega!

Sie wünschen von mir eine schriftliche Mittheilung über den Stand der Hygieine-Institut-Frage, in der richtigen Voraussetzung, daß das geschriebene Wort besser abgewogen wird als das mündliche, und vor allem, weil es stehen bleibt und weniger dem Mißverständnisse ausgesetzt ist. Ich gebe Ihnen Folgendes zu Ihrem freien Gebrauche:

Wie Sie wissen, hat die Schweizerische Aerzte-Commission 1886 einstimmig beschlossen, sich bei dem Bundesrathe dafür zu verwenden, daß am Polytechnikum neben der technischen, chemischen, landwirthschaftlichen und forstwirthschaftlichen Schule auch eine hygieinische Schule: Catheder, Laboratorium und Museum, errichtet werde. Im Jahre 1887 erhielten wir eine vornehm ablehnende Antwort des Eidgenössischen Schulrathes, und 1888 erklärten wir: Wenn das Polytechnikum sagt Non possumus, so müssen wir suchen, durch Unterstützung des Hygieine-Unterrichtes an den Universitäten zum Ziele zu gelangen. Diese Eingabe erfolgte ebenfalls einstimmig. — Nun ließ mich im Januar l. J. Herr Bundesrath Schenk zu sich kommen und erklärte mir, daß er eine Eidgenössische Universität weder für nützlich noch für möglich erachte, was ich um so leichter begriff, als ich von jeher

dieser Meinung bin. Dann sagte mir Herr Bundesrath Schenk des Fernern, daß er sich von einem Juristen ein Programm für eine Rechtsschule, und von einem Veterinär ein solches für eine Thierarzneischule ausarbeiten lasse, und daß er von mir ein solches für ein Hygieine-Institut zu haben wünsche. Diese Arbeiten würden als erste Studien betrachtet, von welchen dann die eigentlichen Berathungen unter Beiziehung von Fachmännern und Commissionen ausgehen sollten. Der Auftrag wurde in aller Form nicht der Schweizerischen Aerzte-Commission, sondern mir persönlich ertheilt; ich gedachte unserer Eingabe von 1886 und nahm ihn an.

Als die kleine Arbeit zu Ende war, fühlte ich lebhaft, daß ein bloß persönliches Votum doch gar zu unbedeutend sei, und bat ich, sie meinen Collegen der Schweizerischen Aerzte-Commission vorlegen zu dürfen, um sie, falls die Mehrheit zustimmte, als eine „Besprechung im Namen der Schweizerischen Aerzte-Commission" erscheinen zu lassen. Von den gegenwärtigen 12 Mitgliedern stimmten 10 mit Ja, 1 mit Nein und 1 für Verschiebung. Diese war deswegen unmöglich, weil Herr Bundesrath Schenk seine 3 verschiedenen Vorstudien in der Juni-Sitzung der Eidgenössischen Räthe zu verwenden gedenkt. Eine Berathung war unmöglich, weil keinerlei Auftrag dazu gegeben und die Mittheilung an meine Collegen nur mir persönlich zugestanden war. Ich war sehr ungewiß, ob ich eine so große Stimmenzahl erhalten würde, und entschlossen, bei nahezu gleichstehenden Stimmen nur meinen Namen beizusetzen. Hätte ich den Wurf noch in meinen Händen, so würde ich das thun, entgegen meiner langjährigen Uebung, bei allen mir gegebenen Aufträgen die Schweizerische Aerzte-Commission beizuziehen, ja grundsätzlich gar nichts sein oder thun zu wollen, als nur durch die Aerzte-Commission.

Daß der Sanitäts-Referent manche Collegen und Vereine geärgert hat,[1] daran bin ich nicht schuld. Wir waren im Falle wie so oft der Geburtshelfer. Während er sich kunstgerecht bereit

[1] Die Creirung der Stelle eines Sanitätsreferenten fand s. Zt. unter Sondereggers Einfluß (cf. Nr. 204 und 205) durch den Vorstand des eidg. Departement d. J. statt, bevor man sich in ärztlichen Kreisen über die aufzustellenden medizinal-reformerischen Postulate geeinigt hatte.

macht, schlüpft das Kind zur Welt. Man hätte es umbringen können, um dann, auch etwa nach einem Jahre, die Frucht unserer Verhandlungen zu Tage zu fördern. Aber wir konnten ja der Mutter Helvetia nicht ganz vertrauen; ein todtes Kind wäre ja auch möglich gewesen, wie bei der Niederkunft mit dem Geheimmittel- und dem Epidemienfoetus. So mußten wir den vielversprechenden Jungen mit Freude empfangen und durften wir ihm nichts zu leide thun.

Nun noch ein Wort. Wie die romanischen Collegen dem Antrage Schnyder[1] beistimmen konnten, ist mir ganz unverständlich. Unification des Medicinalwesens, der Aerzte- und Apothekerordnung, der Patente oder der Freigebung! Vor dieser Centralisation graut mir; sie berührt alteingelebte Gewohnheiten, bringt Krieg ohne Aussicht auf Sieg, vielmehr mit Anwartschaft auf eine recht fidele Freigebung, wie in Glarus u. s. w. Die Volksgesundheitspflege ist neues, freies Land; da soll der Bund säen und erndten!

Ich bin entschlossen, daran festzuhalten.

Seien Sie mir herzlich und in Hochachtung gegrüßt!

Ihr Dr. Sonderegger.

207. St. Gallen, den 3. April 1893.

Hochgeehrter Herr Collega!

Herzlichen Dank für Ihre Zeilen, sie sind mir eine große Beruhigung. An der Conferenz habe ich übrigens erfahren, daß Joos, Zehnder, Lotz, Vincent und Dind grundsätzlich wegen ihrer amtlichen Stellung einberufen worden sind. Ich habe die feste Ueberzeugung, daß keine persönlichen Gründe gegen Sie vorhanden gewesen. Dennoch war mir Ihr Wegbleiben bitter.

Ihre Betrachtungen über die Aerzte-Commission sind sehr richtig; sie hat in einer Beziehung — als Rathgeberin und als Gehilfin des Depart. d. Innern — nicht mehr die Bedeutung wie früher; aber sie ist und bleibt das Organ der Aerzte, der Initiative des ärztlichen Volkes.

[1] Antrag auf Partialrevision der Bundesverfassung, um die Gesetzgebung und Oberleitung des Sanitätswesens zur Sache des Bundes machen zu können.

Früher schwebte die Aerzte-Comm. in der Luft und war das Organ einer Privatgesellschaft. Dennoch hat es Schenk aufgenommen und behandelt wie eine Behörde. Jetzt besorgt der Sanitäts-Referent einen großen Theil der Aerzte-Comm.-Geschäfte und ist — unentbehrlich geworden. Ein amtliches Organ für den Medicinaldienst ist in der Eidgen. Verwaltung gesichert: das wollten und mußten wir wollen.

Ich habe durch 14 Jahre sehr oft, zeitweise jede Woche, mit dem Departemente verkehrt. Den meisten Collegen, die mehr Praxis betrieben als ich, wäre es nicht möglich gewesen und wir durften es nicht darauf ankommen lassen, ob sich ein solcher müßiger Scribax wieder finde. Sie oder Kocher hätten sich an der Professur versündigt, wenn Sie es gethan hätten. Darum ein ständiger Beamter; und der Mann ist recht, ist fleißig und intelligent. So wie die Aerzte-Commission jetzt geworden ist, hätten Sie die leichte Stelle des Präsidium annehmen können und sollen, als Persönlichkeit und als würdiger Repräsentant der romanischen Schweiz, die ich zur Geltung bringen und der ich den Beweis rückhaltloser Vereinigung geben wollte.

Ich denke mir nun die Sache so: Im October sind Neuwahlen des Ausschusses des Central-Verein. Um nicht ein Kampf-Cabinett verschiedener neuer Männer zu bekommen, nehmen wir alten an, insofern wir wieder gewählt werden. Bei der Constituirung der Ae.-Comm. aber lege ich das Präsidium nieder. Meine Zeit ist vorbei und ich werde so fest bleiben wie im Central-Verein, wo ich sehr wohlgethan habe dem Elias Haffter Platz zu machen. Ich will gerne noch Mitglied bleiben, aber Praeses nicht mehr. Ich bitte Sie ganz bestimmt und wohlüberlegt nochmals, dann die Stelle zu übernehmen. Ich habe eine zu hohe Meinung von der Wissenschaft, und zu große Achtung vor Ihnen, um nicht zu begreifen, daß die Professur Ihnen zuweilen als eine Bürde erscheint. Ein gewissenhafter Mann nimmt sein Amt niemals leicht. Eine klinische Professur ist heutzutage eine Riesenarbeit. Die Aerzte-Commission ist keine nennenswerthe Bürde mehr.

Also bleiben Sie ruhig, bis wir uns im Nov. wieder constituiren und überlegen Sie meine Bitte!

Wir müssen die ärztlichen Corps zusammenhalten, damit wir da sind, wenn es etwas zu thun gibt, oder wenn Berufsvertretungen verfassungsmäßig möglich werden, was bei der gegenwärtigen Socialpolitik wohl möglich ist. Unterdessen besorgt der Sanit.-Referent Vieles, was wir früher gethan haben und sehr Vieles, was wir hätten thun sollen, aber nicht thun konnten. Das Ovulum des „Gesundheitsamtes" ist befruchtet und wird sich entwickeln. Schenk hat für unsere ärztlichen Fragen immer viel Verständniß und Wohlwollen bewiesen, sonst wären wir noch nicht einmal zu diesem Anfang gekommen. Wir können vielleicht ungleicher Ansicht sein, aber wir können uns nicht mißverstehen. Seien Sie mir herzlich und in freundschaftlicher Hochachtung gegrüßt!

Ihr Dr. Sonderegger.

208. St. Gallen, den 16. Sept. 1893.

Verehrter Herr Professor,
lieber Collega!

Wenn Sie einem Bettler 100 Mal ein großes Almosen gegeben haben, so kommt er zum 101. Male mit einer unverschämten Zuversicht auf eine neue Spende. So ich. Ich habe Sie schon fast zu Tode gequält mit Aerzte-Comm.-Bitten. Heute komme ich noch einmal, aber „unwiderruflich zum letzten Male". Sie haben diesen Herbst die Neubestellung der Delegirten der Suisse romande zur Ae.-Comm. und ich bitte Sie inständig, die Wahl wieder anzunehmen. Die Aufgaben der Aerzte-Comm. sind noch gar nicht am Ende, sie werden aber durch das neue Gesundheitsamt etwas verändert.

Die Gefahr, daß bei aller Freundschaft die Suisse romande und der Centralverein sich von einander entfernen, ist sehr groß und — sehr begreiflich, so lange der Centralverein wie ein alter Berner Patrizier das Regiment über die „Wälschen" führt. Es ist unser Untergang, wenn nicht ein Romane an die Spitze der Geschäfte tritt.

Ich gehe wieder in die Aerzte-Comm., insofern man mich wählt, weil ich gewisse Centralisationsbestrebungen verhindern möchte, die uns schließlich zu den Zuständen der deutschen Aerzte

und auf den Standpunkt des Gewerbegesetzes führen. Dieser deutsche Standpunkt ist ein Unglück für die Aerzte und fürs Volk. Das Präsidium nehme ich aber nicht mehr an, darauf gebe ich Ihnen mein Ehrenwort. Den gerechten Vorwurf seniler Eitelkeit will ich vermeiden.

Ich hoffe, Sie bleiben délégué und grüße Sie in Hochachtung und Freundschaft!

Ihr Dr. Sonderegger.

209. St. Gallen, den 9. Oct. 1894.

Hochgeehrter Herr Collega!

Herzlichen Dank für die freundliche Aufmerksamkeit Ihres Briefes! Er thut mir weh, denn ich betrachtete Sie von jeher als den wohlwollendsten und einsichtsvollsten Freund, den die deutschredenden Schweizerärzte unter ihren romanischen Collegen haben konnten. Alles Kleinliche liegt Ihrem Wesen so ferne, daß Mißverständnisse, die oft verhängnißvoll werden, bei Ihnen nicht möglich waren. Daß Sie mir auch da, wo wir nicht gleicher Meinung gewesen, bei der Frage des Hygieine-Institutes, immer nur Gutes und redlichen Willen zugetraut haben, — das werde ich Ihnen niemals vergessen. In der Aerzte-Commission habe ich mich ausgelebt. Sie wären noch lange leistungsfähig geblieben. Gerade die Gewissenhaftigkeit, mit der Sie sich auf Ihr akademisches Berufsfeld concentriren, beweist mir, wie wohl uns Ihre Mitarbeit in der Aerzte-Comm. noch gethan hätte und wie vielen Grund wir haben, Ihren Abschied zu bedauern. Mit dem schweiz. Gesundheitsamt haben wir einen kleinen festen Platz gewonnen, auf den wir uns stützen können, — aber daß wir siegreich unser Ziel erreicht hätten, davon ist ja gar nicht die Rede, und die Schweiz. Aerzte-Comm. hat ihre Rolle noch gar nicht ausgespielt. Es wird ihr gehen wie jedem einzelnen Menschen: ist sie faul, so hat sie nichts, ist sie fleißig, so hat sie sehr viel zu thun. Sie wird voraussichtlich unter der starken und ruhigen Leitung ihres jetzigen Präsidenten mehr erreichen, als bei meinem unparlamentarischen Wesen möglich war. In diesem kurzen ernsten Menschenleben stimmt mich das amtliche Pathos immer zum

Lachen, und je mehr mir etwas am Herzen liegt, um so unparlamentarischer nehme ich es zur Hand. Das ist ein Fehler, ich weiß es. Entschuldigen Sie damit alles, womit ich Sie vielleicht geärgert habe.

Ich gedachte in der Aerzte-Commission noch eine kleine Zeit mitzuthun, muß aber gelegentlich austreten, denn ich werde senil, von der schweren Bronchitis + Pleuritis + Endocarditis dieses Frühlings ist mir eine Kurzathmigkeit zurückgeblieben, die mich zum Aufgeben meiner Praxis genöthigt hat und mich auch zu vielem Anderen untüchtig macht. Nun, was der Mensch über 60 Jahre hat, ist Gottes Trinkgeld, und ein unverschämter Kerl ist, wer es lange in der Hand herumdreht und untersucht wie groß es sei. Einstecken und danken!

Ich werde es immer als ein Glück betrachten, wenn ich Sie wieder treffen und mit Ihnen verkehren darf, sei es persönlich oder wenigstens schriftlich.

In freundschaftlicher Hochachtung Ihr

Dr. Sonderegger.

An Herrn Dr. Schmid, z. Zt. Direktor des eidg. Gesundheitsamtes in Bern. (Nr. 210—242.)

210. St. Gallen, den 3. Juli 1889.

Verehrter Herr Collega!

Vor Allem meinen herzlichen Gruß und Glückwunsch beim Antritte Ihres Amtes![1] Möge es Ihnen beschieden sein, mit Ihrer bewährten Kraft und mit Ihrem beharrlichen Muthe Erfolge zu erringen, welche dem Vaterlande zum Segen und Ihnen zur Ehre gereichen! Dann möchte ich bei Ihnen abbitten für die sehr armselige und unfreundliche Art, wie ich mich bei Ihnen verabschiedet. Ich war in einem Gedränge und hatte die Ruhe des Geistes ver-

[1] Als eidgenössischer Sanitäts-Referent.

loren. Zürnen Sie mir nicht. Ich bin thatsächlich besser als ich damals aussah.

Sie fragen mich wegen der Congresse. Es gab und gibt deren zahllose und wird noch ungezählte geben, deren Resultate nicht dem Pomp der Inscenirung entsprechen. Wir Schweizer könnten es kaum verantworten, wenn wir alle beschicken wollten und haben uns bisher auf einzelne große beschränkt, das heißt: auf die internationalen medicinischen und internationalen hygieinischen. Specialcongresse, wie z. B. Otiatrische, wurden nur beschickt, wenn sie in der Schweiz tagten. Ich würde vorschlagen, es ferner so zu halten, damit wir nicht „Festmeier" werden, die überall rathen und nirgends thaten. Den internationalen medizin. Cong. 1890 werden wir schon beschicken müssen.

Die rothen Foliohefte der Landesausstellung waren amtliche, von einem Secret. des Eidg. Dep. d. Innern gefertigte Auszüge aus den Sanitätsberichten der Cantone, welche Sie, verehrter Herr und Freund, künftig, aber noch nicht pro 89! allerdings besser abfassen werden. Die Sammlung der Gesetze u. s. w. enthielt viel Historisches und war in keiner Weise vollständig. Sie stehen vor der Aufgabe, sich aus allen Cantonen ein Exemplar der jetzt noch geltenden Sanitätsgesetze geben zu lassen, zunächst die Vollzugsverordnungen zum Epidem.-Gesetz. Da fehlt noch das spröde Genf und das stolze Bern — „der schlechte Katholik in Rom." Ebenso brauchbar wie die Gesetze, werden für Sie die jährlichen Sanitätsberichte der Cantone sein, die Belege für das, was ausgeführt und wirklich gethan wurde. Das ist hier mehr, dort weniger, als das geschriebene Gesetz. Sehr oft muß auf dem Wege der Verordnung das erreicht werden, was aus politischen Parteigründen nicht legislatorisch geordnet werden kann.

Ich wäre glücklich, wenn ich Ihnen und Ihrem Amte nützlich sein könnte und stelle mich Ihnen unbedingt zur Verfügung. Mehr nützt Ihnen schon Guillaume, den ich neidlos als den Bessern anerkenne. Grüßen Sie mir ihn und seien auch Sie mir in Freundschaft und Hochachtung gegrüßt!

Ihr Dr. Sonderegger.

211. Rorschach, den 27. August 1889.

Verehrter Herr Collega!

Grüß Gott, glückliche Heimkehr! Es freut mich, daß Sie nach Paris[1] gegangen sind und ich bedauerte nachträglich, von der Beschickung abgerathen zu haben. Es war ja kein Schachzug gegen Sie. Ich habe eben bisher von den Congressen nicht viel Nutzen gesehen, speciell von denjenigen nicht, an welchen ich hätte Honig sammeln sollen. Ich kam leer heim. Leichtmöglich, sind Sie glücklicher, d. h. gewandter gewesen.

An Reichenbach habe ich geschrieben und ich hoffe Sie bekommen vollständigeres Material. Zumal müssen auch in dem blauen Büchlein eine Menge Dinge gestrichen werden, welche jetzt außer Kraft sind. Die St. Galler Jahresberichte sollen Sie haben, wenn ich wieder heimkomme; nach dem Bettag. Jetzt bin ich in Ferien. Adressiren Sie übrigens nach St. Gallen, man schickt mir alles nach.

Ihre Bemerkungen über Zug[2] sind alle richtig. Daß ich Ihre Kritik übelnähme, fällt mir nicht ein. Auf solcher Eitelkeit sollen Sie mich nie ertappen! Wir haben, in der Aerzte-Commission, bisher eben einen weniger genauen Maßstab angelegt und uns mit dem Allernöthigsten grundsätzlich zufrieden gegeben. Ich stelle mir vor, man müsse ganz sachte anfangen und dann bei jeder günstigen Gelegenheit die Schraube etwas stärker anziehen. Darum bin ich, gegenüber dem sehr rationellen Schnyder-Luzern ein so charakterloser Opportunist. Die schlechteste Cavallerie ist die Principienreiterei. Wir dürfen die Cantonsregierungen nicht kopfscheu machen. Also corrigiren Sie ruhig weiter, aber verlangen Sie in Nebensachen wenig.

Die Erhebungen über Bäder können wir vielleicht durch die Aerzte-Commission machen. Im October zu Olten werden wir das besprechen und ordnen.

Es ist mir sehr lieb, wenn Sie die neuen Verordnungen

---

[1] Hygieine-Congreß.

[2] d. h. über die Zuger Vollziehungsverordnung zum eidgenöss. Epidemiengesetz.

zuerst durchsehen und begutachten, denn Ihre Ansichten sind mir gar nicht gleichgültig und ich verwerthe sie gerne.

Darf ich bitten, wieder nach den Isolir-Spitalplänen zu sehen, die stetsfort noch ausstehen!

In freundschaftlicher Hochachtung

Ihr Dr. Sonderegger.

212. Rorschach, den 7. September 1889.

Verehrter Herr Collega!

Wegen allerlei Ferienabwesenheiten hat sich meine Antwort verspätet, was Sie freundlich entschuldigen mögen.

Ich habe Ihr Votum mit dem Schaffhauser Vorschlag[1] an die Herren Collegen Lotz und Hafter abgesandt, bin auch mit Ihnen einverstanden.

Sie dringen mir mit Ihren Fragen ans Gewissen und ich bekenne, daß meine bisherige Praxis in Beurtheilung der Verordnungen[2] absichtlich lax gewesen. Je detaillirter die Vorschriften, um so eher verhaut man sich und kann dann nicht mehr zurück. Lückenhaftes läßt sich ergänzen und da würde ganz besonders der San.-Ref. als Epid.-Director in Function treten.

Tafeln an die Thüren sind in manchen Cantonen gebräuchlich, in andern verabscheut, so daß die Anwartschaft auf Tafeln die Verheimlichung befördert. Wir haben in St. Gallen keine Tafeln in der Stadt, wohl aber in vielen Landbezirken. Abschluß der Häuser anlangend, richtet man sich nach Umständen ein, beschränkt ihn auf eine gut abgeschlossene Etage oder dehnt ihn auf ein ganzes Haus aus, wenn Abschlüsse nicht möglich sind. Ebenso haben wir oft Wirthschaften und Laden geschlossen, wenn die Familie, welche das Geschäft betrieb, betroffen war.

Die genaueren Unterscheidungen, wie weit Hausbewohner und Auslogirte ihrem Geschäfte nachgehen können, werden erst in praxi möglich sein. Was ist Geschäft? Ein Bauer kann eher auf seinen Acker gehen oder ein Maurer auf sein Gerüste, als eine

---

[1] Zu einer Vollziehungsverordnung zum eidgenöss. Epidemiengesetz.
[2] Vollziehungsverordnung zum eidg. Epid.-Ges.

Näherin in die vollgepropfte Confections-Nähstube ꝛc. Die Pocken verlangen viel schärferes Verfahren als die Cholera. Wir müssen, ganz grundsätzlich, vieles der Ausführung überlassen und froh sein, daß wir endlich ein Recht haben: nachzuschauen und dreinzureden.

Seien Sie mir herzlich und in Hochachtung gegrüßt!

Ihr Dr. Sonderegger.

213. St. Gallen, den 26. April 1890.

Verehrter Herr Collega!

Da wir Associés sind und miteinander gewinnen oder verlieren, und da wir uns gegenseitig einen heiligen Eifer für die gute Sache zutrauen, reden wir allezeit frei und unverblümt miteinander. Heute fange ich an, morgen müssen Sie es thun, als ehrlicher Corps-Bruder; denn ich möchte auch eine Art Helvetia-Mitglied sein.

Wir haben einen Fehler gemacht, daß wir bei Anlaß der Influenza zu Vieles, zu Specielles, Alter ꝛc. der Kranken mit zahlenmäßigen Belegen verlangt haben.

Große und kleine Herren, die lieber wenig als viel arbeiten, schreien über Bundes-Bureaukratie und fahren mit einem Scheine von Berechtigung über uns her.

Ich würde mir deshalb die im December berathenen Formulare[1] noch einmal ansehen, und jedes Jahr nur 1—3 laufen lassen, sanft und still anfangen.

Aus diesem Grunde gäbe ich sie dem Corr.-Blatte nicht.

Berathen Sie sich noch mit Freund Guillaume; er hat mit Schuler die große Tugend, begeistert und auch sehr klug zu sein. Schuler dankt seine großen Erfolge auch seiner zahmen, vorsichtigen Methode.

Ihr Bericht über Paris[2] war sehr gut, aber wenn er halb so lang gewesen wäre, wäre er noch besser und wirkungsvoller gewesen. Kritisiren ist leichter als besser machen; aber wir werden

---

[1] Betr. Morbiditäts- und Mortalitätsstatistik.

[2] Hygieine-Congreß von 1889.

nun einmal kritisirt, und müssen uns, so weit es in amtlicher Stellung geschieht, mit Resignation nach unserm Publicum einrichten.

Jetzt bin ich zu Ende und weiß keine Grobheit weiters.

Mißverstehen Sie mich nicht und seien Sie meiner Freundschaft und Hochachtung stets versichert.

Ihr Dr. Sonderegger.

214. St. Gallen, den 29. April 1890.

Verehrter Herr Collega!

Empfangen Sie vor Allem meinen freundschaftlichen Dank für die Güte, mit welcher Sie meine Bedenken aufgenommen. Seien Sie versichert, daß ich Ihnen in guten Treuen helfen, nicht Ihnen entgegenarbeiten will. Wenn die romanischen Vereine die Sachen[1] berathen haben, müssen die deutschen es wohl auch thun. Im Ganzen bitte ich nur, alles was einzuführen ist, so geräuschlos als möglich zu thun und nie viel auf einmal zu verlangen.

Die Nomenklatur der Todesursachen könnte den Sommer über verbreitet und im September dem Corr.-Blatt gegeben werden, damit im October zu Olten eine kurze Berathung stattfinde. Alle müssen Gelegenheit haben sich auszusprechen; die Arbeit aber machen überall nur Einzelne. Das Andere ist Illusion.

Leichentransportverordnung. Den Zusatz zu Art. 7 mag ich wohl leiden, obschon die Forderung der persönlichen Desinfection eine sehr schwierige, bald unklare, bald unerfüllbare ist. Art. 8 ist mir stellenweise unklar, weil ich nicht weiß, was unter dieser Desinfection verstanden ist: Desinfection des Leichnams und seiner Hüllen, oder seines Zimmers, oder Desinfection der Personen, welche mit zur Leiche gehen sollen? Setzen wir auch das hin! In einzelnen Fällen genügt es; bei Epidemien wird der Herr Sanitäts-Referent anstatt Briefe zu schreiben, selber an Ort und Stelle gehen und Vereinbarungen treffen. Man muß den han-

[1] Morbiditäts- und Mortalitätsstatistik.

delnden Personen auch etwas zutrauen und kann nicht alles mit Reglementen machen.

Jedenfalls müssen wir kürzer redigiren, z. B. „Bei Letztern ist mit Einwilligung des zuständigen Arztes (Epidem.-Ges.-Art. 4 alin. 1) eine Ausnahme zulässig .....".

Ihre Bemerkungen für Inner-Rhoden[1] sind alle ganz richtig und ich bitte Sie, die betreffenden Zusätze, in möglichst kurzer! Redaction zu schreiben. Nützen thuts gar Nichts. Inner-Rhoden ist ein Ländchen, wo in einem Nothfalle nur kriegsrechtliche Dictatur das Allergröbste besorgen kann. ....

Also ist meine Meinung: Sie lassen Freund Haffter noch nichts los.

Mit freundschaftlichen Grüßen

Ihr Dr. Sonderegger.

215. St. Gallen, den 16. Mai 1890.

Verehrter Herr!

Ihr Brief ist eine wahre Wohlthat für mich, weil er mich von der Sorge befreit, Sie gekränkt zu haben. Glauben Sie weder an meine Einsicht, noch an meine Erfahrung, aber ich bitte Sie, an meiner Ehrlichkeit und meiner warmen Theilnahme für Sie und Ihr Amt niemals zu zweifeln! Ich bin durch manche bittere Erfahrung ängstlich geworden und möchte Sie und Ihr Werk vor Niederlagen bewahren, die ich erlitten habe, unverschuldet, aber als disciplinirtes Mitglied der Eidgenössischen Commission, welchem es nicht eingefallen ist, gegen die Mehrheit Krieg zu führen und die ganze Commission als ein zerfahrenes Corps bloßzustellen.

Nach der Theorie des neuen „Reglementes" hätte ich mich persönlich gerettet und die Aerzte-Commission kaput gemacht.

Also nochmals herzlichen Dank für Ihr Vertrauen! Schonen Sie mich aber auch nicht! Idem velle idem nolle vera est amicitia! Auf diesem Standpunkte hört alle Empfindlichkeit auf.

In herzlicher Hochachtung Sie und Freund Guillaume grüßend Ihr Dr. Sonderegger.

[1] Betr. Vollziehungsverordnung zum eidg. Epidemiengesetz.

216. St. Gallen, den 12. Sept. 1890.

Verehrter Herr Collega!

In Beantwortung Ihres, vorgestern eingegangenen Briefes möchte ich Ihnen Folgendes vortragen:

Ich bin, um damit anzufangen, in den vorliegenden Fragen ganz Ihrer Ansicht.

1. Asyle für Bundesepidemien dürfen auch für Cantonsepidemien benutzt werden, im Nothfalle sogar für andere Kranke. Diese haben eine Gefahr der Ansteckung zu gewärtigen, wenn der Betrieb nicht exakt ist; der Bund aber hat nichts zu gewärtigen, wenn in seinem Seuchenasyle, so lange es frei war, eine Fractur oder ein Herniotomirter gelegen wäre.

2. Es ist nur eine Bedingung nöthig: daß im Falle einer Erkrankung an Bundesepidemie das Asyl von allen andern Kranken sofort entleert und geräumt werde. Das ist ja immer noch besser, als wenn man für Pockenkranke oder Cholerafälle erst noch ein Asyl suchen müßte.

3. Mit dieser Concession, bei welcher ja die Bundesepidemie unbestrittene Priorität hat, fördern wir die Errichtung von Asylen in ganz erheblichem Maße.

4. Unsere Nachkommen werden dann allerdings schwere Inconvenienzen bei diesem Verfahren finden und neben den Bundesasylen auch gewöhnliche Gemeindespitäler bauen. Wir aber haben, bei Ihrem Vorschlage! das Verdienst, die Sache überhaupt in Gang gebracht zu haben. Führen wir den Gaul ins Wasser, wenn es später tief kommt, wird er nicht ertrinken, sondern lieber schwimmen. Aber hinein muß er; und das um jeden Preis, und unter den weitestgehenden Bedingungen und Concessionen.

5. Auch mit den 200 m Distanz[1] wollen wir es nicht genau nehmen. Wenn wir nur den Zweck erreichen, daß Epidemieasyle nicht an Spitäler angehängt werden, und daß für Pockenkranke eigene Küche und Wäsche besteht, haben wir unsere Pflicht gethan.

6. Befürworten Sie die Subventionen in liberalster Weise, damit überhaupt etwas angefangen wird! Bestehendes kann und

[1] Vorgeschriebene Entfernung der Absonderungshäuser von bewohnten Gebäuden.

wird man immer wieder verbessern. Nichtbestehendes ist nichts und wird nichts.

Stuttgart ist gegenstandslos. Die Ausstellung wurde schon am 6. September eröffnet. Ich hätte auch nicht mitgemacht. Das Ding ist mir zu „volksthümlich" und Gustav Jaeger als Ehrenmitglied ist ein böses Omen. Wir müssen unser Geld für Arbeiten verwenden, nicht für Programme und Ausstellungen, zumal nicht für solche Reclame-Unternehmungen.

Seien Sie mir herzlich und in Hochachtung gegrüßt!

Ihr Dr. Sonderegger.

217. St. Gallen, den 1. November 1890.

Verehrter Herr Collega!

Meinen Influenzabericht bitte ich mit Nachsicht aufzunehmen. Ich versuchte aus einer krepirten Katze einen Hasenpfeffer zu machen, aber er war doch nicht gut.

Herzliche Grüße, von Ihrem, in freundschaftlicher Hochachtung ergebenen Dr. Sonderegger.

218. St. Gallen, den 11. November 1890.

Verehrter Herr Collega!

Sie erhalten nächster Tage eine Einladung zur Aerzte-Commission nach Bern auf den 29. November. Wir haben dort Manches zu berathen, und ganz besonders sollen Sie mit Ihren Tractanden in erste Reihe kommen. Diese Fragen sind wichtig und leider einschneidender als es scheint. Wir können Mortalitäts-statistik nur mit dem Wohlwollen der Aerzte machen. Ziehen wir diese nicht ins Interesse und versäumen wir deren Captatio benevolentiae, so bekommen wir ein Opus operatum, wie es die wenig musterhafte anbefohlene Unfallstatistik gewesen.

Ich war beim Cant. ärztl. Verein verblüfft und erschrocken, als von vielen Seiten Einwendungen gegen das — im Corr.-Blatt veröffentlichte — Formular auftauchten und der Wunsch, daß man doch die Cantonalvereine auch anfragen, ihnen auch die Ehre anthun und nicht bloß Ukase erlassen möchte. Da käme

die allgemeine Einführung der neuen Statistik allerdings erst auf Neujahr 1892! Kurz wir müssen und wollen uns die Sache ernsthaft überlegen. Meinem lieben und hochverehrten Freunde Guillaume habe ich nun die Klage vorzutragen, daß die wissenschaftliche und statistische Richtigkeit an sich noch keine Gewähr für die Durchführbarkeit bildet, und ferner, daß die practicirenden Aerzte in solchen Fragen oft viel schwieriger sind, als er vermuthet. Könnten wir nicht auch Guillaume zu dieser Berathung einladen? NB. Wenn es der Stellung des Sanitäts-Referenten keinen Eintrag thut, und nicht aussieht, als wäre er nicht imstande, die Sache zu vertheidigen. Ueberlegen Sie auch das! Lieber etappenweise oder ein Jahr später als nach der Weise der Unfallstatistik, als unter der Opposition der Aerzte.

Mir persönlich ist der jetzige Entwurf ganz recht, mit kleinen Abänderungsvorschlägen.

In freundschaftlicher Hochachtung ergeben

Ihr Dr. Sonderegger.

219. St. Gallen, den 22. Januar 1891.

Verehrter Herr Collega!

Die Koch'sche Entdeckung, durch die Ungeduld der Menschen zu frühe und noch unfertig publicirt, hat bekanntlich jetzt eben eine Krise zu bestehen. Da haben wir wohl ein klares Interesse, uns an der Fährlichkeit nicht zu betheiligen und unsere Lymphe nur von Berlin zu beziehen. Den Verkauf von Verdünnungen würde ich unterdrücken. Sie seien nicht so haltbar, entwickeln viele Bakterien und müssen immer vor dem Gebrauche sterilisirt, wenigstens aufgekocht werden. Ein Arzt, dem die Verdünnung ꝛc. Schwierigkeiten macht, soll das Ding nicht anrühren. Ich sehe den Verkauf von Verdünnungen als ein Mißgeschick an: für die Kranken wie für die Methode, nicht zum Mindesten auch für das Departement des Innern, welches für alles, was aus diesem Verkaufe hervorgeht, schließlich verantwortlich gemacht wird. Geben Sie Niemandem procura und verkaufen Sie nur uneröffnete Originalfläschchen; das ist mein Rath.

Ich schreibe nun an Libbertz, damit er mir direct schicke

(NB. für den Cant.-Spital), falls er nicht nach Bern gesendet hätte.

In freundschaftlicher Hochachtung grüßend

Ihr Dr. Sonderegger.

NB. Hätten Sie unterdessen Lymphe von Berlin erhalten, dann schickt mir Libbertz nichts und bitte ich Sie angelegentlich um zwei Fläschchen für den Cant.-Spital; gleich an diesen zu senden.

220. St. Gallen, den 4. März 1891.

Verehrter Herr Collega!

Die Arbeit[1] ist sehr gut, aber gewaltig groß. Entweder haben andere Cantone sehr wenig gethan und berichtet, oder aber Sie bekommen ein Conversations-Lexikon. Künftig werden Sie von selber und grundsätzlich comprimirte Artikel liefern, für das erste Mal kann z. B. für St. Gallen der ganze Umfang des Berichtes zeigen, was man anstrebt! Daß „unser Wissen und Thun Stückwerk ist", müssen Sie als Augenzeuge gesehen haben. Einige wenige Correcturen erlaubte ich mir mit Bleistift anzubringen.

Ihre Fragen beantwortend Folgendes:

1. Bei Incongruenz zwischen der Mortalitätsstatistik würde ich dem Eidg. Statist. Bureau recht geben und eher bei dem Sanitätsraths-Bureau Ungenauigkeiten vermuthen.

2. Die Strafbestimmungen gegen Lebensmittelfälschungen würde ich aufnehmen und dazu als Fußnote in Petit noch folgende lehrreiche Geschichte beifügen: In den ersten Jahren der Lebensmittelkontrolle wurden Milchfälschungen von den Käsereien je mit fr. 100 bis 300 bestraft, von den Gesundheitscommissionen bloß mit fr. 5 bis 10. Seitdem sind die Aufmunterungsbußen großentheils verschwunden und verhängen die Gemeinderäthe auch Bußen von fr. 50 bis 150 mit oder ohne Einsperrung. Damit ist dem Fälscher sein Geschäft erheblich erschwert.

3. Die Eintheilung der Lebensmittelpolizei aufgeben halte ich für richtig.

[1] Bericht über das Gesundheitswesen im Kanton St. Gallen (Teil des Berichts über das schweiz. Gesundheitswesen).

4. Ortsnamen cursiv? Ich würde es nicht thun, weil schließlich gar zu viel Cursivschrift kommt. Eine Schrift muß doch ganz stark vorherrschen.

Ich lege Ihren Brief wieder bei, um Ihnen das Lesen des meinigen abzukürzen.

Ihre Gesetzessammlung imponirt mir! Auf Mai hoffe ich derselben inneliegendes Gesetz über Trinkerversorgung beifügen zu können, welches heute vom Gr. Rathe einstimmig angenommen worden ist, aber im Mai noch die zweite Berathung bestehen muß um gültig zu sein! NB. Auch facultatives Referendum vorbehalten. Dennoch ist hohe Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß es ungeschlagen durchkommt. Diese Sitzung und mein plötzlich verlangtes Referat haben die Antwort verspätet.

In freundschaftlicher Hochachtung grüßend

Ihr Dr. Sonderegger.

221. St. Gallen, den 29. März 1891.

Verehrter Herr Collega!

Als Nachtrag zu unserem Gespräche über ein Eidg. Lebensmittelgesetz möchte ich Ihnen zu den Tractanden auch die Frage der Fettstoffe hinzufügen, für welche wir sehr viel ausgeben und deren Kontrolle ganz im Argen liegt. Dürfte ich Sie bitten, bald einmal mit Herrn B.-R. Schenk darüber zu sprechen und zu fragen, wie die Aussichten stehen.

Die Geschichte des Epidemie-Gesetzes könnte uns eine Lehre geben. Nachdem es verworfen war, und selbst die Aerzte-Commission es „noch nicht" wagte, wieder zu kommen, warfen Scheuchzer & Comp. die Frage in die Bundesversammlung, und ich hatte kaum 24 Stunden Vorsprung, den gedruckten aber zurückgelegten Entwurf der Aerzte-Commission, ohne allen ... 'schen Instanzenzug dem Departement des Innern zu präsentiren. Es ist besser, wenn die Aerzte-Commission activ vorgeht, als bloß defensiv; sie thut besser zu verlangen und sich schließlich abhandeln zu lassen, als bloß die Vorschläge Anderer zu bekämpfen. Nun aber liegt ein Lebensmittelgesetz „in der Luft". Es könnte sogar populär sein, wenn man nur fürsorgt, daß für die Can-

tone etwas abfällt. Der Patriotismus hat zuweilen Hunger! Es wäre Sache des Sanitäts-Referenten, das heißt: des Departement des Innern, die Sache anzufassen, ehe sie von den Demagogen angefaßt wird. Besprechen Sie sich mit unserm allezeit weitsichtigen und wohlwollenden Chef.

Ferner möchten wir ihn bitten, daß er uns einen Wink gebe, wann wir wieder vom Hygieine-Unterricht sprechen dürfen; an den Universitäten oder am Polytechnikum, das ist ganz gleichgültig, wenn es nur an einem Orte losgeht. Die Andern kommen Alle von selber. Es ist eine reine Geldfrage. Das Vorgehen Deutschlands und Frankreichs kann unser Ehrgefühl nicht ruhig lassen.

Wenn das Nationalmuseum verschoben würde, dann müßten wir sofort und mit Eifer vorrücken; nicht bescheiden warten!

Ceterum censeo: Volksgesundheitspflege liegt unserer Socialpolitik sehr viel näher als Hochjagd, ja als Kunst und Antiquitäten. Wir müssen das uns selber sagen, ehe es die Feinde der „Bourgeoisie" verkünden und uns als Aristokraten hinstellen. Kurz: recognosciren Sie bei Freund und Feind, und holen Sie Rath bei Herrn Bundesrath Schenk, ohne welchen wir nichts thun wollen — angenommen auch, wir könnten es, was ja gar nicht der Fall ist.

In freundschaftlicher Hochachtung grüßend

Ihr Dr. Sonderegger.

222. St. Gallen, den 16. April 1891.

Verehrter Herr Collega!

Wenn mein Brief einem „Mahnbriefe" gleichgesehen, dann bitte ich angelegentlich ab. Das sollte und wollte er nicht sein. Wir besprechen ja gegenseitig, was uns bewegt, ohne dabei an eine Mahnung oder einen Vorwurf zu denken. Es ist mir angenehm zu wissen und zu sehen, daß Sie Alles thun, was ich thun wollte und nicht konnte, ja daß Sie Ihr Amt lebendig und lebensfähig machen! Einen Entwurf zu einem Lebensmittelgesetze habe ich gewiß nicht gemacht. Ich werde womöglich gar keinen Entwurf mehr produciren, sondern nur als „stiller Theilhaber" mit Ihnen arbeiten, insofern als Sie mich verwenden können.

Wenn Herr B.-R. Schenk der Frage günstig gestimmt ist, dann fest drauf los und nach dem Vorbild von Deutschland und Oesterreich ein ganz einläßliches Lebensmittelgesetz entworfen! Mein Vorschlag, nur mit Wenigem anzufangen, sollte bloß für den Fall gelten, als die ganze Frage abwehrend aufgenommen worden wäre. Wenn Sie mit dem Entwurfe zu Ende sind, und mit B.-R. Schenk vereinbart haben, was er zu vertheidigen Neigung und Muth hat, dann haben Sie vielleicht die Güte, die Frage auch der Aerzte-Commission vorzulegen oder vom Depart. vorlegen zu lassen, ebenso dem Vereine schweizerischer Lebensmittel-Chemiker, womöglich auch den großen landwirthschaftlichen Gesellschaften. Je mehr und je größere Kreise dafür interessirt sind, und „mitgearbeitet" haben, um so besser kommen wir in der Bundesversammlung durch.

Also los! Wenn Sie mich zu irgend einer Nebenaufgabe oder Mithülfe verwenden können, bin ich mit Leib und Seele dabei.

In freundschaftlicher Hochachtung grüßend Ihr

Dr. Sonderegger.

223. St. Gallen, den 5. Jan. 1892.

Lieber Herr und Freund!

In einer Badegesellschaft, wo alles „Süßholz raspelt", ist die Freundschaft wohlfeil; schwieriger, aber werthvoller wird sie da, wo verschiedenartige Ansichten aufeinander stoßen. Dabei kann es Verwundungen geben. Diese müssen durchaus aseptisch behandelt werden. Ich möchte Sie „hauen", aber mit desinficirtem Schläger; und giftig ist Ihre Haut auch nicht, also Heilung per primam.

Ihre Arbeit[1] ist ganz gut und recht und viel stylgerechter amtlich als ich sie machen könnte, auch enthält sie alles, was am 19. Dec. festgestellt worden, und ist, auch nach Abrede, an das Eisenbahndepartement adressirt. Mit dieser Adresse bin ich nicht einverstanden. Beim Departemente sind schon größere Dinge

[1] Eingabe der schweiz. Aerztekommission betr. Krankentransport auf Eisenbahnen.

unters Eis gegangen als Eingaben der Aerzte-Commission. Ich würde das Begleitschreiben an das Eisenbahn-Departement richten, den Brief aber an den Bundesrath. Nachher erscheint der Brief in den Acten der schweiz. Aerzte-Commission, im Corr.-Blatte, nachher abgedruckt in einer politischen Zeitung. Wir dürfen nicht todtgeschwiegen werden, müssen suchen, die öffentliche Meinung aufzustacheln, und sie reagirt gegenwärtig auf diesen Reiz. Darum würde ich die Eingabe ein bischen agitatorisch halten, demokratisch, denn wir sind Demokraten und Christen, wenn wir auch nicht die Unverschämtheit haben, uns selber so zu nennen. Zu diesem Zwecke fienge ich, wie der Schulmeister, mit einem concreten Beispiele an. (Pfarrer B . . . in Balgach, mit fractura cruris complicata nach St. Gallen reisend), dann würde ich unsere Klagen kurz und scharf aufzählen. Darauf unsere Vorschläge in specie. Schließlich unsere allgemeinen Vorschläge. Dabei möchte ich die Eisenbahnbarone nicht gerade mehr hauen als nöthig und ihnen zum Schlusse eine Art Ehrenrettung widmen, damit sie eher mit sich reden lassen.

Entweder müssen wir schweigen, oder brüllen so laut als möglich. . . . .

In herzlicher Hochachtung und mit freundlichen Grüßen

Ihr alter Dr. Sonderegger.

224. St. Gallen, den 12. Mai 1892.

Verehrter Herr Collega!

Ende 1891 haben wir ein Circular bereit gehalten und den Drucker bereit gestellt, auch mitfolgende Tabellen setzen lassen, um innert 24 Stunden ausrücken zu können, wenn nöthig. Es kamen nun viele verstreute Influenzafälle vor, an einzelnen Orten sogar gehäufte, aber von einer Epidemie, oder gar Pandemie wie 1889/90 konnte man nicht sprechen und wir blieben müßig, um nicht ganz schlechte Arbeiten zu bekommen, da zur guten der moralische Druck der Massenerkrankungen fehlte.

Das Lebensmittelgesetz sollte durchaus wenigstens an die Hand genommen werden. Gehen Sie zu Herrn B.-R. Schenk und bitten Sie ihn, 7 mal 7 Mal, bis er nachgibt. Ich habe

ihm im Januar auch geschrieben, fürchte aber, ihn geärgert zu haben. . . . . Es wäre jetzt politisch richtig und wohlgethan, diese social-politische Frage hervorzunehmen.

Die Geheimmittel ziehen Sie ja nicht mit hinein! Lassen Sie sich durch Doctrinäre nicht irre führen. Wir haben zumal unter den Aerzten viele solcher unpraktischer Parlamentarier. Nehmen wir die Geheimmittel mit, so kommt die ganze Schar von Zeitungsredaktoren, die für ihre Einnahmen fürchten und machen „öffentliche Meinung". Beim Lebensmittelgesetze bleiben sie ruhig, ja helfen uns wahrscheinlich. Eins ums Andere! Sie haben gewiß Recht. Später kommt dann per inductionem das Geheimmittelwesen.

Ferner ist es sehr gut, wenn man bei einer Bundesverfassungs-Revision oder -Flickerei die öffentliche Gesundheitspflege dem Bunde übergibt; aber ja nicht das Medicinalwesen! Dieses geht schwerer und ist nur nach der Volksgesundheitspflege möglich. . . . . Kurz, arbeiten Sie bei den einzelnen Männern, unter vier Augen, das ist am ausgiebigsten! Laufen, nicht schreiben!

Entschuldigen Sie meinen langen Brief. Ich kann nicht persönlich mit Ihnen sprechen und gehe nicht nach Genf. Ich habe zu viel Herzklopfen und muß ruhig bleiben. — In freundschaftlicher Hochachtung Ihr Dr. Sonderegger.

225. St. Gallen, den 7. Aug. 1892.

Verehrter Herr Collega!

Es ist mir ein angenehmer Gedanke, daß Sie jetzt wieder in Ruhe und Ordnung sind. Das war eine strenge „Freude" von Morgens 4 bis Nachts 12! Ganz ungeplagt kann ich Sie übrigens auch jetzt noch nicht lassen. Ich bitte Sie, mir so bald als möglich eine Abschrift oder einen Abdruck Ihrer Desinfectionsvorschriften zukommen zu lassen. Ich will meine Uebereinstimmung mit Ihnen nicht erst in mein Flugblatt[1] hineincorrigiren, sondern gleich anfangs festhalten.

Oesterreich setzt seine Schutzvorkehrungen am Bodensee bereits

[1] „Zum Schutze gegen die Cholera."

in Gang, und wenn Sie mit dem Bundesräthlichen Speer den getreuen lieben Eidgenossen den Rippenstoß bald geben, ist's recht; viele schlafen noch den „Schlaf der Ungerechten"!

In freundschaftlicher Hochachtung grüßend

Ihr Dr. Sonderegger.

226. St. Gallen, den 14. Aug. 1892.

Verehrter Herr Collega!

Besten Dank! Mich beunruhigt die Sublimatlösung im allgemeinen Desinfectionsreglement und ich möchte wenigstens mit einer Hand dabei, oder sonst in auffälliger Weise sagen, daß das Sublimat nur vom Arzte und unter seiner Verantwortlichkeit verwendet werden dürfe. Ich war der irrthümlichen Meinung, Sie setzen das Sublimat nur für die Transportanstalten fest, die mit Beamten und Angestellten arbeiten, also immerhin genauer als Privatleute.

Die Deutschen kennen das Sublimat so gut wie wir, und werden es auch reichlich anwenden, aber mit ärztlichem Recept: dennoch haben sie es aus der allgemeinen Desinfectionsvorschrift weggelassen. Jedenfalls ist eine Bemerkung dazu nöthig.

Mit herzlichen Grüßen und in freundschaftlicher Hochachtung

Ihr Dr. Sonderegger.

227. Ragaz, den 1. Sept. 1892.

Verehrter Herr Collega!

Vor Allem meine Abbitte für mein Ungestüm mit Telegrammen und Briefen. Ich werde eher sterben als ruhig werden. Haben Sie Geduld mit mir. Es sind Exemplare[1] an Dr. Cérenville und an Reali zur Uebersetzung abgegangen.

Bei Zollikofer liegen 2000 Exemplare bereit und werden weitere abgezogen, wenn Sie es wünschen. Sie haben dort zu verfügen. Ich denke mir die Sache so:

1. Wenn es losgeht, wird die ganze bundesräthliche Sen-

[1] der Broschüre: „Zum Schutze gegen die Cholera."

dung: Kreisschreiben, Desinfectionsregulativ, in der Presse veröffentlicht und in möglichst vielen Abzügen in der betreffenden Landesgegend verbreitet. — Selbstverständlich bekommen jetzt schon alle Regierungen sehr zahlreiche Exemplare.

2. Von meinem Schriftchen (Dolores praesagientes darstellend) würden eine Anzahl Exemplare an die Regierungen der deutschen Cantone geschickt zur Vertheilung an Gesundheitscommissionen und an Aerzte.

3. Für allerlei Leute, die sich dafür interessiren, würde ich das Ding im Buchladen erscheinen lassen. Preis für den Buchhändler 10 cts., für den Käufer 20 cts. Wer, ohne Beamter zu sein, sich dafür interessirt, zahlt leicht 20 cts. Wenn man es dem Publikum ganz gratis gibt, wird es viel weniger gelesen.

Ich bitte Sie um baldige Antwort, ob Sie mit dem Vorgehen einverstanden sind und ob Herr B.-R. Schenk es billigt?

Der Regierung von St. Gallen habe ich 300 Exemplare zur amtlichen Verfügung gestellt, für Aerzte und Gesundheitscommissionen.

In herzlicher Hochachtung und mit freundschaftlichen Grüßen

Ihr Dr. Sonderegger.

228. St. Gallen, den 11. Dec. 1892.

Verehrter Herr Collega!

Wenn ich mit der ganzen Andacht, die dem Arzte ziemt, die Büdgetverhandlungen der Eidgenössischen Räthe lese, so habe ich den Eindruck: es bekommt Jeder, was er braucht, unter der Bedingung, daß man ihn fürchtet, oder daß er gute Vorsprecher im Rathe hat. Wenn Sie Bähler oder einen andern leistungsfähigen Collegen ins Feuer schicken, soll er nicht vergessen zu sagen, daß das Büdget für eine „Nationalbibliothek", der Reisebeitrag an die Egyptologen Heß und hunderte ähnlicher Posten, von Ofenkacheln und Glasscheiben gar nicht zu reden — doch dem Volksleben und Volkswohle etwas ferner liegen, als ein leistungsfähiges Gesundheitsamt. Leben denn die Herren in einer Traumwelt der Kunst und der speculativen Wissenschaften, ohne Berührung mit dem realen leiblichen Menschenleben? Sie werden einmal schön

aufgeweckt werden. Hohn und Verwünschungen werden über sie hereinbrechen, und das viele Gute vergessen lassen, was sie sonst gethan. Es ist verblüffend, wie blind und sorglos viele unsern sanitären und socialen Fragen gegenüber stehen, ganz wie ihre gebildeten Vorfahren in Frankreich, vor eben 100 Jahren. Heizen Sie, lieber Collega, wo Sie können, und suchen Sie unsern belächelten Aufgaben Freunde zu gewinnen! Mit dem Motto: dixi et salvavi animam ist uns nicht geholfen, wir müssen kämpfen. Ich getröste mich dessen, daß Sie Kämpfer finden, die endlich einmal! auch in der Bundesversammlung für's Gesundheitswesen eintreten.

Nehmen Sie auch diese Zeilen nicht ungütig auf und seien Sie mir in freundschaftlicher Hochachtung gegrüßt!

Ihr alter Dr. Sonderegger.

229. St. Gallen, den 28. Juni 1893.

Verehrter Herr Collega!

Mit Freude und Rührung lese ich heute, daß auch der Nationalrath das Gesetz über Gründung des Gesundheitsamtes angenommen hat. Nun haben wir einen festen Standpunkt und können arbeiten. Der ohnmächtige üble Wille, der im National-Rathe noch eine ökonomische Beschneidung zu stande gebracht hat, wird bei den Büdgets zu corrigiren sein. Gut aber ist, daß Ihre ganze Stellung nicht mehr vom Büdget abhängt. Ich gratulire Ihnen von ganzem Herzen! Sie dürfen sich sagen, daß nur Ihre bisherige Amtsführung die Creirung des Eidgenössischen Gesundheitsamtes möglich gemacht hat. Sie haben ad oculos bewiesen was man will und kann — sobald man darf.

Nochmals ein herzliches Glückauf! und die Versicherung meiner steten freundschaftlichen Hochachtung! Ihr alter

Dr. Sonderegger.

230. St. Gallen, den 16. Sept. 1893.

Verehrter Herr Collega!

Vor allem meinen herzlichen Dank für die Zusendung Ihres Dresdener Protokolles! Sie haben mit Umsicht und mit Erfolg gearbeitet.

Ich sende Ihnen hier den St. Galler Bericht. Da nach Shakespeare „Kürze die Seele des Witzes ist", liegt der Beweis am Tage, daß ich senil werde, denn die Berichte schwellen jährlich mehr an.

Ich habe manches auf dem Herzen, was ich in Bern mit Ihnen besprechen möchte. Seit wir uns in St. Gallen gesehen, oder besser: nicht gesehen, ist's mir schlecht gegangen. Ich lag fast den ganzen Juli krank und saß den ganzen August in Rorschach unter einem grünen Baum. Jetzt vegetire ich wieder. Was nicht bloß vegetirt sondern energisch fortlebt, ist das Interesse für Ihr Amt und Sie selber, den ich herzlich und in aller Freundschaft grüße! Ihr Dr. Sonderegger.

231. St. Gallen, den 22. April 1894.

Verehrter Herr Collega!

Schöne Erinnerungen an Rom![1] Seien Sie nun wieder herzlich willkommen in der lieben Heimath! Ich danke Ihnen für die, wie immer gütige Aufnahme meiner Bitten. Wir stellen die Opposition gegen größere Desinfectionslokale ein und fahren fort, Sulzer'sche Apparate zu verlangen. Daß Sie bei den Absonderungshäusern von Uznach, Buchs und Ragaz alle möglichen Rücksichten walten lassen, ist unsere Rettung; ohne Zugeständnisse wird eben gar nichts gemacht und ist das Bessere der Feind des Guten. Unsere Nachkommen werden grundsätzlich handeln können; wir sind erste Ansiedler und müssen Opportunisten sein. Besser als gar nichts ist doch eine Blockhütte. Später wird aus dieser ein Haus; vielleicht wächst eine Stadt um dieses herum.

Was mein tuberkulöses Aufsätzli[2] anlangt, thun Sie mir schweres Unrecht, wenn Sie glauben, ich wollte oder könnte Ihrer Hülfe entbehren! Ich bin weder so reich noch so eitel, Ihre Arbeiten gering zu schätzen. „Füre-mache"! sagt der Berner. Geben Sie um Gotteswillen alles her, was Sie haben. Ich kanns brauchen! Wie komme ich überhaupt dazu, ein solches

[1] Besuch des XI. internat. medizin. Congresses.
[2] Die Broschüre „Heilstätten und Asyle für Brustkranke."

Flugblatt zu schreiben? Mir graut vor der Aufgabe. Mein Herz ist noch warm aber mein Gehirn wird zähe. Zum Glück hat mich noch niemand aufgefordert nnd ich finde, nicht aus Faulheit sondern aus Selbsterkenntniß, daß eine andere, ruhigere, vernünftigere Schreibweise das Ziel besser erreichen wird.

Seien Sie mir in freundschaftlicher Hochachtung gegrüßt!

Ihr Dr. Sonderegger.

232. St. Gallen, den 25. April 1894.

Verehrter Herr Collega!

Unsere Regierung gibt mir die österreichischen Punctationen für den Grenzdienst bei Cholera zur Vernehmlassung. Ich weiß nichts daran auszusetzen und empfehle die Annahme. Zugleich aber sehe ich, wie die Dresdener Conferenz die Schraube anzieht und die Liederlichen und Dummen schweren Verlegenheiten und Kosten preisgibt, und das mit Recht!

Zu diesen Liederlichen und Dummen gehören auch wir St. Galler! Rorschach ist schlecht vorbereitet und Buchs gar nicht, macht auch keine ernsthaften Anstalten. Ein schlauer Tröler von Dorfmagnat führt die hohe Regierung an der Nase herum.

Ich sehe sehr böse Zeiten kommen, wenn Cholera einbrechen sollte und bitte Sie angelegentlich, der Regierung von St. Gallen einen diplomatisch eleganten, aber möglichst starken Rippenstoß zu geben und zu erinnern, daß die Eidg. Subvention nur an die regelrechte Ausführung der vorgeschriebenen Maßregeln gebunden ist.

Es ist entsetzlich, wie dumm die Beamten sind, so lange es sich um Vorsorge handelt, und wie erstaunt, wenn das Vorgesehene wirklich eintrifft. Helfen Sie uns!

In freundschaftlicher Hochachtung grüßend

Ihr Dr. Sonderegger.

233. St. Gallen, den 3. Mai 1894.

Verehrter Herr Collega!

Ich habe durch Erfahrung gelernt, Ihre Ansichten hochzuschätzen und bin dazu angelegt und aufgelegt, Ihnen zu folgen. Bei Ihrem Vortrage aber gehts anders; ich möchte und muß

ihn haben, ferner Ihre mit Guillaume bearbeitete Tuberkulose-statistik, ferner alles mögliche Gute, was sonst noch aufzutreiben ist. Bion hat mich getreten, aber ich habe förmliches Examenfieber und werde meine Sache vielleicht ganz schlecht machen. Bei den ehemaligen Cholera-Flugschriften handelte ich in der Aufregung und war schließlich so ungenirt wie an einem Bankett. Aber jetzt bin ich nüchtern, leider sehr nüchtern.

Als ich die österreichischen Punctationen zur Begutachtung erhalten und wieder zurückgeschickt habe, ermangelte ich nicht so scharf zu stupfen, als der amtliche Anstand noch erlaubte und am nächsten Sanitätsrath werde ich eine Protokollverwahrung gegen die Verschleppung einreichen, allerdings ohne nachher ruhig bleiben zu wollen, nicht „dixi et salvavi animam meam" sondern „feci et salvavi" ist eines ehrlichen Bürgers Pflicht. Ich möchte vor allem darauf drücken, daß in Buchs und in Rorschach fürgesorgt werde. In Rheineck passirt nichts und St. Margrethen ist ein verlorenes Nest. Wer dort cholerakrank ankommt, kann wohl noch bis Rorschach fahren. Dort ist auch für Auswechslung und Desinfection von Wagen bessere Einrichtung.

Eine vorräthige Töckerbaracke für Cholera könnte gut sein. Für die Pocken in Wallenstadt habe ich eine solche wandernde Anstalt abgewiesen, weil sie nachträglich zur Verschleppung beitragen müßte. Die Sanit.-Comm. empfahl, an das Absonderungshaus einen gewöhnlichen Bretterschuppen anzustoßen. Was geschehen ist, weiß ich noch nicht.

Unser fahrbarer Desinfector ist in Altstätten, um Pocken-Provenienzen zu bearbeiten. Ich möchte bitten, einstweilen keine weitern Desinfectoren zu verlangen. Wir haben Uznach auf den Tractanden und müssen damit ins Reine kommen, ehe wir einen Schritt weiter können. Es thut mir leid; aber ich mag die Regierung nicht gewöhnen, der Sanität etwas abzuschlagen. Lieber nicht verlangen, wenn mans nicht durchbringen kann.

Stoßen Sie ruhig auf unsere Herren und machen Sie ihnen mit der Wahrheit heiß! Ich will, so gut ich kann, der Wahrheit Zeugniß geben und Sie unterstützen.

In freundschaftlicher Hochachtung

Ihr Dr. Sonderegger.

234. St. Gallen, den 2. Sept. 1894.

Verehrter Herr Collega!

Empfangen Sie meinen verbindlichen Dank für die Zusendung Ihrer neuesten Arbeit: „Pockenerkrankungen in der Schweiz." Sie sprechen da mit wenigen Worten und mit dürren Zahlen eine sehr eindringliche Sprache! Ich frage mich überhaupt: wie soll es unserem Heere ergehen, wenn bei einer Truppenaufstellung Pocken eingeschleppt werden? Da hört genügliche Isolirung und vieles Andere auf. Es ist überhaupt etwas bedenklich, daß wir Schweizer die einzigen „gescheidten" Leute sind, die nicht vacciniren, während die andern Armeen alle es thun. .... Nachdem die Kälberlymphe uns über Syphilis und Tuberkulose-Gefahr und ein aseptisches Verfahren uns über die Wahrscheinlichkeit von Eczem und von Erysipel hinweggeholfen hat, muß sich ein Arzt doch schämen, der Impfung Opposition zu machen. ....

Der Verlust Ihres Adjunkten war tragisch. Ich habe mir die Sache sehr zu Herzen genommen. — Meine Ferien in Rorschach sind zu Ende und es geht mir gut, solange ich keine Treppe antreffe.

Seien Sie mir herzlich und in Hochachtung gegrüßt!

Ihr alter Dr. Sonderegger.

235. St. Gallen, den 21. September 1894.

Verehrter Herr Collega!

„Infandum Collega jubes renovare dolorem!" Das schlechteste Unternehmen meines öffentlichen Lebens war die Landesausstellung in Zürich 1883. Ich hatte große Mühe, mehr zu bekommen als Mineralwasser, Medicamente und Bruchbänder. Die Lebensmittel, die Genußmittel, die Einrichtungen für Heizung und Ventilation, die hygieinisch wichtigen Baumaterialien, kurz alles wurde bei andern Abtheilungen untergebracht. Ja die Pädagogen stellten ihre Schulbänke lieber in den entferntesten Pavillon, der ohnehin keine Anziehungskraft besaß, als in die, sehr günstig gelegene hygieinische Abtheilung. Da machte niemand mit, weder Ingenieure noch Mechaniker, noch Industrielle, noch Bauern, noch

Oberfeldarzt. Ich war unglücklich und habe mich nach Installation meiner Abtheilung keine Stunde mehr sehen lassen und kein Fest mitgemacht. In Berlin, an der gleichzeitigen Hygieineausstellung traf ich allerdings fast alle Artikel der schweizerischen Landesausstellung wieder an. Wie der Priester alles zur Religion rechnet, über die er das Wort führt, so rechnet der Hygieiniker alles zur Volksgesundheitspflege, was den Menschen angeht — nicht zum letzten die Religion, die ja so tief in sociale Verhältnisse eingreift. . . . . Sie müssen sich bei Zeiten und verzweifelt wehren, wenn Sie eine präsentable Ausstellung zusammenbringen wollen.

Die Bücher 2c., die Sie in der beiliegenden Broschüre verzeichnet finden, standen alle in natura in einem hübschen Kasten. Ich hatte sie mit großer Mühe aus allerlei Cantonen zusammengetrieben. Da ich nur noch dieses Exemplar des Kataloges habe, erbitte ich denselben ganz gelegentlich zurück. Ich sandte Ihnen das Ding schon einmal zur Bibliographie der Landeskunde. Daß ich nicht mehr und Besseres weiß, thut mir leid. Aber ein frühzeitiger ehrlicher Warner ist auch ein Freund. Ein solcher möchte ich sein.

Für Ihre liebenswürdige Theilnahme an meinem Befinden danke ich Ihnen herzlich. Ich bin wieder wohl — aber sehr kurzathmig, so daß ich die Praxis auf die Sprechstunde einschränken mußte, was mir weh thut. Das Abreißen alter freundschaftlicher Beziehungen ist ein theilweises Sterben mit nachfolgender Unseligkeit. Es muß sein und ich will suchen, mich anständig aufzuführen. Bewahren Sie mir Ihre Freundschaft; ich bitte herzlich darum, und grüße Sie und unsern lieben Guillaume.

Ihr Dr. Sonderegger.

Nachschrift. Ich vergaß, Ihnen zu danken für die Zusendung der Berner Acten über Gründung des Asyles für Brustkranke, und möchte es jetzt noch thun. Sie haben die Frage richtig angefaßt und werden Ihre Mit-Eidgenossen durch Erfolge belehren anstatt durch Reden. Glück auf den beschrittenen Weg der Ehre und der Güte. Ihr Dr. S.

236. St. Gallen, den 29. Dezember 1894.

Verehrter Herr Collega!

Empfangen Sie meine warmen und herzlichen Glückwünsche zum Jahreswechsel! Mögen Sie persönlich und beruflich ein gutes Jahr erleben! Das Amt, welches Sie mit Umsicht und Arbeit geschaffen und zu Ehren gebracht haben, wird sich immer leistungsfähiger entwickeln, für Sie eine Freude, für das Vaterland ein Segen sein. Es thut mir so wohl zu sehen, daß Sie alles leisten werden, was ich schuldig geblieben. Bewahren Sie mir Ihre Geduld und schenken Sie Ihre Freundschaft auch ferner dem alten Manne, dessen Zeit vorbei, dessen Herz aber noch nicht kühl geworden ist.

In alter freundschaftlicher Hochachtung

Ihr Dr. Sonderegger.

237. St. Gallen, den 28. Januar 1895.

Lieber Freund und Collega!

In der vorläufigen Redaction des Krankenkassengesetzes sehe ich — nicht mit Erstaunen! — daß man die, durch Abstimmung im Mai 1893 gewonnenen Grundsätze, und ebenso die persönlich gegebenen Zusicherungen, nicht festgehalten hat. Die Aerzte-Commission wird dagegen Stellung nehmen müssen, höflich aber deutlich. So „ohne vorherige Betäubung" lassen wir uns nicht abschlachten. Wir beide können froh sein, in der Commission die unbedingte Aerztewahl gefordert zu haben. Wir sind vor unseren Collegen gedeckt und können um so eher auf den Compromiß eingehen, wie er schließlich getroffen wurde: Cassenärzte mit Zulassung aller andern (oder auch nur: anderer) zu denselben Bedingungen.

Der Beschluß puncto Kochschulen scheint mir sehr richtig zu sein. Ueberhaupt sollte jetzt manches berechtigte Interesse sich etwas ruhig verhalten, bis die Krankenkassen-Frage unter Dach ist. Wie es mit der militärischen Armee steht, weiß ich nicht; nach dem Benehmen des Herrn Gertsch ist sie als sehr unbotmäßig zu betrachten; aber sicher ist, daß die politische Armee an schlechter Disciplin leidet. Hätten wir 80% weniger Führer, wir wären

weiter voran. Jetzt schreit jeder wieder sein Anliegen aus, auch auf Gefahr, daß alle nichts erlangen.

In alter freundschaftlicher Hochachtung

Ihr Sonderegger.

238. St. Gallen, den 5. April 1895.

Lieber Herr Collega!

Nehmen Sie es nicht als Redensart, wenn ich Ihnen sage: ich condolire zum Gruppenchef für Hygieine![1] Gut, daß Sie nur Vice-Präses sind. Ganz ausschlüpfen konnten Sie von Amtes wegen nicht. Ich wiederhole, was ich Ihnen früher geschrieben: bei einer Hygieine-Ausstellung macht alle Welt mit, alles will „auch hygieinisch wichtig" sein; bei einer Landesausstellung macht niemand mit, als Apotheker, Bandagisten und Badebesitzer. Alle gehen zu ihren unmittelbaren Verwandten: Ingenieure, Mechaniker, Architekten, Lebensmittelproducenten, Schullehrer 2c. 2c. Der Hygieine-Mann ist ganz wie der Poet in Schillers „Theilung der Erde".

Die schweizerische Hygieinebibliothek von 1883 hat niemand angeschaut, und den Haufen Berichte, sogar die hochinteressanten des Eidg. Statist. Bureau auch niemand. St. Gallen wird Ihnen zum übrigen Haufen auch unsere Sanit.-Berichte schicken: nugae! Ferner hat der Canton F. 7000 ausgeworfen, um Pläne seiner Wohlthätigkeitsanstalten zeichnen und in Genf ausstellen zu lassen. Ich habe der Regierung abgerathen, auch das Tableau der geschändeten und mißhandelten Armenhauskinder auszustellen. Industrielle benützen Ausstellungen zur Reclame, mit Recht; für Behörden sind es nur Herausforderungen der Eitelkeit. Wer sich z. B. um schweizerische Humanitätsanstalten bekümmert, findet in „Schmid, Schweizerisches Gesundheitswesen 1888" mehr als in Genf.

Zum großen Haufen sende ich Ihnen zwei Darstellungen Stadt-St. Gallischer hygieinischer Projecte, die nun ausgeführt sind. Sonst weiß ich mit dem besten Willen nichts zu bieten.

Wir haben im Cant. Laboratorium hübsche Apparate und Einrichtungen, die regelmäßig und nützlich arbeiten — aber ein

[1] An der Landesausstellung in Genf.

paar tausend Francs, sie in salonfähigen Modellen nach Genf zu schicken, haben wir doch nicht.

Lassen Sie sich den Humor nicht verderben und marschiren Sie nicht weiter in den Sumpf hinein, als sie absolut müssen. Mr. Vincent ist Genevois und als solcher zunächst betheiligt.

In freundschaftlicher Hochachtung grüßend

Ihr alter Dr. Sonderegger.

239. St. Gallen, den 21. Juli 1895.

Lieber Freund und Collega!

Sie sind nicht der letzte, dem man condoliren muß! Ich habe dieser Zeit sehr oft an Sie gedacht. Wir alle, und die socialen Interessen, die wir vertreten, wir haben an Schenk sehr viel verloren, einen Vater und Freund, einen der besten Menschen, die man in einem ganzen Menschenleben finden kann. Ich condolire Ihnen warm und herzlich. Möge Ihnen wieder ein Chef von so viel Weisheit und Güte beschieden sein!

Haffter hat mich beauftragt, für das Corr.-Blatt eine kleine Silhouette zu zeichnen, welche den Papa Schenk als Beschützer des Medicinalwesens darstellt.

Es fehlen mir noch einige Daten, die ich bei mangelnder Ordnung verlor und die Sie mir leicht geben können. Aber bald sollte ich sie haben.

Zum Voraus meinen Dank! In alter Hochachtung und Freundschaft Ihr Dr. Sonderegger.

240. St. Gallen, den 27. October 1895.

Lieber Freund und Collega!

Für Ihre Glückwünsche und Ihre liebenswürdige Theilnahme herzlichen Dank! Sie haben sich in die Illusion hineingelebt, meine Leistungen für größer anzusehen als sie sind, und ich bitte Sie, mir diese Illusion noch zu bewahren, so lange ich lebe. Sie werden mich später kühler beurtheilen, aber an meinen redlichen Willen werden Sie, wie ich hoffe, immer glauben dürfen. Was ich heiß begonnen, das werden Sie mit kühler Umsicht und

mit zäher Tapferkeit weiterführen, und Größeres erreichen. Meine Zeit ist vorbei. Sie haben das Wort!

Bleiben Sie mir gut und treu, auch wenn für mich die Tage kommen, die nicht gefallen, und bewahren Sie mich vor falschen Wegen, wo Sie mich solche einschlagen sehen. Ich fühle noch wie vor 30 Jahren, aber meine Fassungskraft nimmt ab, und Impulse ersetzen die ruhig wirkende Kraft.

Ich freue mich immer, mit Ihnen zu verkehren, bitte um Ihre Geduld und grüße Sie in freundschaftlicher Hochachtung!

Ihr alter Sonderegger.

241. St. Gallen, den 25. December 1895.

Hochgeehrter Herr Collega!

Glück und Segen zum neuen Jahre! Ueber den sonst so fröhlichen Feiertagen liegt ein Schatten der Erinnerung, der Schmerz um unsern gemeinsamen Freund, den unvergeßlichen Schenk. Möge sein Geist und sein Segen auch für Sie und für Ihre Aufgaben noch lange wirksam bleiben! In allen Fragen, für welche man Sie verantwortlich macht, sind wir Schweizer leider nicht die ersten unter den Culturvölkern; Sie sollen einen guten Theil der moralischen und socialen Nationalschuld bezahlen, welche unsere Chauvinisten an hundert Festen contrahirt haben. Eine schöne Aufgabe, aber auch eine schwere. Sie können und dürfen ein Pionier sein. Daß Sie es auch redlich sind, thut mir in der Seele wohl, und ich wünsche Ihnen ein gutes neues Jahr für Sie persönlich, für Ihre Familie und für Ihren Beruf, Ihr schönes Amt! Bewahren Sie mir Ihre treue Freundschaft und seien Sie mir herzlich und in Hochachtung gegrüßt!

Ihr alter Dr. Sonderegger.

242. St. Gallen, den 24. April 1896.

Hochgeachteter Herr Collega!

Da unser Medic.-Chef in der Bundesversammlung gesessen, wurde die Comm.-Sitzung zu lange verschoben. Vorgestern hat sie stattgefunden und wir haben der Regierung die vorläufig zwischen uns vereinbarten Bestimmungen über Diphtherie vorgeschlagen,

und es ist also sicher anzunehmen, daß nichts mehr daran geändert wird, und daß Sie bald die officielle Anzeige erhalten. Wenn sie nicht käme, wäre das Hinderniß beim Präsidenten der Sanitäts-Commission: Schubiger, der übrigens ein sehr tüchtiger und unseren Interessen wohlgewogener Mann ist. Rehsteiner ist in solider Weise bereit, für St. Gallen zu arbeiten und wenn Sie es anordnen, auch für Appenzell und Bünden.

Unsere Stadtbaupläne machen keine Ansprüche, ausgestellt zu sein; Hauptsache ist, daß Steinachüberwölbung, Schlachthaus und Wasserversorgung in ganz gelungener Weise ausgeführt sind. Bei dem großen Jahrmarkt in Genf wird viel unter's Eis gehen und wenig ernstlich studirt werden und Sie können leicht die Zeit und Arbeit bereuen, die Sie dran zu wenden verpflichtet gewesen.

Wyl wurde als reine Pflegeanstalt gegründet, was nicht hindert, daß auch zuweilen Genesene austreten. Man trachtet darnach, damit nicht über der Thüre geschrieben stehe: „Lasset alle Hoffnung draußen, wenn ihr da hineingeht." Wir St. Galler sind ja sehr zartfühlend. Die Anstalt ist eingerichtet für 150 Altersschwache und unheilbare Kranke, und ferner für 150 unheilbare Irre. Jetzt haben wir in derselben: 100 Altersschwache und Unheilbare und 280 unheilbare Irre. Im ganzen Jahr 1895 waren da: 100 Unheilbare und Alte + 380 unheilbare Irre. Es sind nämlich in den vordern 2 Pavillons bei den Alten viele ruhige Irre. Ueber den Bestand von 380 gleichzeitig Verpflegten dürfen und wollen wir nicht gehen und Pirminsberg, die „entlastete" Anstalt, ist auch wieder ganz voll.

In steter Hochachtung grüßend, Ihr ganz ergebener

Dr. Sonderegger.

An den Herausgeber. (Nr. 243—302.)

243. St. Gallen, den 10. Mai 1886.

Verehrter Herr Collega!

Daß Sie in Berlin sind, freut mich und ich beneide Sie darum; daß die Veranlassung Ihrer Abreise eine unfreundliche

gewesen, thut mir herzlich leid und ich wünsche Ihnen gute Erholung.

Ihren Abschlag[1] haben Sie allerdings in rosa Seidenpapier eingewickelt und mit ehrlichem Zucker bestreut, aber deßwegen haben Sie doch noch nicht recht und ich bitte Sie, mir „ein Wort unter Schiffbrüchigen" zu gestatten. Wir treiben auf dem Wrack; heute wird Einer hinabgespült und morgen ein Anderer; warum sollen wir unterdessen Umschweife machen! Ich muß und will an meinen Rückzug denken, wenn ich nicht ein eintöniger alter Schwätzer werden und wenn die Gesellschaft nicht versumpfen soll; es müssen frische Kräfte und neue Personen auftreten, um den Verein beisammen zu halten, neue Interessen zu wecken und möglichst Vielen die Freude und die Verantwortlichkeit des Mitarbeitens zu bieten. Sie sind sehr viel besser qualificirt und empfohlen als Sie selber es meinen; ich kenne die Vox populi unsers Berufes in diesem Punkte genau; also machen Sie nur keine Umstände und wenn Sie bis Ende Monat zurück sind, kommen Sie nach Zürich und geben Sie etwas los! Da ich Feurer in die Arena stieß — sein Pegasus war auch störrig und Ihr Jungen seid eben wählerischer und kritischer als wir Alten — konnte ich Ihnen keinen Vortrag mehr anbieten; ein Zürcher Mediciner mußte doch wohl sein. Glauben Sie mir, lieber Collega! es ist mir bitter Ernst und von Höflichkeit und Wohlwollen nicht die Spur, ausgenommen von Wohlwollen für den Verein und für unsere Zwecke.

Genießen Sie Berlin! Wenn man dort über den Schleppsäbel hinweggeschritten ist und die zweierlei Blutfarben als „vertragsgemäß" betrachten gelernt hat, ist's dort wie im Himmel. Wenn es Ihnen paßt, grüßen Sie mir Koch, nicht nur den Größten, sondern auch den Besten und Liebenswürdigsten unseres Berufes. Ich komme mir neben ihm allerdings vor wie ein Homöopath oder sonst ein Schwindler; aber er ist rührend gütig und bei allem wohlberechtigten Selbstbewußtsein sehr bescheiden, eine nach vielen Seiten groß angelegte Natur.

Seien Sie mir herzlich und in Hochachtung gegrüßt!

Ihr Dr. Sonderegger.

[1] Auf die Einladung, an der Versammlung des ärztlichen Centralvereins einen Vortrag zu halten.

244. St. Gallen, den 18. Nov. 1887.

Verehrter Herr und Freund!

Vor Allem bitte ich Sie um Nachsicht für die unparlamentarische und gewaltthätige Weise, in welcher ich Ihnen Ihr Kreuz aufgeladen[1]; aber „der Zweck heiligt die Mittel" und der Zweck war ganz gut. Ich habe mich überlebt, Sie sind frisch und sind, was maßgebend, bei Allen wohl empfohlen. Woher mag das wohl kommen? Ein strammer Realist wird sehr geachtet, wenn er große Thaten gethan hat; dann stößt er Alle dahin, wo er sie haben will; ein richtiger Idealist wird geliebt um seiner Ziele willen und Alle folgen ihm nach, oft noch begeisterter wenn er unterliegt als wenn er siegt. Der Idealismus, der Glaube an ein Ziel und an die Möglichkeit, sich demselben zu nähern, ist so rein menschlich wie athmen und essen und der allerhochmüthigste und blasirteste Realist fällt wider Willen unter das Commando des Idealisten. Ich habe Sie nun in dringendem Verdachte, ein unverbesserlicher Idealist zu sein und dabei glaube ich, daß Sie Ihre Ziele mit „weniger Hitz' und mehr Witz" verfolgen als mir beschieden war, der ich immer leidenschaftlicher und undiplomatischer werde.

Zudem muß der Präses des Centralvereins die große Mehrheit repräsentiren und practischer Arzt sein, nicht Professor und nicht Fahnenträger einer bestimmten Universität. Sie haben gar keine schwere Aufgabe, nach meinem Geschmacke sogar eine recht angenehme. Wir sprechen davon gemächlich und gemüthlich, wenn wir zur Aerzte-Commission reisen. Wäre Baader nicht taub, so wäre er aus vielen Gründen der gegebene Präses gewesen. Leider schlägt er seine Taubheit geringer an als sie ist und nimmt seine Zurücksetzung als eine moralische, während sie nur eine physische ist. Selbstverständlich bleibt er Schriftführer des Centralvereins; er ist in dessen Leben und Treiben so zu Hause wie in seiner Praxis. Die Wahl des Präsidenten hat seit 1877 immer illegal, immer durch die Versammlung und nie mehr durch die Delegirten stattgefunden; der Gebrauch hat auch hier das geschriebene Wort überholt. Wollten Sie den Ausschuß besammeln und die

[1] Präsidium des ärztlichen Central-Vereins.

Wahl noch einmal vornehmen lassen, so würden Sie den Versammlungen eine scharfe Ohrfeige geben. Es kann nur an den Centralvereinen die Frage discutirt werden, ob sie künftig wieder zum ursprünglichen Modus zurückkehren wollen. Ich würde diese ganze Sache auf sich beruhen lassen und ruhig drauf los marschiren. Ich selber habe es von 1877 bis 1886 auch so gemacht und mich langsam in die Sache hineingelebt. Anfänglich war ich so muthlos wie Sie es jetzt sind und wenn Sie die Protokolle nachlesen, auch unbeholfener als später. Lassen Sie sich von Baader die Centralvereins-Protokolle schicken und lesen Sie einzelne Stücke in Muße durch — und Sie werden ruhig sein und in aller Bescheidenheit fühlen, daß Sie soviel, als bisher gethan worden, auch leisten können. Sie werden die Stellung lieb gewinnen und viel Liebenswürdiges von Ihren Collegen erfahren.

Also auf frohes Wiedersehen!

In freundschaftlicher Hochachtung

Ihr Dr. Sonderegger.

245. St. Gallen, den 5. März 1888.

Verehrter Freund und Collega!

Unsere Freunde Burckhardt und Baader haben s. Z. das Corr.-Blatt ganz von sich aus begründet und herausgegeben. Sie haben es dem Centralverein und der Aerzte-Commission so unbedingt zur Verfügung gestellt, als wären sie nur die Geschäftsführer des Centralvereins. Das war reine Großmuth. Der Centralverein hat keinen Cent. beigetragen und ich weiß z. B. gar nicht, wie das Blatt ökonomisch steht, habe auch nie nachgefragt. Nun denke ich mir die Sache so: von den 3 Männern des Corr.-Blattes ist thatsächlich nur noch Schwabe da; dieser hat Verständniß und Willen, wie sie kein Arzt besser haben könnte. Ich würde bei diesem anfragen, was er zu thun gedenke und ob er sich in Basel nach einem Redactor umgesehen? Wenn er uns zur Mithülfe einladet, wollen wir alles uns Mögliche thun, aber das erste Wort gehört ihm, der die ganze ökonomische Last des Unternehmens trägt. Es sind unser Manche, vorab auch der gewiß sehr urtheilsfähige und scharf kritisirende Kocher, welche finden,

daß Sie der gegebene Mann wären, Mit-Redactor zu sein.[1] Ueberlegen Sie sich das! Sie schreiben gut, denken und fühlen so, wie es uns Aerzten noth thut und wohlgefällt und sind ganz und gar in der modernen Medicin daheim.

Mein Rath wäre also der, zunächst mit Schwabe anzubinden und dann nach dem Gange Ihrer Unterhandlungen die Commission des Centralvereins einzuberufen. Ohne feste Anerbietungen von Arbeit oder Geld hat unsere Berathung keinen Erfolg.

Lausanne scheint in Zürich viele Freunde zu finden[2] und wir werden das gefahrvolle Experiment wahrscheinlich wagen müssen, wagen dürfen.

In herzlicher Hochachtung

Ihr Dr. Sonderegger.

246. St. Gallen, den 14. März 1888.

Verehrter Freund und Collega!

Nehmen Sie die Redaction, es ist besser wenn Sie sich in Ihren Jahren in dieses Gebiet stürzen, und als Nebenbeschäftigung sociale Medicin treiben, als wenn Sie es auf irgend einem rein akademischen Gebiete zur Virtuosität bringen. Die Kräfte wachsen mit den Widerständen und wer ein warmes Herz hat, wie Sie, der muß social thätig sein. — Das Referat für Lausanne will ich an Baaders statt übernehmen. Man soll sich aber die Referate, leserlich geschrieben! acht Tage vor der Versammlung gegenseitig vorlegen. Die Discussion wird gründlicher.

Die Sitzung des Ausschusses können und müssen Sie bestimmen! Nach meiner Meinung sind zu wenige Tractanda, um alle 10 Männer nach Olten reisen zu lassen.

Arbeitsprogramm? vide Aerzte-Commission; wir haben kein anderes.

Constituirung? Das heißt: Wahl des Schriftführers. Wir

[1] Baader, der Redaktor des Corr.-Blattes und Bannerträger der schweizerischen Aerzte war gestorben und es handelte sich darum, wer sein Nachfolger in der Redaktion werden sollte.

[2] Projekt eines schweizerischen Aerztetages in Lausanne.

sollten dazu und wegen der Verbindung mit dem Corr.-Blätte einen Basler haben, und der müßte zuerst in den Ausschuß gewählt werden.

Ich würde Lotz bitten, pro forma und ad interim die Schriftführerstelle zu übernehmen. Schreiben, thun, müssen Sie alles selber, wenn Sie im Zuge bleiben sollen. Ich habe es immer so gehalten und alle Eingaben 2c. haben meine Schriftführer unterschrieben, gegengezeichnet wie Könige. So allein ist das Präsidium eine fröhliche Stelle. Dann warten wir ruhig mit einer Ausschußsitzung bis Ende Mai in Lausanne, wo wir Aerzte-Commission haben und nachher noch ein wenig zusammenbleiben. Eine Sitzung anordnen ohne viele oder scharfe Tractanda, demoralisirt und Sie bringen die Menschen gar nicht mehr vollzählig zusammen.

Der selige Baader hat 2 Folianten-Protokolle hinterlassen, fast ganz gedruckt.

Ich bin sehr ungenirt, aber glauben Sie dennoch, oder deswegen! an meine warme Theilnahme!

Ihr Dr. Sonderegger.

247. St. Gallen, den 28. März 1888.

Verehrter Freund und Collega!

Vor Allem meine herzlichen Glückwünsche zur Redaction! Sie müssen die Stimme und das Gewissen der schweizerischen Aerzte sein. Das Correspondenzblatt ist wie die Glocke: „Was unten tief dem Erdensohne das wechselnde Verhängniß bringt, das schlägt an die metall'ne Krone, die es erbaulich weiter klingt." Auch das Corr.-Blatt muß an Allem Theil nehmen und seinen höheren Standpunkt behaupten. Sie können das leisten. Es braucht Zeit und Mühe; aber wenn Sie als alter Mann auf Ihren Lebensweg zurückblicken, wird es Sie freuen. Weder Ehre noch Geld noch Kunst bietet uns die Befriedigung, wie sie eine ernstgemeinte sociale Arbeit gewährt. Wir sind Animalia socialia und alle andern menschlichen Merkmale kommen später. Nochmals: Glück auf!

Statuten? Wie haißt? Wir haben alte Central-Vereins-Statuten, welche abgerundet worden sind: 1. kein Vorort mehr,

ſondern ſtändiger und beſtändiger Ausſchuß. 2. Wahl dieſes Ausſchuſſes nicht wie 1873 durch die Delegirten, ſondern direct von den Verſammlungen.

So hat es das Leben gemacht, codificirt iſt es niemals. Erſt die Aerzte-Commiſſion hat, nach 14 Jahr Arbeit, endlich letztes Jahr Statuten bekommen. Unſere Statutenfrage bezeichnet einen alten Streit unter intimen Freunden. Baader war ein Statutenmann, Burckhardt und ich waren ſeine „erbitterten Feinde." Ich denke mir: Statuten und Geſetze müſſen den Beamten das Recht geben, da zu ſein und zu arbeiten, mehr nicht; alles Andere iſt dann Verdienſt oder Sünde der Beamten und wird durch Statuten weder beſſer noch ſchlechter. Das Statutenmachen demoraliſirt jeden Verein; der mit guten Vorſätzen gepflaſterte Weg führt doch zur Hölle. Arbeiten und Controverſen, Wiſſenſchaft, Socialismus und Fidelität die Hülle und Fülle, ſo daß ganz und gar keine Zeit bleibt für Statutenberathung: das iſt mein Ideal und war auch das von Burckhardt — eigentlich auch von Baader, den nur ſeine Taubheit zum gelinden Doctrinär gemacht hat. Kurz ich rathe Ihnen: rühren Sie die Statutenreviſion nicht mit einem Stecken an, regieren Sie wie ein Patriarch und bewahren Sie ſich die Liebe und das Vertrauen, welche beide Sie reichlich genießen, durch beſtändiges Handeln, Marſchiren und Debattiren! Es müſſen immer zu viele Tractanda vorliegen; ein Gaſtmahl, bei welchen man Alles rein aufißt, wird niemals fidel. Ich würde noch lange in dieſem Style fortfahren, wenn es nöthig und nützlich wäre, Sie von allen Statuten-Reviſionsplänen abzubringen. Ich bin ſubjectiv, das weiß ich; aber die ganze Welt iſt für den Menſchen ſubjectiv; „das Ding an ſich" und die Wahrheit kennen wir nicht.

Seien Sie mir herzlich und in Hochachtung gegrüßt!

Ihr Dr. Sonderegger.

248. St. Gallen, den 7. April 1888.

Verehrter Freund!

Sie ſchlagen meine Räthe viel zu hoch an; es ſind meiſtens nur Erinnerungen, einbalſamirte Erfahrungen, die ich nicht mehr

zu beleben vermag. Das Pech, in welches ich sie eingewickelt, ist aber ächt, ganz ächtes selbstgeprüftes Pech.

Wir eilen nicht mit der Wahl des fehlenden Ausschußmitgliedes; sie kann übrigens auch nur bei der „urchigen" Centralvereinsversammlung, also im October, in Olten, vorgenommen werden. Wir werden als Feinschmecker einen „guten Jahrgang" auswählen.

Warum Baader die Motive des Bundesrathes s. Z. nicht zum Abdruck brachte, weiß ich nicht mehr genau. Wir hatten uns einmüthig vorgenommen, sie zu geben. Dann waren sie zu groß und wurden verschoben; dann war es zu spät und kam die Annahme des Gesetzes. Jedenfalls ist's jetzt zu spät, gegenstandslos, kann nicht im Corr.-Blatte erscheinen. Dagegen würde ich das Actenstück zur Hand behalten, um gelegentlich die Praxis mit dem Programme zu vergleichen.

Mit herzlichem Gruße Ihr in Hochachtung ergebener

Dr. Sonderegger.

249. St. Gallen, den 13. April 1888.

Verehrter Freund und Collega!

Alles schon dagewesen. Societés réunies in Bern schon 4 Mal. Immer hat der Centralverein seine Leute eingeladen und die Soc. romande die ihrigen. Jede Gesellschaft hat bei der Einladung ihrer Mitglieder die Ehre und Freude, mit den Andern zusammen zu sein, in schweren Worten hervorgehoben.

Sie werden also, in gewohnter Weise, den Central-Verein einladen, nach Lausanne statt nach Olten, das ist Alles. In Lausanne soll ein Romand präsidiren, durchaus und ohne Pardon, ditto soll ein Romand den ersten officiellen Toast aufs Vaterland ausbringen; dieser gilt als ein großes Vorrecht und es ist eitel Höflichkeit von den Romands, ihn abzulehnen, wir müssen ganz entschieden den officiellen einem Wälschen geben; so war es auch 1885 in Bern: Dufour präsidirte und hielt auch den officiellen. Nachher kommen Sie und ich; es muß uns Zeit und Raum bleiben, die Verbrüderung zu feiern, nachdem das Vaterland gefeiert ist, und unsern Gastfreunden unsere Achtung zu bezeugen.

Puncto Corr.-Blatt kann Ihnen Schwabe beſſer rathen. Bisher hatten wir keine fremden Mitarbeiter. Bei der ungeheuren Fluth deutſcher Journaliſtik iſt ja die Gefahr groß, daß die guten Leute für deutſche Blätter arbeiteten und die catilinariſchen Exiſtenzen in ausländiſche Blätter, z. B. in das Unſrige; das wäre zu viel Ehre! Sie hatten gewiß recht, ſehr vorſichtig zu ſein.

In herzlicher Hochachtung grüßend

Ihr Dr. Sonderegger.

250. St. Gallen, den 7. Mai 1888.

Verehrter Freund!

Es haben mehrere vereinigte Verſammlungen der Suisse romande und des Central-Vereines in Bern ſtattgefunden, die alle vom Central-Präſidenten geleitet wurden und erſt 1885 kam der ſehr vernünftige Gedanke, den Gaſt präſidiren zu laſſen: Dufour that es, und that es gut. Wenn Dupont präſidirt, ſo iſt es gut, und ich rathe Ihnen, darauf zu drücken. Thut er es nicht, ſo müſſen Sie dran. Ich habe als Präſident des Central-Vereines präſidirt und niemals als Präſident der Aerzte-Commiſſion. Es wäre die ſaftigſte Grobheit, die ich Ihnen und dem Central-Verein anthun könnte, wenn ich präſidirte, als wären Sie ein Strohmann, der im zweiten Gliede bleibt, wenn's losgeht. Nein, mein Lieber! ſo iſt's nicht gemeint. Ich achte Sie viel zu hoch, um Ihnen eine ſolche ſchiefe Stellung anzuweiſen. Ich habe zu viel gerednert und zu wenig gethan. Es iſt gut, ſogar angenehm, wenn Sie kürzer ſind und mit Ihrer klaren, milden Denkweiſe das Nöthige ſagen, ohne die Abſchweifungen zu denen mich eine ungezogene Phantaſie oft verleitet hat. Vogt hat mir ſ. Z. „Phraſengeklingel" vorgeworfen und er hatte Recht, ſo weit es die Form, Unrecht, ſo weit es die Ueberzeugung anbetrifft. Es iſt Ihnen heiliger Ernſt ſo gut wie mir; aber Ihre Form iſt körniger, naiver, packender. Darum habe ich abgegeben und darum Sie ins Feuer geſtoßen.

Das Referat de Cérenville wird wenigſtens 1/4 Stunde oder 20 Minuten dauern und das meinige leider! genau eben ſo lang; Sie dürfen daher kühn einige ſaftige Brocken auftiſchen,

die Brühe kommt nach. Die Aufgabe ist viel leichter als Sie sich dieselbe denken und Ihre Schüchternheit ist mir eine Gewähr für Ihren Erfolg. Der junge David war bekanntlich auch befangen und zaghaft — aber er hat den Riesen geschlagen. Und der Riese von Lausanne ist liebenswürdig und ergibt sich ungetödtet. Sie werden sehen, daß ich in diesem Falle recht habe.

In herzlicher Hochachtung grüßend

Ihr Sonderegger.

251. Rorschach, den 12. Aug. 1888.

Lieber Herr Collega!

Ob ich noch lebe? Flau genug und unschreibluſtig dazu. — Sie erhalten dieser Tage einen Entwurf für ein Schreiben der Aerzte-Comm. an alle 3 Vereine, beziehungsweise an alle cantonalen Vereine, damit sie auf ihre Herbstsitzungen ihre Ansichten und Wünsche über Eidg. Sanitätswesen formuliren; dann kommts an die Aerzte-Commission, dann im Frühling 1889 in Bern an die vereinigte Versammlung und dann? — an die Bundesversammlung, die allein legal und legislatorisch vorgehen kann.

Unterdessen reorganisirt Herr B.-R. Schenk und der Bundesrath in corpore das Departement wie er will und wie er kann und wir Aerzte haben da nur Wünsche und Bitten vorzubringen, mehr nicht. Daß die Aerzte-Comm., der Centr.-Verein und die Versammlung von Lausanne „Etwas" wollen und vorläufig lieber wünschen, es werde ein tüchtiger Arzt im Depart. angestellt statt ein Jurist, das wissen sie in Bern, man hat es ihnen in allen Tonarten gesagt.

Wozu wir jetzt die Aerzte-Comm. versammeln sollen, um Gesagtes noch einmal zu sagen, und Beschlossenes und ganz ergebenst Eingereichtes noch einmal zu beschließen und einzureichen, begreife ich nicht. Herr Schenk zeigt vielen guten Willen und ich stehe in lebhafter Correspondenz mit ihm.

Wir müssen die beiden Momente auseinander halten: das legislatorische, künftige, und das individuelle, gegenwärtige; jetzt und gegenüber der Reorganisation kommt nur dieses in Betracht.

Seien Sie mir herzlich und in freundschaftlicher Hochachtung gegrüßt! Ihr Dr. Sonderegger.

252. Den 24. Okt. 1888.

Lieber Freund und College!

Sie haben wohl recht gehabt, sich noch ein bischen auszuspannen. Wie Sie in sogenannten Ferien noch correspondiren können, das erregt meinen Neid. In Ferien war ich immer absolut faul.

In Olten würde ich gerne, sehr gerne mitthun, wenn ich könnte; Alles interessirt mich, Tractanden und Collegen. Diesmal geht es nicht. Grüßen Sie mir Alle und thun Sie mir die Freundschaft, mich nicht lebendig zu begraben. In meinem Nekrologe dürfen Sie mir Schönes zumuthen, so viel Sie wollen, aber einstweilen nicht. Man wird auch mit seidenen Schnüren erwürgt, es braucht keine „Stricke" dazu. . . . .

Baader-Denkmal anlangend bin ich noch derselben Meinung: ein Baaderfonds, wenn man etwas thun will, oder auch ein Burkhardt-Baader-Fonds zur Erinnerung an Beide. Ich kann auch Kummer begreifen, weil er, wie ich, gesehen und erlebt hat, daß Burkhardts Arbeit und Verdienste um unsere Sache größer waren als diejenigen Baaders. Die Aerzte-Commission und der „ständige Ausschuß" des Central-Ver. sowie die Hülfscasse, sind Burkhardts Werk. Näheres mündlich. Baader aber hat die auf ganz anderer als der von ihm vorgeschlagenen Basis beruhende Hülfscasse mit warmem Herzen, klarem Kopfe und treuer Hand geführt. Wer möchte an Baaders Grabe ihn gegen seinen treuen Freund Burkhardt abwägen oder seine Verdienste anzweifeln? Das wäre ungerecht und dumm zugleich. Ich würde sagen: wenns Euch ernst ist, legt eine Summe zusammen, als Fonds; zur bloßen und nicht mehr ungewöhnlichen Kinderei eines Grabmonumentes sind wir zu sehr Philosophen und war Baader zu groß. In seinem Geiste ist nur der Fonds. Wird er beiden Freunden gewidmet, so werden sie sich im Elysium darüber freuen.

Bundesverfassungsrevision? Jetzt, zur Einführung der Receptur? Nie! Ehe wir unsere bestimmten und sicheren Leute im Nationalrathe haben, dürfen wir nicht kommen. Jetzt herrscht noch das wohlfeile System, sich über Medicin und Aerzte lustig

zu machen. Ich habe seiner Zeit den Geheimmittelfeldzug mit den Apothekern gemacht und mit Schrecken entdeckt: 1. daß einer der besten und feinsten Apotheker so infame Geheimmittel-Reclamen verkaufte, daß deren Abdruck und Vertheilung im Nat.-Rathe genügte, unter Hallo! alles zu Falle zu bringen; 2. daß die Apotheker ganz andere Lebens- und Berufsanschauungen haben als wir Aerzte, und scharfe Schutzzöllner sind. Sie verlangen nicht bloß Abhaltung der unpatentirten Apotheker, sondern auch Zuweisung von Erwerb, da sie ja so und so viel Zeit und Geld daran gewendet haben. Zuweisung von Praxis ist für uns Aerzte eine unverständliche Forderung. Ich meinerseits werde der Pharmacie und den Apothekern zu liebe thun, was ich kann, aber mit ihnen gehe ich nie wieder in den Kampf, ganz besonders nicht vor die Bundesversammlung. Sie haben die Aseptik nicht los und es eitert. Adressiren Sie auch dieses, überhaupt alles was Ihnen ungelegen kommt, an die Aerzte-Commission. Ich warte immer auf die Vorschläge des Dep. des Innern für Isolirhaus-Normalia, welche man nicht brieflich discutiren kann; sowie ich sie habe, versammeln wir uns; vorher weiß ich eine Sitzung nicht zu legitimiren. Sowie es nicht Vieles und Wichtiges zu thun gibt, bleiben die halben Mitglieder fern und die Kraft der Aerzte-Commission ist weg. Ich bekomme aus Ihrem Oltener Programm den Eindruck, daß ich recht gethan habe zu gehen; es ist frische reine Luft darin, und den Sonnenschein werden Sie mitbringen.

Entschuldigen Sie meine gar zu schulmeisterliche Weise, aber ich kann nicht anders, wenn mir etwas am Herzen liegt, werde ich so.

In herzlicher Hochachtung Ihr

Dr. Sonderegger.

253. St. Gallen, den 14. Nov. 1888.

Mein lieber Herr Collega!

Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für Ihre freundliche Nachfrage! Ich weiß wahrlich nicht, wie ich solche Theilnahme verdient. Es geht mir ganz gut, aber ich habe meine Praxis

so eingeschränkt, daß ich, außer den Audienzstunden, nur noch 2—4 Besuche täglich mache. Ich möchte noch ein wenig lesen und schreiben und mein unruhiges Dasein mit einiger Muße und Einkehr in mich selber abschließen. Ja abschließen, denn mit der wissenschaftlichen Armee vermag ich nicht mehr Schritt zu halten.

Eine Frage, bei welcher ich Ihre ganze ehrliche Freundschaft herausfordere, und bei welcher ein Abrathen eine treue That sein kann: soll ich meine längst vergriffenen „Vorposten" — in zeitgemäßer Umarbeitung — wieder erscheinen lassen? „Si tacuisses . . ." Vielleicht ists besser, jetzt nicht wieder in die Arena zu gehen. Es sind seither ganz andere und bessere Kämpfer aufmarschirt.

Die Antwort hat gar keine Eile.

In herzlicher Hochachtung Ihr

Dr. Sonderegger.

254. St. Gallen, den 17. November 1888.

Verehrter Freund und College!

Sie haben mir in Olten eine viel zu schöne Leichenrede gehalten, und der größte Fehler derselben ist, daß es Ihr voller Ernst gewesen. Sie sind so gütig, daß ich mich nicht vor Ihnen fürchte, wenn Sie Ihre Illusion über mich verlieren; aber alle Collegen werden kaum so gütig sein. Nun denn, ich nehme dankbar auch das unverdiente Gute an, nach dem alten Spruche:

„Inter spem curamque, timores inter et iras,
Omnem crede diem tibi diluxisse supremum.
Grata superveniet, quae non sperabitur, hora!"

Mit dieser Horaz'ischen Erinnerung bin ich mitten in unserem Thema. Ich habe 1840—45 fleißig Latein und Griechisch getrieben und manche „ciceronianische" Bierrede gehalten, auch mit Homerischen Versen um mich gehauen, wenn es sein mußte: aber „in den Geist des klassischen Alterthums eingetaucht" wurde ich nicht. Der Engel kam nie, die Wasser zu bewegen und ich zog ungeheilt vom berühmten Wunderquell in die böse Welt hinaus. Dort kam mir bei der ganzen großen Terminologie und kommt mir heute noch mein bischen Latein und Griechisch recht bequem.

Das rein Menschliche, z. B. auch den braven, aber oft recht blasirten Horaz, verstehe ich ganz gut, aber in antike Weltanschauung vermochte ich mich nicht hinein zu arbeiten. Das gelingt überhaupt den Allerwenigsten, auch wenn sie sehr philologische Gymnasien absolvirt haben; und die wenigen Collegen, von denen ich weiß, daß sie ihr Leben lang Griechen und Lateiner lasen, wie ihr Deutsch, diese eben sind in der neueren naturwissenschaftlichen — und humanen — Weltanschauung Fremdlinge. Es beweist nichts, daß von streng philologischen Gymnasien die größten Leuchten der gegenwärtigen Wissenschaft hervorgegegangen sind: denn ein Volk von so und so vielen Millionen muß in so und so viel Zeit mit statistischer Nothwendigkeit einige Koryphäen hervorbringen. Mehr als die Philologie scheint mir (und das darf man in gemischter Gesellschaft gar nicht sagen) der Protestantismus zur Entwicklung der Geister beizutragen. Wie arm ist das sehr philologische Oesterreich gegenüber dem sehr philologischen Deutschland und England! Und die Glanzmänner Frankreichs waren Haeretici und Schismatici. . . . .

Kurz, das starre alte Gymnasium erscheint mir als ein Anachronismus und als ein Unglück. Dagegen ist ebenso richtig, daß die Leute, welche nur eine Industrieschule passirt haben, in anderer Weise ebenso unrichtige Aerzte werden, Specialisten, Gewerbsleute, Blasirte und nebenbei auch recht oft: Blamirte, weil sie sogar über ihre Berufsterminologie stolpern, welche sie nur wie Papagaien gelernt haben. Zudem gilt für die Gymnastik und Bildung des Menschengeistes die Bemerkung von Billroth, daß das Talent für Sprachen unendlich viel verbreiteter ist, als das für Mathematik, mithin die Wahrscheinlichkeit der Bildung durch Sprachen viel größer sei, als die Wahrscheinlichkeit einer wirklichen Bildung durch Mathematik. Ich bin deßhalb ganz und mit Ueberzeugung Ihrer Ansicht, daß ein künftiger Mediciner Latein und nicht minder Griechisch lernen soll, aber mit weniger Zeitaufwand als bisher und so, daß auch noch Zeit und Kraft für Englisch und Französisch, ja sogar für ernsthaftes Lesen deutscher Klassiker übrig bleibt. Diese sind so häufig ganz unbekannt. Sind sie ärmer als die Alten? Liegen Sie unsrer Seele nicht viel näher?

Wir müssen Gymnasien anstreben, wie sie jetzt in Frauenfeld, Schaffhausen, St. Gallen, Neuchâtel bestehen, Anstalten, in welchen die alte Philologie ein wichtiges Fach, aber nicht das Hauptfach, ja das monopolisirte Bildungsmittel ist. Man fällt, wie bei aller Culturentwicklung, von einem Extrem ins andere, wenn man das alte „philologische Seminar" jetzt kurzweg an die Industrieschule vertauscht. Dagegen müssen wir uns wehren, wenn wir nicht amerikanisches Medicinalwesen haben wollen: einzelne Notabilitäten und daneben einen — wirklich industriellen! — Janhagel.

Ich will schließen, um mich nicht länger zu wiederholen. Daß ich so breit geworden thut mir leid. Ich wäre kürzer gewesen, wenn ich mehr Zeit für diese Zeilen gehabt hätte.

Seien Sie mir herzlich und in Hochachtung gegrüßt!

Ihr Dr. Sonderegger.

255. St. Gallen, den 31. December 1888.

Lieber Freund!

Das Jahr geht ganz prosaisch zu Ende; dennoch werden wir warm dabei und poetisch gestimmt. Die Geschichte vom „Traum des Daseins" ist keine Redensart. Wir wollen ihn so energisch als möglich träumen und uns um seine Dauer nicht zu sehr kümmern. Wünschen dürfen wir wohl, und hoffen; zumal Ihnen wünsche ich ein gutes Dach auf Ihr neues Haus, wasserdicht gegen die Trübsal des Lebens und reichlich erwärmt vom Sonnenschein der Liebe und Achtung, in welchem Sie längst leben, und noch lange leben mögen. Sie müssen Alles thun und leisten, was man seiner Zeit von mir erwartet hat und was ich nicht zu stande gebracht; ich freue mich neidlos Ihrer Erfolge und bitte Sie heute um die Erlaubniß, mit Ihnen einen ernstgemeinten Becher zu trinken, sobald wir uns wiedersehen, und Ihnen mein Du anbieten zu dürfen.

„Idem velle idem nolle, vera est amicitia."

Glück auf zum Neuen Jahre!

Ihr Dr. Sonderegger.

256. St. Gallen, den 2. Januar 1889.

Lieber Freund!

Gottes Segen zum Neuen Jahre! Du haſt ihn nöthig. Es thut mir herzlich leid, daß Du mit deinem theilnehmenden Herzen ſo Schweres durchmachen mußt. Die Mühe und Arbeit wird Dich, ſo weit es möglich iſt, tröſten und heilen. Die Entmuthigung, welche aus Deinem Briefe ſpricht, gehört zu den Geburtswehen eines kampffähigen Geiſtes; wenn die Noth zum Sturme bläst, wirſt Du wieder muthig ſein, den Propheten und das Feuer wieder gefunden haben!

.... iſt ein ganz braver Mann und gar kein ungeſchickter Arzt, war ſ. Z. Bezirksarzt von .... und iſt unter dem Drucke ſeiner allzukatholiſchen Frau ausgewandert „in das Land wo die Kirche wirklich frei iſt." Für Amerika taugt er gar nicht, iſt viel zu ungelenk und ſehr viel zu ehrlich.

Du ſiehſt, bei mir kommt die Taufe vor der Hochzeit;[1] wir werden aber dieſe bei vollem Pokale nichtsdeſtominder feiern!

Herzliche Grüße! Dein Sonderegger.

257. St. Gallen, den 8. Februar 1889.

Lieber Freund!

Du kannſt ganz gemächlich an mir irre werden: der alte Feuerteufel geht nicht mehr vom Fleck, auch antwortet er gar nicht mehr! Das kommt ſo: Ich warte noch bis mir das Departement des Innern die Heliographien von Plänen für Iſolirſpitäler ſchickt, welche ihm längſt eingereicht worden und im Bau-Bureau gutgeheißen ſind. Dieſe Bilder will ich an die Mitglieder der Aerzte-Commiſſion verſchicken, und ſie bitten, Vorſchläge bereit zu halten für „Normalia", welche dann von Bern hinauszugeben wären, an Gemeinden und Regierungen. Dazu kommen dann die Berathungen wegen Organiſation des Eidg. Medicinalweſens. Unter uns geſagt: faſt gegenſtandslos. Für einen ärzt-

[1] Bezieht ſich auf die Anrede mit dem freundſchaftlichen „Du" — bevor der im vorhergehenden Briefe offerirte „ernſtgemeinte Becher" hatte getrunken werden können.

lichen technischen Beamten ist der Büdgetposten im December 1888 genehmigt, und für den Mann wird Herr B.-R. Schenk, als für „seinen" Secretär sorgen. Das Weitere ist Sache der Bundesversammlung, wann sie einmal wollen wird; jetzt ist das Wetter noch zweifelhaft. Dann kommt allerlei Anderes, was keine Eile hat. Ich denke, wir müssen in Olten sitzen. Luzern ist nur geographisch, nicht aber fahrtenplanmäßig günstig gelegen. So wie ich bereit bin, werde ich den Romanischen Vorort Fribourg bitten, Dufour oder Dind als Stellvertreter für de Cérenville nach Olten zu delegiren; bis Mai wird dieser zu Hause sein und ich würde ihn ersuchen, die Société réunie zu präsidiren. Doch ist es gut, daß Du für alle Fälle auch „ein Eisen im Feuer habest", um nicht überrascht zu werden.

Guillaume war Arzt in Neuchâtel und hatte große Praxis, wurde Arzt im Zuchthause und arbeitete sich so in das Poenitentiarwesen hinein, daß er zur Autorität im Fache geworden ist, und auch im Auslande als solche behandelt wird. Er hat zu Fahrner's Zeiten Schulhygieine betrieben und bahnbrechend gewirkt indem er:

1. Das Neuenburg. Gesundheitsgesetz schuf und durchführte, das erste und auch heute noch das beste in der Schweiz.

2. An der Academie Hygiène lehrte, auch für Theologen, Excursionen machte, kurz, das Fach belebte.

3. Indem er die feuilles d'Hygiène schrieb, J. Peter Hebel ins wissenschaftlich Aerztliche übersetzt.

Nun geht er nach Bern als Director des statistischen Bureau, welches Kummer mit großem Erfolge und Ansehen verwaltete und dann Millet, der sich ins Alcoholamt gestürzt hat.

Für uns Aerzte ist es sehr gut, einen so glänzend accreditirten Collegen als den Vorstand des Eidg. statistischen Bureau zu begrüßen; liebenswürdiger und hülfebereiter als s. Z. Kummer gewesen, kann Niemand sein, auch Guillaume nicht, aber er kann, nach seiner außerordentlich initiativen Natur und bei der praktischen Klugheit, die ich oft bewunderte, viel Gutes anregen und den Eidg. Sanitäts-Referenten heranziehen. Es ist ein Glück für die schweizerische „Volksgesundheitspflege" (diesen Namen halten wir fest, in hoc signo vinces!), daß ihr gelehrtester und

maßvollster Vertreter, ihr treuester Freund, im Bundespalaste Stellung bekommt.

Entschuldige! Schon wieder predigen! Sei herzlich gegrüßt von Deinem alten Caplan Sonderegger.

258. St. Gallen, den 23. April 1889.

Lieber Freund!

Du hast Recht. Nimm Deine Redaction: „Reorganisation des schweizerischen Sanitätswesens, Discussionsthema. Referat von Dr. S." ....

.... ist ein Krakehler und unsere beste Waffe ist die der Frau Emilie Buchholz: „er ist mir Luft". Ignoriren! Nicht aufnehmen, nicht antworten.

Puncto Ueberbürdung die bekannte Anekdote. Cavour sagte, wenn er eine wichtige und eilige Arbeit zu verrichten habe, so übertrage er sie den Vielbeschäftigten unter seinen Beamten; diese machen die Sache gut, während die bequem Arbeitenden und Nichtbeeilten schlechte Produkte liefern. Wir sind ja schließlich Feuersteine, wenn uns der Stahl nicht haut, sprühen wir nicht.

Mit herzlichen Grüßen Dein Dr. Sonderegger.

259. St. Gallen, den 29. April 1889.

Lieber Freund!

Du übernimmst das „Vaterland" und gibst mir die „Behörden".[1] Bist nicht faul, nimmst von Amtes wegen das Schönste für Dich, und der Alte, welcher in seiner Broschüre so starken Katzenbuckel macht, soll gleich weiters katzenbuckeln. Geschieht ihm schon recht; will's ihm sagen. Er muß sich jedenfalls rechtzeitig präpariren, um die Grobheiten, welche er im Herzen hat, gehörig in Sammt und Seide zu verpacken, ehe er sie von der Zunge losläßt.

Ich kenne meine Pflicht und gehorche!

Du mußt aber Kocher bitten, dennoch einen Toast zu über-

[1] Themata für die Tafelreden am schweiz. Aerztetag in Bern.

nehmen. Sein Schweigen wäre ein Mißgeschick für uns! Mache Du ihm das klar.

Mit herzlichem Gruße Dein Dr. Sonderegger.

260. St. Gallen, Mittwoch den 22. Mai 1889.

Lieber Freund!

Im Schweizerhof! nicht im Bernerhof, Morgens 8 Uhr. Es ist ein Krieg angesagt und mit dem Abfall der Romanen gedroht. .... Broschüre thue eine furchtbare Wirkung — und ich kenne diese Dynamitpatrone noch gar nicht. Ich sei ein Stürmer, gehe über den Köpfen der Collegen weg, d. h. ich behandle sie als Puppen und Jasager! Kurz, ich werde gelyncht werden, aber wie ich glaube selig sterben. Meine ganze Intrigue bestand seit Jahren darin, die Aerzte-Commission zu allem herbeizuziehen — was man sonst ohne diese gemacht hätte. Ich war eitel und eifersüchtig auf die Geltung der Aerzte-Commission und habe in guten Treuen immer diese vorgeschoben und immer in ihrem Namen gearbeitet. Darum sehe ich dem angesagten Sturm mit Ruhe entgegen. Da habe ich reine Hände! Aber ich hoffe, mich nicht vertheidigen zu müssen.

Ich bat Schenk um eine Audienz im Dep. des Innern, Freitag Abends 6½: werde ihm sagen, wie die Hygieinefrage steht und ihn bitten, die Discussion zu benutzen. Es schiene mir schicklich, wenn Du ihm das erste Wort, gleich nach dem Referate, anbieten würdest.

Ich werde Dir, als ehrlicher Freund, nie Redensarten oder Complimente machen, aber Dein Aufruf „Raus da" in seinen Variationen, ist ein ganz vortreffliches Wort und darf Dich sehr berechtigen und ermuthigen, mit Zuversicht aufzutreten. Sei mir herzlich gegrüßt! Dein Sonderegger.

261. St. Gallen, den 30. Mai 1889.

Lieber Freund!

Nur nicht muthlos. Wir sind, Beide, etwas verwundet heimgekehrt:[1] wir würden, Beide, die zweite Auflage der Ver-

[1] Aus einer Versammlung der schweiz. Aerzte in Bern, an welcher nicht alles nach Wunsch ablief, indem gut gemeinte und gründlich vor-

sammlung etwas anders redigiren. Das ist menschlich. Deßwegen muß es doch gehen. Unsere Waffe ist die Ehrlichkeit und die Zähigkeit.

Es war eigentlich sehr incorrect von ....., das Wort zu nehmen; wir gehen auch nicht in die Apothekerversammlungen. .... weiß gar nicht, welches Feuer er anzünden möchte. Wir werden alles thun, was die Versammlung beschlossen, aber gründlicher als den Antragstellern lieb ist. Die Frage in ihre Bestandtheile auflösen, heißt auch, sie beantworten. Das wird ein schönes Tractandum für die nächste Aerzte-Commission.....

Beschlossen wurde:

1. Dem eidgenössischen Depart. die Creirung eines Eidg. Sanitäts-Referenten aufs wärmste zu verdanken.

2. Dem Vorschlage beizustimmen, daß die schweiz. Aerzte-Comm. als berathendes Fach-Collegium des Eidg. Depart. beibehalten werde.

3. Die Aerzte-Comm. ist beauftragt, bei Gelegenheit einer Eidg. Verfassungsrevision eine Erweiterung der Art. 69 anzustreben, in dem Sinne, daß er auf die Volksgesundheitspflege überhaupt ausgedehnt werde.

Ich bin fest entschlossen, in diesem Sinne zu thun was ich kann, aber ebenso entschlossen, das althergebrachte „Medicinalwesen", Patente und Freigebung, Apothekergerechtigkeiten u. s. w. den Cantonen zu belassen und gar nichts anzurühren, um das Apothekergewerbe zu verbessern. Diese Leute können ihre Ziele nur erreichen, wenn beschränkte Concessionen eingeführt werden; aber an solche zu glauben, sie als politisch möglich anzusehen, ist „Wahnsinn". Ich bitte ab für den Ausdruck; aber er ist allein bezeichnend. Man will uns Aerzte ganz sanft in den Streit der Apotheker um die absolute Dispensirpflicht, in den Streit der Land-Apotheker gegen die Land-Aerzte hineinführen!

Eine Unterredung an maßgebender Stelle hat mich in der Ueberzeugung bestärkt, daß unsere Bemühungen ganz leicht zur „Freigebung" führen können. Kurz, wir werden auf unser Gewissen mehr hören als auf einige unbesonnene Krakehler, und

---

bereitete Anträge durch einen von dritter Seite hineingeworfenen Zwischenantrag zu Fall gebracht wurden.

nöthigenfalls die „Vertrauensfrage" ſtellen. So lange als möglich aber müſſen wir ſtehen bleiben und kämpfen, und — künftig viel unverſchämter ſein, als wir in Bern geweſen. Man muß das auch lernen.

Nimm Du einen Mit-Redactor, Du biſt überbürdet! Herzliche Grüße! Dein Sonderegger.

262. St. Gallen, den 31. Mai 1889.

Lieber Freund!

Ich habe an de Cérenville inliegenden Brief geſchrieben und lege ihn Dir vor, damit Du auf dem Laufenden bleibeſt; ſchicke mir die Copie wieder zurück!

Ceterum censeo: noch einen Mit-Redactor ſuchen! Ich bin auch ſchon fleißig geweſen, aber dieſe Herculesarbeit der Redaction ſo nebenbei zu thun, das hielte ich nicht 8 Tage aus. Das Leſen, Leſen, und Corrigiren ꝛc. geht ſo ſchwer mit der Praxis zuſammen. Selber produciren ermüdet weniger, als das immer wieder unterbrochene und geſtörte ſich hineinverſenken in Anderer Arbeit. Redaction paßt beſſer für Docenten, Leute mit ruhiger Tagesordnung. Des Geiſtes und der Richtung wegen mußt Du die Redaction ſchon behalten, aber die tägliche Arbeit lade Du ab. Practiciren mußt und willſt Du ja doch — ich war auch in dieſem Falle! — alſo behalte was Du haben mußt und erleichtere Dich da, wo es möglich iſt, „auf daß Du lange lebeſt auf Erden und es Dir wohl ergehe im Lande Deiner Väter" (Moſes).

Herzliche Grüße! Dein Sonderegger.

263. St. Gallen, den 19. Juni 1889.

Lieber Freund!

Die Cholerabroſchüre ſchicke ich zurück und recenſire ſie nicht. Ich mag nicht der Mops ſein, welcher den Mond anbellt. Papa Pettenkofer iſt auf dem Rückzug und leider verwundet, was gar nicht nöthig wäre, denn ſein Ruhm ſteht ja doch feſt.

Ferner glaube ich, wer ſelber keine Bakterien zu fangen ver-

ſteht, wie z. B. ich, der ſoll den Mund halten, wenn die großen Leute ſprechen. Jäger und Klein ſind nach meiner Meinung im Unrecht, aber ich bin nicht der Mann, es ihnen zu beweiſen. Gib das einem Andern, aber nicht dem, welcher es am beſten verſteht, dem Freunde G . . . ., der darf keinem deutſchen Profeſſor in die Quere kommen.

Sei mir herzlich gegrüßt! Dein Sonderegger.

264. St. Gallen, den 16. Dec. 1889.

Lieber Freund!

Hier kommt die Notiz, welche in Nr. 1 des Jahres 1890 erſcheinen möchte (oder in der letzten Nr. 1889)! Du ſiehſt auch ich bin — beſcheiden.

Von Bern bin ich etwas „geprügelt" heimgekommen. Auf dem Mutterboden kommt mir der Muth wieder beſſer und wenn meine Collegen mit meiner Redaction des Protokolles der Aerzte-Commiſſion zu ungnädig verfahren wollten, ſage ich ihnen, daß ich formell im Recht bin und ihre Unterſchriften habe, auf meinem Schein beſtehen kann. Das Protokoll hat keine ſo große Eile und die ſogenannte Abbitte in Bern, Baſel u. ſ. w. wird nicht allzu wehmüthig ausfallen. Was ich gewollt, das habe ich: nämlich das Feuerlein angezündet und die vornehm Kühlen wärmer gemacht.

Alſo das Bild! Gut, jacta est alea. Nun ärgere Dich nicht! Ein Unglück iſt's nicht! Du haſt gute Eigenſchaften genug, um über ſchnöden Verdacht erhaben zu ſein.

Ich hoffe von Dir, daß nicht Du mich unter die „Helgen" der Leipziger Zeitung geſtoßen. In dieſem Falle würde ich Dir nicht danken, aber auch nicht länger zürnen als einen Tag. Wir haben feſtere Verbindungen, als daß ſie durch Nebenſachen gelockert würden; Hauptſachen, die uns trennen würden, kann ich mir nicht denken. Durch Deinen Weggang haſt Du in Bern nichts verloren, bei Hauſe aber viel gewonnen. Man hat Gewiſſensbiſſe, einen lieben Patienten im Stiche zu laſſen, und hat Befriedigung, wenigſtens ein theilnehmender Menſch zu ſein, wo man kein hülfreicher Arzt mehr ſein kann. Deine Sterbende hat

Dir's reichlich vergolten. Am Sterbebette fühlen wir oft einen Frieden, wie er uns sonst nirgends zu Theil wird. Gegenüber so mancher orientalischen Phantasie und abendländischen Unverschämtheit finden wir die naive Resignation einer Menschenseele, und entdecken wir, daß nur die bedingungslose Uebergabe an Gott, die christliche Resignation, diejenige Weisheit ist, welche uns das Leben — gleichviel ob Freude oder Leid — genußreich macht!

Sei mir herzlich gegrüßt!

Dein alter Sonderegger.

265. St. Gallen, den 26. Mai 1890.

Lieber Freund!

Du hast offenbar dolores praesagientes, jene Beklommenheit, die uns befällt, wenn das Gefühl seinen richtigen Ausdruck, der ungeborene aber lebendige Gedanke seine endgültige Gestalt sucht. Thue Dir nicht das Unrecht an, es Eitelkeit zu nennen, wenn Du nach dem Besten ringst. Sind wir nicht neidlos froh, wenn ein Anderer mit Kraft und mit Erfolg das sagt, was wir hätten sagen wollen. Wir sind an unsere Ideale verkauft, ihre Sclaven; es giebt auf dem Gebiete der socialen Medicin für uns so wenig eine persönliche Ehre und Eitelkeit wie für den mittelalterlichen Priester ein Privatvermögen; Alles gehört seiner Kirche.

Also schilt mir den lieben Haffter nicht und laß ihn sich aussprechen, wie er es kann und muß. Wir verschwinden, unsere Ideale aber leben weiter und für diese gehen wir mit freudiger Rücksichtslosigkeit ins Feuer. „Todesverachtung" wäre ein zu starker Ausdruck: Weil wir für die sociale Medicin noch so wenig gelitten haben, darum haben wir noch so wenig erreicht. Beides wird aber kommen.

Ich würde Dir rathen, einen oder zwei Zürcher zu Toasten aufzufordern, Krönlein und Wyder, die Schweizer.

Wenn Du es so willst und nicht anders verfügst, würde ich nach dem Vaterlande der Universität ein Hoch bringen. Dazu bin ich immer aufgelegt. Die Wissenschaft und ihre Vertreter imponiren mir immer, und ich betrachte einen rechten Professor

immer so, wie eine alte sitzengebliebene Jungfrau eine junge glückliche Familienmutter betrachtet: mit hochachtungsvollem Neid und mit wohlwollender Bewunderung.

Ich bestelle heute im Limmathof, weil ich bei Dir wohnen möchte.

Herzliche Grüße! Dein Sonderegger.

266. St. Gallen, den 24. Aug. 1890.

Lieber Freund!

Es hat mir herzlich weh gethan, daß ich Deinem Herrn Bruder condoliren mußte.[1] Der Fall ist erschütternd schon als Bericht, geschweige denn zum Miterleben und für die Angehörigen. Man wird bei solchen Ereignissen plötzlich alt.

Dann aber möchte ich Dir danken für Deine Beurtheilung meiner „Vorposten". Sie war viel zu günstig und man sieht zwischen jeder Zeile den Freund hervorschauen. Dennoch freue ich mich Deiner Güte rückhaltslos. Was Du von der Arbeit rühmst, kommt schließlich der Sache zu gute, und diese hat noch viele Theilnahme nöthig.

Aerzte-Commission müssen wir schon haben, um die Fragen an die Cant. Vereine zu berathen. Ich denke, wir machen es in Olten, im October. Dann sind auch Neuwahlen unseres Ausschusses. Andere Aufgaben kenne ich jetzt nicht. Der Sanitäts-Referent arbeitet jetzt für uns. Ich habe durch 15 Jahre mir alle Mühe gegeben, nur die Aerzte-Comm. valiren zu machen und jeden Auftrag, den ich persönlich erhielt, als einen Auftrag an die Aerzte-Comm. zu behandeln. Diese war überall mein erstes und letztes Wort und ich war eifersüchtig darauf, sie als unentbehrlich zu behandeln. Da es nun aber aufgefaßt wird, als hätte ich sie zu meinem persönlichen „Resonanzboden" gemacht, werde ich ihr Ruhe gönnen. Ernstfälle selbstverständlich ausgenommen. Weil ich niemals ein „Streber" gewesen, will ich auch nicht als ein solcher erscheinen.

---

[1] Anläßlich eines überaus schmerzlichen Todesfalles in dessen Familie.

Meine Zeit ist vorbei. Halte Dein Pulver trocken. Du mußt auch da noch bezahlen, was ich schuldig geblieben.

Sei mir herzlich gegrüßt!

Dein treu ergebener Dr. Sonderegger.

267. St. Gallen, den 14. Nov. 1890.

Lieber Freund!

Wir graben die Streitaxt wieder aus und betreten den Kriegspfad! Aber unsere Waffen sind gut desinficirt und unsere Wunden heilen aseptisch. Also!

Das Circular an die Cant. Vereine hat passirt: 1. als Entwurf, 2. als Berathungsgegenstand Oltens, 3. als Correctur! Jetzt aber ists genug. Dieses Circular geht nun als Antwort der Aerzte-Commission ab, und zwar jetzt. Wir behalten es nicht bis zum Frühling auf. Solche Saumseligkeit soll uns .... nicht nachsagen!

Nun der Begleitbrief an Weber. Ich sage: ich habe den Auftrag erhalten, das Circular als Antwort zu schicken. Da ist es jetzt „im Namen der Aerzte-Commission".

Das Begleitschreiben zum Circular ist nur von mir persönlich — wie Weber's Rede zu Schaffhausen auch persönlich gewesen; aber es ist gedruckt, weil Webers Angriffe auch gedruckt erschienen sind. Die Waffen sind also gleich auf beiden Seiten. Ich möchte die Antwort eigentlich nur dazu benutzen, vertrauensselige Collegen darauf aufmerksam zu machen, daß das Dispensiren der Aerzte ein sorgfältig verstecktes und geläugnetes Hauptmotiv des Apothekerfeldzuges ist; vide Apotheker-Broschüre „zu Handen der Behörden und des Medicinalpersonales der Schweiz" 1881. pag. 18, 19, 20, 21, 27 und 41.

Ein sehr untergeordnetes Motiv ist die Antwort auf das grobe „Sic volo sic jubeo". Darf der Jude nicht schreien, wenn man ihn haut? Ist es gut, Alles einzustecken? Ich glaube in der Antwort viel höflicher gewesen zu sein, als Herr Weber in seiner Rede. Daß der von mir allein unterschriebene Begleitbrief eine andere Stellung hat, als das vom Präses und vom Schriftführer unterschriebene Circular, ist doch einleuchtend. So

gut als der Caſſier oder irgend ein College zu einer Richtigſtellung berechtigt iſt, ſo gut bin ich es auch! Urtheile nun und nimm den Begleitbrief oder nimm ihn nicht. Ich bin im einen Falle nicht glücklich und im andern nicht unglücklich. Es könnte ja wohl ſein, daß das bloße Circular, ohne den Brief, klüger wäre, und eine dickere Controverſe erſt dann losgienge, wenn die Apotheker uns angriffen, — oder eigentlich: abermals angriffen! Ich vertraue gerne Deiner Klugheit. S... laſſe ich nicht nach Bern reiſen, es wäre ihm unangenehm. Ich erbitte mir ſeine Rechnungen. Alſo „zürnid recht nüt!" Mit herzlichen Grüßen

Dein dankbar ergebener Sonderegger.

268. St. Gallen, den 25. Nov. 1890.

Lieber Freund!

Mit herzlicher Theilnahme und tiefem Bedauern erhalte ich die Kunde von Deinem Eryſipel. Wünſche Dir gute Beſſerung und bitte Dich eindringlich, gehörige Sorgfalt und Schonung zu beobachten. Obſchon man nicht mehr „aus Erkältung" ein Eryſipel bekommt, ſo ſteht dennoch feſt, daß dieſe Kranken nach „Erkältung" gerne Rückfälle bekommen. Mögeſt Du auch nicht zu viel leſen, ſondern Dein ruheloſes Gehirn bei dieſem Anlaſſe etwas faulenzen laſſen, und zufrieden ſein, wenn es nicht von Eryſipel erregt wird! Gott gebe Dir gute Geneſung!

Ohne Dich nach Bern zu gehen, iſt mir recht ſchwer. Du biſt mein guter Geiſt und bewahrſt mich vor jugendlichen Extravaganzen, mit denen ſich Alte ſo oft blamiren.

Ich hätte gerne, wie ſ. Z. an Virchow, Billroth, Pettenkofer, ſo auch an Koch telegraphirt, de Cérenville und ich im Namen der Aerzte-Comm. — aber ich habe allen Muth verloren. Mein Gefühl möchte am liebſten durchbrennen! Die Ueberlegung heißt mich bleiben. Das werde ich auch, wenn's beliebt. Pygmäen müſſen geduldig ihre Strohhalme tragen und dürfen nicht in das Pathos der Rieſen verfallen. Den lieben Rieſen wollen wir in Baſel zum Ehrenmitgliede machen. Die Begeiſterung mag dann die Verſpätung gutmachen!

Nun lebe wohl, lieber Freund! Auf baldiges glückliches Wiederſehen! Dein Sonderegger.

269. St. Gallen, den 6. Dec. 1890.

Lieber Freund!

Auch ich gehöre zu denen, für welche Deine Wiedergenesung und Dein Leben ein Glück ist. Sei uns herzlich gegrüßt und tausendmal willkommen und kämpfe noch lange, mit der alten Tapferkeit — wenn auch mit dem geheimen Schmerze jedes braven Mannes, der seine Ideale niemals erreicht, der seine Arbeit immer als Stückwerk fühlt, und der erst dann todt und werthlos wird, „wenn er zum Augenblicke sagt: verweile doch, Du bist so schön!" Dein Glück ist das Kämpfen, nicht das Siegen! Aber auch mit dem C.-V.[1] mußt Du noch weiter kämpfen. Den laß Du noch nicht los! Ich lerne immer wieder vortreffliche Männer kennen, die zuerst für sich selber kämpfen, dann für sich selber noch einmal, dann für ihre engere Heimath, — das Ganze mag der T..... holen. Diesen gegenüber liebe ich von Herzen die größer angelegten Geister, deren Wortführer Du bist und noch für lange Zeit bleiben wirst. Gott gebe es!

Mit warmen Wünschen für Deine Genesung und mit herzlichen Grüßen Dein Sonderegger.

270. St. Gallen, den 31. Dec. 1890.

Mein lieber Freund!

Schon wieder Erysipel! Es thut mir herzlich leid und ich wünsche Dir baldige und gute Genesung! Meine Theilnahme veranlaßt mich, wie andere besuchende Frau Basen, zu einem unreifen Rathe. Ich hatte drei Patienten mit jährlich mehrmals wiederkehrendem Erysipel. fac. Seit sechs Jahren machen sie täglich zwei kleine Nasenspülungen einfachster Art, mit lauem Wasser oder Borwasser, und haben nicht einmal mehr Erysipel gehabt. Auch sonst habe ich an den nasalen Ursprung des Erysip. fac. glauben gelernt.

Natürlich sagt man: „Ich bin aber eigentlich kein Doctor", und: „Ohne Sie übrigens beleidigen zu wollen".

Und mitten in Deinem Ungemache schreibst Du mir noch

[1] Ärztlicher Central-Verein.

einen großen und warmen Brief, als rührenden Beweis Deiner Freundschaft, die nicht eine zufällige, sondern eine auf gleichartigen Anschauungen und Interessen beruhende ist. Wir möchten ja nicht die Sallust'schen Animalia sein, quae natura prona atque ventri obedientia finxit, uns nicht mit Nahrung, Kleidung und Wohnung, noch mit einem bischen Ehre und Geld begnügen, sondern auch noch ein Glück genießen, welches über Allem steht: das Glück ein Mensch zu sein, in Liebe und Wohlwollen beide Arme auszustrecken und uns in die Kette unserer Schicksalsgenossen einzureihen, sociale Ziele zu verfolgen. Der Idealismus kann auch in unserer Zeit zunächst ein wissenschaftlicher, künstlerischer, kirchlicher u. s. w. sein, aber schließlich muß er zu einer That des Wohlwollens werden. Wir sind ja auch auf das Wohlwollen Gottes angewiesen. Ihn zu läugnen, heißt das Causalitätsprincip läugnen und glauben, daß das Lied von der Glocke und das Lied des Lebens überhaupt durch die zufällige Zusammenwürfelung von Lettern entstanden sei. Daß wir nichts wissen ist sicher, denn unsere ganze Weisheit ist auf den Glauben aufgebaut, daß unsere Sinneswahrnehmungen den Realitäten entsprechen, und daß unsere Gehirnphysiologie auch die Psychologie Gottes sei. Ich kann das Kind, welches ihm einen großen Bart zumuthet, noch leichter begreifen als den Schlaumeier, der an einen Zufall glaubt, und wäre es auch der Zufall der Kant-Laplace'schen Cosmogenie. Es ist unser einziger Trost, daß Gott uns gibt was er will und nicht was wir wollen; aber wir erfreuen uns gegenseitig an den herzinnigen Wünschen, daß er uns Tage beschere, welche auch wir als gute zu empfinden vermögen.

Sei mir herzlich gegrüßt und Gott befohlen!

Dein treuer, alter Sonderegger.

271. Rorschach, den 26. Aug. 1891.

Mein lieber Freund!

Herzlichen Dank für Deinen Brief, den Du Dir, mitten im unerquicklichen Bureauleben abgerungen hast! Ich bin leider nicht der Mann, für welchen Du mich ansiehst und als welchen Du mich behandelst! Bleibe mir treu auch bei dem wirklichen Bestande meines

Daseins, welches gegenwärtig in absteigender Curve sich bewegt. Wie sehr habe ich mich gefreut im Gedanken, Dich während des Militärdienstes bei mir zu sehen, ja ein bischen mit Dir zu leben. Es wär' zu schön gewesen. Mein schlechtes Herz hat mir wieder einen Streich gespielt. Allmälig kommts besser.

Genug von mir. Dein Brief bestätigt mir die Meinung, daß der Herr Divisionsarzt nicht Deine prädestinirte Aufgabe sei. Ist dieser Dienst in Deutschland besser, interessanter, medicinischer? weniger tintenschleckerlich? oder sind wir Schweizer noch allein zurück? Einige wissenschaftliche oder gemüthliche Satisfaction möchte man doch bei seiner Arbeit haben; aber keines von beiden ist allzu wenig.

Wichtige Tractanden fehlen gegenwärtig und ich bin sogar in Noth, anno Domini 1891 nur die Aerzte-Comm. einmal zu besammeln, um den Anstand zu wahren. Der böse Sanitäts-Referent hat mich, wie ich gehofft, gänzlich umgebracht. Wenn Du nicht flotte Anmeldungen für Olten hast, so kann man ganz wohl eine Versammlung ausfallen lassen. Lieber zu wenig als zu viele Versammlungen und nur pro forma. Der Vorschlag Genf, und nur eventuell Bern, ist sehr zeitgemäß; ich würde es auch so einrichten, selbst wenn keine Oltener Herbstversammlung dafür gestimmt hätte. Lausanne wäre jetzt unpsychologisch: ne quid nimis! Die Hygieine-Unterrichtsfrage müssen wir in erster Linie in Bewegung halten und nicht zur Ruhe kommen lassen. Dann kommt Lebensmittelgesetz und Geheimmittelgesetz „eineweg"; aber wir müssen jetzt noch ruhig bleiben und abwarten, bis uns das Wild vor den Schuß kommt. So sehr wir uns auch heißlaufen, schußgerecht muß es doch sein. Ins Blaue knallen mit ....? Nein!

Nun sei herzlich gegrüßt, lieber Freund! In Hochachtung

Dein Sonderegger.

272. St. Gallen, den 11. Oct. 1891.

Lieber Freund!

Du hast gut sagen: Aerzte-Commission, ich habe keine Tractanden. Die Hygieine-Institutfrage wird so gelöst, wie wir ursprünglich angenommen und ich erkläre Dir zu Handen unserer

Collegen auf Ehrenwort: daß ich von der ganzen Sachlage erst als alles fix und fertig war, durch Sch .... Kenntniß erhielt, der sich bei mir „entschuldigte", selbständig für ein Gewerbe-Hygieine-Institut gearbeitet zu haben, anstatt für unser medicin-social-hygieinisches Institut. Ich fürchte, es gibt Collegen die mir zumuthen, mit gewohnter Rücksichtslosigkeit selbständig vorgegangen zu sein, was nicht der Fall ist. Die Sache ist gemacht, das Eidg. Hygieine-Institut gesichert, das ist die Hauptsache.

.... Wir sind nicht stark genug zur grundsätzlich consequenten Politik, wir müssen Opportunitäts-Politik treiben, wenn wir nicht einfach ignorirt sein wollen. Vom großen Kurfürsten bis zu Wilhelm II. hat sich Preußen durchgeschlängelt und durchgeschlagen und wir armen Döcter wollen gleich alles schön ganz haben, um nichts zu bekommen. „Der Philosoph der tritt herein, Und beweist Euch, es müßt so sein: Das Erst' wär' so, das Zweite so, Und drum das Dritt' und Vierte so .... Das preisen die Schüler aller Orten, Sind aber keine Weber geworden" ... sie haben dabei: die Impfung ruinirt, das I. bessere Epidemiengesetz zu Fall gebracht, und arbeiten wider Willen für die wilde Medicin. Behaltet Frieden mit dem Bundesrathe und hütet Euch vor Resolutionen 2c.

Mir scheint, die nächste Aufgabe der Aerzte-Commission und der großen Versammlung wäre jetzt das Lebensmittelgesetz. Schmid arbeitet an den Vorbereitungen dazu. Während früher kein Monat verging, in welchem ich nicht mit dem Eidg. Departement zu correspondiren hatte, ist jetzt gar nichts mehr zu thun; der Sanitäts-Referent macht alles. Darauf hatte ich es abgesehen, weil ich nicht darauf rechnete, daß ein zweiter Narr der Millionenreichen Helvetia den ganzen Kram wieder gratis besorge. Ohne Sanit.-Referent hätte sie lieber alles wieder sitzen lassen; jetzt muß sie. Schmid ist nicht leicht abzuschaffen.

Nach Olten komme ich nicht. Daß Du mir nicht gerufen als wir in St. Gallen waren, thut mir sehr, sehr leid. Thu' das nicht wieder!

Tausend herzliche Grüße! Dein Sonderegger.

273. St. Gallen, den 30. Dec. 1891.

Lieber Freund!

Herzlichen Dank für Dein Telegramm, das mich von einer festgesessenen und immer wieder auftauchenden Angst befreit hat![1] Meine Heimfahrt, auf die ich sehr speculirt, die ich aber zu wenig sorgfältig eingeleitet habe, ist mir gründlich verunglückt. In und mit Deiner Reisegesellschaft wollte ich Dich nicht aufsuchen und konnte ich nicht mit Dir reden was ich wollte; so schlängelte ich mich an den Neuen heran. Je mehr ich über unsere Debatten nachdenke, um so weniger gefallen sie mir; wir sind talentvolle Primaner aber keine Politiker, sind unheilbare Doctrinäre, die von den eigenen Niederlagen wenig und von den Niederlagen ihrer Vorgänger gar nichts lernen. Nun, wir sind ja nicht zum Vergnügen auf der Welt und müssen uns wehren! Unterdessen danke ich Dir von ganzem Herzen, daß Du das zweifelhafte Vergnügen Deiner Aemter und Würden so tapfer und mit so viel Anstand ertragen hast! Ein wirkliches Vergnügen, sogar das einzige reelle, ist schließlich der Beruf und der ärztliche Standpunkt, die Welt anzuschauen. Es liegt eine Versöhnung in der naturwissenschaftlichen Auffassung des Lebens und ich wünsche Dir und mir und allen Collegen zum Jahreswechsel, daß es uns beschieden sein möchte, richtige Aerzte zu sein, im Leben oder im Tode, immerdar in bedingungsloser Resignation in die erhabene Gesetzmäßigkeit alles Geschehens. Sub specie aeternitatis müssen wir das Leben betrachten, sagt Spinoza. Gott gebe, daß es auch noch freundlich und genießbar sei, wenn wir es ab und zu von unserm persönlichen Standpunkte anschauen! Ich danke Dir für Deine treue, wohlthuende Freundschaft und hoffe, daß sie mit innerer Nothwendigkeit fortbestehe und wachse! Sei mir herzlich gegrüßt! Dein alter

Sonderegger.

---

[1] Von einer Sitzung der Ärztekommission mit Sonderegger zurückkehrend, hatte der Herausgeber noch eine Chaisenfahrt in dunkler Nacht zu machen, um gleichen Tags noch zu Hause zu sein.

274. St. Gallen, den 15. April 1892.

Lieber Freund!

Glückliche Ostertage! Hast Du Dich bei der Matthäus-Passion erbaut, getröstet, ermuthigt? Glücklicher, der Du die Sprache der Engel verstehst, der „Boten, die Frieden bringen!"

Ich komme schon wieder mit einer Dissonanz, mit einem Schmerz. In den Zeitungen steht, Kölliker habe sein — was, 50jähriges Doctorjubiläum? gefeiert. Wir aber, die wir deutschen Größen fleißig gratulirten, wir haben geschwiegen! Was ist zu thun? Schreibe ich ihm „im Namen der Aerzte-Commission" einen menschlichen, gemüthlichen Brief, ohne Lapidarstil? Oder ist's besser, das Mißgeschick mit Schweigen zu bedecken? Du wirst überhaupt in Achtung und Staunen versunken sein über meine Leistungen als Präses der Aerzte-Commission. Ich sterbe ab, wie ein Nabelschnurrest. Meine Berechtigung ist vorbei, — und doch ist der Junge noch so blau und schreit nicht kräftig.

Sei mir herzlich gegrüßt!

Dein alter Sonderegger.

275. St. Gallen, den 12. Mai 1892.

Lieber Freund!

Da haben wir die Bescherung! Selbstverständlich muß man wohl die Arbeit F....s aufnehmen mit oder ohne Postscriptum der Redaction.[1] Was er sagt „ist alles schön und recht, so ungefähr sagts unser Pfarrer auch." Im Princip muß jeder brave Mann mit ihm einverstanden sein und in praxi jeder — Doctrinär. Es ist nur ein kleines Häkchen dabei. Wo in der Welt ist diese verlangte Unterdrückung denn eigentlich durchgeführt, so nämlich, daß nicht Unzucht und Syphilis in scandalösester Weise blühte? Etwa in London? Stellen sich die guten Leute vor, sie seien die ersten moralisch denkenden Leute, die es gegeben, und was sie vorschlagen, hätte man noch nie und nirgends versucht? Wenn aber alle Versuche bisher mißlungen sind, so liegt der Verdacht

[1] Betr. die Regelung der Prostitutionsfrage in Zürich.

nahe, das Princip derselben sei ein Irrthum gewesen. So wenigstens gilt es in der Naturwissenschaft. Ferner schleudern sie in aller Bescheidenheit der ganzen ärztlichen Gesellschaft von Zürich den Vorwurf der Unwissenheit und der moralischen Inferiorität ins Gesicht. Und vollends Z . . . . , ein Ehrenmann im strengsten Sinne des Wortes! Ist er kurzweg als weniger ehrenhaft zu bezeichnen? steht er unter F . . . .? Z . . . .s Buch ist wissenschaftlich und moralisch ernst und würdig. Die Rechnung über Colmar kann ein Irrthum sein. Es bleibt noch haufenweise Unwiderlegtes übrig. Die Ansicht über Lustmorde ist entschieden irrthümlich und F . . . . hat Recht. Aber für die ganze Frage bleibt dieser Punkt sehr unerheblich. Wenn Zürich zum 100. Male die Erfahrung machen will, daß der Weg zur Hölle mit schönen Vorsätzen und Theorien gepflastert sein kann, so muß die neue Großstadt es eben versuchen. In 50 Jahren möchte ich Z . . . . heißen, nicht F . . . ., trotzdem F . . . . ein braver Mann ist und ein Mann von Geist. Die Herrn Abolitionisten erinnern mich an die Impfgegner: „Nur strenge Hygieine!" Guten Morgen, Herr Fischer, wir wissen wie das ist. Probirt's, wenn Ihr es wollt. Z . . . . hat ad salvandam animam für sich und die Aerzte gesprochen! Doch, pardon, ich werde hitzig. Ich habe seiner Zeit Z . . . . gebeten, dieses Gutachten nicht zu machen, bei dem er seinen Züricher Collegen die Kastanien aus dem Feuer holen sollte. Der gute Mann ist zu alt, d. h. zu ernsthaft, um den Krieg mit so viel Muth und Humor zu führen als nöthig ist.

Du schickst mir eine Franco-Karte! Lieber Weltumsegler, genire Dich! Ich habe gar keine Vorschläge für Genf. Wenn möglich sollte, schon wegen der Hülfscasse, Aerzte-Commission sein. Ich werde de Cérenville bitten, sie zu präsidiren, weil ich, wegen Herzklopfen, nicht nach Genf gehe. Wird das famose Reglement etwa rasch lancirt und durchgedrückt, so trete ich sofort aus. Ich habe keine Verdienste, aber ein gutes Gewissen und nehme diese ganz einfältige Bevormundung nicht an. — Du siehst, ich habe Herzklopfen.

Sei mir in alter Freundschaft gegrüßt und bleibe mir gut, auch wenn ich tobe. Das kommt von der Jugend!

Dein Sonderegger.

276. St. Gallen, den 1. Auguſt 1892.

Lieber Freund!

Herzlichen Dank für Deine Sendung und für Dein freundliches Vertrauen zu meinem Urtheil! Ich habe mich mit böſen Vorſätzen an die Leſung[1] gemacht; ich wollte als herbe urtheilender Freund und als erbarmungsloſer Kritiker Dir meine Ehrlichkeit beweiſen. Ich komme nicht dazu; ich bin im Falle von Bileams Eſelin: ich muß ſegnen. Der Scherz iſt Ernſt: ich ſegne den Standpunkt, der hier vertreten iſt, und den Mann, der ihn ſo warm vertritt und in der That ſo tapfer behauptet.

Laß Du das ruhig drucken! „Es ging ein Säemann aus zu ſäen.“ Einiges wird doch Früchte tragen und alles werden die Vögel nicht freſſen — ſo viele ihrer auch ſind. Ganz beſonders gefällt mir die klaſſiſche Naivität, die Natürlichkeit des ganzen Vortrages. Ich bin ſo oft wie eine geſchminkte Coquette, ſelbſt wo es mir heiliger Ernſt iſt. Benütze Dein liebenswürdiges Naturell und ſchreibe mehr Derartiges.

Sei mir herzlich und in freundſchaftlicher Hochachtung gegrüßt

Dein alter Sonderegger.

277. St. Gallen, den 5. November 1892.

Lieber Freund!

Wenn Du wüßteſt, wie ſchwer es mir fällt, Dir zu ſchreiben, und zwar gerade Dir, viel unlieber als anderen Leuten! Ich möchte Dir nämlich recht gern vieles ſchreiben und in leidlicher Ordnung, möchte Dir danken, Dich grüßen und fragen: alles geht nicht; ich bin nicht mehr krank, aber ſtumpf und dumm und theilnahmslos, der pſychiſche Ausdruck meines Deficit von Säften und Kräften. Das nennt ſich freier Bürger und iſt von einem Teller Fleiſchbrühe abhängig! — Ich ſchlafe wieder ſeit 2 Nächten, eſſe ſeit 2 Tagen, ſchüchtern genug, und laſſe die Sonne untergehen hinter dem Hügel von Papier, der vor mir aufſteigt.

---

[1] einer druckbereiten Arbeit des Herausgebers über die ſanitäre Bedeutung der Sonntagsruhe.

Vorerst Dank, daß Du mein Aufsätzli nicht an die Spitze genommen. Dort hat His[1] dem Blatte mehr Ehre bereitet.

Daß die Aerzte-Commission so schlecht besucht gewesen, ja, daß die großen Herren eine Stunde später doch da sein konnten wo sie wollten: das gibt mir zu denken. Entweder ist die Commission abgewirthschaftet, oder ich bin es; letzteres ist viel wahrscheinlicher. Und nun soll noch öfter Commission sein? Die Forderung, Bion's Vorschläge mit Muße zu überlegen, ist sehr richtig. Du weißt übrigens, daß ich sie nicht früher vorlegen konnte. Ueber die Schmid'schen Tractanda werde ich mit diesem anbinden. Weiter vorgehen werde ich auch nicht, ohne die Mitglieder zu begrüßen.

Bei der ganzen Umgestaltung und beim Lebensmittelgesetze fällt die einzige und große Arbeit Schmid zu: die maßgebenden Leute persönlich anzugehen. Wir müssen unsere Agenten in Bern haben, mit bloßen Liebesbriefen geht es zu unsicher.

Nächste Woche gehe ich wieder „auf's Seil". Ein sehr ernsthafter Scherz. Wer aufs Seil geht, ist entschlossen, sein Wagniß zu bestehen — oder das Genick zu brechen. Ich habe leider erfahren, daß man mehrmals das Genick brechen und doch so zu sagen leben kann!

Tausend herzliche Grüße von

Deinem alten Sonderegger.

278. St. Gallen, den 22. December 1892.

Lieber Freund!

Mitfolgende Notiz für das Corr.-Blatt giebt Dir Aufschluß über die Erfolge des Pariserbriefes.[2]

Du wünschest uns Allen „rechte Weihnachten." Kurz und inhaltreich ist Dein Wort. Kurz und inhaltreich möge auch das kommende Jahr für Dich sein. Kurz sind die Tage des Glückes und lang die Stunden der Leiden. Gott gebe Dir Glück, persönlich und beruflich.

---

[1] Original-Arbeit über Herzinnervation.

[2] Glückwunsch der schweiz. Ärztekommission zu Pasteurs 70. Geburtstag, durch Prof. de Cérenville-Lausanne persönlich überbracht.

Nimm auch meinen herzlichen warmen Dank an für alle Geduld und Güte die Du mir erwiesen und gewähre mir die Bitte, sie auch in Zukunft wie etwas Selbstverständliches genießen zu dürfen. Du bewegst Dich noch in der aufsteigenden Curve, ich bin im Abfall, und deßhalb gerührt, wenn die leistungsfähigen Männer mich noch mitnehmen.

Sei mir tausendmal gegrüßt und bleibe meiner Freundschaft und Dankbarkeit stets versichert.

Dein alter Sonderegger.

279. St. Gallen, den 3. April 1893.

Lieber Freund!

Ueber Ostern muß ich Dir doch schreiben. Ich thue es als sogenannter Christ, und lege eine recht schäbige Gabe auf den Altar des Gottes, der sich der Menschheit erbarmte. Wann es zu wenig ist, so „stupfe" mich und ich singe die Strophe noch einmal![1]

Wie geht es Dir? Ich sah und hörte Dich lange lange nicht mehr! Darfst Du jetzt eine Weile Arzt sein, oder stehst Du schon wieder in Zieglers dintenschwarzen Diensten?[2] Eine Frage: Könnte nicht Schmid im nächsten Mai zu Bern ein kurzes Referat über Dresden halten? Die Frage wäre zeitgemäß. Si vales, et ego valeo, sage ich aufrichtigen Herzens und grüße Dich!

Dein alter Sonderegger.

280. St. Gallen, den 13. Sept. 1893.

Lieber Freund!

Nun wie war's in Rom? Schicksal![3] Hoffentlich ist Dir der Genuß für den nächsten Frühling gesichert. Hast Du Deine

[1] S. schickte dem Adressaten einen Beitrag für das Semmelweis-Denkmal mit der Notiz: „Wenig aber von Herzen in ehrfurchtsvoller Erinnerung an den Wohlthäter der Menschheit und den Märtyrer seines Zeitalters."

[2] d. h. als Militärarzt.

[3] Der internationale mediz. Kongreß in Rom, für welchen der Herausgeber sich reisefertig gehalten, mußte wegen der Choleragefahr verschoben werden.

Ferien gehabt? Ich bin wieder zu Hause, practicire wenig und mausere mich an Leib und Seele, ohne besseres Gefieder zu bekommen. Hiemit sende ich Dir die Antwort, die ich den Genfern geben möchte. Ich würde sie vervielfältigen und an die Mitglieder vertheilen lassen und dann in Olten berathen. Es wird mein letztes Circular sein, aber dieses möchte ich als mein Glaubensbekenntniß und als ein Programm noch loslassen.

Sage mir mit der ganzen rücksichtslosen Ehrlichkeit des Freundes, ob Du damit einverstanden bist und was Du anders gefaßt wünschest. Erst nach Deiner Censur lasse ich den Entwurf drucken und erst 14 Tage vor Olten schicke ich ihn ab, sonst wird alles vergessen. Anfang October hoffe ich wieder nach Bern zu gehen um Socialpolitik zu treiben. Diese bekümmert mich sehr und ich sehe düstern Zeiten entgegen.

Antworte mir ganz gelegentlich und sei herzlich gegrüßt!

Dein alter Sonderegger.

281. St. Gallen, den 16. Sept. 1893.

Lieber Freund!

Vor Allem: herzliche Glückwünsche zu Deiner sogenannten Erholung! Kalender, Correspondenzblatt und Centralverein: das ist zu viel für Vacanzen. Man sollte auch aus dem Gedankenkreise hinaus, um sich zu erholen. Deßhalb sind Reisen gut. Man kann da nicht ordentlich arbeiten. Nun, Du hast in Binn wenigstens keine Nachtglocke!

Bei Durchlesung Deiner Antwort habe ich mich aufrichtig geschämt. Du mußt mich für einen perfiden Menschen halten. Ich bin aber nur ein ungeschickter. In dürrer Form den Herren die Wahrheit zu sagen, geht nicht an, wenn man nicht eine Spaltung gewärtigen will, und so verfiel ich auf ein ironisches Lob. Ich habe aber die Wahrheit Deiner Auffassung eingesehen und hoffe, Du wirst mit meiner Correktur zufrieden sein.

Der 28. October ist mir ganz recht. Tractanda habe ich leider nicht, aber Vorschläge für eine Präsidialrede, die ein Tractandum abgeben kann. Die Zeit des Veto ist abgelaufen und das Gesundheitsamt besteht zu Recht. Ein Wendepunkt im schwei-

zerischen Sanitätswesen, wie noch keiner gewesen. Also ist der „Ausschuß", die Aerzte-Commission überflüssig? Quod non!

Bisher hat die Aerzte-Commission dem Departement als berathendes Organ in laufenden Geschäften gedient. Es waren viele. Ferner hat sie Vorschläge für Gesetze und Verordnungen gegeben. Ferner bei der Ausführung derselben mitgeholfen.

Das besorgt künftig das Gesundheitsamt. Uns bleibt aber:

1. Die Wahrung der intérêts professionnels, wenn auch in höherem Sinne, als in dem der Herren V . . . . & Co.

2. Die Pflege der Wissenschaft.

3. Die Pflege der Collegialität, die besonders nöthig ist gegenüber den Romands, die sich leicht ablösen könnten und deren trefflicher Vertreter de Cérenville das Präsidium der Aerzte-Commission durchaus nicht annehmen wollte.

4. Initiative für Volksgesundheit und Medicinalwesen, in Beziehung auf Einrichtungen und auf Gesetze, gegenüber den cantonalen Vereinen und gegenüber den Behörden.

Wir haben viel zu thun, wenn wir arbeiten wollen. In die Aerzte-Comm. lasse ich mich wählen. Bei der Constituirung aber nehme ich das Präsidium nicht mehr an. Du mußt schließlich doch jetzt schon ins Feuer! Wenn nur der blaue Rock nicht wäre.

Ich bitte um Quittung für diese Zeilen, weil ich sie sonst wieder schreibe und Dir eine Secunda schicke, so klein der Wechsel ist.

Herzliche Grüße! Dein alter Sonderegger.

282. Bern, den 9. Oct. 1893.

Lieber Freund!

Ich bin immer noch in Bern. Die Verhandlungen gehen langsam und das ganze Krankenkassenprojekt wird so großartig angelegt und so gründlich ausgearbeitet, daß es vor lauter Güte verworfen werden kann. Auch Mamma Helvetia sollte nur Kinder gebären, die Kraft und Talent haben, sich zu entwickeln, nicht aber ausgewachsene Rathsherren, mit dem Keime des Todes in der Brust. Ich bin sehr deprimirt über die gymnasiastenhafte Gründlichkeit vieler Herren — und über die zielbewußte Unver-

schämtheit des geriebenen Parlamentariers Greulich. Forrer ist ein Mann, der mir imponirt und wohl gefällt. Sulzer ein Gentleman und guter Eidgenosse, der den Arbeitern mehr bietet als alle Demagogen.

Und Du bist wieder zu Hause, betrogen um Deine Sommerferien. Tinte und Regenwasser war Dir beschieden, Kälte und schlechte Verpflegung. Du mußt wieder selber Dein Klima sein, dann wird's lieblicher! Möge Dir die üble Erholung dennoch wohl bekommen! Nun aber antworten.

Ich will Aerzte-Comm. einladen für Olten, den 28. Oct. Morgens 8½ im Bahnhof. Am Abend vorher will ich im „Gotthard" eintreffen. Du findest es schicklich, daß ich als Präses der Aerzte-Comm. Farbe bekenne. Gut! Setze auf die Tractanden: „Mittheilungen aus der Aerzte-Commission. Sonderegger." Ich werde zwar fast nur von der Berner Consulta sprechen.

Wahlen: Ich würde wieder Wahlzettel drucken lassen, mit 10 Linien für die 10 Namen des Ausschusses des Centralvereines. Auf der Rückseite in kleinem Drucke die bisherigen Mitglieder. Werden alle wieder gewählt, so nehme ich auch an. Die Resignation als Präses kann ja nicht in Olten geschehen, sondern nur bei der ersten Sitzung der Aerzte-Commission. Näheres mündlich.

Ich befinde mich ganz gut und hoffe naiv, in Olten mitthun zu können.

Sei mir herzlich gegrüßt!

Dein alter Sonderegger.

283. St. Gallen, den 25. Oct. 1893.

Lieber Freund!

Per se warte ich Dir in Winterthur. Ich muß das Warten lernen, denn auch im Himmel werde ich lange warten müssen, bis endlich der uralte Elias aus der Schule des Lebens und des Leidens entlassen ist, wo ihn niemand entbehren kann. Dann aber studiren wir Medicin! Ich lasse mich gleich Anfangs für die ersten 5000 Jahre als stud. med. einschreiben. Möchte doch einmal wissen, wozu die Schilddrüse gut ist, und einiges

andere. Unterdeſſen Carpe diem! Der Freitag Nachmittag gehört uns.

Blättle laſſe ich drucken.

Sei herzlich gegrüßt von Deinem alten

Sonderegger.

284. St. Gallen, den 26. Decbr. 1893.

Lieber Freund!

Ich finde mit dem beſten Willen nichts auszuſetzen. Der Anfang enthält im Keime alles und iſt glänzend; er packt und wird in Erinnerung bleiben.

Im Uebrigen habe ich ſtiliſtiſche Bemerkungen gemacht, die nicht unanfechtbar ſind. Nur möchte ich noch etwas weniger betonen, daß auch der Arzt bei den Greulich'ſchen Vorſchlägen zu verlieren hat. Der Hauptverlierer iſt der gemeine Mann, das geſchmeichelte Volk.

Dieſe Zeilen ſind wahrſcheinlich die letzten, die ich in dieſem Jahre an Dich richte, darum möchte ich ihnen ein Wort des warmen herzlichen Dankes mitgeben für alle Liebe und Treue, die Du mir auch dieſes Jahr wieder erwieſen. Du haſt meinen Muth gehoben und meine Lebensanſchauung verbeſſert. Gott vergelte es Dir!

Daß Du auch im neuen Jahre wirſt zu kämpfen haben, dafür bürgt Deine ganze Seele, die lebt und anregt; daß Du ſiegreich kämpfeſt, iſt mein Neujahrswunſch!

In Liebe und Dankbarkeit Dein treu ergebener

Dr. Sonderegger.

285. St. Gallen, den 13. Febr. 1894.

Lieber Freund!

.... Unſere Poſition iſt ſehr einfach:

1. Wir ſind circa 1500 Mann und ſtehen nicht, wie Theologen oder Advokaten, an der Spitze von Parteien; hinter uns ſteht niemand, wir ſind die ganze Partei! Wie groß iſt die Wahrſcheinlichkeit, daß wir etwas erzwingen, durchdrücken werden?

2. Wir gelten „als Privatindustrielle mit großem Einkommen", wie Greulich lehrt, und sind deßhalb von Tausenden schwer beneidet, die sich allerdings die Arbeit unserer Studien und unserer Praxis verbeten hätten. „Thut nichts, der Jude wird verbrannt!" Den Neid der Handarbeiter und aller Winkeladvokaten und Müssiggänger können wir nicht aus der Welt schaffen.

3. Ausnahmsweise tragen auch sehr tüchtige Collegen einen Erwerbstrieb, ja einen Geiz zur Schau, den sie thatsächlich nicht einmal haben; aus Doctrinarismus. Resultat der öffentlichen Meinung: Eigennutz ist die Triebfeder alles ärztlichen Handelns. Wir haben, wenn wir uns in den Kampf stürzen: eine sehr kleine Truppe und Waffen, die nicht treffen. Gegen unsere Argumente ist jeder Narr kugelfest.

Wenn wir die Geschäfte des Herrn Greulich besorgen wollen, so gehen wir fleißig in die Versammlungen, um Niederlagen einzuheimsen und vertheidigen wir in der Presse den Geschäftsstandpunkt der Aerzte, um den Neid „gegen diese reichen unersättlichen Medicinpfaffen" in vollen Colonnen aufmarschiren zu lassen.

Ich habe, nicht aus Uebermuth noch aus pruritus scribendi, meinen Standpunkt in den Basl. Nachrichten 24., 25. und 26. Nov. 1893 entwickelt, die ich Dir zur Rechenschaftabgabe vorgelegt. Ich kann mich ja irren; aber ich bin als ehrlicher Mensch verpflichtet, das zu vertheidigen, was mir durch zahlreiche und bittere Erfahrungen zur Ueberzeugung geworden ist. Jetzt ist Schweigen Gold. Non nocere! Hoffentlich habe ich auch Deine Geduld und Deine Freundschaft nicht beschädigt.

Herzliche Grüße! Dein Sonderegger.

286. St. Gallen, den 1. Mai 1894.

Lieber Freund!

„Die Erde hat mich wieder"! kannst auch Du sagen. Rom, das Traumgesicht jedes gebildeten Mannes, ist eine schöne Erinnerung geworden. Unter allen erzprosaischen Gestalten, die Dich gleich nach Deiner Ankunft überfallen, gehört auch Wagner Sonderegger. Ich frage Dich an, wann ungefähr der Central-Verein in Zürich sich versammle? Dann corrigire ich die Ueber-

schrift meines Referates, das ich auf 25 Minuten zusammengedrückt habe, mit dem ich aber, wenn nicht eine Discussion, so doch eine Abstimmung pro Forrer provociren möchte. Der Titel wäre nun: „Eidgenössische Kranken- und Unfallversicherung. Aerztliche Betrachtung der Vorschläge von 1893".

Der Titel ist so lang geworden, weil, nach Shakespeare „Kürze die Seele des Witzes ist". Was läßt sich noch sagen über Allbekanntes, das man doch nicht ignoriren darf!

Ich suche einen ersten Votanten, um eine confuse Diskussion zu verhüten. Am liebsten wäre mir .... gewesen, mit dem man Prof. Beck übertrumpfen kann. Er will mitthun, aber nicht als Erster. Nenne Du mir einen! Präses .... wäre der Beste, aber es ist nicht in seiner Stellung, und ein Conservativer wäre mir hier lieber. Die Medicinerei der Ostschweiz ist an und für sich nicht Greulich gesinnt, diese braucht niemand zu bekehren.

Sei mir herzlich gegrüßt! In Freundschaft und Hochachtung

Dein Sonderegger.

287. St. Gallen, den 3. Mai 1894.

Lieber Freund!

Danke sehr für den Gruß des Herrn Horatius Flaccus! Ich wußte sicher, daß Du ihn treffest, wenn nicht in Rom, doch in Tibur. Hat er, als vom Congresse gesprochen wurde, nicht etwa wieder gesagt: „Desinit in piscem mulier formosa superne"! Diese Melodie klingt durch Deinen Corresp.-Blatt-Reisebericht, der recht ironisch mit dem Blumen-Corso anfängt! Gut, daß Du auf eigene Rechnung herumschweifen und den Geist der Weltgeschichte an Dir vorüberziehen lassen konntest. Auch wir Ketzer werden andächtig in Rom. Meine Münzen in der Fontana Trevi haben noch nicht gewirkt; mögen die Deinigen kräftiger sein!

Doch halt — Du hast keine Zeit zu verlieren. Zur Sache! G .... wäre mir hochwillkommen, obschon ich lieber nicht den Mann von Olten gehabt hätte, um keine Parteigerüche aufkommen zu lassen. Wir müssen sorgfältig unsere ärztliche und nur ärztliche Gruppe bilden. Dann hat man ihm nachgesagt, er habe

zwar gut und schön, aber nicht sehr deutlich und ungebührlich lange gesprochen. Damit könnte man der Versammlung schaden. Wenn Du einen andern weißt, einen schneidigen Thurgauer oder Züricher, so nehme ich es dankbar an. . . . .

Noch eins! Wenn wir als erstes Tractandum einen schönen medicinischen Vortrag hätten, wäre es wohl gut und „akademisch"; auch würde dann die Diskussion Greulich nicht allzu breit ausfallen. Es kommt doch nichts Neues dabei heraus. Die Aufgabe, über das bis zum Ueberdruß Bekannte zu referiren, ist überhaupt undankbar. Kocher hat's befohlen und ich gehorche.

Sei mir herzlich gegrüßt!

Dein alter Sonderegger.

288. St. Gallen, den 10. Juli 1894.

Lieber Freund!

Es ist wohl an der Zeit, daß ich dir wieder Bericht über mein Befinden gebe. Vorher aber wiederhole ich meinen warmen herzlichen Dank für die treue Theilnahme und Hülfsbereitschaft, die Du mir erwiesen. Wie Du weißt, hat sich nach den 3 Wochen beständigen Hustens und gänzlicher Schlaflosigkeit und nach einem Schwanken der Herzthätigkeit mein Befinden sehr rasch gebessert und ich verfiel in eine Schlafperiode wie ein Neugeborener. Jetzt bin ich endlich den ganzen Tag außer Bette, aber noch ganz unfähig zu aller Arbeit, dumm, faul, schlotterig mit der schreibenden Hand und noch mehr mit den Beinen. Nach 8 Tagen gehe ich in die Reparaturwerkstätte Rorschach. Wie ein Abgebrannter lese ich die Ueberreste meiner geistigen Habseligkeiten zusammen. Auch von diesen sind viele angebrannt.

Ich dachte mir, wir sollten den Beschluß von Zürich beim Bundesrathe geltend machen. Unterdessen ist die Sache gegenstandslos geworden. „Heute noch auf stolzen Rossen" . . .

Dagegen habe ich Kocher vorgeschlagen, auf die Novembersitzung der Räthe eine Eingabe der Aerzte-Commission zu Gunsten des Zündholzmonopols zu veranstalten.

Sogar der Grütliverein hat das gethan und wir Aerzte sollten nicht dafür einstehen, sollten uns auch eine so gute Ge-

legenheit, „populärer" zu werden, entgehen lassen? Wenn Kocher nicht Zeit hat, mußt Du oder Schmid die Sache betreiben. Ich werde mich in der Nachhut halten und nicht mehr Präsident spielen.

Nochmals viele herzliche Grüße!

Dein alter Sonderegger.

289. St. Gallen, den 27. Oct. 1894.

Lieber Freund!

Bisher habe ich Dich an Aerzteversammlungen begleitet, wie die Erbsünde den Menschen, und ich gratulire Dir förmlich, daß Du das alte traditionelle Gepäck nicht schleppen mußt.

Man wird die „Sonderegger'schen Thesen" berathen. Der Name ist unrichtig, denn es sind gar nicht meine Thesen, sondern diejenigen der großen Experten-Commission. Sie stehen im Corr.-Blatte 1893 pag. 469. Die letzte These sagt: „Die Mitglieder der obligatorischen Krankenversicherung sind berechtigt, sich nach freier Wahl von einem am Orte practicirenden Arzte behandeln zu lassen."

Damit ist gesagt, daß es sich um fixe Taxen für jede einzelne Dienstleistung handelt: Bei Pauschalverakkordirungen wäre das ja unmöglich. Nun macht .... in Zürich noch weitere Ausführungen hiezu, wie man die Taxen feststelle ꝛc.

Ich mag das wohl leiden, halte es aber für überflüssig. Auch gehört es in die späteren Detailberathungen. Aber es ist überhaupt unklug, wie .... und wie die .... in ihrem Circular, immer vom Aerztehonorar zu reden und den Glauben zu erwecken, die Aerzte hätten ein anderes Interesse als die Krankenkassen, während diese Interessen sich genau decken. Absteigerungen des Kassen-Arzt-Dienstes schaden dem Kranken noch mehr als den Aerzten.

Den Aerzten thut man nichts zu liebe, gar nichts. Die Herren haben 1882 und den ganzen Impfkrieg schon wieder vergessen. Eine antisemitische Hetze gegen diese „Privatindustriellen mit hohem Einkommen", wie Greulich sagte, eine flotte Judenhetze mit dem Schlusse: Jetzt erst recht! Das wird das Ende der .... und der ....'schen Bestrebungen sein.

Man hat mich im Palais ausgelacht, als ich 1881 den Fall des Epidemiegesetzes voraussagte, und wird mich wieder auslachen, wenn ich zur Vorsicht mahne. Das sind die Doctrinärs, — ich kenne sie, die Frères-Orbans, die lieber umkommen als die Welt nehmen wie sie ist. Thue was Du kannst und was Du für richtig hältst. Ich kann jetzt nichts mehr sagen, als ein blödes „Dixi et salvavi animam meam".

Ferner bitte ich Dich, in meinem Namen bei der Aerzte-Commiss. zu klagen, daß man mir das Circular über Phosphor niemals zugeschickt. Ich kann austreten, wenn es gewünscht wird, aber bei lebendigem Leibe will ich nicht begraben sein.

Nach meiner Meinung sollte die Aerzte-Commission mit Forrer conferiren und fürsorgen, daß das Mögliche in einer nützlichen — nicht herausfordernden! — Form gethan werde.

Wenn man mir etwa das Präsidium wieder aufbinden wollte, so erkläre ich, es nicht zu nehmen, sondern sofort auszutreten; ich bin dazu nicht mehr gesund genug.

Die Kritiker von gestern sollen jetzt heute die Sache besser machen. Das ist nichts als billig.

Sei mir herzlich gegrüßt!

Dein alter Sonderegger.

290. St. Gallen, den 27. Decbr. 1894.

„Gefälligst umsteigen. Wagenwechsel! Ein bischen rasch! Schnellzug nach Nonagintasex!" Lieber alter Freund, man hört jetzt sein eigenes Wort nicht mehr vor allem Rufen und Geschrei. Allemal bei diesem Umsteigen lassen wir in der Eile einiges Handgepäck liegen, und wenn wir an unserer letzten Station ankommen, bleibt uns nichts mehr als das Schlafhemd. Die Werthsachen des Geistes sind unter Plombage über die Grenze gegangen. Wie viel als falsch protestirt und wie viel schließlich honorirt wird — ist Gott bekannt.

Umsteigen! Freund Elias; wie lange ich noch mit Dir reise, weiß ich ja nicht, aber daß ich glücklich war, mit Dir zu reisen, das weiß ich für mein ganzes Leben. Daß Du mit rührender Treue und Liebe Dich meiner erinnerst und mir beispringst wenn

ich in Noth bin, das habe ich im verflossenen Jahre ganz besonders erfahren — ohne darüber erstaunt zu sein. Nimm meinen warmen herzlichen Dank! Gott segne Dich im neuen Jahre und erhalte Dein Herz warm und Deinen Kopf kühl; er bewahre Dir die weiche wohlthuende Hand und die stählerne Constitution!

Schenke mir auch im neuen Jahre Deine Freundschaft und sei mir herzlich gegrüßt! Glückliche Feiertage!

Dein alter Sonderegger.

291. St. Gallen, den 9. Febr. 1895.

Lieber Freund!

Nach 3 Wochen krieche ich aus dem Bette. Meine Frau lag auch. Wir hatten Influenza; ich machte auch eine kleine Pneumonie durch. Von Bangigkeiten wie voriges Jahr keine Spur. Aber schwach bin ich, und dumm, ganz zerfasert.

Für Deinen Semmelweis herzlichen Dank. Es ist ein treffliches Bild. So milde, ruhig, gütig hat er uns angeblickt. Der geistige Ausdruck ist gut gegeben — auch die stille Energie des ganzen Mannes kommt da zur Geltung. Der Dargestellte und der Geber machen mir das Bild lieb.

Nach Bern gehe ich nicht. Mit der Adresse bin ich einverstanden und glaube, man könnte die selbstverständliche Sache auch auf dem Circulationswege erledigen. Aber es reißt ein sehr bureaukratischer Ton ein. .... sehnt sich vor allem nach einem Reglement für die Aerzte-Comm.

Deine Strapazen und Sorgen gehen mir sehr zu Herzen. Gott gebe Besserung allerwege, und Dir wieder Nächte mit Schlaf. Grüße mir Deinen hochachtbaren Bruder und ebenso Freund Reiffer.

In Liebe und Treue Dein alter Sonderegger.

292. St. Gallen, den 14. April 1895.

Lieber Freund!

Hast Du Deine Charfreitags-Musik genossen? Ich hoffe ja, und wünsche, daß Du Dich in göttlichen Melodien gesund und

muthig gemacht habeſt. „Willſt Du in meinem Himmel mit mir leben — So oft Du kommſt, er ſoll Dir offen ſein". Glücklicher Mann. Genieße was Dir Gott beſchieden! Genieße es noch viele Oſterfeſte und bleibe jung dabei!

Ich werde alt und komme heute wie eine Diſſonanz, die alle Harmonie bedroht. Nach vielem Schreiben und Telegraphiren an .... ſende ich inliegenden Brief an Schmid. Wenn wir die ganze Krankenkaſſenfrage verſchleppen wollen, bloß weil die Herren nicht Zeit haben ...., dann trete ich ganz beförderlich aus, aus dem Ausſchuſſe und aus der Aerzte-Commiſſion, weil ich die Verantwortung auch nur für mich, nicht übernehmen kann.

Ich bitte Dich um Rückſendung der Inlagen und grüße Dich herzlich! Dein Sonderegger.

293. St. Gallen, d. 18. April 1895.

Lieber Freund!

Meine warme herzliche Condolenz beim Hinſchiede deines lieben Bruders! Dich darf auch das Bewußtſein tröſten, ihm in guten und böſen Tagen ein treuer Freund geweſen zu ſein. Wir ſind Schiffbrüchige auf dem Ocean der Welt, und wenn die Woge wieder einen vom Brette hinabſpühlt, erſchüttert es uns; wenn dieſer vollends unſer Bruder, ja unſer treuer Freund geweſen, hilft uns nur die Ergebung in den Willen Gottes, und die Gewißheit, auch einmal unterzutauchen, mit allem Schmerz und aller Freude, aber auch mit allen Täuſchungen unſers Daſeins.

Gott gebe dir Troſt!

Nun komme ich, unzarterweiſe, auch noch mit einem geſchäftlichen, aber deiner nicht unwürdigen Kummer ....

Mit herzlichen Grüßen und in Liebe

Dein alter Sonderegger.

294. St. Gallen, den 10. Juli 1895.

Lieber Freund!

Die Unglücksbotſchaft von Schenk[1] hat auch mich tief erſchüttert. Ich habe wegen des Alters meine ſchweren Bedenken.

[1] Bundesrat Schenk, der hochverehrte Chef des eidgenöſſ. Depar-

Der war bene meritus! Hätten wir einen Andern gehabt, so ständen wir jetzt lächerlich schlecht, schändlich elend. Der Mann hatte ein Herz für alles Menschliche. Das Herz hat seinen Kopf erleuchtet und darum war dieser heller als irgend ein dialektischer Staatskopf, besser als irgend ein Systempolitiker. Wenn er stürbe, müßte Kocher mit zwei Collegen die Aerzte-Comm. officiell vertreten. Der Centralverein hat dabei nicht mehr zu thun, als die Suisse romande. Das Herz und der Kopf des Corr.-Blatt-Redactors wäre allerdings in hohem Maße betheiligt, aber persönlich — eigentlich auch collectiv, denn das Corr.-Blatt ist von jeher der wirkliche und regierende Präsident der schweiz. Aerzte.

Du scheinst abgehetzt und müde zu sein, und hast Ferien nöthig. Die Sehnsucht nach einem neuen Heft für die Biographie ist menschlich und bescheinigt in aller Form, was wir Anderen schon lange wissen: Dein ideales Streben. Eine richtige Menschenseele ist sehr selten mit sich selber zufrieden. Durch Irren zu lernen ist unser Loos, und so wie wir weise werden, sterben wir. In Volkmann's Märchen sollte die Alte, die sich in der Weibermühle verjüngen lassen wollte, alle Dummheiten auch wiederholen — da wollte sie lieber nicht gemahlen sein. Geht's uns Sanitätsräthen etwa anders? Ein anständiger Mensch ärgert sich zuweilen über sich selber, — ein unanständiger beständig über Andere. Für Deinen Kummer möchte ich Dir Schlafen und Essen und ein paar Wochen absoluter Ferien anrathen.

Könnten wir nicht im August, wenn Du die St. Galler abwägst,[1] einen Abend in Rorschach zubringen? Ich werde dort sein. Gelegenheit zum Schlafen ist reichlich da, und Züge fahren früh und spät nach St. Gallen. Ich lag wieder mit Seitenstechen zu Bette, kam aber mit einigen Tagen Arrest weg.

Sei doch so gütig, mir Dein Absteigequartier anzugeben, wann Du nach St. Gallen kommst, damit ich Fühlung mit Dir behalte.

Mit herzlichen Grüßen

Dein alter Sonderegger.

---

tement des Innern, hatte eben einen schweren Unfall erlitten, dem er 10 Tage später erlag.

[1] Sanitarische Rekrutenprüfung in St. Gallen.

295. St. Gallen, den 1. Sept 1895.

Lieber Freund!

Dieſes Bild iſt nach meiner Meinung ganz gut.[1] So ſchaute Schenk drein, wenn man vor ihm ſaß und ihm ein Anliegen vortrug; ſo auch, wenn er eine Commiſſion präſidirte. Der geiſtige Ausdruck iſt gut, die Technik des Bildes ſehr gut, hoch erhaben über dem Klex d. d. 1. Auguſt. Ich werde gewiß nicht wieder ſchimpfen und verſpreche anſtändige Aufführung.

Von Rorſchach werde ich Montag d. 2. zurückkehren. Es geht mir ausgezeichnet. Dir wünſche ich baldige und ſehr gute Ferien. Du haſt noch eine langjährige Aufgabe vor Dir und brauchſt Kräfte; ich bin wie der alte Joggi in Gotthelfs Uli, ſitze auf dem Stallbänkli, rauche mein Pfeiffli, wackle am Stecken ums Haus und drangſalire meine Angehörigen. Daß ich Dich bei Anlaß dieſes Bildes ſo ſehr geplagt habe, thut mir aufrichtig leid.

Tauſend herzliche Grüße! Dein Sonderegger.

296. St. Gallen, den 17. Oct. 1895.

Mein lieber Freund!

Meine Antwort kommt ſpäter als gewöhnlich. Ich mußte mir Deine Corr.-Blatt-Mittheilung[2] zurechtlegen. Sie hat mich erſchreckt. Du biſt zu ſubjectiv geweſen, und es haben die allerwenigſten unſerer Collegen eine ſo gute Meinung von mir wie Du. Dem ſehr ehrenwerthen Redactor iſt das Herz mit dem Kopfe durchgegangen. Gott erhalte Dir die Illuſion ſo lange ich lebe! Deine Freundſchaft und Dein mildes Urtheil erleichtert mir manchen Aerger, den ich über mich ſelber habe.

An meinem 70. Geburtstage bin ich mit Gott und der Welt zufrieden — aber mit mir nicht. Unrecht habe ich nie gelitten; wenn ich in's Pech kam, war's redlich verdient. Ich bin froh, wenn meine lieben Angehörigen mich gefeiert haben und ich in aller Stille meinen Weg wandern kann. Nachdem Du dem alten Centralverein-Präſes ſo viel Ehre erwieſen, mußt Du ohne

[1] Lichtdruckbild von † B.-R. Schenk im Correſpondenz-Blatt für Schweizer Ärzte.

[2] Vergl. Corr.-Bl. f. Schweizer Ärzte 1895, pag. 670.

Weiteres auch den Mitgliedern allen Deine Aufmerksamkeit beweisen und eine feierliche Versammlung abhalten. Ich würde „die Spitzen der Behörden" von Olten einladen, ebenso Bundesrath Deucher; angenommen, daß er komme. Das hat Dir auch vorgeschwebt, als Du zur „Jubelfeier" im Circular eingeladen.

Ueber eine Ausschußsitzung wäre auch ich in Verlegenheit. Die große Ehre des „Ausschusses des Centralvereins" besteht darin, in der schweizerischen Aerzte-Commission aufgegangen zu sein. Die guten Confrères romands sind gebeten, es auch so zu machen. Eine Commission ohne Tractanda wäre Deiner nicht würdig.

. . . . Ich danke Dir von ganzem Herzen für Deine liebenswürdige Gesinnung und grüße Dich in treuer Freundschaft!

Dein Sonderegger.

297. St. Gallen, den 23. Oct. 1895.

Mein lieber Freund!

Brief, Telegramm, Blumenspende, amtlich und privatim! Ich sehe wohl, Du konntest Dir selber gar nicht genug thun. Es wäre Sünde gewesen, Dich, den Vielgeplagten, einen Tag lang Deinem Wirkungskreise zu entziehen, sonst hätte ich Dich mitgenommen nach Rorschach, wo ich im Familienkreise einen sehr frohen und bewegten Tag verlebte. Bänziger war selbstverständlich auch da. Ich bin gestern mit Beweisen des Wohlwollens und der Teilnahme so überschüttet worden, daß mir ganz angst wird. Ich weiß ja nicht, womit ich so viel Güte verdient, und ebenso wenig, wie ich sie verdanken oder gar erwidern soll. Ich habe in Briefen und in der Zeitung meine Leichenpredigten erhalten und es ist formell nicht correkt, daß ich noch lebe. Nun — ich lebe aber gerne, so lange Gott mich krabbeln läßt. Der Reiz des Daseins liegt schließlich in der Freundschaft lieber guter Menschen, die uns selber heben und besser machen. Diese Aufgabe hast du redlich an mir erfüllt. Bleibe mir treu so lange ich lebe und sei meiner Liebe und Hochachtung versichert!

Dein alter Sonderegger.

298. St. Gallen, den 4. Decbr. 1895.

Mein lieber Freund!

Du haſt mir mit der Ueberſendung der hier wieder zurückfolgenden Briefe einen Beweis von Vertrauen gegeben, den ich hochſchätze, und deßhalb auch nicht mißbrauchen werde. Dieſe Lectüre hat mich wehmüthig geſtimmt. . . . .

So viele ſtarke Geiſter ſind Ptolemäer, Centrum ihrer Welt, um die ſich alles drehen muß, wenn nicht Kataſtrophen eintreten ſollen. Glücklicher ſind gewiß die Copernikaner, die mit Bewußtſein ſich in die unendliche Zahl der Trabanten einreihen und mit Schwung um ihre Centralſonne kreiſen, um ihr unerreichbares Ideal, das ſie bewegt, erleuchtet und erwärmt. Die Kehrſeite der Reſignation, kein Weltcentrum zu ſein, iſt ein geſunder Humor, der mit vielem verſöhnt, was ſonſt zur Verzweiflung treiben könnte.

Ueber Dich war ich keinen Augenblick im Zweifel. Ich hätte es nicht begriffen, wenn Du gegangen wäreſt, nicht wegen Deines ſchönen Hauſes, ſondern wegen Deiner Seele. Jetzt biſt Du ein ganzer vielſeitiger Menſch, feſt verwachſen mit ſehr vielen tüchtigen Menſchen und wichtigen Lebensbeziehungen. In M. würdeſt Du bald zu einem Chirurgen auswachſen — und dabei verbleiben. Das iſt nicht für Dich. Du mußt die Chirurgie beſitzen; Dich darf die Chirurgie nicht haben, wenigſtens nicht ganz. Wenn Du nur einmal Deinen bureaukratiſchen Diviſionsarzt verabſchiedet hätteſt. Wenn dieſer Ballaſt hinaus iſt, wird der Ballon leichter und höher ſteigen. Die Examinatorſtelle würde ich nicht fahren laſſen, die iſt geſund. Ich habe die meinige ſeiner Zeit ungern verloren. Es war für Guillaume und für mich die Strafe, daß wir im Falle Fritz Müller frondirt haben. Nachdem dieſe Sünde geſühnt war, hat mir der liebe große Herr[1] ſein Vertrauen und ſein Wohlwollen wieder ungeſchmälert zugewendet.

Nun, Gott befohlen, lieber Freund!

Dein Sonderegger.

---

[1] Bundesrat Schenk.

299. St. Gallen, d. 25. Decbr. 1895.

Lieber Freund!

Mit einer Carte kann ich es nicht abmachen, obschon ich nicht mehr zu sagen habe, als auf einer Carte Raum fände: herzlichen Dank für Deine treue Freundschaft, und warme Glückwünsche für Dich persönlich und für Deinen Beruf! Es ist schön, mitten im Gedränge, selbst im Kampfe zu stehen. Mögen Dir Erfolge beschieden sein, die Dich erfreuen und ermuthigen! Sei mir herzlich gegrüßt! Gott befohlen! Dein

Sonderegger.

300. St. Gallen, den 12. Febr. 1896.

Lieber Freund!

Herzlichen Dank für Deine Zusendung, die unsern Verkehr wieder herstellt. Ich war drauf und dran, Dir dieser Tage zu schreiben, weil ich Dich bitter vermißte. Gehts Dir gut? Du fährst noch „Voll-Dampf voraus!" wie Wilhelm II. sagt, und hast 1/4 Jahrhundert zum besten vor mir, der ich abgewirthschaftet habe. Wie viel Gutes kannst und wirst Du unterdessen thun! Mögest Du in Deinen alten Tagen auch einen jungen, feurigen Elias finden, der Dir so lieb und hochachtbar ist, wie mir der meinige!

Ich bin wohl und habe beständige Ferien, die mich nicht leistungsfähiger machen. Edler Araber rennt wegen seines Feuers, Ackergaul wegen seiner Peitsche. Es ist nur gut, daß diese fehlt.

Uebrigens meine Hausaufgabe[1]: Ich möchte als Fußnote anführen, daß die Aerzte ganz Recht haben, ausgenommen mit der Erhöhung ihrer Taxen. Das macht sich schlecht und schadet dem Stande, zumal jetzt.

Wichtiger ist ein anderer Punkt. Ich würde den Namen .... streichen und nicht zum vorne herein einen gut geheizten Opponenten für den Nationalrath bestellen. Hat sich .... im Rathe ungünstig ausgesprochen, so bleibt Zeit genug, ihn zu bekämpfen; es geht ja nicht alles in einer Session und bei beiden

[1] Begutachtung einer Standesangelegenheit.

Räthen. Daß der Bundesrath uns günstig ist, und daß der Forrer'sche Motivenbericht ohne Widerrede auf dem bundesräthlichen Standpunkt die freie Aerztewahl empfiehlt, das müssen wir hoch anschlagen und das Erreichte nicht muthwillig gefährden. Man kann durch einfache Streichung der Taxerhöhung und des .... im Nationalrath den Artikel unschädlich machen. Bessere „Feuerdisciplin" wäre schon, jetzt gar keinen Schuß zu thun, aber Munition zu sammeln, auch diesen Schuß. Deine Redactorengewandtheit, . . . wird sich zu helfen wissen.

In alter Freundschaft und mit herzlichen Grüßen

Dein Sonderegger.

301. St. Gallen, den 19. April 1896.

Mein lieber Freund!

Das kommt Dir wohl, daß Du nicht neben meiner Hausthüre wohnst; Du würdest bitter ernüchtert von der schönen Vorstellung, die Du von mir hast. So auf gehörige Entfernung, wie ein Fresco-Gemälde, bin ich am besten. Während ich mir also für Deine freundschaftlichen Illusionen Deine Genesung nicht wünsche, hoffe und wünsche ich von Herzen, daß Deine leiblichen Gebresten bald wieder gut werden.

Zehnders Tod geht mir nahe. Ich habe an Lotz geschrieben, der nach seiner ganzen Geistesverfassung Zehnder ähnlicher war als ich, und der die Aufgabe besser lösen würde. Wenn Lotz nicht will, dann werde ich mein Scherflein sofort einlegen. Der gute Wille muß es machen.

Daß die Aerzteversammlungen durch die „Aerztetage" Noth leiden müssen, ist keine Frage. Die klinischen Besuche sind seit Jahren das Beste; Vorträge, die man noch besser lesen als hören kann, sind kein Bindemittel und kein Belebungsmittel für Aerzte und wir werden uns auf Diskussionsthemata und auf — die gemüthlichen Bankette verlegen müssen. Hagenbach-Röntgen genügt vollständig. Als Sardellenbrödchen noch etwa eine Initiative aus dem Volke, oder von Dir. Glaube Du nur nicht, daß Du etwas versäumt habest. Die ganze langsam sich vollziehende Schwenkung liegt in der Natur der Dinge.

Ich habe nicht den Muth, nach Basel zu gehen und werde überhaupt „meine Pfeife einstecken".

. . . . Meine Frau und ich haben uns glücklich durch den Winter geschlagen und ich bin wohl — aber kurzathmig! Ein lumpiger Catarrh kann mich in Frage stellen.

Sei mir herzlich gegrüßt, Du und Dein Haus!

Dein Sonderegger.

302. St. Gallen, den 26. April 1896.

Lieber Freund!

Hier kommt endlich das Nekrologli. Ich hoffe es sei nicht verspätet, wenn es auch am 15. Mai kommt. Dann aber! Ich hätte so gerne Zehnder und seine Zeit gezeichnet, gelobt ohne zu schmeicheln, getadelt, ohne mich zum Todtenrichter aufzuwerfen, und die ärztlichen Leser erwärmt: aber das ist für mich zu schwer. Ich möchte mein Leben noch einmal anfangen — um in der zweiten Auflage wenigstens andere Druckfehler zu haben.

Ich freue mich sehr, Dich wieder zu sehen und grüße Dich herzlich! Dein Dr. Sonderegger.

Anhang.

Gott und Unsterblichkeit.

Ein Glaubensbekenntnis.[1]

1. Die Welt des Menschen ist genau so groß wie seine Erkenntnis derselben; sie ist genau so beleuchtet und gefärbt, wie sein Auge sie wahrnimmt. Sie war viel kleiner vor Kolumbus und ebenso vor Volta. Die westliche Hemisphäre und das große Gebiet des Elektrogalvanismus war nicht vorhanden, ebensowenig die Chemie der Erde und des Himmels oder die mächtige Welt der mikroskopischen Gebilde. Sogar das Universum ist ganz anders geworden als es für Abraham und Homer, ja für die Menschen des vorigen Jahrhunderts gewesen. Die Astronomie hat Größen, Entfernungen und Zeitperioden entdeckt, d. h. für uns geschaffen, die früher gar nicht vorhanden waren. Der moderne Mensch hat gegenüber seinen Vorfahren gewissermaßen ein Sinnesorgan mehr, die wissenschaftliche Naturbeobachtung hat eine größere Welt. Diese Welt wird immer größer und heller werden, in dem Maße als der Mensch mehr wahrzunehmen lernt.

2. Die Physik ist Psychologie der Materie, Psychologie ist Physik des Menschenhirns. In beiden Fällen sehen wir Wirkungen und glauben wir an eine Ursache derselben.

3. Zeit, Raum und Ursache (Kausalität) sind Anschauungsformen, Denkgesetze über welche der Mensch

[1] Die nachfolgenden Glaubenssätze fanden sich im Nachlaß Sondereggers. Sie wurden geschrieben im Jahr 1895, also von dem Siebzigjährigen, und trugen auf dem verschlossenen Umschlag die Aufschrift: „Schulaufsätze des Gymnasiasten J. Laurenz Sonderegger."

nicht hinaus kann. Es gibt keine bloß leibliche Wahrnehmung, die Auslegung und geistige Verarbeitung erst macht den Sinneseindruck zur Wahrnehmung. Die Auslegung und geistige Verarbeitung bildet ebensosehr unsere Welt als es die Sinneseindrücke tun. Wir legen unsere Anschauung in die Welt hinein, geben ihr die Form und Farbe und Bedeutung, die wir ihr nach unserer Wahrnehmungsfähigkeit geben müssen.

4. Die menschlichen Anschauungen und Denkgesetze scheinen wirklichen Verhältnissen zu entsprechen, weil kosmische Vorgänge ganz genau nach menschlicher Berechnung eintreffen. Für den Tautropfen ist die Sonne genau so, wie sie sich in ihm spiegelt. Das kleine Bild eben entspricht der wirklichen Sonne, der unermeßlichen.

5. Die höchste, schließlich einzige Kausalität ist Gott. Wie die Anschauungsform von Raum und Zeit, so legen wir auch das Bedürfnis der Kausalität aus unserm Geiste in die Welt hinein und ordnen diese darnach. So wenig wir uns etwas vorstellen können, was nicht im Raum oder in der Zeit wäre, so wenig können wir uns etwas denken, was keine Ursache hätte. Wie aber jede Erscheinung ihre Ursache und diese wieder ihre Ursache hat, so können wir die Reihe ins Unendliche fortsetzen, und wenn wir davon ermüdet zusammenbrechen, müssen wir die letzte, für uns noch erreichbare Ursache Gott nennen.

6. Gott kann nur mit menschlichen Eigenschaften gedacht werden, weil wir überhaupt keine anderen kennen; die Vergrößerung derselben ins Unendliche bildet unsern Gottesbegriff; dieser ist das getreue Abbild des Menschen. Der dumme Fetisch des Wilden, der boshafte Zauberer des Halbwilden, der schöne, lustige Griechengott, der rein menschlich handelnde Gott Israels, der bald milde ist, bald zornig, der mit sich reden läßt, den sogar etwas gereuen kann, was er getan, und dann der väterlich gesinnte, erhabene Gott, den Christus offenbart: alle diese Gestalten sind die Ebenbilder der jeweiligen Menschen. Der frömmste Christ unserer Tage kann seinem Gotte keine anderen Eigenschaften beilegen, als rein menschliche in unendlichem Maße: Allmacht, unendliche Güte, absolute Weisheit. Mit der geistigen Entwicklung des Menschen wird auch das Bild seines Gottes größer, aber

anders wird es nie, es bleibt rein menschlich. Der jetzt sogenannte Monismus ist eine Rückkehr vom allweisen Christengotte zum Fetisch, der bewußtlosen Kraft, die wir aller Materie zuschreiben.

7. Der Gottesbegriff umfaßt alle physischen und geistigen, also auch alle sittlichen Kräfte, die der Mensch kennt: Gott ist nicht nur allgegenwärtig und allweise, sondern auch allgütig. Wir können uns Gott nicht schwächer, nicht törichter, nicht ungütiger vorstellen als einen Menschen; wir sind zum Gegenteile gezwungen, wenn wir überhaupt einen Gottesbegriff haben wollen.

8. Kein geistig hochstehender Mensch würde Bedürfnisse schaffen, die er nicht zu befriedigen gedächte, einen Hunger der niemals gestillt werden soll, einen Durst, der mit dem Verschmachten endet, eine Hoffnung, die keine Erfüllung hat, eine Sehnsucht nach dem Unmöglichen. Soll der Gott, den wir uns denken müssen, dümmer und schlechter sein als ein rechtschaffener Mensch? So gut wie die mathematischen Anschauungen des Menschen ihre Rechtfertigung finden in den Bewegungen des Universum, so findet das Kausalbedürfnis des Menschen seine Rechtfertigung und Begründung im Gottesbegriffe, zu dessen wahrnehmbaren und begreiflichen Merkmalen auch die Güte gehört, die Liebe, die schon in jedem Menschenherzen wohnt. Es ist widersinnig anzunehmen, daß die unendliche Liebe im Menschen Hoffnungen erwecke, die sie niemals zu erfüllen gedenkt. Der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele ist eine Funktion des Menschengeistes, genau so berechtigt, wie der Glaube an die Mechanik der Sternenwelt oder an die Mathematik des Menschenhirns. Subjektiv ist alles. „Aller Dinge Maßstab ist der Mensch." So wie dieser einmal ist, muß er alle seine Kräfte und Tugenden potenzieren um sich seinen Gottesbegriff zu gestalten, nicht bloß einzelne.

9. Der würdigste Gottesbegriff, das heißt derjenige, welcher der höchststehenden Weltanschauung entspricht, ist der christliche, die Versöhnung des Menschen mit Gott, der nicht als blindes Naturgesetz und stummes Fatum, sondern als liebender Vater gedacht wird, dem der Mensch sich bedingungslos hingibt, als sein Kind.

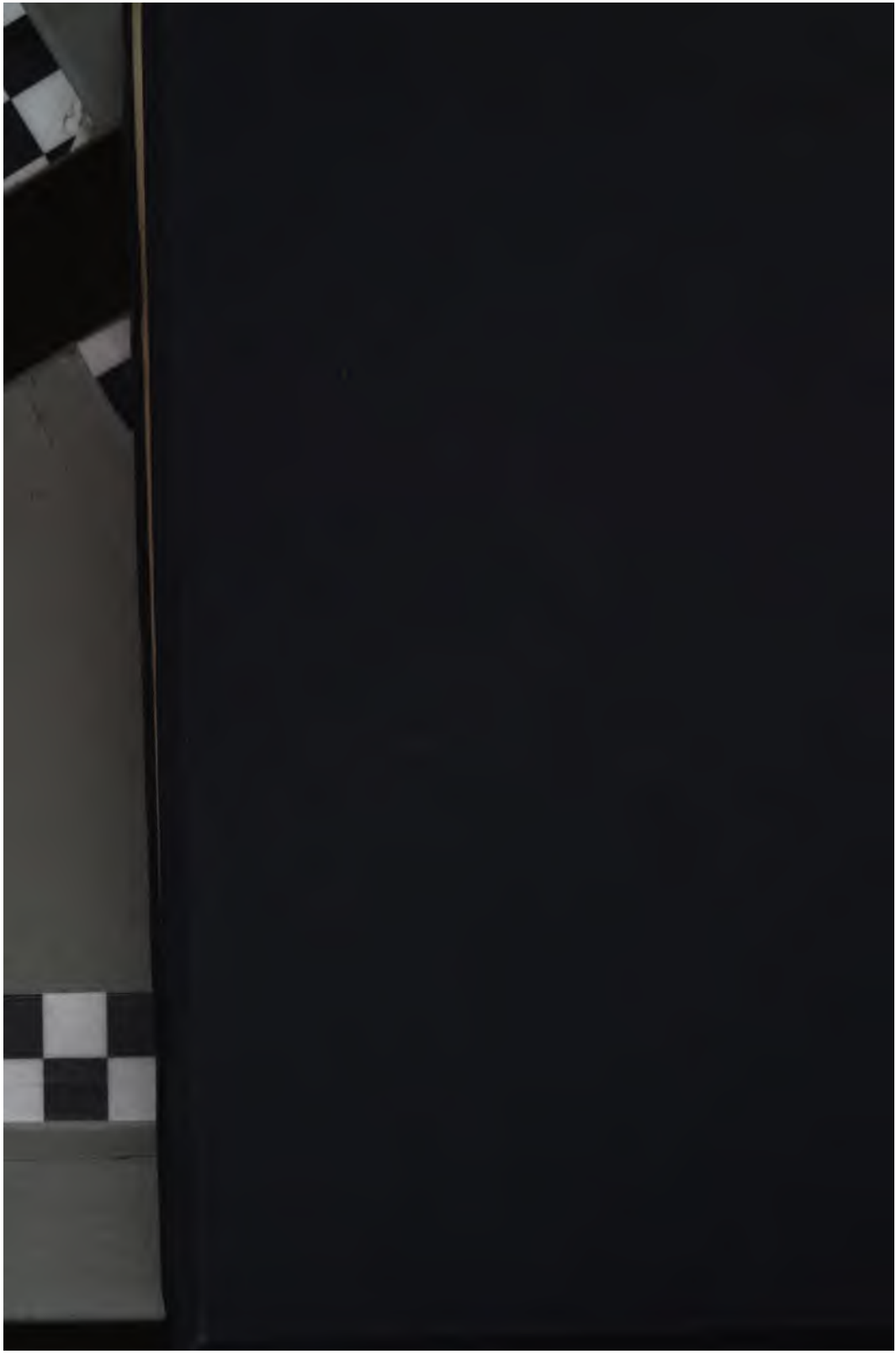
10. Wird dieſes Kind ewig leben? Der alten ptolemäiſchen Weltanſchauung von der feſtſtehenden Erde als Zentrum der Welt entſpricht die pſychologiſche Anſchauung vom Ich, von der Perſönlichkeit. Aber unter den ſogenannten Beweiſen für die Unſterblichkeit der Seele iſt wohl der ſchwächſte der, welcher auf das Ich, auf das perſönliche Bewußtſein begründet iſt. Erſtens hat dieſes einmal angefangen, alſo muß es auch einmal aufhören, und zweitens iſt es ſehr veränderlich, entwickelt ſich mit dem Säugling, ſteigt und fällt mit den Lebensſchickſalen, mit dem Glück und mit dem Unglück, mit der Geſundheit wie mit der Krankheit des Menſchen; jede Berauſchung kann es bis zur Unkenntlichkeit entſtellen und in ganz auffallender Weiſe zerbröckelt es bis zur Auflöſung bei Geiſteskranken und beim Greiſenblödſinn. Das gewaltigſte, genialſte Ich iſt nicht ſicher vor dieſem Zerfall. Ja noch mehr. Jede Nacht voll geſunden, tiefen Schlafes taucht uns bei lebendigem Leibe in die Bewußtloſigkeit des Todes, oder verrückt unſer perſönliches Bewußtſein ſo, daß es ein weſentlich anderes wird: im Traume. Es gibt keinen Beweis für die Unſterblichkeit der Seele außer dem Glauben an einen weiſen, gütigen, väterlichen Gott; chriſtlich ausgedrückt: „Vater in deine Hände befehle ich meinen Geiſt.“

11. Der Unſterblichkeitsglaube iſt für die größtmögliche Zahl von Menſchen die denkbar beſte Methode, das Leben von einem hohen, verſöhnenden Standpunkte anzuſchauen, „sub specie aeternitatis“ vom Standpunkte des Ewigen, ſagt Spinoza. Der Monismus iſt nicht mehr, als die Umſchreibung der Tatſache, daß wir Stoff und Kraft nicht von einander trennen, nicht eines von beiden allein denken können, auch deswegen nicht, weil unſere Sinne niemals Ideen ohne Körper oder Körper ohne Ideen wahrnehmen. Wir kennen keine abſtrakte Seele, auch keinen Leib allein; dieſer iſt nur Kadaver, kein Menſch. So können wir uns Gott weder als reinen Geiſt, noch als Materie denken, er iſt — für uns Menſchen — beides zugleich. Die Welt iſt ein Wort Gottes, ein Ausfluß Gottes, die einzige für uns wahrnehmbare Offenbarung Gottes unter unendlich vielen. Alles, was wir Kraft nennen, iſt ein Urteil, die Auslegung eines Sinneseindruckes, das Spiegelbild desſelben, wie es im Menſchenhirn

erscheint. Ob der Spiegel plan, concav oder convex, oder gar astigmatisch sei — das wissen wir nicht. Das in der Materie liegende Gesetz ist vom Menschen in dieselbe hineingelegt, und wir gelangen beim Monismus zum Bekenntnisse: es besteht nichts als die Materie, und diese — ist nun einmal so, von Ewigkeit zu Ewigkeit, ohne Bewußtsein und ohne weitere Ursache. Ein Bauer, der im Eisenbahnwagen über den interessanten Bau der Lokomotive reden hörte, erklärte unbefangen: das kann ich ganz gut einsehen und verstehen; es kommt alles nur von der Schnelligkeit der Räder! Damit war er beruhigt. Der gemeine Verstand geht lieber einen Schritt weiter und sagt: die letzte Ursache ist Gott und aus diesem ist nicht nur eine Welt, sondern auch eine menschliche Anschauung der Welt hervorgegangen, ihm kann ich nicht entrinnen und ich will es auch nicht.

12. Die Bekenner der christlichen Religion beherrschen die Welt, gleichviel, ob nun die intelligentesten Völker Christen geworden seien oder ob die Christen als solche die höchsten Kulturstufen erreicht haben. Da der Unsterblichkeitsglaube vom Christentum vorausgesetzt und durch dasselbe bestätigt wird, läßt sich seine große soziale Bedeutung nicht bestreiten.

13. Der Unsterblichkeitsglaube ist ein Trost im Leben und im Sterben für Millionen, die sich nicht zur bedingungslosen Resignation von Gethsemane erheben können; ob er die sozialen Zustände eines Volkes verbessere, ist wenigstens fraglich. Sowohl das Mittelalter als auch die strenggläubigen katholischen Staaten der Gegenwart zeichnen sich nicht aus durch menschenwürdiges Dasein und christliches Leben. Den größten sozialen, irdischen Vorteil haben die ehrlichen Makler von der Priesterschaft und die jeweilen herrschenden Klassen; diese wirtschaften so, als gäbe es kein ewiges Leben, und muten ihren Mitmenschen zu, im Hinblick auf jenes sich einstweilen ein bißchen mißhandeln zu lassen.

14. Der Glaube des Menschen darf nicht ausgebeutet und nicht mutwillig beschädigt werden. Jeder erfaßt von Gott so viel als er kann und es ist ein schweres Unrecht, ihm sein religiöses Besitztum zu zerstören, ihm Zweifel und Unglauben beizubringen. Beides ist berechtigt da, wo es

durch eigene Gedankenarbeit entſtanden, beides iſt verderblich, wo es unvermittelt dargeboten wird. Der ſelbſtändige Zweifler gelangt ſchließlich zur Wahrheit und zur Seelenruhe, der mit Unglauben Getränkte geht an ſeinem Gifte zu Grunde. Es iſt grauſam, jemandem ſeine Uhr wegzunehmen, der nicht im ſtande iſt, die Sterne zu ſehen, nach denen er ſeine Zeit und ſeinen Weg beſtimmen kann. Dieſe Uhr war ja doch angewandte Aſtronomie und heilig, weil ſie auch dem unbewaffneten Auge die ewigen Geſetze des Himmels und der Erde verſtändlich gemacht hat.